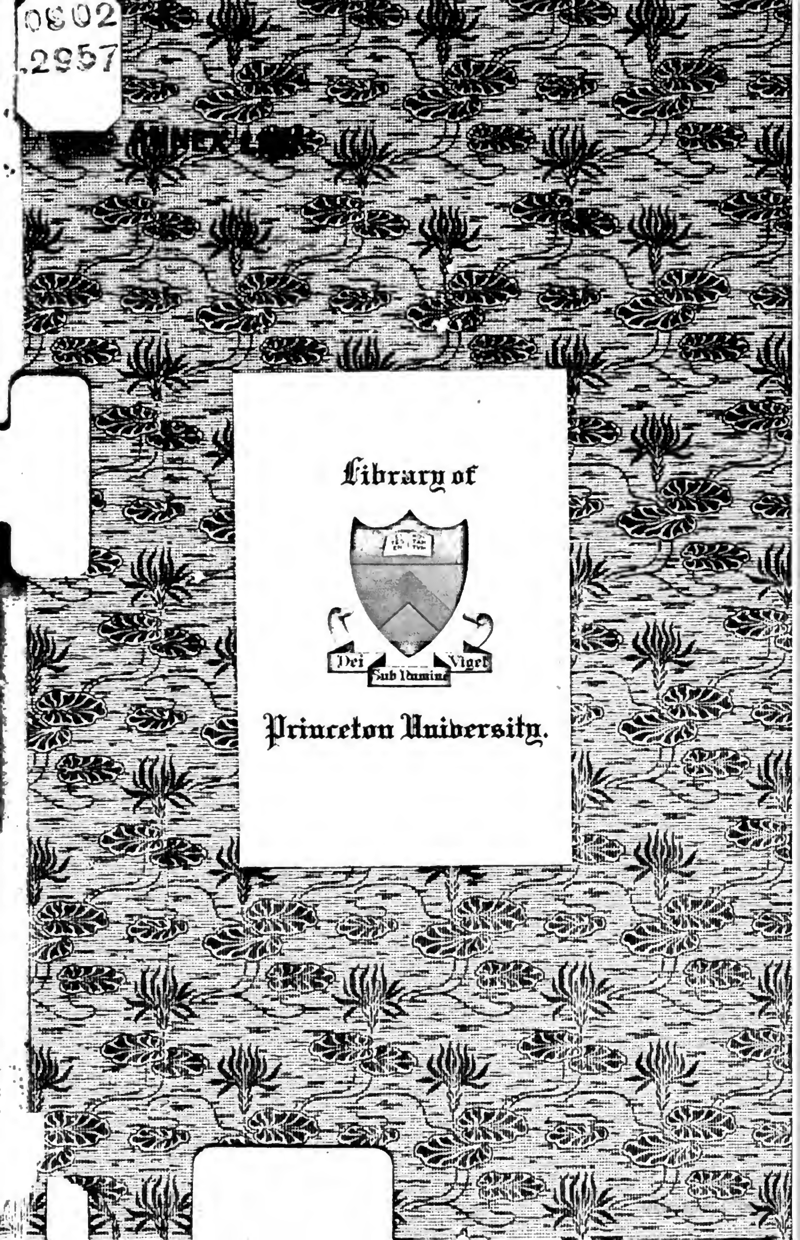
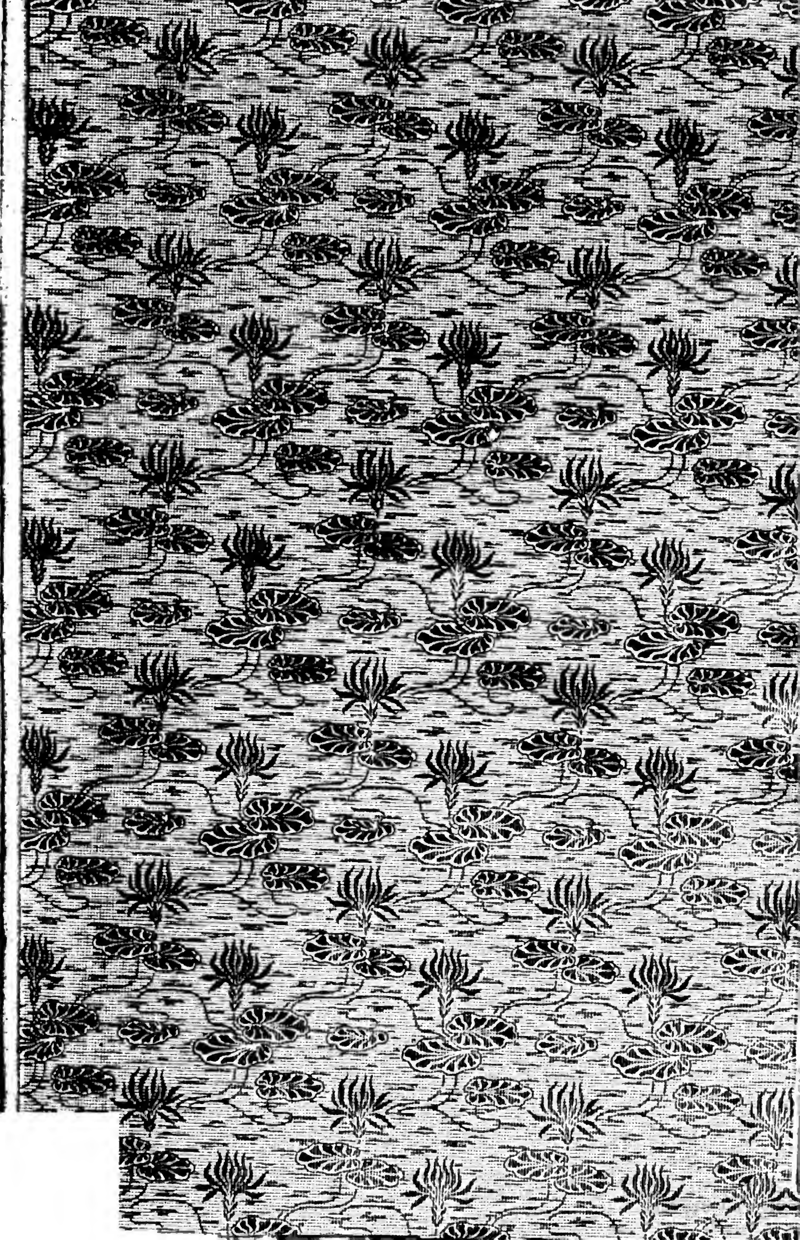
Deutsche Revue


0802
.2957
Library of
Dei Sub numine Viget
Princeton University.



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1902



Otto Sauermann

Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(Juli bis September 1902).

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Fürst Hohenlohe als Reichskanzler.

Von einem unabhängigen Politiker.

Am 23. Oktober 1894 hatte Graf Caprivi um seine Entlassung gebeten, am 27. Oktober wurde dieses Gesuch von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigt, und unmittelbar darauf erfolgte die Ernennung des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, des seitherigen kaiserlichen Statthalters von Elsaß-Lothringen, zum Kanzler des Reiches.

Das deutsche Volk atmete auf, wie befreit von schwerem Alp. Allein es darf gerechterweise nicht vergessen werden, daß in der Freude über Caprivis Sturz doch im allgemeinen dem General Caprivi die Ehre nicht erwiesen wurde, die ihm gebührte. Dieser altverdiente Offizier hatte gegen den eignen Wunsch und nur dem Befehl seines Königs und obersten Kriegsherrn gehorsamend ein mühseliges und undankbares Amt übernommen. Denn die ganze Welt stand noch unter dem Banne der Erinnerung an seinen Vorgänger Bismarck, einen der genialsten Staatsmänner aller Zeiten, und seine Erbschaft im Reichskanzlerposten wäre auch einem Größeren zur schweren Bürde geworden. Die Treue aber, die dieser mäßige Staats-, aber tadellose Ehrenmann und brave Offizier allezeit seinem Herrn und Kaiser bewiesen, hat etwas Heldenhaftes an sich, das die Geschichte, sie möge die politischen Fähigkeiten Caprivis einschätzen, wie sie wolle, nie vergessen wird.

Am 27. Oktober also war die Ernennung des Fürsten Hohenlohe erfolgt. Dem Berufshistoriker möge es überlassen bleiben, die Motive zu erforschen, die Seine Majestät den Kaiser veranlaßten, diesen hervorragenden und erfahrenen Diplomaten mit dem treuen deutsch-patriotischen Herzen, fraglos den einzigen Mann im Reiche, der fähig war, aus Bismarcks starker Hand das Steuer des Staatsschiffes ohne Gefahr verhängnisvollen Abtreibens zu übernehmen, nicht

sofort nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck zum Reichskanzleramt zu berufen. Die damals vielfach auftauchenden Gerüchte, Bismarck habe Caprivi selbst als seinen Nachfolger bezeichnet, entbehren jeder Begründung. Vielmehr war es der Name Hohenlohe, den er wiederholt als denjenigen des kommenden Mannes genannt hat. Einer mir nahestehenden Persönlichkeit gegenüber äußerte der eiserne Kanzler kurz vor seiner Entlassung unter Hinweisung auf den Fürsten in bezeichnender Weise: „Meine Politik war die der rauh zugreifenden Hand; Hohenlohes Politik wird die der zielbewußten Konzilianz sein, im Grunde aber gehen wir den nämlichen Weg."

So ward Caprivi Kanzler, und Kaiser wie Reich verloren vier Jahre segensreicher Wirksamkeit eines Mannes, der nun, trotz hoher geistiger und körperlicher Rüstigkeit, an der Stufe des Greisenalters angelangt war.

Man war aufs äußerste gespannt, ob der Fürst dem an ihn ergangenen Rufe Folge leisten würde. Sein hohes Alter, er stand damals bereits im 75. Lebensjahre, sein enges Verwachsensein mit den Reichslanden und seine hervorragende Stellung daselbst, deren repräsentative Eigenart seinem wahrhaft vornehmen Naturell ganz besonders zusagte, mußten ihm das Opfer, das von ihm verlangt wurde, denn nur von diesem Gesichtspunkt aus darf man seine Ernennung betrachten, als ein außerordentlich schweres erscheinen lassen.

Und in der That hat der Fürst schwer mit sich gerungen. Sein bewundernswerter, in keiner Lebenslage versagender Patriotismus allein und daneben vielleicht die Einsicht, daß er zurzeit in der That der einzige Mann sei, dem es gelingen könne, das Reich vor schweren Gefahren zu bewahren, veranlaßten ihn dazu, dem Rufe des Kaisers und des Reiches Folge zu leisten. Er faßte diesen hochherzigen Entschluß gegen den Wunsch seiner gesamten Familie, ganz besonders gegen den Willen seiner Gemahlin, einer geistig ganz besonders hervorragenden Frau, die dem geliebten Gatten den Frieden seiner alten Tage erhalten und mit weit vorhreschauendem Blick ihn vor schweren Kämpfen und bitteren Enttäuschungen bewahren wollte. Der Dank, den das deutsche Volk dem greisen Fürsten für diese hochherzige Opferthat schuldig ist, sollte unvergänglich bleiben.

Fürst Hohenlohe meldete sich am 29. Oktober 1894, elf Uhr vormittags, bei Seiner Majestät dem Kaiser im Neuen Palais als Reichskanzler und Ministerpräsident. Seine Ernennung wurde im Inlande sowohl als im Auslande mit aufrichtigster Sympathie begrüßt.

Im Inlande erhoffte man von den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen sowohl, die Hohenlohe mit dem kaiserlichen Hause verband, als auch von der Würde seines Alters, der Fleckenlosigkeit seines Charakters und der hohen, von den glänzendsten Erfolgen getragenen staatsmännischen Weisheit, die ihn auszeichneten, eine kalmierende Wirkung auf das brausende, im Bewußtsein der Vollkraft zu Wort und That überschäumende Temperament des jungen Herrschers.

Im Ausland, besonders in Frankreich, erinnerte man an die Erfolge, die Fürst Hohenlohe in allen von ihm bekleideten Stellungen erzielt habe. Der

Figaro unter andern wies darauf hin, daß der Fürst als deutscher Botschafter in Paris ausgezeichnete Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten zu finden und sich Mitgliedern der Pariser Gesellschaft zu nähern verstand, die bis dahin in den Salons der deutschen Botschaft nicht gesehen wurden.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst entstammte einem uralten fränkischen Dynastengeschlecht, das seine Herkunft von Herzog Eberhard in Franken, dem Bruder Kaiser Konrads I., und seinen Namen von dem alten Stammschlosse Holloch bei Uffenheim im heutigen Mittelfranken herleitet. Das circa 1800 Quadratkilometer umfassende Fürstentum des Geschlechtes wurde um 1806 durch die Rheinbundakte mediatisiert und teils unter württembergische, teils unter bayrische Oberhoheit gestellt.

Fürst Chlodwig war der zweite von drei Söhnen des Fürsten Franz Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und der Fürstin Constantia, geborenen Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Er wurde am 31. März 1819 im hessischen Städtchen Rotenburg an der Fulda geboren und war somit nach menschlichem Ermessen von der Erbfolge in Schillingsfürst ausgeschlossen. Allein es sollte anders kommen. Hohenlohes ältester Bruder Prinz Viktor erbte vom Landgrafen Amadeus von Hessen-Rotenburg (gestorben 12. November 1834) das Herzogtum Ratibor in Preußisch-Schlesien, Hohenlohe selbst im Jahre 1840 die Herrschaft Treffurt im preußischen Regierungsbezirk Erfurt. Beide Brüder verzichteten hierauf auf Schillingsfürst zu Gunsten ihres jüngsten Bruders Philipp Ernst am 14. Januar 1841.

Hohenlohe absolvierte seine juristischen und staatswissenschaftlichen Studien in Lausanne, Bonn, Göttingen und Heidelberg und trat sodann als Auskultator beim Justizamt in Ehrenbreitstein in preußische Staatsdienste. Er wurde als Regierungsreferendar zuerst nach Potsdam, später nach Breslau versetzt. Da trat im Jahre 1845 eine bedeutsame Wendung in seinem Leben ein. Am 3. Mai verstarb sein jüngster Bruder, der regierende Fürst Philipp Ernst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, sein ältester Bruder Viktor, Herzog von Ratibor, verzichtete auf die Nachfolge im Fürstentum, und dieses sowie der mit ihm verbundene erbliche Sitz in der bayrischen Reichsratskammer fiel somit endgültig dem Prinzen Chlodwig zu. Dieser Umstand bewog den nunmehrigen Fürsten im Jahre 1846 aus dem preußischen Staatsdienst auszuscheiden und seine fernere Thätigkeit nach Bayern zu verlegen. Am 16. Februar 1847 vermählte sich Hohenlohe mit Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein aus der Ludwigsburgischen Speziallinie des fürstlichen Hauses, der Tochter des Fürsten Ludwig Adolf Friedrich und dessen Gemahlin Stephanie Prinzessin von Radziwill. Aus dieser Ehe entsproßten im Laufe der Zeit fünf Kinder: Elisabeth, geboren 1847, die älteste Tochter, die dem Fürsten im Alter ständige Begleiterin, Freundin und fürsorgende Pflegerin ward; Stephanie, geboren 1851, vermählt 1871 mit dem Erlauchten Grafen Arthur von Schönborn-Wiesentheid; der derzeitige Fürst Philipp Ernst, geboren 1853, und die Zwillinge Moritz und Alexander, letzterer gegenwärtig Bezirkspräsident des Oberelsaß. Der weitausschauende Blick des Fürsten Hohenlohe,

sein alldeutsch schlagendes Herz und die ihm angeborene Aversion gegen jeglichen Partikularismus machten ihn in Bayern bald zum schneidigsten Führer und Vorkämpfer des deutsch-nationalen Gedankens. „Man könnte ihn," sagt die Straßburger Post, „den süddeutschen Bismarck heißen. Mit dem großen deutschen Staatsmann wetteiferte er an nationaler Begeisterung, selbstloser Opferfreudigkeit und staatsmännischer Weisheit. Er war dessen süddeutsche Ergänzung und führte unter den schwierigsten Verhältnissen Preußen die Reichsgenossen auf halbem Wege entgegen, mit denen zusammen das große nationale Werk der Einigung von 1870 vollendet werden sollte."

Die schwersten Kämpfe mit der von kleinlichstem Partikularismus triefenden bayrisch-ultramontanen Partei, der mächtigsten im Lande, konnten unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Wenn diese auch schließlich mit einer scheinbaren Niederlage Hohenlohes endigten, so war inzwischen aus dem Keim der gewaltige Baum erwachsen, der allen Beilhieben der schwarzen Scharen widerstand. Hohenlohe selbst aber stieg, getreu der Devise seines Geschlechtes „ex flammis orior", wie ein Phönix aus der Asche, um dem Deutschen Reich das zu geben, was man in seinem verblendeten engeren Vaterland aus seiner Hand zu nehmen sich weigerte.

Im beständigen engsten Kontakt mit allen Vaterlandsfreunden deutsch-nationaler Richtung entwarf der staatskluge, im Geiste der historischen Entwicklung des gemeinsamen Vaterlandes vorauseilende Mann nach Beendigung des Krieges von 1866 ein die Bestrebungen der nationalen Patrioten in Bayern zusammenfassendes Programm. Er bezeichnete darin Preußen als die führende Macht, an die den engsten Anschluß zu nehmen die Pflicht aller süddeutschen Staaten sei. Daneben forderte er die Umgestaltung des bayrischen Heerwesens und die Unterordnung sämtlicher Militärkontingente der süddeutschen Staaten im Kriegsfall unter Preußens Oberbefehl. Die Ultramontanen schäumten; der schwarze See wogte und wollte sein Opfer haben. Zum Glück für Bayern und den Reichsgedanken stand damals ein Fürst an der Spitze des Königreiches, der den hohen Wert eines Mannes wie Hohenlohe voll zu würdigen verstand. König Ludwig II., damals erst 21 Jahre alt, ein Mann voller Genialität, bar jeglicher Kleinlichkeit und selbst von edelster vaterländischer Gesinnung erfüllt, brachte den Entwürfen und Plänen Hohenlohes das vollste Verständnis entgegen. Er erkannte auch den Wert und die Bedeutung des Mannes selbst und berief ihn (es war am letzten Januar 1866) auf den ersten Posten eines königlichen Hausministers und Minister des Aeußeren.

Was Fürst Hohenlohe während der Zeit seiner Ministerthätigkeit geleistet, wie er es verstanden, dem Oger des ultramontanen Partikularismus den Fuß auf den Nacken zu setzen, das hat die Mitwelt mit hoher Bewunderung erfüllt und wird in der Geschichte den Namen des Fürsten Hohenlohe als denjenigen eines der hervorragendsten Männer aller Zeiten verewigen. Ihm allein ist es zuzuschreiben, daß der Anschluß der süddeutschen Staaten an das Gebilde des Reiches, das ihm visionär vor Augen stand, nach und nach zur absoluten inneren

Notwendigkeit wurde. Sein Werk allein war der Zollanschluß der süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund. Es wurde Anno 1867 durch den erstmaligen Zusammentritt des Zollparlaments gekrönt.

Inzwischen hatte die ultramontane Gegnerschaft des Fürsten alle Hebel in Bewegung gesetzt. Sie mußte zwar zu ihrem bleichen Entsetzen erkennen, daß das Werk, das der König zu dem seinigen gemacht hatte, unangreifbar war. Aber der Mann, der so Ungeheuerliches gewagt, der der mächtigsten Partei getrotzt und sie zu wiederholten Malen zu Boden gezwungen, dieser Mann mußte fallen, koste es, was es wolle.[1])

Die Handhabe hierzu bot ihr die schroff ablehnende Stellungnahme, die Hohenlohe zum Unfehlbarkeitsdogma einnahm. Am 9. April 1869 und am 28. Juni desselben Jahres erfolgten die berühmten Rundschreiben des Fürsten an die Regierungen Europas und Deutschlands, in denen er ein Konzilium zur Abwehr dieser von der römischen Jesuitenpartei inaugurierten Gefahr vorschlug, die er mit Gutachten der Fakultäten von München und Würzburg belegte. Allein der Erfolg dieser Rundschreiben war leider ein negativer.

Als dann im Mai 1869 die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus stattfanden, gelang es den Ultramontanen, unter schmählicher Ausnutzung dieses angeblichen Mißerfolges des Ministers, eine ansehnliche Mehrzahl von Sitzen zu

---

[1]) Eine Broschür, die damals unter dem Titel: Bayern und das politische Programm des Fürsten Hohenlohe (München 1867) aus dem Lager seiner Gegner gegen ihn gerichtet wurde, wirkt heute im Lichte der inzwischen erfolgten herrlichen Ereignisse und der Geschichte des Deutschen Reiches wie eine Farce. Ich lasse hier einige der kostbarsten Stellen aus dieser Broschüre für sich selbst sprechen:

„Es ist nichts Seltenes, daß ängstliche Leute mit eben den Menschen sich zu verbinden versuchten, die ihnen die unbezwinglichste Furcht einflößen. — — Wie, wenn Fürst Hohenlohe neben seiner Vorliebe für Preußen auch noch den Glauben hegte, Bayerns Schicksal ruhig in die Hände der Großmut Preußens legen zu dürfen!" — — oder

„Es ist sonderbar, daß Fürst Hohenlohe so viele politische Unmöglichkeiten aufzählt und nur die eine Möglichkeit einer Allianz mit Preußen anerkennt; sollte der Minister sich durch das juristische Nemo ad impossibile tenetur gegen jeden Vorwurf in vornhinein haben sichern wollen? Wie aber, wenn dereinst schlagend bewiesen würde, daß diese Unmöglichkeit nur in der subjektiven Auffassungsweise des Ministers begründet war? ‚Es wäre doch ein eigentümliches Fatum, wenn Bayern nur darum, weil Fürst Hohenlohe keine Isolierungspolitik proklamieren will, in zur Stunde noch unübersehbare Verwicklungen hineingezogen würde'." (!)

u. a. a. O.:

„Wir gestehen offen, zu denjenigen zu gehören, die die Gefahr nicht in so großer Nähe erblicken, und die selbst für den Fall, daß Fürst Hohenlohe recht hätte, die preußische Allianz nicht für das probateste Mittel halten, Bayern sicherzustellen." (!)

oder auch:

„Unsrer Ansicht nach hat die politische Tendenz des bayrischen Ministers einige Aehnlichkeit mit dem Naturdienst der ältesten Völker des Erdballes; in grauer Vorzeit pflegten die Menschen den Naturgewalten, die ihnen Furcht und Schaudern einjagten, Opfer darzubringen, um ihren Grimm zu besänftigen &c." Sapienti sat. Ist es überhaupt möglich, daß so etwas geschrieben werden konnte wenige Jahre vor der Wiedergeburt des Deutschen Reiches?

erobern. Nunmehr die stärkste Partei gegen sich, sah der Minister die Unmöglichkeit ein, mit einer derartigen Volksvertretung weiterhin zusammenzuarbeiten. Er bat den König um seinen Abschied. Dieser wies jedoch das Ersuchen vorläufig zurück. Allein die Katastrophe war nicht mehr zu vermeiden. Dem Könige wurden Protestadressen der gehässigsten Art gegen Hohenlohe, nicht nur von der Abgeordnetenkammer, sondern, es klingt beinahe unglaublich, auch vom Reichsrat, dem Kollegium seiner Standesgenossen überreicht. Und, was das Unerhörteste war, selbst die Prinzen des königlichen Hauses hatten ihre Stimmen gegen den Minister abgegeben.

Der edle König verweigerte zwar die Annahme der Adressen, mußte aber doch einsehen, daß er seinen treuesten Berater nicht mehr halten konnte, und gewährte ihm darum mit schwerem Herzen im März 1870 den erbetenen Abschied.

So hatten Unverstand, Gehässigkeit und kleinliche Sonderbestrebungen einen Sieg erfochten gegen den Besten im Lande, einen Sieg, der allerdings nur ein scheinbarer war.

Der glorreiche Krieg von 1870/71 schuf unter Preußens Führung das neue Deutsche Reich. Die Verträge zu Versailles zeitigten auch die glänzenden Früchte von Hohenlohes Werk. Er selbst stellte seine Arbeitskraft und die Macht seiner Persönlichkeit dem gemeinsamen Vaterlande zur Verfügung. Er erschien als Abgeordneter für den Wahlkreis Forchheim-Kulmbach im Reichstag, um sich zunächst der liberalen Reichspartei anzuschließen und nach der Auflösung dieser Partei ohne präzisierten politischen Standpunkt Kaiser und Reich seine Kräfte zu widmen.

Die zahlreichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen Frankreichs sowie die glänzenden diplomatischen Fähigkeiten Hohenlohes, für die der große Kaiser Wilhelm I., der immer die Besten von den Besten zum Dienste für das Vaterland zu erlesen verstand, ein offenes Auge hatte, veranlaßten 1875 seine Ernennung zum Botschafter in Paris. Bei der großen Empfindlichkeit und dem im Volke überall noch frisch lodernden Revanchegedanken gehörte hierher ein Mann von ganz besonderem Takt, von ausgezeichneter Staatsklugheit und konziliantem, aber unerschütterlich festem Charakter. Daß Fürst Hohenlohe dieser Mann war, hat er in den langen Jahren seiner Botschafterthätigkeit in bewundernswerter Weise bewiesen. Ganz besonders ihm und seiner Thätigkeit verdanken wir den versöhnlichen Geist, der heute, einige chauvinistische Hitzköpfe abgerechnet, jenseits der Vogesen lebendig geworden ist. Und der große Kaiser wußte vollauf zu würdigen, welchen Mann er in dem staatsklugen Fürsten zur Seite hatte. Er bewies es wiederholt und besonders darin, daß er den Fürsten als dritten Vertreter Deutschlands 1878 zum Berliner Kongreß berief und ihn 1880 nach dem Tode des Staatssekretärs v. Bülow mit der vorläufigen Wahrnehmung der auswärtigen, später mit der der Vertretung des Reichskanzlers in inneren Angelegenheiten betraute.

Als im Jahre 1885 der erste Statthalter der Reichslande, Feldmarschall

v. Manteuffel, starb, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß Fürst Hohenlohe der einzige gegebene Nachfolger sei.

„Seine soziale Stellung," schrieb eine Berliner Tageszeitung, „seine staatsmännischen Gaben, seine umfassende weltmännische Bildung und nicht zuletzt die Kenntnis des französischen Nationalcharakters, die er sich als Botschafter in Paris erworben hatte, ließen ihn geeignet erscheinen für das neue Amt, das an seinen Träger gleich große Anforderungen auf politische Klugheit wie auf Repräsentationsfähigkeit stellte.

Er kam mit der Absicht nach Straßburg, moralische Eroberungen zu machen, er kennzeichnete die Ziele, die er sich für seine Verwaltung gesetzt mit den Worten: „Ich will Entdeckungen machen in den Herzen und Gemütern der Menschen, in den Verhältnissen und in den Bedürfnissen des Landes, und in den Wünschen, die es bewegen."

Dieses seinem milden und menschenfreundlichen Charakter würdige Programm hat er meisterhaft in die Wirklichkeit zu übertragen verstanden. Die Germanisation der inneren Ueberzeugung, der Zwang und Gewalt fernlag, machte während seiner Amtsführung ganz wesentliche Fortschritte. Welche Liebe und Verehrung die Reichsländer ihm zollten, bewies die Trauer, die seine Abberufung im ganzen Lande hervorrief.

So hatte denn der Fürst sein schweres Amt als höchster Reichsbeamter übernommen. Man erhoffte, im Rückblick auf seine ruhmvolle Laufbahn, viel vom neuen Kanzler, und er war, trotz seiner hohen Jahre, der Mann dazu, diese Hoffnungen zu realisieren.

Die äußere Politik, die ihm als altem und bewährtem Diplomaten an sich die vertrautere sein mußte, bot ihm durch seine zahlreichen, zum Teil verwandtschaftlichen Beziehungen in Paris, St. Petersburg, Wien und München ganz besonders günstige Chancen.

Im Innern stand schwere Arbeit bevor: die Bekämpfung der Umsturzparteien, die Reform der Gesetzgebung und der richterlichen Vor- und Ausbildung, die Fortführung der Finanzreform, der Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung und vieles andre mehr.

Leider übernahm der Fürst bei seinem Amtsantritt die Mitarbeiterschaft dreier Männer, die ihm die Realisierung seines Programms und die Erfüllung der schwierigen Aufgabe seines Amtes, besonders hinsichtlich der Politik, wesentlich erschwerten. Es waren das die Staatssekretäre v. Böttícher und Freiherr Marschall v. Biberstein und der durch das Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers als Finanzminister in das preußische Ministerkollegium berufene ehemalige Frankfurter Bürgermeister Miquel.

Die ersten beiden Herren hatten gelegentlich ihres politischen Rittes schon seit einiger Zeit den rechten Bügel verloren und stützten sich daher um so nachdrücklicher auf den linken. Der dritte, Herr Miquel, hatte es im politischen Farbenwechsel zur Virtuosität gebracht. („Politisches Chamäleon" nannte ihn einmal eine hochgestellte Persönlichkeit.) Er hatte im Laufe der Jahre seine

politische Gesinnung öfter gewechselt als seinen Beruf. Vom rotleuchtenden Demokraten hatte er den Weg durch alle politischen Farben und Schattierungen bis zum korrekten weiß-schwarzen preußischen Ultrakonservativen gefunden. Er war Advokat, Bankdirektor und Stadtoberhaupt von Osnabrück und Frankfurt a. M. gewesen, um schließlich mit vollen Segeln in den Hafen des preußischen Finanzministeriums einzulaufen. Ein gewandter und glänzender Dialektiker, war Miquel ein Finanzgenie ersten Ranges, das auf diesem Gebiet für Preußen ganz Hervorragendes geleistet hat.

Allein der als Charakter mit anderm Maße zu messende Mann, von dem Fürst Hohenlohe im intimen Kreise gelegentlich äußerte, er sei der unzuverlässigste Mensch, den der Fürst kenne, konnte dem lauteren, largen und vornehmen Charakter des neuen Kanzlers unmöglich sympathisch sein.

Ueber ihn und seine Kollegen im preußischen Staatsministerium soll gelegentlich an andrer Stelle berichtet werden. Hier handelt es sich in der Hauptsache um den Fürsten Hohenlohe als Kanzler des Reichs, und darum kann die Thätigkeit des genannten Herrn nur insoweit berücksichtigt werden, als sie in unmittelbarer Beziehung zur Reichspolitik steht.

Interessant waren die Auslassungen der Presse zum Kanzlerwechsel.

Der „Vorwärts“ legte die Ernennung des Fürsten im eignen Sinne aus: „Da der alte Herr bereits 75 Jahre alt ist, könnte seine Ernennung nur ein Provisorium bedeuten unter Fortsetzung der Caprivischen Politik.“ Dieses gönnerhafte Urteil des sozialistischen leitenden Blattes ist um so erstaunlicher, als es auf ein äußerst kurzes Gedächtnis schließen läßt. Hatten die Herren Sozialdemokraten sich doch vor nicht allzu langer Zeit die Zähne an einem gewissen alten Herrn gründlich ausgebissen.

Das Organ der Konservativen, die „Kreuzzeitung“, nahm vorläufig eine zuwartende Stellung ein. Hier erregte es nur Bedenken, daß Fürst Hohenlohe römischer Katholik und Bayer sei. Zu diesem wunderlichen Bedenken mußte die Partei sich von der „Times“ folgende treffende Lektion gefallen lassen. Sie schrieb: „Er (Fürst Hohenlohe) ist ein Bayer, der warm für die Reichseinheit eintrat; er ist ein römischer Katholik, der die weltliche Macht des Papstes nicht als Losung annimmt, und seine bittersten Feinde sind stets die Partikularisten und Jesuiten allerwärts gewesen.

Auch die „Freisinnige Zeitung“ äußerte sich ähnlich wie der „Vorwärts“: „Nach wie vor können wir die Wahl des Fürsten Hohenlohe nur als ein vorläufiges Auskunftsmittel aus der Verlegenheit des Augenblicks erklären ... Fürst Hohenlohe ist ein vornehmer Mann und hat außerhalb der letzten Parteikämpfe gestanden. In parlamentarischer Beziehung und als Redner kommt er ungefähr dem vorigen Kriegsminister, General v. Kaltenborn, gleich. Infolgedessen muß sich notwendig die Stellung der einzelnen Staatssekretäre selbständiger gestalten, namentlich dem Reichstag gegenüber. Herr v. Bötticher wird noch mehr als früher die Rolle des Sprechministers übernehmen müssen, Herrn v. Marschall wird es obliegen, nicht nur die auswärtige Politik, sondern auch die Kolonialpolitik selbständiger als bisher zu vertreten ...“

Wirklich eine kostbare Bewertung des neuen Kanzlers durch Herrn Richter und zugleich eine rührende Liebeserklärung an die Adresse der Herren v. Bötticher und Marschall.

Am 30. Oktober fand in Abwesenheit des Fürsten Hohenlohe und des mit ihm zugleich als preußischen Minister des Innern berufenen Herrn v. Köller eine Ministerkonferenz statt, bei der es sich um Gehen und Bleiben der Herren v. Bötticher, v. Marschall und des seitherigen Landwirtschaftsministers v. Heyden gehandelt haben soll. War dieses der Fall, so gestaltete sich das Resultat der Konferenz, wenigstens was die beiden erstgenannten Herren betrifft, zu einem negativen. Herr v. Marschall wurde sogar am selben Tage zum königlichen Staatsminister ernannt.

Die Insinuation, als sei diese Ernennung ein Beweis dafür, daß auch Fürst Hohenlohe „dem viel angefeindeten Staatsmanne, der in den vergangenen parlamentarischen Kämpfen stets auf der Bresche gestanden und mit großem Geschick und bestem Erfolg seine Sache vertreten hat“ („Köln. Ztg.“), einen Beweis vollen Vertrauens entgegengebracht, ist gänzlich verfehlt. Es darf nicht vergessen werden, daß der Reichskanzler seit dem Jahre 1885 dem politischen Leben fern gestanden und nur in mittelbarer Weise an ihm Anteil genommen hatte. Dieses Faktum sowohl als das Vertrauen, das der Monarch damals noch dem Herrn v. Marschall entgegenbrachte, dürfen wohl als Grund dafür angesehen werden, daß der Fürst es vermied, zu dieser Angelegenheit vorerst überhaupt Stellung zu nehmen. Besonnenes Zuwarten und wohlüberlegtes Handeln waren dem neuen Kanzler ja allezeit eigen gewesen.

Der Fürst hatte inzwischen, am 27. Oktober, dem scheidenden Kanzler Grafen Caprivi einen längeren Besuch abgestattet. Am 1. November präsidierte er zum erstenmal einer Sitzung des Staatsministeriums, wobei er verschiedene mildernde Aenderungen an dem Caprivischen Entwurf der Umsturzvorlage anregte. Während die Arbeiten in den einzelnen Ressorts dann ihren gewohnten Gang gingen, suchte er sein engeres Vaterland Bayern auf, wo er bei Hof und Regierung die herzlichste Aufnahme fand. Die klerikale Presse, die ihm ein giftiges Andenken bewahrt hatte, stand natürlich nicht an, im Verein mit ihren sozialdemokratischen Kolleginnen, den neuen Reichskanzler aufs heftigste anzugreifen. Sie erinnerte daran, daß der Prinzregent, Prinz Ludwig und sämtliche Prinzen des bayrischen Königshauses einstmals im Reichsrat gegen den damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe gestimmt hatten. Sie wußte zu erzählen, daß der Fürst damals dem präsumtiven Thronfolger Prinzen Ludwig zugerufen habe: „Was Sie sind, bin ich auch!“ — Ob wir es hier mit einer Anekdote oder mit einer Thatsache zu thun haben, wird sich heute schwer feststellen lassen. Jedenfalls darf man dem hochgemuten, sich seines inneren Wertes und der Würde der ihm angeborenen Stellung wohlbewußten Reichsfürsten, aus der glühenden moralischen Entrüstung heraus, die ihn der unbegreiflichen Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit selbst der höchsten Kreise seines Vaterlandes gegenüber beseelen mußte, einen solchen Ausspruch wohl zutrauen. Auffällig bleibt

es jedenfalls, daß Prinz Ludwig gelegentlich des Kanzlerbesuchs in München Reisevorbereitungen [1]) vorschützte und sein Schloß Leutstetten nicht verließ.

Hohenlohe nahm hier, überall von seinem Sohne Alexander begleitet, unter anderm auch Gelegenheit, den Führer der bayrischen Nationalliberalen Professor v. Marquardsen aufzusuchen. (Schluß folgt.)



Das Wiedersehen.

Von

E. Krickeberg.

Ehe ich ihn noch persönlich kennen lernte, hatte ich schon viel über ihn gehört, — Vorteilhaftes und Unvorteilhaftes, am meisten jedoch Seltsames. Er war Chemiker, und „die Chemiker haben alle einen Klaps,“ wie der Apotheker Bärbring behauptete, der selber nicht ganz ohne diese überflüssige Zuthat war. „Aber er ist der zuverlässigste und gescheiteste Volontär, den ich je gehabt habe,“ pflegte der Prinzipal des jungen Mannes zu erwidern. Ich war in jener Zeit viel auf Reisen, und es traf sich, daß ich ihn nie zu Gesicht bekam, aber da ich so oft von ihm reden hörte, interessierte ich mich für ihn.

„Wie sieht er denn aus?“ fragte ich. „Ist er hübsch?“

„Durchaus nicht!“

„Häßlich?“

„Nein, keineswegs!“

„Also ein Durchschnittsgesicht!“

„Das am allerwenigsten.“

„Aber gestatten Sie . . .“

Der andre zuckte ratlos die Schulter. — „Ich kann mir nicht helfen, es ist nun einmal so — der Fritz Deter ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, — fascinierend häßlich oder abschreckend schön, wie Sie wollen.“

„Was ist denn in der Gotteswelt so Besonderes an ihm, das Ihnen allen so auffällt?“

„Auch das kann ich Ihnen nicht sagen, es ist indefinierbar, liegt in seiner ganzen Persönlichkeit. Man sagt, er sei verschlossen, finster, kalt — ich weiß nicht — ich finde ihn jedenfalls unheimlich! Er soll mondsüchtig sein. Bei Vollmond steht er stundenlang und starrt in die glänzende Scheibe, und die Tochter

[1]) Der Prinz sollte als Vertreter Bayerns an den Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Kaiser Alexander III. von Rußland in St. Petersburg teilnehmen.

seiner Wirtin behauptet, er sei neulich in einer Vollmondnacht aus dem Fenster seiner Wohnung im ersten Stock gestiegen und auf dem Haussims entlang gelaufen. Das ist natürlich dummer Schnack, aber trotzdem, er ist unheimlich, er hat so etwas Mephistophelisches, anders kann ich es nicht bezeichnen! Wissen Sie übrigens, daß er der ‚Königin von Spanien‘ den Hof macht?"

„Dann hat er doch wenigstens etwas Menschliches an sich."

Die Dame mit dem hochklingenden Titel war die Schönheit unsers Ortes, eine hohe, schlanke Gestalt von klassischem Ebenmaß, mit einem ebenso klassischen Gesicht, schön wie aus Marmor gemeißelt und ebenso kalt, außerdem nicht besonders gescheit. Sie würde sich mit ihrer Unwissenheit oft lächerlich gemacht haben, wenn sie nicht in ihrer olympischen Ruhe gewöhnlich über dem Geschwätz der Menge gestanden hätte. Die Eingeweihten behaupteten, daß sie ihre Beschränktheit kenne und aus Angst, sie zu verraten, sich hinter einer erhabenen Schweigsamkeit verschanze; einmal aber hatte sie sich doch hinreißen lassen, Marie Theresia nach Spanien zu versetzen, seitdem hieß sie die „Königin von Spanien".

Ihre Schönheit war groß genug, den kleinen geistigen Defekt vergessen zu machen. Sie hatte Verehrer die Menge, und ich konnte mir nicht denken, daß sie den fremden Chemiker, der obenein ein verkappter Mephisto sein sollte, sonderlich beachten würde.

Endlich machte ich seine Bekanntschaft auf eine eigentümliche Weise.

Im Buchenschlößchen draußen vor der Stadt hielt der akademische Gesangverein sein Sommerkränzchen ab. Ich war zwar erst am Abend von einer Reise zurückgekehrt, aber trotzdem wandelte mich die Lust an, noch spät hinauszufahren.

Wie schon der Name andeutet, liegt das Etablissement in einem Buchengehege, ihm zur Seite ein stiller, tiefer Weiher.

Es war ein herrlicher Vollmondabend, kein Lüftchen rührte sich, und die Blumen am Wegrand, Feldthymian und Labkraut sandten schwüle Düfte in die lichtdurchtränkte Nacht. Von magischem Reiz war es, unter den Buchen dahinzufahren. Ueberall zwischen den Zweigen stahl sich das Mondlicht in die Dämmerung hinein, glitt hier an einem atlasglänzenden Stamm entlang, ließ dort ein Büschel grüner Blätter wie Smaragden aufleuchten und malte goldene Blüten und Ranken auf den grünen Moosteppich. Am Weiher entlang führte der Weg. Wie gleißendes Metall flimmerte der sonst so düstere Spiegel aus seinem dichten Schilfkranz, und mitten auf ihm hielt regungslos, wie festgewachsen, das Boot des Wirtes vom Buchenschloß und ein ebenso regungsloser Mann in ihm. Die Ruder hingen unbeweglich an den Seiten, und der Mann saß gebückt, mit in die Hand gestütztem Kopf, das Gesicht dem Monde zugewandt.

„Das ist der Chemiker," erklärte der Kutscher, „wenn der Mond scheint, soll es nicht recht richtig mit ihm sein."

Die „Königin von Spanien" war auch auf dem Fest anwesend. In ihrer blonden kalten Schönheit thronte sie in einer Schar von Bewunderern und quittierte mit kühlem Lächeln über deren Schmeicheleien.

Ich hatte das Glück, eine Extratour von ihr zu erhalten, und als ich sie auf ihren Platz zurückführte, sagte ich, einer plötzlichen Laune folgend:

„Sie gehen sehr grausam mit ihren Verehrern um, gnädiges Fräulein, der arme Peter hat sich gar bis auf den See vor Ihrer Kälte geflüchtet.“

Sie machte eine hastig abwehrende Bewegung. „Lassen Sie den, ich bin froh, wenn ich nichts von ihm sehe und höre.“

„Pardon! Da habe ich wohl eine Indiskretion begangen, — er ist in Ungnade gefallen?“

Sie stieß ein kurzes ärgerliches Lachen aus. „Als ob der nach Gnade oder Ungnade fragte! — er kommt, und er ist da.“

„Nun, es sollte doch Mittel geben, einen aufdringlichen Menschen in seine Schranken zu weisen.“

„Er ist niemals aufdringlich!“ rief sie beinahe heftig, „aber er hat eine Art oder vielmehr einen Blick, dem man nichts abzuschlagen wagt. Mir ist nicht wohl in seiner Nähe, und mir graut jetzt schon vor dem nächsten Tanz, der ihm gehört.“

„Vielleicht vergißt er ihn auf dem Wasser.“

„Im Gegenteil, auf die Minute pünktlich wird er sich einstellen.“ — In dem Augenblick zuckte sie leicht zusammen.

„Da ist er ja schon,“ flüsterte sie.

Er stand in der Thür, ein hoher schlanker Mensch mit einer zwanglosen, etwas müden Haltung. Sein Gesicht war auffallend hager, schmal, lang und von bräunlicher Blässe. Die Nase sprang scharf gebogen unter der Stirn hervor; kohlschwarz war sein leicht gewelltes, kurzgehaltenes Haar und das Schnurrbärtchen über dem festgeschlossenen Munde, und kohlschwarz lagen auch die Augen in den tiefen Höhlen. Diese Augen waren das Seltsamste an dem ganzen Gesicht, sie beherrschten es vollkommen, sie gaben ihm sein Gepräge, und von ihnen ging auch das Etwas aus, das den Leuten an dem Manne unheimlich erschien. Die Pupillen standen ein klein wenig der Nase zugeneigt, dadurch erhielt sein Blick etwas Schräges, ohne daß er doch geschielt hätte. Und welch ein heißes, intensives Leben sprach aus diesem Blick, er bohrte sich förmlich in die Gegenstände, die er traf — als er mich jetzt voll und fest ansah, hatte ich die eigentümliche Empfindung, als ob sein Blick durch meinen Körper hindurch nach einem hinter mir sich befindenden fernen Gegenstand gerichtet sei. Es war der Blick, das Gesicht eines Schwärmers, vielleicht eines Fanatikers. — Heißblütige Sektierer, Verfechter und Märtyrer einer Idee, Menschen, die ihr Leben an eine bestimmte Erfindung setzen, sehen so aus. Hübsch war dies Gesicht allerdings nicht, aber auf den ersten Blick fesselnd — fascinierend, wie mein Bekannter gesagt hatte.

„Kommen Sie,“ flüsterte meine Partnerin hastig, „lassen Sie uns schnell tanzen.“

„Das geht doch wohl nicht, — Pardon,“ aber sie flüchtete förmlich in meine Arme.

Während wir tanzten, blieb er auf seinem Platz in der Thür, leicht an den

Pfosten gelehnt, scheinbar teilnahmslos, aber die düsteren heißen Augen fest auf uns gerichtet.

„Er geht nicht," klagte sie, „ich fühle, daß er mich fortwährend ansieht."

Endlich mußten wir aufhören zu tanzen, scheu blickte sie nach ihm hinüber.

„Entschuldigen Sie sich doch einfach mit Ermüdung, wenn er Ihnen so durchaus unangenehm ist," riet ich.

Sie antwortete nicht, hochatmend saß sie auf ihrem Stuhl, den Blick neben mir hinweg starr in ängstlicher Erwartung auf einen Punkt gerichtet.

Als ich mich umwandte, sah ich, daß der Chemiker sich uns langsam, ruhig schlendernd näherte, nur mit den Augen hielt er sie im Bann. Ich trat zur Seite, er verbeugte sich ritterlich vor ihr. Etwas Weiches, Müdes lag in seinen Bewegungen und in seiner Haltung, und langsam, sichtlich widerstrebend, aber wie von einer unsichtbaren Macht emporgezogen erhob sie sich, legte mechanisch den Arm auf seine Schulter, und im nächsten Augenblick tanzten sie davon.

Er hypnotisiert die Menschen, mußte ich denken, und das ist auch kein Wunder mit diesen Augen.

Ich sah, daß er sie fest an sich gepreßt hielt. Eine dunkle Röte brannte auf ihren Wangen, und sie atmete schwer, aber sie hing willenlos in seinen Armen, und er tanzte schneller und schneller mit ihr, wie von einem Taumel erfaßt. Sie schloß die Augen, und in den seinen glühte eine fanatische Begeisterung. Endlich gab er sie frei, sie fiel völlig ermattet auf ihren Stuhl, und hastig fuhr sie mit dem Tuch über das erhitzte Gesicht. Sie war stürmisch erregt, die Eisfee — war das möglich?

Bald darauf war sie aus dem Saal verschwunden. Ich ging ihr nach, denn die Sache interessierte mich außergewöhnlich. Sie wollte eben in ihren Wagen steigen.

„Ich muß nach Hause," sagte sie, „bestellen Sie, bitte, meinem Vater, ich habe Kopfweh, er möge sich nicht stören lassen, den Wagen schicke ich zurück. Gute Nacht!"

„Sie lassen sich doch nicht etwa durch den Mephisto vertreiben?" neckte ich.

Sie umging die Antwort. „Ueberall, wo ich bin, ist er auch!" rief sie außer sich, „jedes Vergnügen verdirbt er mir, er peinigt und quält mich — ich hasse ihn."

„Aber gnädiges Fräulein, er hat doch nichts weiter gethan, als Ihnen seine Verbeugung gemacht — Sie sind ihm ja ganz freiwillig zum Tanze gefolgt."

„Freiwillig? — Dann müßte er mich nicht ansehen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber gegen diesen Blick kann ich nichts ausrichten, er muß übernatürliche Kräfte haben, mit denen er die Menschen zwingt, seinen Willen zu thun."

Ich mußte lächeln. „Das ganze Geheimnis liegt wahrscheinlich bei ihm selber — in seiner außergewöhnlichen Willenskraft — etwas Uebernatürliches ist nicht dabei, gnädiges Fräulein, Sie können es mir glauben."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich habe mal von einem Cagliostro gehört, dessen Macht sich auch keiner entziehen konnte, obwohl er ein Betrüger

war. An den muß ich immer denken, wenn ich den Deter sehe. Vielleicht macht er auch im geheimen Kämmerlein Gold, ich traue ihm alles zu."

Unter den Buchen hervor trat jetzt eine Gestalt und nahte sich uns, ich fühlte ihre Finger, die sie mir zum Abschied gereicht hatte, in den meinen zucken.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich wollte Ihnen nur gute Nacht sagen." Es war der Chemiker.

Seine Stimme war tief und voll, aber sie hatte einen sonderbar schwermütigen Klang, ein Organ, das sich einem ins Ohr schmeichelte. Er reichte ihr seine Hand, sie schimmerte wie lichte Bronze im Mondlicht. Sein Gesicht war noch bleicher als vordem, und dieselbe Schwermut sprach aus seinen Zügen wie aus seiner Stimme. Er war barhäuptig, und die Silhouette seines Kopfes hob sich scharf gegen die vom Mond bestrahlte Hauswand ab. Ein frappierend interessanter Kopf, das herrlichste Studienobjekt für Künstler und Psychiater.

„Gute Nacht," sagte sie, ohne ihn anzusehen und sprang hastig in den Wagen.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben, gnädiges Fräulein?" Sie zögerte, streckte ihm dann die noch behandschuhte Linke entgegen, er aber bückte sich und berührte mit seinen Lippen ihre entblößte Rechte, mit der sie den Wagenschlag umklammert hielt.

Sie zog die Hand mit einem heftigen Ruck an sich, als habe sie sich verbrannt.

„Fahr zu!" befahl sie dem Kutscher, und der Chemiker mußte vor den anrückenden Rädern zurückspringen. Einen Augenblick stand er in sich versunken und starrte dem Wagen nach, dann wandte er sich mir zu.

„Verzeihen Sie mein Herr, ich habe mich Ihnen noch nicht vorgestellt, Fritz Deter, Chemiker."

Ich nannte auch meinen Namen, und wir kamen in ein Gespräch. Es stellte sich heraus, daß er an denselben Universitäten wie ich, nur etwas später, studiert und auch in demselben Regiment wie ich gedient hatte. Da ergaben sich denn unendlich viele Anknüpfungspunkte, und ich fühlte mich von seinem Wesen sofort derartig gefesselt, daß ich gern seiner Aufforderung, eine Weile unter den Bäumen zu promenieren, nachkam.

„Ich tanze doch nicht mehr, dazu ist mir die herrliche Nacht viel zu lieb."

„Sie sind ein Mondscheinschwärmer? Ich sah Sie vorhin einsam auf dem Wasser."

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja! Ich liebe den alten Herrn da oben, er ist mein bester Freund und Vertrauter, und er will mir auch wohl. Es besteht eine entschiedene Wechselwirkung zwischen ihm und mir. Wenn er auf mich herabscheint, fühle ich eine Art gesteigerten Daseins, ein intensiveres Leben nach der guten wie nach der schlimmen Seite. — Trotzdem brauchen Sie nicht zu glauben, daß ich mondsüchtig bin, wie meine lieben Mitmenschen hier von mir behaupten. Ich klettere weder auf Dächern noch Haussimsen umher. Die biederen

Kleinstädter können eben nicht begreifen, daß man einem Naturgenuß die behagliche Ruhe im Bett zu opfern vermag."

Er wechselte das Gespräch, kam unvermittelt wieder auf unsre Universität zu sprechen, und eine Stunde verging mir wie im Fluge. Ich bewunderte seine geistreiche und gewandte Art, sein vielseitiges und tiefes Wissen, und seiner Unterhaltung wurde ein besonderer Reiz dadurch verliehen, daß aus allem, was er sagte, eine stark eigenartige Persönlichkeit und ein warmes, ehrliches Herz sprachen. Seine Ideen wandelten oft ganz ungewöhnliche Wege, die mich seltsam anmuteten, und alles nahm er von der leidenschaftlichen Seite; über manche seiner jugendlich kühnen Schwärmereien mußte ich heimlich lächeln, irgend etwas „Unheimliches" aber konnte ich mit dem bestem Willen nicht an ihm entdecken.

„Ich hoffe, wir werden Freunde," sagte er beim Scheiden, „ich habe hier noch kein männliches Wesen getroffen, das mir recht sympathisch wäre, die Leute begegnen mir alle mit Mißtrauen."

„Das darf Sie nicht wundern; mit Ihrer freien Auffassung der Dinge passen Sie nicht in das kleinstädtische Philisterium. — Wenn ich einem hiesigen jungen Manne bei unsrer blonden Schönheit einen Augenblick im Wege gewesen wäre, würde er es nicht so gelassen aufgenommen haben wie Sie."

„Ich sah ja, daß man Sie dazu zwang," sagte er ruhig. — „Also auf Wiedersehen!"

Ich schlug herzlich in seine Hand ein. Seine Finger umschlossen fest die meinen. Eine stählerne Kraft wohnte in der schmalen, hageren Hand, man hatte unwillkürlich die Empfindung, als ob sie das, was sie einmal gefaßt hatte, nie mehr ließ.

Wir trafen uns in der Zukunft oft und wurden mit der Zeit unzertrennliche Freunde. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich einen Mann so lieb haben könnte wie ihn, und er hing mit der ganzen Kraft seiner schwärmerischen Seele an mir. Es war etwas Ekstatisches in seiner Freundschaft wie in seiner ganzen Persönlichkeit — ein geheimes Feuer brannte in ihm, das von seinem Herzen genährt wurde. Wenn es zu heller Flamme auffflackerte, verlieh es seinem Wesen einen wahrhaft dämonischen Reiz, dem niemand widerstehen konnte. Aber es gab Tage an denen es nur schwach glimmte, dann war er verschlossen, schwermütig, unzugänglich selbst für mich, dann plagten ihn Todesahnungen, und er gestand, daß seine Seele sich zerschlagen fühle, als ob der Jammer der ganzen Menschheit auf ihr laste. Die Verhältnisse am Ort waren zu eng für seinen genialen, hochstrebenden Geist, er sollte sich einen größeren Wirkungskreis suchen, riet ich ihm, aber er schüttelte nur trübe den Kopf. Auch daß er nervös wäre, gab er nicht zu, „vielleicht nur etwas feinnerviger als ihr," meinte er. Wenn aber seine Laune auch noch so darniedergelegen hatte, sobald „sein Freund" am Himmel stand, schnellte sie wieder empor. Dann war er „erst ganz er selber," wie er sagte, dann schienen sich alle seine Fähigkeiten zu verdoppeln, wie gehoben von einer geheimnisvollen inneren Kraft kam er mir vor, dann konnte er bezwingend, hinreißend und — unheimlich sein.

Ja, unheimlich! Ich habe es später doch noch an mir selber erfahren, dies Gefühl, das fremde Menschen von ihm hinwegtrieb, nur daß es mich nicht hinwegtrieb, sondern besorgt um ihn machte.

Es war in einer herrlichen Vollmondnacht. Wir promenierten, wie er es liebte, auf einem einsamen Wege vor der Stadt. Er war in sprudelnder Laune, blendend in seiner geistreichen Beredsamkeit.

Da kam uns ein Herr entgegen, ein gemeinsamer Bekannter, ein flotter Lebemann, der gewiß irgend ein Rendezvous gehabt hatte. Er verweilte einen Augenblick im Gespräch mit uns, und ich wunderte mich, daß Fritz plötzlich so einsilbig geworden war.

„Stehst du mit ihm nicht gut?“ fragte ich, als der andre gegangen war.

„O doch, wenigstens ist er mir nicht unsympathischer als die andern alle — aber es ist nicht angenehm, jemand in sein lachendes Gesicht blicken zu müssen mit der Gewißheit, daß er in wenigen Wochen eine Leiche sein wird.“

„Fritz, bist du toll?“

„Ganz und gar nicht. — Es ist mir ja selber gräßlich, das zu wissen, du kannst es mir glauben, aber ich kann es doch nicht ändern, das Gefühl dafür liegt nun einmal in mir.“

Vierzehn Tage darauf verunglückte der blühende junge Mensch und starb.

Es war nicht das einzige Mal, daß er mir den Tod eines Menschen prophezeite, und immer traf er ein. Wenn ich ihn fragte: „Woher weißt du das?“ so zuckte er die Schultern: „Das ist mir selber unerklärlich, es liegt in mir. Ich komme mir manchmal vor wie eine Schnecke, die ihr Haus verloren hat und nun mit ihrer empfindlichen Haut allen Einwirkungen ihrer Umgebung schutzlos preisgegeben ist. Es giebt Kräfte zwischen Himmel und Erde, die ihr mit eurem robusten Nervensystem nicht einmal ahnt — mir offenbaren sie sich, wenn ich besonders disponiert dazu bin.“

„Glaubst du vielleicht auch an Geister?“

Er sah mich mit einem seiner schrägen, durchdringenden Blicke an, unter dem mir eigen unbehaglich zu Mute wurde.

„Ja, ich glaube an Geister!“ sagte er einfach. „Freilich nicht an eure Spuk-, Klopf- und sonstigen Geister — für mich ist der Begriff Geist identisch mit Seele. Ich glaube, daß die Menschenseele sich von den Fesseln des Körpers zu lösen und eigne Wege zu wandeln vermag, wenn sie es mit konzentrierter Kraft ersehnt.“

„Na, dann müßte es deine vermögen, denn du hast einen eisernen Willen.“

Er lachte. „Vorläufig genügt es mir, die Menschen damit nach meinem Gefallen zu lenken. Sie bilden sich ein, ich habe den bösen Blick, der sie zu thun zwingt, was ich ihnen befehle — daß man nur etwas Energie braucht, um die Herrschaft über sie zu gewinnen, ahnen sie nicht.“

In der That besaß er eine große Gewalt über die Menschen.

Eines Tags war ich bei ihm in seinem Bureau in der Fabrik, als ein Streit zwischen einem als jähzornig verschrieenen Arbeiter und einem andern

entstand. Es kamen Leute mit der Schreckensnachricht hereingestürzt: „Er hat ihn gepackt, er schlägt ihn tot!“ Mit einem Satz sprang Fritz aus dem Parterrefenster, ich ihm nach.

„Lassen Sie ihn los!“ herrschte er den Mann an, der den andern an der Gurgel gepackt hielt. Er stand vor ihm, den sonst so lässig getragenen Körper hoch aufgerichtet, in jeder Muskel gestrafft, wie aus Erz geformt, und wie glühende Pfeile bohrten sich seine Augen in des Jähzornigen Gesicht.

„Fällt mir nicht ein!“ brüllte der.

„Lassen Sie ihn los!“ befahl er noch einmal genau ebenso ruhig, so eisern, so zwingend. Der andre stierte ihn an wie ein tückischer Hund, der jeden Augenblick bereit ist, sich auf seinen Bändiger zu stürzen. Wutschaum stand vor seinem Munde, und doch lockerten seine Finger schon um ein geringes ihren Griff.

Fritz trat ihm noch einen Schritt näher.

„Sofort lassen Sie ihn los!“ Da gab er ihn frei, mit einer wilden Bewegung stieß er ihn von sich, dann wandte er sich, und mit in die Schultern gezogenem Kopf, beschämt und innerlich rasend, aber gebändigt, schlich der Wüterich davon.

„Ich hätte es ihm zehnmal befehlen können,“ sagte ich, „er hätte sicher nicht gehorcht!“

Er zuckte mit einer zornig verächtlichen Miene die Schultern. „Ich zwinge andre und kann mich selber nicht bezwingen.“

Ich wußte, was er meinte, seine Liebe zur „Königin von Spanien“. Das war sein Tollpunkt.

„Sie fürchtet mich, verabscheut mich,“ pflegte er zu sagen, „sie ist dumm und unbedeutend, kaltherzig und kokett — und doch kann ich nicht von ihr lassen. Ich fühle, wie mich die Leidenschaft zu ihr vor mir selber herabwürdigt, einen schlimmen Einfluß auf mich ausübt — und nur immer toller liebe ich sie — und ich bin doch im Grunde kein Schwächling.“

„Ja, es ist thöricht von dir, dein Herz an dies Mädchen zu hängen,“ mußte ich beipflichten, „es kann einem Manne von deiner geistigen Bedeutung auf die Dauer nicht genügen.“

„Auf die Dauer!“ rief er leidenschaftlich. „Lieber Gott, nur eine Stunde der Seligkeit, mehr begehre ich nicht! — Du mußt bedenken, daß es eine Liebe meines Körpers ist, von der meine Seele nichts weiß!“

Ich versuchte, ihn zu zerstreuen, ihn in Gesellschaft andrer Frauen zu bringen, aber er wehrte sich energisch dagegen. Er war eine durch und durch keusche Natur, an eine zweite Frau auch nur zu denken, erschien ihm in seinem hochgespannten Idealismus wie eine Profanation seiner Liebe.

Sie waren sich gegenseitig zur Last.

Er litt tausend Qualen in ihrer Gegenwart, und doch suchte er sie auf, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot. — Sie schalt auf ihn, wenn er abwesend war, fand ihn greulich, widerwärtig — und in dem Augenblick, da er ihr gegenübertrat, war sie vollständig im Banne seines Blickes.

Es hieß, sie wollte sich mit einem Arzt verloben. Ich neckte sie damit, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Sie zuckte fröstelnd die Schultern: „Das würde ich gar nicht wagen."

„Deters wegen?"

„Ja — ich fürchte, es gäbe ein Unglück."

„Der Ansicht bin ich nicht. Mit feststehenden Thatsachen lernt der Mensch sich abfinden. Es wäre ein Segen für beide Teile, wenn Sie endlich einmal Ernst machen wollten."

„Wenn er sich das Leben nähme ..."

Ich ärgerte mich über ihre Prätension. „Sie schätzen meinen Freund zu niedrig ein, gnädiges Fräulein. Sobald er sieht, daß er verzichten muß, kann er es auch. Bis jetzt haben Sie ihm noch niemals energisch seine Hoffnung geraubt, sobald es geschieht, wird er sich darauf besinnen, daß ihm die ganze Welt offen steht. Warum halten Sie ihn fest? Sie lieben ihn doch nicht!"

Sie sah betreten ratlos an mir vorüber.

„Ich weiß nicht!" murmelte sie.

„Was? Ob Sie ihn lieben?"

„Wenn ich ihn nicht sehe, hasse ich ihn geradezu, und wenn ich mit ihm zusammen bin, fliegt ihm meine ganze Seele entgegen, soviel ich mich auch dagegen wehre. Ich glaube, selbst wenn er etwas von mir verlangte, was gegen meine Ehre oder mein Gewissen ginge, ich müßte es thun ... darum fürchte ich mich vor ihm."

„Nun, gnädiges Fräulein, er ist gottlob ein Mann von den subtilsten Ehrbegriffen, aber wenn Sie so unter seinem Einfluß stehen, so sollten Sie ihn doch heiraten und damit aller Qual auf beiden Seiten ein Ende machen."

„Einen Mann, den ich hasse und fürchte, um die Welt nicht!"

Was sollte daraus werden? Auf eine entscheidende Handlung von ihrer Seite war nicht zu rechnen, denn trotz ihrer Miene erhabener Gelassenheit war sie ein schwacher, schwankender Charakter, der sich von einem energischen Willen lenken ließ. Außerdem war Fritz eine glänzende Partie für sie, die außer ihrer Schönheit nichts besaß, was sie einem Mann hätte anziehend machen können. Fritz aber war zu feinfühlig, als daß er seine Gewalt über sie hätte zu seinem Vorteil ausnützen mögen.

Ich sah mit Sorgen in die Zukunft. Fritz war noch hagerer, hohlwangiger geworden, und in seinen wunderbaren Augen brannte das stille Feuer fanatischer denn je. Er zehrte sich innerlich auf bei dem Hangen und Bangen, seine Leidenschaft für sie grenzte an Wahnsinn. Mich plagte eine vorahnende Angst vor einer Katastrophe, die in der Luft lag und die eines Tages eintreffen und dem unhaltbaren Zustand ein Ende bereiten mußte.

Sie kam schneller, als ich gedacht. Eines Abends, es war einer von jenen lichten Mondscheinabenden, die das sensible Nervensystem meines Freundes auf das höchste erregten, klopfte es spät hastig und dringend an meiner Thür. Das war Fritz. Nichts Gutes ahnend öffnete ich, und da trat er — nein, er stürzte

herein, warf sich aufstöhnend auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“

„Tritt mich mit Füßen, jage mich hinaus, ein Schuft bin ich, ein ehrloser Schuft um dieses Weibes willen!“

Er warf die Arme über den Tisch und barg das Gesicht hinein, an dem konvulsivischen Zucken seines Körpers sah ich, daß er weinte. Eine Weile ließ ich ihn gewähren, dann rüttelte ich ihn an der Schulter.

„Erzähle!“ brachte ich hervor, die Kehle war mir trocken.

Er hob den Kopf; ich war erschrocken, als ich die trostlose Verzweiflung aus seinem leichenfahlen Gesicht las.

Stockend berichtete er: „Durch den Garten habe ich mich von hinten bis zu ihrem Hause geschlichen, die Verandastufen hinauf. Ich konnte nicht anders, der Teufel war in mir. Einen Blick nur wollte ich auf ihr Gesicht werfen. Du weißt ja, daß sie seit Tagen nicht mehr ausgeht, aus Angst vor mir. Aber als ich sie auf dem Ruhebett liegen sah, als ob sie schliefe, das marmorschöne Antlitz mir zugekehrt, da kannte ich mich nicht mehr! Wie ich ins Zimmer gekommen bin, weiß ich nicht. Ich lag vor ihr auf den Knieen, und sie, im ersten Schreck, war nicht fähig zu schreien, sie schlug und stieß nach mir. Ich faßte ihre Hände in die meinen und bat und beschwor sie, ruhig zu sein, ich wollte nichts von ihr als nur ein gutes Wort, einen Blick, ihre Ehre sei mir heilig. Allmählich wurde sie fügsam, wie immer unter meiner Berührung. Sie weinte nur leise und flehte, daß ich sie schonen sollte. Am ganzen Leibe zitterte sie aus Angst vor mir. Und ich, ich war ein solcher Lump, ihre Schwäche zu mißbrauchen. Ich wollte gehen, versprach ich, aber erst müßte sie mir ein gutes Wort sagen und einmal nur gestatten, meine Lippen auf die ihren zu pressen, ich sehnte mich krank und elend danach. Ein Wort hat sie mir nicht gesagt, aber sich nicht gesträubt, als ich sie küßte, wild, rasend, sinnlos ... Ich sage dir ja, der Teufel war in mir. Dann bin ich geflohen und die Furien hinter mir drein ...“

„Das war gemein!“ rief ich im ersten Zorn ohne Erbarmen mit ihm. „Das hätte ich dir nimmermehr zugetraut.“

„Schuftig war es, ich gestehe es ja ein, ein Bubenstreich, ich war eben nicht Herr meiner Sinne.“

„Eine wohlfeile Ausrede, der sich ein Mann von Ehre schämen sollte.“

„Der hat mich verführt da oben!“ Er schüttelte seine geballte Faust nach dem Monde hinauf. „Sein Einfluß kehrt sich immer mehr zum Schlimmen in mir, ich fühl's.“ Er sah so elend aus in seiner Verzweiflung, daß ein heißes Mitleid mit ihm in mir auflebte.

„Was soll nun werden?“ fragte ich ratlos. „Hat dich jemand bei deiner Heldenthat gesehen?“

„Nein, keiner Menschenseele bin ich begegnet, ihr Zimmer liegt ja ganz einsam nach der Rückseite des Hauses.“

„Gott sei Dank, so ist sie wenigstens vor der Welt nicht kompromittiert. Natürlich mußt du nun sofort offiziell um ihre Hand anhalten."

„Soll ich sie mir wie ein Straßenräuber mit brutaler Gewalt erbeutet haben?"

„Das hättest du dir eher überlegen müssen! Hier giebt es jetzt keine zarten Bedenken mehr, sie allein hat über dich zu bestimmen. Weist sie dich ab, so ist es deine Pflicht, sofort die Stadt zu verlassen und dafür zu sorgen, daß dein Anblick sie niemals mehr an die Leichtfertigkeit erinnert, mit der du ihren guten Ruf aufs Spiel gesetzt hast. Wenn du willst, werde ich morgen zu ihr gehen."

„Geh," bat er, „aber wie sie auch entscheiden möge, die Schande, die ich mir heute selber zugefügt habe, wird zeitlebens wie ein Brandmal auf meiner Seele lasten. Ich habe kein Vertrauen mehr zu mir."

Ich traf sie merkwürdig gefaßt, und noch erstaunter war ich über die Art, wie sie die fatale Geschichte auffaßte.

„Es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist," sagte sie. „Jetzt sind wir gezwungen, unser Verhältnis zu einander klar zu stellen, und es giebt hier nur eine Lösung. Sagen Sie ihm, daß ich ihn heiraten werde." Und mit einem melancholischen Lächeln fügte sie hinzu: „Er ist nun einmal mein Verhängnis, ich entgehe ihm ja doch nicht."

Diese Resignation war allerdings nicht danach angethan, meinen Freund in himmelhochjauchzende Seligkeit zu stürzen, aber sie ließ doch eine Hoffnung auf die Zukunft zu, an die er sich noch gestern wie ein Ertrinkender geklammert haben würde. Jetzt stand er vor mir, blaß und ohne einen Schimmer von Glück oder Freude in den verfallenen Zügen.

„Ich wünschte, sie hätte mich ausgeschlagen," brachte er mit Anstrengung hervor, „wer einmal gestrauchelt ist, thut es auch wieder — ich bin ein Unwürdiger."

„Aus euch werde der Kuckuck klug," schalt ich ärgerlich, „gestern noch ein Simson an Kraft und Stärke und heute ..."

„Ein Simson, dem die Haare abgeschnitten sind," fiel er ein.

Sie wurden ein korrektes Brautpaar. Das Bewußtsein, sich einmal vergessen zu haben, das meinen Freund nicht einen Augenblick verließ, lag wie Asche auf dem Feuer seiner Leidenschaft, er schien unausgesetzt vor sich selber auf Wache zu stehen, und die Königin von Spanien war ja immer kühl und herb gewesen, man erwartete von ihr nicht eine zärtliche Braut. Man hielt sie beide allgemein für voll befriedigt und prophezeite ihnen eine glückliche Ehe. Ich konnte es nicht, ich sah etwas auf dem Grunde seiner Augen, was mir nicht gefiel. Am meisten aber besorgt machte es mich, daß er sich seiner Macht über seine Braut vollkommen begeben hatte, sich ihr geflissentlich unterordnete, er war ein Durchschnittsbräutigam, nicht mehr und nicht weniger, eine Rolle, die ganz und gar nicht zu seinem Naturell paßte.

In jener Zeit traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel meine Versetzungsordre nach einer andern Provinz. Als ich meinem Freunde die Nach-

richt brachte, saß er einen Augenblick wie gelähmt vor Schrecken, dann hob ein tiefer Atemzug seine Brust:

„Es ist vielleicht besser, du gehst,“ sagte er zu meiner größten Verwunderung ganz ruhig, aber er sah mich nicht an dabei.

Dagegen rief seine Braut mit allen Zeichen des Schreckens: „Sie gehen? Sie, der Einzige, der unser Verhältnis kennt und der, wenn ...“

Sie stockte, und ich hatte nicht den Mut zu fragen, was sie mit dem „wenn“ meine.

„Im Herbst ist unsre Hochzeit, da kommst du bestimmt!“ Das gaben mir die beiden beim Scheiden mit auf den Weg, und ein großer Trost lag für mich in dem Gedanken an ihre baldige Vereinigung. Danach würde ja alles in ruhige, normale Bahnen lenken.

Aber Mitte und Ende Oktober kamen heran, und noch immer war keine Einladung zur Hochzeit eingetroffen, auch einen Brief hatte ich schon seit Wochen nicht mehr von meinem Freund erhalten.

Zufällig traf ich eines Tages mit einem Bekannten aus meinem früheren Wohnort zusammen, und was er mir berichtete, steigerte meine Besorgnis zur Angst.

„Glücklich sind sie nicht miteinander,“ meinte er, „darin sind wir alle einig, aber das ist eigentlich auch ganz unmöglich bei ihrer geistigen und seelischen Verschiedenheit. Peter ist ein Narr gewesen, sich an sie zu hängen; daß sie ihn mit seinen glänzenden Zukunftsaussichten nicht ausgeschlagen hat, das ist freilich nicht zu verwundern. Obenein läßt er sich von ihr tyrannisieren! ... Er war doch früher ein schneidiger Kerl, weiß Gott, was ihm seine Courage geraubt hat. Sie entsinnen sich gewiß, daß die Königin von Spanien früher einmal einen Arzt zum Verehrer hatte, von dem es hieß, er würde sich mit ihr verloben. Er hat nie daran gedacht! Mit ihrer Schönheit allein kann er keine Praxis gründen ... Nun, mit diesem Doktor verkehrt sie noch, intimer denn je. Und Peter läßt sie gewähren, als ob er nichts ahnte, aber er weiß es, man sieht ja, wie es an ihm frißt, er schwindet ordentlich dahin. Wenn ich mir den Mann vorstelle, wie er vor einem halben Jahr voll Feuer und Leben steckte und jetzt ... als ob er die Auszehrung hätte.“

Von nun an lebte ich in einem wahren Fieber der Sorge. Ich konnte meine Gedanken gar nicht mehr von meinem Freund und seinem Geschick losreißen. In welch unwürdiges Verhältnis hatte er sich begeben, wie mußte er darunter leiden, daß er an diese, in jeder Beziehung so tief unter ihm stehende Frau gefesselt war!

Eines Abends stieg meine Unruhe auf den Siedepunkt. Der herrliche Vollmondschein rief alle Erinnerung an den Freund auf das lebhafteste wach. Eine heiße Sehnsucht nach ihm packte mich, und die Gewißheit, ihm gerade jetzt in seinem Kummer nicht beistehen, ja nicht einmal nahe sein zu können, machte mich ganz elend im Gemüt.

Endlich litt es mich nicht länger im Zimmer, ich nahm Mantel und Hut

und trat in die stille Nacht hinaus. Ohne zu überlegen, einem Impulse folgend, lenkte ich meinen Weg nach dem mit schönen alten Laubbäumen bestandenen Hain, der Promenade vor der Stadt. Der Mond stand in wunderbarer Klarheit am Himmel, es hatte das erste Mal leicht gefroren, und die kalte Luft that meinen erhitzten Schläfen wohl. Langsam wanderte ich unter den entlaubten Bäumen entlang, es war totenstill um mich, kein Mensch weit und breit und taghell der Weg. Plötzlich fühlte ich eine leise Berührung meines Armes, als ob eine Vogelschwinge ihn streife. Erstaunt wende ich mich zur Seite und sehe einen Mann an mir vorbeischreiten. Ich hatte ihn nicht kommen hören, und ich hörte auch jetzt nicht das leiseste Geräusch seiner Schritte auf dem gefrorenen Boden. Langsam, mit gesenktem Kopf ging er ganz dicht auf dem breiten Wege an mir vorüber, und es war mir, als ob eine Eiseskälte von ihm in mich hinüberstrahle, als sein Anzug meine Hand einen Moment streifte. Der Anzug war feucht gewesen, und eine dunkle Spur bezeichnete den Weg, den der Fremde geschritten war, als ob Wasser aus seinen Kleidern herabflösse. Der Mann hatte außer seiner müden, gebückten Haltung und der Lautlosigkeit seines Ganges nichts Sonderbares an sich — und doch packte mich plötzlich ein lähmendes Entsetzen! Ich stand still, konnte meine Füße nicht vom Fleck bewegen und starrte ihn an, der mich so seltsam anmutete, so bekannt und doch ...

„Fritz!" rang es sich plötzlich von meinen Lippen. „Fritz, bist du es, kennst du mich nicht?"

Langsam wandte er sich nach mir zurück, sein Gesicht war vollkommen farblos, fast bläulich in seiner Blässe und erschrecklich verfallen, wie erloschene Kohlen lagen die einst so heißen Augen in den tiefen Höhlen. In der Hand trug er ein seltsames Büschel — Schilfblätter waren es.

Ich sah mit von Grauen geschärften Sinnen alles ganz deutlich, jeden Zug seines Gesichts, jede kleinste Bewegung seiner Gestalt. Jetzt öffneten sich seine schmalen Lippen zu einem matten Lächeln, einen Augenblick sah ich seine weißen Zähne unter dem schwarzen Bärtchen aufblitzen — so hatte er immer gelächelt, nur heiterer, lebendiger ... Das Schlaffe, Leblose an ihm war es, das mir so furchtbares Entsetzen einflößte.

„Gute Nacht!" sagte er; es war seine Stimme, unzweifelhaft, aber sie klang eigentümlich leise, wie gebrochen, und als ob sie aus weiter, weiter Ferne zu mir dränge.

„Fritz, du darfst nicht gehen," schrie ich auf, und in wilder Herzensangst stürzte ich vor und wollte ihn packen, halten. Da wich er vor mir zurück, als ob er schwebte, ich sah seinen Körper langsam zerrinnen wie Nebel, durch seinen Leib hindurch erblickte ich die Bäume an der andern Seite des Weges, lichter und lichter wurde der grauweiße Schemen — und dann war auch das letzte Flöckchen verschwunden, und ich war allein.

Hatte ich eine Hallucination gehabt? War ich fieberkrank oder gar wahnsinnig? Ich faßte mit beiden Händen meinen Kopf, ich war doch noch ich — ich konnte denken, ich sah alles um mich her grell und deutlich im Mondlicht,

es that mir auch weh, wenn ich mich zwickte! Aber vielleicht war das erst der Anfang einer Monomanie, ich hatte meine Gedanken in letzter Zeit so ausschließlich mit meinem Freunde beschäftigt, daß es am Ende nicht zu verwundern war, wenn ich meinte, ihn leibhaftig vor mir zu sehen.

Meine Augen irrten suchend umher, die dunkle Spur auf dem Wege war verschwunden, aber etwas andres lag dort, wo ich meinen Freund zuletzt gesehen hatte. Ich bückte mich und hob es auf ... ein Schilfstengel war's von denen, die er in seiner Hand getragen hatte.

Das Haar sträubte sich mir vor Entsetzen. Ich stürzte nach dem Bahnhof, wie ich ging und stand. Um elf Uhr fuhr ein Zug nach meinem alten Wohnort, ich mußte mir Gewißheit holen, sonst wurde ich unzweifelhaft verrückt über dieser Geschichte.

Als ich an der Bahnhofsuhr vorüberging, zeigte sie drei Viertel auf elf, und der Ort, wo ich meinem Freund begegnet war, lag etwa eine Viertelstunde vom Bahnhofe entfernt.

Der Morgen graute, als ich am Bestimmungsort anlangte. Mit dem Gefühl eines Menschen, der der Enthüllung eines fürchterlichen Geheimnisses entgegengeht, stieg ich aus dem Zuge.

„Da sind Sie ja schon!“ redete mich der Stationsvorsteher an. „Woher haben Sie denn die schreckliche Geschichte so schnell erfahren? Hat man Ihnen telegraphiert?“

Ich nickte nur. „Wann ist es passiert?“

„Gestern abend, so gegen halb elf Uhr haben sie ihn aus dem Wasser gezogen.“

„Können Sie mir Näheres mitteilen?“

Er erzählte, was er wußte. Vor einigen Tagen war Peter auf acht Tage, wie er hinterlassen hatte, verreist, das nahm seine Braut wahr, um sich einmal gründlich zu amüsieren. Am Tage des Unglücks war sie mit mehreren gleichgesinnten Freundinnen und Freunden, unter denen natürlich der Doktor nicht fehlte, nach dem Buchenschloß gefahren. Sie sind sehr lustig gewesen, übermütig sogar, denn sie sind auf die für Ende Oktober etwas tolle Idee verfallen, an dem schönen Mondscheinabend eine Kahnfahrt auf dem Weiher zu unternehmen. Als sie gerade mit dem großen Kahn des Wirtes abstoßen wollten, ist plötzlich eine dunkle Gestalt am Ufer erschienen — Peter, den sie weit weg wähnten. Sie sind natürlich in eine arge Verlegenheit geraten, aber er hat ihnen ganz ruhig zugerufen, sie sollten sich nicht stören lassen, er sei mit von der Partie. Ebenso ruhig hat er sich das kleine Boot des Wirts, ein sehr unsicheres, auf Kiel gebautes Fahrzeug, losgemacht und ist an ihnen vorbei und dann langsam vor ihnen einher gefahren. Die andern haben gesungen, er aber hat ganz still in seinem Boot gesessen, kaum die Ruder gerührt und nur immer starr in das mondbeschienene Wasser geblickt. In der „finsteren Ecke“, wo die Buchen am Ufer wie eine dichte Mauer stehen, hat man umgewendet, der große Kahn als hinterster zuerst. Keiner hat auf die Gondel geachtet. Plötzlich aber hat die

Braut aufgeschrieen: „Fritz! Wo ist denn Fritz?“ Und als sich alle erstaunt suchend nach ihm umblicken, sehen sie die Gondel, mit dem Kiel oben, auf dem Wasser schwimmen, und Peter ist verschwunden.

„Er muß doch zu plötzlich gewendet haben, über Bord gefallen und im eiskalten Wasser sofort vom Schlage gerührt worden sein,“ schloß der Stationsvorsteher. „Denn er war doch ein vorzüglicher Schwimmer. Als er wieder emporgetaucht ist, ist sein blasses Gesicht voll dem Mond zugekehrt gewesen, zu dem die offenen Augen starr emporgeblickt haben. Ein Herr, der bei der Partie war, hat mir erzählt, daß er den Eindruck gehabt habe, als ob Peter noch lebte und so sich mit Bewußtsein selber langsam sterben lasse.“

Ich fuhr sofort nach dem Buchenschloß, wo die Leiche bleiben mußte, bis die Polizei den Thatbestand aufgenommen hatte.

Ein Ausdruck stillen Friedens lag auf seinen Zügen, den sie im Leben nie gezeigt hatten. Das leidenschaftliche Herz, der ewig grübelnde, suchende Geist waren zur Ruhe gegangen.

Mein armer Freund trug noch dieselben Kleider wie am Abend zuvor ... so hatte ich ihn auf dem Wege im Hain gesehen — und die Hand des Toten hielt auch noch immer das Schilfbüschel fest umschlossen.

In seinen Papieren fand sich ein Brief an mich vor mit dem Datum seines Todestages, er enthielt nichts als die Worte: „Simson kann nicht leben ohne sein Haar!“ An dem Zwiespalt seines Körpers und seiner Seele war er zu Grunde gegangen.



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

An meine Frau.

München, 18. 4. 68.

In einem prächtigen, aber kalten und zugigen Wagen haben wir die Reise hierher gemacht; der Frost packte mich von allen Seiten, und es war eine kummervolle Nacht. — Es fährt sich aber sehr gut mit dem Kronprinzen; er sprach lange mit mir über seine Aufgaben und zeigte mir die ihm von Bismarck erteilte Instruktion.

Das erste Mitglied der Begleitung ist der Oberstleutnant v. Loucadou; er ist sehr höflich, sehr gut angezogen, sehr empfindlich gegen Wind und Wetter und erzählt gern Skandalosa aus der vornehmen Welt.

Herrn v. Jasmund habe ich bis jetzt noch nicht ergründet; er macht sich seinen Dienst schwer und spricht nicht gern.

Graf Eulenburg ist der liebenswürdige Kavalier, galant und rücksichtsvoll, mit dem Gedanken zur Hand, mit hübschen Formen gegen den Kronprinzen und voller Takt gegen jedermann. Er füllt seinen Posten voll aus.

Der Generalarzt Wegener erzählt Anekdoten und scheint etwas geniert.

München entsandte seine ersten Boten nach Augsburg zum Empfang, wo wir Toilette zum hiesigen Einzug machten. Es war unser Gesandter Werthern und Major v. Grolman. Die Stellung des ersteren scheint mir nicht derartig zu sein, wie sie dem preußischen Gesandten jetzt gebührt. Grolman macht einen guten Eindruck; er ist orientiert und bescheiden und wird beachtet.

Hier auf dem Bahnhof erwartete uns der ganze Pomp des fürstlichen Empfanges. An der Spitze stand Prinz Otto, der Bruder des Königs, ein junger Herr mit intelligenten und angenehmen Zügen. Er hat den weichen Ausdruck seiner Mutter. Der König war leidend.

Das Rückgrat der königlichen Familie bildet Prinz Luitpold, eine einfache und innerlich tüchtige Natur.

Man war von allen Seiten äußerst höflich und freundlich, aber ebenso zurückhaltend, und jedes politische Gespräch fiel auf den Boden. Der einzige Mensch bei Hofe, der sich beflissen und für Preußen interessiert zeigte, war der Oberstallmeister Graf Holnstein. Dann gab es Visiten, Galadiner und schließlich den Lohengrin. Die Oper dauerte fünf Stunden und war sehr gut; ich meine, es ist vieles Schöne darin, als Ganzes aber blieb es mir unklar."

*

Berlin, 21. 4. 68.

„Nachdem ich gestern ganz unbemerkt 50 Jahre alt geworden bin, erzähle ich heut aus München weiter.

Den Fürsten Hohenlohe kennst Du auch noch von Koblenz her. Ich hatte am zweiten Tage eine lange Unterhaltung mit ihm; er zeigte viel preußische Gesinnung, aber noch keine Sicherheit darüber, wie sich diese im entscheidenden Falle äußern könnte. — Vom jungen König sagte er: ‚Er stelle die merkwürdigste Mischung dar von voller Unkenntnis des wirklichen Lebens, bei sehr großer geistiger Befähigung.'

Der Kronprinz hat den König wiederholt im Bett besucht und erzählte, er habe alles in allem wohl fünf Stunden mit ihm gesprochen; sie hätten in Gedanken die ganze Welt durchstreift, aber von Bayern, von Preußen, von Deutschland sei kein leises Wort gefallen.

Im ganzen verlief unser Besuch würdig, und der Zweck einer ersten Anknüpfung nach dem Kriege wurde durch die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen wohl erreicht.

Auf der Weiterreise über den Brenner passierten wir auch Oesterreich, überall feierlichst und höflichst empfangen. Eine Welt von Erinnerungen wurde durch die österreichischen Uniformen geweckt; der Kronprinz war gegen die Herren sehr zuvorkommend.

Abends zehn Uhr waren wir in Verona. Der Empfang war so begeistert, wie ihn keine Phantasie reger und wärmer erdenken kann. Auf dem Bahnhof die Garnison und die Nationalgarde in Parade, in den illuminierten Straßen an allen Fenstern und auf den Dächern Tausende von enthusiastischen Menschen, Kopf an Kopf; Musikbanden schmetterten das ‚Heil dir im Siegerkranz' und das Preußenlied, und die Massen klatschten wütend in die Hände und schrieen: ‚Evviva il vittore di Sadova!', ‚L'angelo protettore d'Italia!'

Der Kronprinz trat immer wieder auf den Balkon und wurde mit immer neuem Jubel begrüßt; die Nationalgarde übernahm die Wache, zündete große Feuer an, und die ganze Nacht hindurch erklangen die Huldigungen. Ebenso rauschend war der Empfang an allen Orten, wohin uns die Reise führte."

* * *

Meinem Reisetagebuch entnehme ich das Folgende:

Der König ist ein reines Original; ich habe eine solche königliche Erscheinung noch nicht gesehen, übrigens voller Kraft und Selbständigkeit. Bisher kannte er keinerlei Einschränkung in seiner junggesellenhaften Lebensweise, aber er wird doch älter, das Gefühl der wachsenden Macht hebt ihn, er fühlt sich in seiner Existenz unabhängiger von den Menschen wie früher, und so drängt es ihn, seine Umgebung und sich selbst einer Hofetikette zu unterwerfen. Aber es gelingt ihm nicht immer, sich in diese zu fügen, und auch die andern fallen noch leicht in die alte Ungebundenheit zurück.

So wurde z. B. nach dem großen Diner am Hochzeitstage, nachdem der König sich mit den Fürstlichkeiten zurückgezogen hatte, in den Festräumen allerseits geraucht, und zwar die geringsten italienischen Zigarren, so daß beim Wiedererscheinen der Herrschaften zum Beginn der Oper der blaue Qualm dick in den Sälen stand.

Außer der Etikette fehlt aber recht offen noch mancherlei Höheres.

Gelegentlich der Trauung waren wir Zeugen einer großen Messe. Das Publikum war im Uebermaß unruhig; der König, die Prinzen und selbst der Bräutigam entbehrten jeder Andacht, und als die Rede des Bischofs, die abgelesen wurde, zu Ende war, erschallten aus der Kirche Bravo und Händeklatschen.

Wäre die Musik nicht so heiter und lustig gewesen, man hätte trübsinnig werden können bei solchem Gottesdienst. Die sechs Bischöfe, die mitcelebrierten, erschienen äußerst unbedeutend.

Eine Machtstellung des Klerus will man mir nicht zugeben: „Man sei religiös, aber die Pfaffen habe man noch zu allen Zeiten in Italien aufgehängt."

Was die allgemeinen politischen Verhältnisse anbetrifft, so stößt man überall auf den Kampf zwischen Süd und Nord. Piemont mit seinem armen und deshalb dienenden Adel ist das herrschende Land und bildet den konservativen Kern für das ganze Königreich. Die hiesigen Staatsmänner haben daher viel Verständnis für Bismarck und loben, daß er erst den deutschen Norden zu konsolidieren sucht, ehe er den Süden aufnehmen will. Man ist aber der Ansicht, Italiens Einheit sei eine weit künstlichere Schöpfung als die deutsche.

In Italien bilden die vielen großen Städte die Brennpunkte des politischen Lebens, und ihre Bürgermeister sind die politisch leitenden Persönlichkeiten. Ein großer Teil der Minister, Gesandten, kurz die unabhängig von der Beamtenleiter an die Spitze tretenden Männer waren oder sind wieder Sindaci.

Größere Dörfer fehlen dem Lande; der Bauer wohnt in einzeln liegenden Höfen oder Weilern, seine äußeren Interessen, also auch die politischen, konzentrieren sich in der Stadt. Dadurch leitet die städtische Unruhe auch den Landbewohner, und das diesem sonst überall innewohnende konservative Element geht Italien fast gänzlich ab. Die Städte aber sind immer mehr geneigt, ehrgeizig drängenden Menschen ihre Wahlstimmen zu geben, und so finden sich denn im italienischen Parlament fast ausschließlich solche Vertreter.

Das piemontesische Element wird also immer wichtiger für den Staat. Von acht Ministern sind vier Piemontesen, ganz ausschließlich aber ist der Einfluß Piemonts in der Armee; die gesamten militärischen Spitzen, die Adjutantur und der Hof des Königs bestehen nur aus Piemontesen; sie bilden die stete Umgebung des Königs und sind seine Freunde. Auch die bisherigen Kriegsminister waren Piemontesen, obgleich sie, nach der konstitutionellen Schablone, mit ihren wechselnden Kollegen auch wechseln.

Die bevorzugte Waffe ist die Artillerie; sie liefert aus ihrem Offiziercorps fast ausschließlich die leitenden Persönlichkeiten der Armee und füllt die ersten Kommandos aus. Infolgedessen ist die Infanterie, die in der Führung der Gefechte wie auch zur Erziehung des Volkes wichtigste Waffe, durchweg vernachlässigt und steht in den moralischen Elementen am tiefsten.

Die Artillerie ist gut gehalten, entspricht aber in der Langsamkeit ihrer Bewegungen und in der Schwere ihres Materials nicht durchweg den taktischen Forderungen. Sie ist eben nicht Hilfswaffe, und ihre Leistungen werden nicht durch die der andern Waffen normiert, sondern sie bestimmt sie selbst.

Die Kavallerie hat besseres Menschen- als Pferdematerial. Die technische und Disciplinarausbildung scheint mir auf keinem hohen Standpunkt zu stehen.

Die Bersaglieri sind eine Elitetruppe und haben eine sehr bedeutende körperliche Leistungsfähigkeit.

Viele Mängel sind durch die plötzliche starke Vergrößerung der Armee zu erklären und werden, da stetig gearbeitet wird, auch allmählich verschwinden. Ich fürchte aber, daß die Vernachlässigung der Infanterie sich schwer strafen wird, zumal in einem Gefechtsterrain wie das italienische, wo durch die Unmasse von

Bäumen jede Uebersicht fehlt, und wo allein das vorwärts- und zusammenstrebende Element in jedem einzelnen Infanteristen zum Siege führen kann.

Ich habe schon gesagt, daß vom Adel nur der piemontesische ein monarchisch konservatives Element bildet; er ist arm, muß seinen Glanz im Staatsdienst suchen und ist zu allen Opfern für die Monarchie bereit. Piemont lehnte sich in seiner ganzen historischen Entwicklung an Frankreich an und stand in traditionellem Einverständnis mit Frankreich. Nur der Verlust von Savoyen und der momentane Uebermut der Franzosen scheidet sie augenblicklich von diesen; und nur in diesen beiden Momenten liegt ein zufälliger Hebel, die italienischen Interessen im preußischen Sinne zu leiten.

Der Bedeutendste von diesen Piemontesen ist Lamarmora, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und ehrenhafter Gesinnung. Er erfreut sich allgemeiner Achtung, trotz seines Fiaskos im letzten Kriege, und gilt immer noch als der kommende Ministerpräsident, obgleich er augenblicklich in vollster Ungnade beim König ist. Er ist der politische Führer der französischen Partei. Graf Usedom, unser Gesandter, hält es daher für richtig, gegen ihn Partei zu nehmen, und sämtliche Mitglieder der preußischen Gesandtschaft beteiligen sich an dem Kampfe gegen Lamarmora auf das leidenschaftlichste.

Sollte Lamarmora wieder ans Ruder kommen, ja nur wieder die Gnade des Königs gewinnen, was für ihn als Träger der piemontesischen Partei wahrscheinlich ist, so wird Graf Usedoms Stellung hier unmöglich.

Ueber den ungünstigen Einfluß des Königs auf die Operationen des letzten Krieges sind alle Stimmen einig. Lamarmora soll eine Reihe von Schriftstücken besitzen, die beweisen, daß er den König bestimmt habe, das Geschenk Venetiens von Napoleon nicht anzunehmen, sondern an dem Bündnisse mit Preußen festzuhalten, daß der König gegen Lamarmoras Willen nach der Schlacht bei Custozza den Rückzug angeordnet habe, daß Cialdini ihm nicht gehorcht, sondern eigne Wege zum König gefunden u. s. w.

Kurz, der König soll Lamarmora fürchten.

Vielleicht sprechen bei dem merkwürdigen Vorgehen des Grafen Usedom die Einflüsse mit, die der hiesige Militärbevollmächtigte Legationsrat v. Bernhardi ausübt.

Ich erachte die Gegenwart des Herrn v. Bernhardi hier bei der Legation als den preußischen Interessen nicht förderlich und für ihn selbst sehr unerfreulich. Er hat keine Stellung zur Armee, seine ganze Natur als alter Mann, kritischer Gelehrter und historischer Sammler erschwert es ihm ungemein, mit Offizieren in nähere Berührung zu kommen. Darum wissen diese auch nichts mit ihm anzufangen; die Generale gehen ihm aus dem Wege, und die jüngeren Offiziere können keine Fühlung mit ihm haben; die Herren unsrer Gesandtschaft sehen ihm verwundert zu, und die andern Diplomaten halten ihn nicht für ihresgleichen.

Infolgedessen ist Bernhardi verbittert; nun soll er aber Nachrichten bringen. Um selbst zu sehen, dazu fehlen ihm schon die körperlichen Eigen-

schaften, er muß sich seine Nachrichten also zutragen lassen, und das ist immer bedenklich.

Zum Beispiel bringt er allerhand Details über den Charakter der italienischen Offiziere; da halte ich es doch für einen ruhig denkenden Menschen ganz unmöglich, auszusprechen, daß ein General Geld angenommen habe, um sich schlagen zu lassen; zumal, wenn dieser General bis dahin in jeder Beziehung intakt war, sich in sehr guten Vermögensverhältnissen befindet, keine Kinder hat und ein Mensch ohne Bedürfnisse ist.

Der jetzige Ministerpräsident, General Menabrea, ist von Geburt Savoyarde; er war piemontesischer Partikularist und der heftigste Gegner der Annexionen und Revolutionen. In einem Konflikt zwischen Frankreich und Preußen wird er suchen, mit beiden Teilen zu paktieren, aber nicht abzuschließen.

Ich saß eines Tages neben ihm bei Tisch und halte ihn für mehr solide als genial, sehr begabt, aber stark Philister. Er erachtet es für eine der größten Schwierigkeiten der Regierung, daß die von Natur konservative Partei des Landes, die Aristokratie, ausgenommen in Piemont, nicht aus Gutsbesitzern, sondern aus Patriziern großer Städte besteht; dadurch stehen ihre Erinnerungen an die Glanzzeiten ihrer Familien nicht in Beziehung zu Monarchien, sondern zu Republiken. In den alten Republiken und in der Kirche sind diese Familien groß geworden; die Herrschaft der Bourbonen und der deutschen Kaiser wurde als feindlich erachtet, übte also einen anti-monarchischen Einfluß aus.

Der frühere Minister Ratazzi erfreut sich nicht der öffentlichen Achtung. Er ist leichtsinnig und bedient sich der niedrigen Leidenschaften seines Herrn, dessen Liebling er ist.

Ricasoli, ein edler und zuverlässiger Charakter, hat sich mißgestimmt in das Privatleben zurückgezogen.

Der Kronprinz hatte eine lange politische Unterredung mit dem Prinzen Napoleon, dem Schwiegersohn des Königs, die dieser ausdrücklich gewünscht hatte.

Der Prinz Jérôme begann de but en blanc mit der Bemerkung: „Er für seine Person wolle alles thun, was im stande wäre, den zwischen Preußen und Frankreich drohenden Krieg zu verhindern. Unter einem Siege der Franzosen würde die Kultur leiden; daß die Preußen Herren blieben, könnte er natürlich noch viel weniger wünschen. Zum Kriege aber dränge vor allem die katholische Kirche, die deutscherseits vom Erzbischof Melchers von Köln und dem Bischof Martin von Paderborn geführt werde."

Ich habe hierüber ausführlich nach Berlin berichten müssen.

Als ich dem Prinzen vorgestellt wurde, überraschte er mich mit der Bemerkung: „Nous nous sommes déjà vus au château de Cassel." Er hatte, um Familienerinnerungen zu feiern, das dortige Schloß besucht; ich, ebenfalls mit einer Besichtigung der Schloßräumlichkeiten beschäftigt, war ihm ausgewichen, um nicht grüßen zu müssen.

So weit war er doch Fürst, daß ihm dies nicht entging.

Graf Usedom hatte den Kronprinzen bestimmen wollen, von Lamarmora

keine Notiz zu nehmen; da dieser ihn aber von Berlin her kannte, so begrüßte er ihn freundlich im Vorübergehen. Ich mußte nachher den General in seiner Wohnung aufsuchen; mein Eindruck von ihm war sehr viel günstiger als der von dem General Cucchiari, seinem politischen Gegner, den ich für den Kronprinzen empfangen mußte.

Ich muß hier ausdrücklich erwähnen, wie wohlthuend der Kronprinz hier wirkt, wie seine Liebenswürdigkeit König und Volk selbständig macht, wie täglich das Bedürfnis lebhafter wird, das französische Joch abzustreifen. Malaret, der französische Gesandte, hat gestern wieder laut seinen Zorn darüber geäußert, daß er bei der Gala-Oper keinen besondern Platz erhielt. Der Hof nimmt übrigens von den Diplomaten außerordentlich wenig Notiz.

Nach Haus schrieb ich: „Ich kann mich nicht entschließen, meine Briefe der Post anzuvertrauen, es ist gar zu vieles hineingekommen, und da sie durch Oesterreich gehen, möchte ich mich nicht dem aussetzen, daß es mir so ginge wie einst Blumenthal. Ich werde also alles als Tagebuch aufzeichnen und mitbringen. Uebrigens ist unsre hiesige Existenz doch eine wesentlich politische, und es giebt unausgesetzte Arbeit."

Das schönste von allen Festen, die wir in Turin genossen, war ein Turnier. Die Stadt lud dazu ein und hatte ein mächtiges Amphitheater bauen lassen, zu dem 32000 Menschen Billets gelöst hatten. Als wir in die Loge traten, diese Menschenmasse hoch und leicht aufgetürmt vor uns, die zauberhafte Natur mit den Schneebergen dahinter, überall die heitersten Farben und die stürmischsten Acclamationen, da genoß man Mächtiges zugleich und Schönes, so daß die Sinne ganz betäubt wurden.

Der Empfang in Florenz bot eine neue Nuance. Das Publikum selbst war im altbekannten Enthusiasmus, aber der offizielle Empfang zeigte einen auffallenden Mangel an Aufmerksamkeit. Der hier kommandierende General gehört nämlich zur französischen Partei und wollte sich diese Demonstration doch nicht versagen.

An meine Frau.

Florenz, 2. 5. 68.

„Leider hat sich unsre Abreise von hier doch noch verschoben. Der Prinz hat eine Einladung der Stadt zum 7. angenommen, und so können wir nicht rechnen, vor dem 13. in Berlin zu sein. Deine Mitteilung von Heizen überrascht mich. Ich dachte, Ihr müßtet annähernd so schönes Wetter haben wie wir. Es wird schwer werden, sich an den Norden wieder zu gewöhnen.

Die Genüsse, in denen ich hier schwelge, lassen sich schwer beschreiben; es ist eigentlich das volle Beschäftigtsein im Nichtsthun. Nur die Politik macht sich geltend; man muß sich auf den Staatsmann aufspielen und im Namen des Kronprinzen Berichte aufsetzen. Jedenfalls fehlt es mir nicht an Gelegenheit, mir ein Urteil zu bilden, da ich viel sehe und mich dauernd in Gesellschaft der hervorragendsten Männer des Landes bewege.

Zwischen dem Kronprinzen und der hiesigen königlichen Familie hat sich

ein sehr herzliches Verhältnis gebildet. Die gegenseitigen Besuche dauern zum Entsetzen der Umgebung immer Stunden, und die edle Art unsers Herrn entzückt alle Herzen.

Von mir will ich Dir noch erzählen, daß ich durch mein Bein gar nicht geniert werde und daß ich auch nie mehr die teilnehmenden Fragen nach meiner Lahmheit zu hören brauche, die mich sonst so oft belästigten.

Wir fahren durch den Mont Cenis und über Genf in die Heimat."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 8. 6. 68.

„Jetzt ist die saure Gurkenzeit; der Reichstag wird über die Maßen müde, und nur die Pflichteifrigsten halten noch aus, um doch noch etwas fertig zu bringen, ehe man nach Hause geht. Bismarck ist so elend, daß er vorläufig nicht an Geschäfte denken kann. Ich fürchte nach allen Nachrichten sehr für ihn. Delbrück, der Typus eines tüchtigen, liberalen Bureaukraten, steht an der Spitze der Geschäfte, aber wir kommen nicht recht vorwärts mit ihm, und dem Kriegsministerium geht es dabei am schlechtesten.

Von großer Politik weiß ich nur wenig. Hier hat man allgemein friedliche Ansichten. Die gut katholische Kaiserin Eugenie hetzt gegen das protestantische Deutschland und wird dabei von einer sehr starken, mächtigen Partei unterstützt. Noch sträubt sich Napoleon, und es ist nicht vorauszusagen, wann es zum Klappen kommen wird.

Du sprichst von der lebhaften Abneigung der Kronprinzessin gegen alles Preußische. Dies kann ich nicht zugeben, die Abneigung betrifft nur den Zwang, der ihr vom Hof und von den Orthodoxen auferlegt wird, und darunter mag ja manch einer leiden."

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 7. 68.

„Sie widmen meinem italienischen Berichte zu viel Schmeicheleien; so dürfen Sie mich nicht behandeln, wenn Sie es gut mit mir meinen. Alle guten Eigenschaften gehen mit der Eitelkeit zum Teufel.

Ich habe gestern mit großem Vergnügen die Grenzboten gelesen und möchte zu dem Pariser Brief nur bemerken, daß nach den neuesten Nachrichten die klerikale Partei in Frankreich schon jetzt thätig für Neuwahlen ist; sie hofft, bei der großen Schwierigkeit, die die Regierung findet, ihre Kandidaten durchzubringen, die Klerikalen als solche einzuschieben und das Heft in die Hand zu bekommen. Nach Ansicht des Prinzen Napoleon provoziert nur die katholische Kirche den Krieg, weil sie sich bewußt ist, daß nur aus der Niederwerfung Preußens Roms Macht neu erblühen kann. Da liegt die Kriegsgefahr.

Ich habe nun gedacht, daß Sie die Bedeutung des Festes in Worms, wo der König und der Kronprinz zugegen sind, in einem Aufsatz behandeln und dabei diese klerikalen Intriguen unbemerkt, aber wirksam einflechten könnten.

Roggenbach habe ich nur ganz flüchtig gesehen; ich bin zu beschäftigt durch meinen lebhaften Kampf im Ministerium. Von meinen fünf ersten Räten haben sich in drei Tagen drei mir zu Ehren krank gemeldet. Da heißt es aushalten, aber es kostet Nerven, will man den alten Schlendrian auswurzeln."

*

Berlin, 7. 9. 68.

„Usedoms Behauptung, daß Bismarck ihn aus Florenz weg haben möchte, und daß dieser Gedanke Bismarck bei der Behandlung der ganzen Lamarmora-Angelegenheit geleitet hat, kann ich nicht widersprechen. Man würde Usedom wohl schon lange von dort versetzt haben, wüßte man wohin mit ihm. Der Kronprinz betreibt den Gedanken, ihn an Olfers Stelle zu bringen, aber auch das würde Usedom trotz allem sehr schwer treffen, denn er lebt nur in Italiens Kunst.

Ihre Charakterisierung der Staatsmänner, die des jungen Königs Friedrich Wilhelm IV. Freunde waren, hat mich höchlichst interessiert. Ich habe mich gefragt: ‚Welches ist der Charakter unsrer heutigen Staatsmänner?‘ — Die Antwort ist daß wir erst anfangen, dergleichen zu entwickeln.

Weiter: ‚Wird Bismarck der Stifter einer Schule von Staatsmännern werden?‘ — Ich antworte:

Das hängt lediglich von der Disciplinierung der Parteien ab, mit denen er gehen kann. Die Freikonservativen drängen sich zu ihm, ebenso die Nationalliberalen. Welche Partei eine Macht werden kann, das ergiebt sich rein aus ihrer Disciplinierung, und da jeder Parlamentarier es für das Recht jedes Deutschen hält, in jedem Fall eine eigne Meinung zu haben, so wird in absehbarer Zeit eine regierungsfähige Partei überhaupt nicht existieren. Man muß aber festhalten, daß für die Entwicklung Deutschlands Bismarcks Autorität dem preußischen Partikularismus gegenüber dringend nötig ist.

Es ist zurzeit ein italienischer General hier, den ich von dort gut kenne. Ich fragte ihn, wieso der bisherige Kammerpräsident Lanza, ein konservativer Piemontese, plötzlich gegen das Ministerium aufgetreten sei.

Er sagte, Lanza habe geglaubt, das Ministerium würde über die Tabaksfrage fallen, und er könne dann ans Ruder kommen. So habe er sich von ihm getrennt, sei aber darüber selbst gefallen.

Ich entnehme daraus die Lehre, wie der persönliche Ehrgeiz und der gemeine Egoismus am meisten in den ganz liberal regierten Staaten verhängnisvoll eingreift. Das konservative Element ebnet die Leidenschaften und läßt den Staat für immer im Vordergrund.

Ich habe kürzlich wieder ein gutes Stück des Vaterlandes dienstlich gesehen und habe in der alten freien Reichsstadt Frankfurt mit sehr preußenfeindlichen Leuten diniert. Es ist eine Familie, zu der wir, und zumal die Frauen, in sehr alten Beziehungen stehen. Das Diner war gut, und die Politik wurde eine ganze Weile zurückgehalten. Beim Dessert sagte ich ihnen, sie sollten nun mal auspacken, ich wollte ganz still sein. Da brach der lang verhaltene Groll vor, und

es donnerte und blitzte. Ich sagte ihnen dann, sie möchten ruhig über den Rechtsstandpunkt streiten, davon sähe ich vollständig ab. Der Streit sei aber unpraktisch; je länger sie uns das Recht der Gewalt einräumten, um so später bekäme das Recht Gewalt. — Nach drei Stunden trennten wir uns unter Händedrücken.

Hier ruht die Politik, und der alte König genießt mit vollen Zügen die Lust, Soldat zu sein. Er ist ganz unermüdlich bei den Besichtigungen, und ich erfreue mich oft aus der Nähe an seiner stets gleichen Frische und Gradheit. Auch den Kronprinzen spreche ich häufig bei solchen Gelegenheiten. So voll der alte Herr bei der Sache, so gleichgültig ist der junge Herr dagegen.

Gegen mich war er arg verstimmt. Ich hatte bei der Durchreise durch Dresden auf Exerzier- und Schießplätzen allerhand Unfug getroffen und darüber berichtet. Ich hatte gewünscht, daß man unsern Kronprinzen hinschicke, nun mußte ich wieder vermitteln, daß es nicht dazu käme, denn er will sich nicht politisch engagieren. Die Politik der freien Hand hat sich aber nie bewährt."

An meine Frau.

Gotha, 20. 7. 68.

„Ich habe am 17. bei brennender Hitze Weimar und Erfurt inspiziert und dann hier am 18. früh. Um zehn fuhren wir mit Familie Holtzendorff in den Wald. Du kennst die Schönheiten dieser Landschaft und den heitern freien Sinn der Gesellschaft, ich brauche Dir also darüber nicht zu berichten. Normann, Samwer, Thekla Seckendorff, Wanda Crowe waren dabei.

Gestern am Sonntag war ich beim Kronprinzen. Man machte mir den Vorschlag, Ende Oktober mit ihnen nach England zu gehen. Ich habe natürlich ja gesagt und muß nur abwarten, was S. M. dazu meint.

Ich muß nun daran gehen, mich im Englisch sprechen zu üben; die Studien der Jugend rentieren sich noch jetzt. Man will mir die ganze Größe Englands zeigen, und die kleine Frau erklärte, sie wäre stolz darauf, dies thun zu können. Nun darf ich keine Dienstreisen mehr machen, um nicht allzuviel vom Posten entfernt zu sein."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 11. 8. 68.

„Neulich haben wir Geffcken bei uns gehabt. Er aß den Abend so viel, daß wir den Eindruck hatten, ihn vom Hungertode zu retten; nachher klagte er über Schlaflosigkeit. Uebrigens gefiel er mir nicht übel, er bewegte sich in gewöhnlichen Regionen, und sein Ehrgeiz hatte greifbare Momente. Ich hätte nichts dagegen, wenn er in den Bundesrat käme, um mitzuhelfen, die Hansestädte in den Zollverein zu bringen.

Ich war zwei Tage hintereinander in Potsdam; zuerst bei Prinz Friedrich Karl, der mich um zwei Uhr kommen ließ, sich mit mir zu Tisch setzte, kurz besprach, was er wissen wollte, und mich um fünf wieder nach Haus spedierte.

Der Kronprinz befahl mich am nächsten Tage auch um zwei Uhr; er ließ mich warten bis nach der Tafel und hielt mich bis sechs. Das schmeckte weniger gut."

An meine Frau.

Frankfurt, 16. 8. 68.

„Die Welt nimmt mich überall so voll in Anspruch, daß ich gar nicht dazu komme, Dir Nachricht zu geben. Donnerstag also langte ich hier an, wurde von Karl Gericke mit kaltem Sekt empfangen und fuhr um zwölf nach Wiesbaden, wo Rosenstiels mit Colomb auf dem Bahnhof waren. Dann Dienstliches und nachmittags Fahrt nach Nieder-Walluf, wo wir in einem Garten unmittelbar am Rhein auf Deine Gesundheit tranken. Abends Empfang des Königs. Freitag Besichtigung der Kaserne, um zwölf das große Fest, dann Tafel beim König und Fahrt hierher.

In Homburg traf ich Bernuth und Grüter auf der Terrasse; sie bummelten und studierten Gesinnung, wie sie sagten; dann wollten wir gemeinsam speisen, wurden aber vom Prinzen Albrecht zur Tafel befohlen. Sehr gutes Diner, sehr heiter und angenehm, zu zwölf Personen, mit französischer Unterhaltung."

*

Köln, 28. 8. 68.

„In Koblenz habe ich bekannte Menschen so gut wie gar nicht gesehen, die Stadt aber mit ihren Umgebungen heimelte mich überall an. Als ich im ‚Riesen' ankam, setzte ich mich ans Fenster und habe über eine Stunde hinausgesehen auf den Strom und die prächtige Gegend. Da zog vieles an mir vorüber von dem, was wir gemeinsam erlebten, und ich freute mich meines Besitzes. — Heut früh wollte ich nach dem Kirchhof, aber der Intendant kam noch mit Dienst, und dann mußte ich fort.

In Trier habe ich Dich sehr zu mir gewünscht. Es ist ganz unverändert bis auf wenige neue Häuser. Die Berge, grün und rot gemischt, lachen noch mit aller Pracht, und ich fühle mich so bekannt, als wäre ich nie fortgewesen."

* *
*

Aus meinem Tagebuch: General v. Moltke überreichte im Herbst 1868 dem König ein Werk, in dem er den Krieg 1866 kritisch bis ins kleinste Detail bearbeitet und jedes Urteil mit einer Fülle von Material belegt hatte. Diese Zusammenstellung bildete das Lehrreichste, das man lesen konnte; denn auch die Personen wurden nicht geschont, sondern ein jeder der strengsten Beurteilung unterworfen. Diese Arbeit, die natürlich ganz sekret war, hatte der König wiederholt gelesen und zu Moltke gesagt, er wisse sie fast auswendig.

Mir war das Konzept für halbe Stunden zur Durchsicht übergeben worden, und ich erkannte, wie dieses Werk für den künftigen Kriegsherrn von größter Bedeutung sei. Ich schrieb darüber an den Kronprinzen nach England, im Dezember, und bemerkte dabei:

„S. M. hat das Memoire noch nicht aus der Hand gegeben, selbst nicht dem Kriegsminister, der es erbat. General v. Moltke aber arbeitet bereits an einer vom König befohlenen Instruktion für die Generale, die die Quintessenz jenes Memoires enthalten soll. Die mir zur Durchsicht gegebenen Teile dieser Instruktion entbehren aber jener anregenden Bilder der Wirklichkeit, die die erste Arbeit auszeichneten. S. M. der König will wohl in seiner großen Güte alles ausscheiden, was persönlich verletzen könnte. Was kann aber den Mangel an Führung im Infanteriegefecht besser darstellen, wie die genaue Aufzählung der bei Chlum und Rosberitz wild durcheinander gewürfelten Compagnien der 1. Garde-Infanteriedivision? Was schreit mehr nach Abhilfe als der spezielle Nachweis, daß die taktischen Leistungen der Kavallerie überall sehr dürftig waren, mit einziger Ausnahme des Falles, wo ein verabschiedeter General sie führte?"

Das Ende des Jahres zeigte den Grafen Bismarck wieder ganz frisch, und er erklärte, er sei „wieder zu allen leichtsinnigen Streichen aufgelegt". Solche Zeiten aber, wo er mit ruhigen Nerven arbeitete und sich von der Widerhaarigkeit der andern nicht anfechten ließ, waren immer die erfolgreichsten für den Gang der Politik.

Am 5. Februar 1869 berichtete ich dem Kronprinzen:

„Im preußischen Staatsministerium macht sich augenblicklich eine bedeutende Opposition gegen den Grafen Bismarck geltend; sie benutzt dazu die Einführung eines Bundesministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten, und der preußische Partikularismus wird dabei besonders herausgekehrt. Da es für unsern Fortschritt von der allergrößten Bedeutung ist, daß Graf Bismarck in diesem Kampfe Sieger bleibt, so möchte ich Eure Königliche Hoheit bitten, ihn nach Kräften zu unterstützen, keinesfalls jetzt infolge seiner ‚Taktlosigkeiten' in Eurer Königlichen Hoheit Hause, über die Eure Königliche Hoheit so verstimmt schrieben, noch gegen ihn Schritte zu thun. Graf Bismarck ist der einzige, der uns vorwärts hilft."

An G. Freytag.

Berlin, 4. 10. 68.

„Ich kann Ihnen sagen, daß der König, der doch eine Menge Erfahrungen auf diesem Gebiet hinter sich hat, freudestrahlend und durch und durch warm angeregt aus dem Norden heimgekehrt ist. Er behauptet, noch nie eine solche Aufnahme gefunden zu haben, wie dieses Mal in Hamburg. Auch mit den Truppen war er sehr zufrieden.

Neulich beehrte mich die Kronprinzessin mit einer Einladung zum Thee, und wir kamen auf die Rangverhältnisse bei Hof zu sprechen. Sie fand es höchst unrecht, daß Bismarck und Wrangel vor dem hohen Adel rangierten; die Geburt müsse immer vor Amt gehen. Ich erwiderte ihr einiges, und darüber wurde sie böse. Wenn ich wirklich mit nach England gehe, was mir jeden Tag unwahrscheinlicher wird, so bin ich neugierig, wie sich unsre Freundschaft gestalten wird.

Sie beurteilen Bismarck ungerecht. Sie sagen, der Grundton seines

Charakters sei Mangel an Ehrfurcht. Ich möchte ihn so darstellen: Er ist frisch und keck im Gedanken und klar in dem, was er will; seine Ziele wird er nie über das hinausstecken, was ihm zu erreichen möglich. Menschen und Verhältnisse, die ihm dabei im Wege stehen, zerbricht er rücksichtslos. Hierbei kommt aber seine durchaus monarchische Gesinnung in Betracht, die ihm angeboren ist. Den Liberalismus und die Verfassung gebraucht Bismarck nur, um den König und die Konservativen zu leiten und zu biegen, nie aber als ein berechtigtes Machtelement. Bismarck will ein einiges, monarchisches Deutschland, und diesem Ziele streben auch Sie zu, also lassen Sie ihn gewähren.

Die spanische Revolution hat die Kriegssorgen hinausgeschoben, macht Napoleon noch unsicherer und nötigt ihn, zu warten.

Am 20. geht die Kronprinzessin mit Normann nach der Isle of Wight, und Anfang November folgt der Kronprinz. Vorläufig gehen beide nach Darmstadt und Baden."

*

Berlin, 14. 11. 68.

„Bezüglich der englischen Reise sagte mir Normann schon vor einiger Zeit, man habe von mir abgesehen. Um nun den Herrn nicht weiter zu inkommodieren, reiste ich ab, als er herkommen sollte, und kam zu dem Tage wieder, da ich seine Abreise erwartete. Hierin war aber eine Veränderung eingetreten; so ließ er mich kommen und sprach von allen möglichen Dingen, nur nicht von meiner Reise. Dafür hat er mich nun gebeten, ihm öfters nach England zu schreiben, um ihn au courant des affaires zu halten, und das werde ich thun, weil es von beiderseitigem Wert sein wird.

Ich habe in diesen Tagen den ersten Band von Bunsens Leben von Nippold gelesen und kann nicht leugnen, daß es mir großes Interesse abnötigte, obgleich mir die Anschauungen und Grundsätze darin ganz unsympathisch sind. Der Mann schwebt mit seinen Gedanken immer im siebenten Himmel und besitzt trotz seiner Liebenswürdigkeit einen immensen geistigen Hochmut. Die Welt aber, über der er sich hoch erhaben dünkt, kennt er nicht. Er fühlt ganz und gar nicht mit dem Volk und durch das Volk. Die Freiheitskriege haben nur dadurch für sein Leben Bedeutung, weil sie ihn in den Reisen zu seiner Ausbildung hindern. Es ist unausbleiblich, daß er in allen großen politischen Fragen Fiasko macht, denn ihm fehlt der feste Boden, aus dem er die Kraft nehmen könnte.

Aus Paris kommen sehr friedliche Nachrichten. Niel soll seine Enthebung vom Ministerposten fordern, weil die Welt zu friedlich ist.

Crowe erzählt mir, daß Napoleon den Prinzen Georg von Sachsen gern zum König von Spanien machen wolle, und Robilant schreibt mir aus Florenz, man wolle den Herzog von Genua nicht zu dem Zweck hergeben, um Napoleon nicht aus der Verlegenheit zu ziehen.

Und nun schreiben Sie mir bald; mir fehlt etwas in meinem Leben, wenn ich Ihre reichen und lieben Briefe entbehren muß."

*

Berlin, 29. 11. 68.

„Zunächst unsern wärmsten Dank für die uns ehrende Sendung Ihrer dramatischen Werke. Die Pracht des Einbandes weist schon auf die Herrlichkeiten des Inhaltes. Vorläufig habe ich nur aus dem Index ersehen, daß mir Ihre dramatischen Leistungen noch nicht alle bekannt sind. Das Leben verläuft so stürmisch, daß mir sogar der letzte Sonntag genommen wurde, weil ich Wein abziehen mußte. Die vergleichende Kritik der beiderseitigen offiziellen Werke über den Krieg 1866 müßte ich jetzt schreiben. Aber es geht nicht.“

*

Berlin, 2. 1. 69.

„Erhalten Sie uns Ihre Freundschaft und sich das warme Herz und den regen Geist, mit denen Sie segensreich für die Welt wirken. Die Zigarren, die ich Ihnen schicke, sind des Mannes wert, dem ich sie zu Füßen lege. Also behandeln Sie sie mit Respekt.

Sie fragen nach dem Hildesheimer Silberfund. Er gehört vorläufig noch dem Militärfiskus. Er wurde aufgedeckt bei einer großen Grabenlegung und lag eng zusammen. Seitdem sind die Nachsuchungen ausgedehnt worden, aber vergebens. Nunmehr soll das Kultusministerium Geld zu neuen Ausgrabungen geben. Wie ich die Sachen in ihrer Zusammenstellung der verschiedensten Art beurteile, so ist es ein zusammengeworfener Raub und als solcher oberflächlich vergraben; das Wasser hat nach und nach vom Bergeshang ein paar Fuß Erde darüber gespült.

Meine Verhandlungen mit Sachsen haben einen ganz leidlichen Verlauf gehabt. Ich bin freigiebig mit Geld gewesen, habe aber die Prinzipien gerettet. — Bismarcks Besuch in Dresden bezweckte eine Danksagung für das schnelle Einverständnis mit dem Reichsministerium für die auswärtigen Angelegenheiten und eine Sondierung, ob sie für Kriegs- und Finanzministerien zu haben sind. Wir müssen sie haben, sonst kommen wir nicht vorwärts. Noch ist Sachsen das willfährigste Mitglied des Norddeutschen Bundes und dient wesentlich dazu, den Widerstand der andern zu überwinden. Die meisten Schwierigkeiten macht Gotha. Es war mir von besonderem Interesse, zu konstatieren, wie sich bei den Sachsen täglich mehr das Gefühl entwickelt, Berlin als politischen Mittelpunkt anzusehen. Der Gedanke, sich wieder loszulösen, scheint unmöglich. Was der Hof dazu sagt, ist gleichgültig, denn er hat kein Mittel, die gesetzgeberische Thätigkeit des Bundes zu bannen.

Der Kronprinz hat mir zweimal geschrieben und geklagt; ich bin neugierig, ihn zu sprechen, nachdem wir uns gestern nur begrüßt haben. Er hat mir wiederholt gesagt, ich sei der einzige gewesen, der ihn wirklich unterrichtete.

Die Armee ist im Sommer wieder so weit, daß sie jedem Gegner entgegentreten kann. Ich finde es sehr hübsch, daß die besseren Stände sich mit ihren Söhnen nach dem Offiziersstande drängen. Die Armee zieht davon Vorteil, und das ist momentan die Hauptsache. Wir müssen vorwärts und die gewonnenen Positionen verteidigen; je früher, je besser.“

*

Berlin, 31. 1. 69.

„In der Hildesheimer Angelegenheit bin ich also auf Ihre Wünsche eingegangen und habe den Kronprinzen dafür gewonnen, der seinerseits mit dem Kriegsminister und den andern maßgebenden Faktoren sprechen wird. Gestern erhielt ich das Gutachten der Kommission über den Wert des Fundes. Er wird außerordentlich hoch gestellt für die Kenntnis des Lebens, der Industrie und der Kunst der Römer. Es soll das Tafelgeschirr eines reichen Mannes sein, und aus den Chiffren läßt sich feststellen, welche Stücke noch fehlen. Es steht unbedingt fest, daß die Sachen hier in das Museum kommen.

Bismarck spricht sich heut gegen Roon unzufrieden damit aus, daß ich den Sachsen so wenig eingeräumt; es könne dies nur zu politischen Mißstimmungen führen, die jetzt sehr unbequem wären. Gleichzeitig ging ein Schreiben vom sächsischen Ministerium ein, das für unsre Bedingungen sehr dankbar ist und nur in finanzieller Beziehung eine Modifikation wünscht, und damit sind wir ja alle einverstanden."

*

Berlin, 9. 3. 69.

„Sie wissen, daß Graf Usedom gefallen ist. Sie wissen auch, daß er schon längst in Florenz nicht haltbar war, und daß er momentan der durchaus geeignete Mann wäre, um der Nachfolger von Olfers zu werden.

Usedom hält sich durch seinen von Bismarck erzwungenen Abschied für so gekränkt, daß er im Begriff steht, dem König wegen der Olfersschen Stelle ablehnend zu antworten. Sie sollen nun der Hexenmeister sein, der Usedom klar macht, wie groß es von ihm sein würde, wenn er seine in Italien erworbenen Kenntnisse im Interesse der vaterländischen Kunst verwerten wollte. Es scheint, daß Usedom sich für berufen erachtet, der Nachfolger von Bismarck zu werden, und stolz auf jene stille Kunststellung herabsieht. Hier ist aber Gefahr im Verzuge. Denn wenn Usedom nicht bald annimmt, so denkt der König an Dachröden.

Nun zum Detail, damit Sie Ihren Feldzugsplan danach machen können. Vor acht Wochen schrieb Bismarck an Usedom, seine Schritte und Thätigkeit schädigten die preußische Politik; er möge seinen Abschied einreichen.

Usedom schreibt darauf an den König: S. M. habe ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin so gnädig empfangen, daß er, Usedom, nicht an den Allerhöchsten Willen seiner Abberufung glauben könne.

Der König, entrüstet, daß Bismarck, ohne ihn zu fragen, Gesandte verabschieden will, schreibt an Usedom, er solle bleiben, und Bismarck bekommt einen Zopf. Natürlich dreht sich Bismarck diesen hübsch zurecht und haut Usedom damit.

Neue Entrüstung, und Bismarck stellt die Kabinettsfrage.

Darauf fiel denn Usedom ohne weiteres, aber der König gab ihm, ohne Bismarck davon zu sagen, einen Orden und berief ihn in die Stelle von Olfers.

Nun wird gewünscht, daß Sie an Usedom schreiben, um ihm den Entschluß zu erleichtern, und daß Sie ihn in einer Zeitung so verherrlichen, daß er hinschmilzt. Die Grenzboten dürften Sie aber nicht benutzen, weil die Zusammenhänge klar sind, und dies den Herrschaften Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Diese und Normann stehen ganz auf der Seite von Usedom und saugen aus der ganzen Geschichte nur neuen Stoff zur Animosität gegen Bismarck, der sich auch bei dem König so geschadet hat, daß der alte Herr sich wiederholt sehr ärgerlich äußerte.

Der König ist besonders gereizt, weil er die Million Gulden für die Stadt Frankfurt wirklich bezahlen muß. Er hatte geglaubt, nachträglich noch davon frei zu werden. Das Ministerium blieb aber fest, um den König und den Kronprinzen, der besonders für das Eintreten des Königs votiert hatte, für die Zukunft von gleichen Einmischungen in die Geschäfte fernzuhalten.

Ich habe den Kronprinzen gebeten, soviel er seinerseits könne, Bismarck zu halten, und ich glaube, er thut es auch, obgleich er von der Kronprinzessin und Normann in entgegengesetzter Richtung getrieben wird. Ohne Bismarck giebt es keinen Fortschritt auf dem Wege zum Reich, das ist festzuhalten."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 21. 4. 69.

„In der Politik entbehrt man jetzt des Neuen; die Dinge sind im Werden und gedeihen langsam. Die Debatte über das Bundesministerium war das Interessanteste in der letzten Zeit. Bismarck hat dabei meiner Ansicht nach gegen seine Ueberzeugung gesprochen, weil er wußte, daß er zurzeit doch nichts durchsetzen kann. Mit dem preußischen Ministerium steht Bismarck auf dem Kriegsfuß. Die meisten der Herren wissen, daß nur der König sie auf ihren Posten hält. Der alte Herr aber befolgt hier, wie so oft, die gute Regel des divide et impera. Durch diesen Kampf wird eine Menge von Dingen augenblicklich brach gelegt, zumal Personalfragen.

Der Kronprinz steht außerhalb der Reibung, erkennt aber die Bedeutung der Lage, und seine Antipathie gegen Bismarck wächst. Dazu kommt, daß Bismarck ihn nicht gerade rücksichtsvoll behandelt. Geradezu leidenschaftlich in diesen Gefühlen sind aber die beiden Damen."

An Gustav Freytag.

Berlin, 9. 5. 69.

„Ich schrieb Ihnen, daß ich in der Hildesheimer Sache das Ersuchen an den geistlichen Minister veranlaßt hatte, seinerseits die Ausgrabungen leiten zu lassen, wir wollten ihm die Soldaten geben. Nach langer Zeit kommt endlich die Antwort, ob wir nicht den Oberst Cohausen schicken wollten, der sich auch früher schon in dieser Richtung Verdienste erworben habe. Das ist nun allerdings in hohem Maß der Fall, aber es ist doch spaßhaft, daß der

geistliche Herr keinen Mann aus seinem Ressort dazu hat ausfindig machen können.

Vor einiger Zeit schrieb ich an Robilant, um mich zu informieren, wie man Usedoms Abberufung an maßgebender Stelle auffasse.

Die Antwort war: Usedoms Entfernung war im preußischen Interesse durchaus notwendig. Er wurde dem italienischen Gouvernement unbequem, nicht nur dadurch, daß er sich mit Lamarmora verfeindet hatte, der immer noch ein mächtiger Parteiführer ist, sondern noch mehr, weil er sich mit den revolutionären Elementen einließ.

Als ich Normann hiervon Mitteilung machte, erklärte er es für Unsinn, während Gruner sagte: ‚Das sieht der idealistischen Natur Usedoms ganz ähnlich. Er war es auch, der im Jahre 1866 Bismarck dazu verleitet hat, sich mit der Revolution in Ungarn zu verbünden.‘

So erscheint doch Bismarcks Vorgehen in ganz anderm Licht.“

*

Berlin, 29. 8. 69.

„... Der Kronprinz ist unzufrieden und möchte gerne reisen, um die Zeit auszufüllen, aber allerhand Rücksichten halten ihn ab. Die Eröffnung des Suezkanals reizt ihn; ich bin neugierig, ob er es erreicht und ob er mich mitnimmt. Es würde mir das sehr passen, denn ich bin augenblicklich sehr unzufrieden in meiner Position und lasse mich nur durch tausend Rücksichten festhalten. Ich wollte, wir bekämen mal einen ordentlichen Ruck. — Bismarck denkt ebenso. Er zieht sich jetzt wie Moses auf den heiligen Berg zurück, um nachher Gesetze zu diktieren.

Ich gehe im September zur Königsrevue beim 1. und 2. Corps. Zunächst nach Stettin.“

An meine Frau.

Königsberg, 12. 9. 69.

„... Von meinem Aufenthalt in Stettin habe ich dir eigentlich nichts weiter zu erzählen; es war unendlicher, vom Wetter in jeder Richtung begünstigter Trubel. — Mit den kronprinzlichen Herrschaften bin ich natürlich vielfach in Berührung gekommen. Die Prinzessin habe ich die eigentlichen Manövertage geführt.

Es war spaßhaft; am ersten Tage traf ich zufällig zu ihr, und als ich sie ein paarmal richtig dirigiert hatte, kam ihr die Ueberzeugung, sie sähe mit mir mehr als sonst. So mußte ich das Geschäft die nächsten Tage fortsetzen. Ich hatte durch die Vorsorge von Hann ein sehr gutes Pferd und konnte der kleinen Frau, die wie der Teufel reitet, überallhin folgen. Sie ritt einen Araber, Geschenk des Sultans, der ganz famos ging. Kein Graben war zu breit, je toller es ging, desto vergnügter wurde sie. — Da habe ich denn auch viel mit ihr geplaudert.

Gestern, am Sonnabend, war sie nicht draußen, weil sie direkt vom Manöver-

platz 80 Meilen hierher fuhren, und sie nicht im Reitkleid die Reise machen wollte. Ich mußte aber mit den Herrschaften in den Wagen steigen und bei ihnen bleiben, bis der König sie gegen Abend zu sich rief. Mir war es etwas zu lang von 12 bis 6 Uhr, da man doch immer geniert ist, auch nach dem Essen nicht einmal seine Zigarre rauchen konnte.

Ich saß einige Stunden ganz allein mit dem Kronprinzen, da die Prinzessin in den Nebenraum ging, um sich aufs Sofa zu legen. Da kam dann der Herr auf die Reise nach Aegypten, daß diese gestern in einer Unterredung zwischen dem König und Bismarck bestimmt worden sei, und daß er mich mitnehmen wolle, wenn man mich gehen ließe. Die Reise soll über Wien, Brindisi, Konstantinopel, Jerusalem nach Aegypten gehen und ein Stück nilaufwärts; am 10. Oktober würden wir abreisen und zu Weihnachten wieder zu Hause sein.

Daß Du mir neulich so zugeredet hast, die Reise zu unternehmen, war sehr lieb von Dir, aber ich hätte es doch auf eigne Kosten nicht gethan. Sollte ich dafür besondere Mittel oder gar mühsam errungene Ersparnisse verwenden? Je mehr mein Leben in die politische Sphäre geführt wird, um so intensiver wird mein Wunsch, so viel Vermögen zu besitzen, daß ich jederzeit ohne Nahrungssorgen vom Schauplatz abtreten kann. Ich will ein freier Mann sein, um auch in höherer Stelle unabhängig zu bleiben."

*

Weiter vom 15. 9.

„Gestern morgen hat mir der Herr eröffnet, daß er beim König meine Begleitung beantragt und dieser ja gesagt habe, unter der Bedingung, daß der Minister einverstanden. Ich habe nun gestern an diesen geschrieben; ich denke, er wird nichts einwenden. Die Abreise ist definitiv auf den 15. Oktober festgesetzt. Das begleitende Geschwader hat bereits Ordre erhalten, sich zur Reise einzurichten und am 10. Oktober in Brindisi zu sein. Ich erhalte 200 Thaler Einrichtungskosten und 8 Thaler Tagegelder für 2 Monat, aber ehe ich an die Ausrüstung gehe, muß ich noch die Antwort des Ministers abwarten."

So begann noch eine neue, große Unternehmung vor Jahresschluß.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber gewisse Eigentümlichkeiten der akuten Infektionskrankheiten.[1]

Von

Dr. med. Zweifel, Professor in Leipzig.

Begreiflicherweise haben die Menschen über eine so tief in das Leben eingreifende Erscheinung, wie es die Krankheiten sind, sich schon von jeher Gedanken gemacht, die freilich mit der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis oft gewechselt haben. Merkwürdig ist aber eine Beobachtung, daß im Anfange der Kultur überall gleich, in Griechenland und in Aegypten, wie in Indien und in China und Japan, die Krankheiten bösen Geistern oder Dämonen zugeschrieben wurden, die man durch Beten versöhnen oder verscheuchen könne. Folgerichtig lag in diesen Uranfängen der Kultur die Behandlung immer in den Händen der Priester, deren Beruf das Beten war.

Von den vielen und großen Verdiensten des Hippokrates ist es sein größtes, daß er als erster im klassischen Altertum dieser Auffassung der Krankheiten entgegentrat und sie als Störungen der Lebensvorgänge bezeichnete. Diesem ersten Hauptsatze fügte er als einen zweiten von gleicher Größe der Erkenntnis hinzu, daß die Krankheiten, soweit sie innere Organe betreffen und überhaupt heilbar seien, wesentlich durch die Kräfte der Natur wieder geheilt würden, und die Aufgabe der Aerzte darin bestehe, diese Kräfte kennen zu lernen, um die Natur in ihrem Heilbestreben zu unterstützen.

Von alters her wurden diese Hauptsätze der Hippokratischen Medizin in die Worte zusammengefaßt: natura sanat, medicus curat.

Und nun erleben wir es im 20. Jahrhundert, nachdem bald 2400 Jahre seit des Hippokrates Leben und Wirken verflossen sind, daß in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein aus Amerika eingeführter Schwindel ganz an die Uranfänge der Kultur erinnert, nur mit dem Unterschied, daß den Berliner Gesundbetern weder der gute Glaube noch die Uneigennützigkeit für ihr Gewerbe zugebilligt werden kann. Andrerseits sinken diejenigen, die sich oder ihre Angehörigen gesund beten lassen, hinter die Kulturepoche eines Hippokrates zurück, und dies trotz aller Schulen, aller Bücher und Zeitungen. Daß sich unter den Beförderern dieses Schwindels auch der Schuldirektor einer Berliner Schule befindet, macht den Fall um so ergötzlicher oder um so beschämender, je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellt, und beweist, daß es Leute giebt, die zwar bei orthographischen Fehlern sich entsetzen und, wenn es Kinder sind, sie strafen und den Erwachsenen jede Bildung absprechen würden, im Gebiete der Medizin jedoch es für erlaubt halten, sich beliebig blamieren zu dürfen, ohne

---

[1]) Auszug aus einer in der Aula der Universität zu Königs Geburtstag den 23. April 1902 gehaltenen Rede.

für ihre Stellung etwas zu befürchten. Die deutschen Aerzte sind dem Gesundbeten in Berlin gegenüber der lachende Teil, weil ihre Warnungen gegen den Unfug der Pfuscherei immer erfolglos verhallten.

Doch will ich Sie nicht weiter über diese Vorkommnisse behelligen, sondern als meine Aufgabe ansehen, Ihnen ein Bild zu entwerfen über das Wesen der Krankheiten, wie es die wissenschaftliche Medizin als Frucht langer und mühsamer Arbeit vertreten kann.

Doch wenn wir von dem Wesen der Krankheiten sprechen, müssen wir daran erinnern, daß es deren einige tausend giebt und deren Wesen unmöglich gleicher Art sein kann, so daß, selbst wenn nur die Grundlinien gezeichnet werden, es bei der für akademische Reden zugemessenen Zeit undenkbar ist, mehr als eine kleine Gruppe von ihnen herauszuheben, und dazu seien einige der akuten Infektionskrankheiten gewählt, weil gerade bei diesen in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte gemacht wurden und sie gegenwärtig mit wichtigen Einzelheiten im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehen.

Um die Leser in die Grundbegriffe einzuführen, werde ich die Besprechung mit den Wundkrankheiten beginnen.

Wer das Unglück hat, einen Knochenbruch zu erleben, wobei die Haut unverletzt bleibt, wird krank durch das sich ergießende Blut, durch Zerreißung, Dehnung von Muskeln und Nerven und vieles andre; aber er bekommt in der Regel kein Fieber.

Sofort wird die Bedeutung des Traumas anders, wenn eine Verwundung der Haut entstand, weil erfahrungsgemäß, insbesondere früher, viel ernstere Erscheinungen auftraten, nämlich sehr häufig Fieber und nicht selten Blutvergiftung, Brand und Tod.

Dieses weitbekannte Beispiel soll herangezogen werden, um an ihm die einfache und heute bewiesene Ursache des großen Unterschiedes zu erklären.

Das beim Knochenbruch ergossene Blut liegt als totes Gewebe da, und wo die Haut verwundet ist, sind den überall vorhandenen und in der Luft schwebenden Keimen der Fäulnis Thür und Thor geöffnet; können sie zum Blut gelangen, so veranlassen sie seine Zersetzung, und die Aufsaugung der durch die Zersetzung gebildeten Stoffe erregt das Fieber u. s. w.

Nahe lag es, die Zersetzung des Blutes und die übrigen Erscheinungen auf die Wirkung der Fäulniserreger zu beziehen, sobald man wußte, daß die Fäulnis von kleinen Pilzen abhängig sei, und wir müssen unbedingt diejenigen Arbeiten, die diesen Beweis brachten, als die Anfänge einer neuen Zeit in der Medizin anerkennen.

Als die Fäulniserreger ferngehalten wurden, da hörte auch die Eiterung auf, und erst dadurch wurde man gewahr, daß der Eiter, den man seit unvordenklichen Zeiten als eine so selbstverständliche Begleiterscheinung der Wundheilung ansah, daß man ihn — wenn auch nur vergleichsweise — als pus bonum et laudabile (d. h. als guten und lobenswerten Eiter) bezeichnete, im Grunde gar

nicht dazu gehöre und das Auftreten von Eiterung unter keinen Umständen gut und lobenswert zu heißen sei.

Und wie man die Eitererreger im Fortschreiten der Wissenschaft kennen lernte, legte man sich die Frage vor, wie hier die Ansteckung vor sich gehe, und nahm in Analogie mit der Uebertragung der Fäulniserreger wieder die Luft als Vermittlerin an, weniger die direkte oder indirekte Berührung. Dies war ein Irrtum, auf den man begreiflicherweise verfiel, und doch hat erst dessen Aufklärung einen neuen und großen Fortschritt in der Chirurgie gebracht. Es ist die Neigung zu Verallgemeinerungen ein natürlicher Zug bei jeder neuen Entdeckung, und sie ist im Grunde nicht zu entbehren, weil man mit der Phantasie Pläne schmieden, gleichsam Fühler ausstrecken muß, um weiter zu kommen. Pflicht der wahren Wissenschaft ist es jedoch, eine nachträgliche Prüfung der Hypothesen vorzunehmen und sie entweder zu beweisen oder im Falle einer Widerlegung sie aufzugeben. Daß, wo nicht so verfahren wird, keine wahre Wissenschaft besteht, soll ein Beispiel zeigen.

Bei den Wundinfektionen macht man die Erfahrung, daß die Krankheit oft von Fall zu Fall schlimmer verläuft. Man bekommt dabei das Bild einer Verschärfung oder Potenzierung des Krankheitsstoffes, wobei in Epidemien oft die Virulenz in unheimlicher Weise ansteigt. Andrerseits werden heute mehrere dieser Krankheiten durch eine ähnliche, nicht ganz gleiche Substanz, wie der Krankheitsstoff ist, verhütet oder geheilt; ich nenne als Beispiele die Diphtherie und das Diphtherieheilserum.

Wer müßte bei den zwei genannten Thatsachen nicht an den Gedankengang Hahnemanns erinnert werden, dessen Satz mit dem „similia similibus curantur“ oder homoia homoiois zur Signatur der Homöopathie geworden ist.

In das Deutsche übertragen wollte dieser Satz Hahnemanns, mit dem er 1796 zum erstenmal an die Oeffentlichkeit trat, sagen, „daß diejenige Arznei, die unter den im gesunden menschlichen Körper von ihr erzeugten Krankheitszufällen die meisten der bei einer bestimmten Krankheit auftretenden Erscheinungen aufweisen kann, diese Krankheit am besten zu heilen vermag“, und auf diesen Lehrsatz war er verfallen, weil er an sich selbst erlebt zu haben vorgab, daß er nach dem Einnehmen von Chinarindentinktur ähnliche Erscheinungen bekommen habe wie bei Malaria.

Abgesehen davon, daß in den verflossenen 106 Jahren zahlreiche Wiederholungen keine Bestätigung seiner Beobachtung ergaben, kann heute, wo wir für die hauptsächlichste Erscheinung der Malaria — das Fieber — ein äußerst genaues physikalisches Meßinstrument besitzen, von irgend einer Aehnlichkeit der Wirkung der Chinarinde mit den Erscheinungen der Malaria keine Rede mehr sein. Jene Uebereinstimmung war auf völlig nebensächliche Symptome hin angenommen worden und jene Verallgemeinerung ein Fehlgriff der Logik. Des Lebens vielgestaltig Wesen läßt sich niemals in eine einzige Formel fassen.

Aber weil es seit der Einführung der neuen Heilverfahren gegen die Infektionskrankheiten und seit der Organotherapie nicht an Stimmen aus dem

Lager der homöopathischen Aerzte gefehlt hat, die darin eine Bestätigung jenes Hahnemannschen Grundsatzes erblickten, will ich am heutigen Tage, wo ich von diesen Dingen sprechen muß, einer Erörterung nicht aus dem Wege gehen.

Es sollen die Leser Gelegenheit bekommen, selbst zu entscheiden, daß auch da, wo unleugbar Anklänge an jene Lehre vorhanden sind, doch die Verschiedenheit wieder sehr groß ist. Hauptsächlich ist jedoch darauf hinzuweisen, daß diese Aehnlichkeiten immer nur eine sehr beschränkte Zahl von Krankheiten, nämlich die akuten Infektionskrankheiten betreffen und keineswegs auf andre übertragbar sind. Es bilden auch nicht diese Hypothesen der Homöopathie den Stein des Anstoßes — die Medizin hat schon viel schlimmere erlebt und ruhig hingenommen —, sondern der Anstoß wird ausschließlich erregt durch die homöopathische Lehre der Potenzierung der Arzneimittel durch die Verdünnungen, durch das Schütteln, das Reiben und die sogenannten Armschläge. Es entspricht gewiß nur einem lobenswerten Empfinden der Aerzte, daß deren Urteil da sehr subtil wird, wo es sich darum handelt, daß falsche Hypothesen gewinnbringend verwertet werden, und daß, auf diesem Punkt angelangt, Nachsicht nicht mehr geübt wird.

Wenn es bei den Infektionskrankheiten ohne weiteres verständlich ist, daß die kleinste Menge des eingebrachten Stoffes sich in dem Menschen potenzieren kann, weil diese Stoffe lebend sind und sich im Körper der Menschen vermehren, ja zu größerer Virulenz auswachsen und gedeihen können, so ist verständigerweise bei chemischen Stoffen die Möglichkeit einer Steigerung der Wirksamkeit bei der Einverleibung und der dadurch bedingten Verdünnung gänzlich ausgeschlossen. Zwischen der Heilmittellehre der Homöopathen, die bei der fortgesetzten riesigen Verdünnung der rein chemischen Arzneistoffe durch Schütteln und Reiben deren Wirksamkeit erhöhen wollen, und allen naturwissenschaftlich medizinischen Lehren besteht eine tiefe, unüberbrückbare Kluft.

Das Schütteln und Reiben, also die mechanischen Einwirkungen, führte Hahnemann auf eine mißverstandene Deutung des Entlockens eines Funkens aus dem leblosen Feuerstein durch den leblosen Stahl in sein System ein. Heute, nach der Entdeckung des großen Naturgesetzes von der Erhaltung der Kraft, wissen wir recht genau, daß es sich dabei nur um Produktion von Wärme handelt und keine Rede sein kann von Potenzierung der Arzneiwirkungen.

Irgend eine Wirksamkeit des Arzneistoffes bei den weit getriebenen Verdünnungen behaupten zu wollen und nicht ehrlicherweise die Heilkraft der Natur und vielfach Suggestion zur Erklärung von Erfolgen anzuerkennen — die Heilkraft der Natur wird nämlich auch noch von den neueren Homöopathen strikte geleugnet, wie es von Hahnemann geschah —, ist ein System, das berechnet ist auf Wundergläubige und solche Menschen, die keine Ahnung davon haben, was bei der Herstellung der homöopathischen Arzneien geschieht, und die aus der Ueberschrift Homöopathie nur das eine herauslesen, daß es etwas andres sei als wissenschaftliche Medizin.

Der entscheidende Schritt zur Hebung unsrer Kenntnisse über die Infektionskrankheiten war die Auffindung und Reinzüchtung der krankmachenden Bakterien.

Von einigen akuten Infektionskrankheiten sind zwar die Keime noch nicht bekannt, so von Masern und den Pocken, d. h. gerade von denjenigen, die die größte Ansteckungskraft besitzen und unfehlbar jeden Menschen befallen, der sie nicht schon einmal überstand oder durch die Impfung geschützt ist.

Wir müssen, wenn wir ein solches Gesetz aufstellen, immer hinzufügen, daß dieses, wie überhaupt jedes biologische Gesetz, keine mathematische Gültigkeit hat, sondern immer einzelne seltene Ausnahmen zuläßt.

Bei Masern und Pocken ist jedoch nicht allein die Ansteckungskraft am größten, sondern bei ihnen und vielen andern ist mit Sicherheit zu sagen, daß sie ohne Wunden in den Körper eindringen können, also sicher durch unverletzte Schleimhäute, zum Beispiel den Mund, wahrscheinlich am häufigsten durch die Nase. Es müssen also vom andern, dem passiven Standpunkt betrachtet die Menschen gerade für diese Keime eine besonders große Empfänglichkeit oder Disposition besitzen.

Noch eine Eigenschaft ist beiden gleich und interessant, daß sie eine verhältnismäßig lange Inkubationsdauer haben, d. h. daß viele Tage — durchschnittlich 14 — bei ihnen vergehen von dem Augenblick der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit. Offenbar können diese Keime längere Zeit im Körper verweilen, vielleicht sich darin vermehren, ehe der Mensch etwas von ihnen spürt oder sich ihrer zu erwehren beginnt; aber dann, nachdem sie ihm zu viel geworden sind, reagiert er mit einer unerhörten Heftigkeit dagegen und vernichtet entweder die Keime in kurzem entscheidendem Kampf oder er wird von ihnen vernichtet.

Vergleichen wir damit die Wundansteckungen, so weiß jedermann aus eigner Erfahrung, daß eine einmalige Krankheit dieser Art keinen Schutz giebt gegen Wiederholungen. Man kann nicht bloß hundertmal Furunkel und Abscesse bekommen, sondern es scheint sogar, daß durch solche Wiederholungen eher die Disposition vergrößert statt vermindert wird. Die Inkubation ist viel kürzer, nur 1 bis 3 Tage, und zum Unterschied zu vielen andern Infektionskrankheiten — gerade denjenigen, die ohne Verletzungen eindringen können — giebt es bei ihnen keine schnelle Vernichtung der Keime im Körper, keine Krisen und Lysen wie bei den Lungenentzündungen, den Masern und vielen andern.

Wenn es bei den Wundkrankheiten dem befallenen Körper gelingt, der Eindringlinge Herr zu werden, müssen sie entweder nicht weit eingedrungen sein, oder der Kampf ist von sehr langer Dauer und der Abfall des Fiebers nur staffelförmig.

Außerhalb des menschlichen Körpers hinwieder müssen die Keime der Masern, Pocken, Influenza und einiger andrer sehr vergänglich sein, sonst könnten nicht diese Krankheiten jahrelang, oft auf Jahrzehnte, gänzlich versiegen, um dann plötzlich mit elementarer Heftigkeit über die nicht durchseuchte Menschheit wieder herzufallen. Es müssen also die Verhältnisse der Atmosphäre diese Keime besonders leicht zerstören, sie müssen außer dem Menschen nirgends ihres Bleibens haben und durch Trockenheit, Sonnenlicht, Wind und Regen bald ihren Untergang finden.

Zum Unterschiede davon sind die Wundansteckungskeime unverwüstlich, überall vorhanden und offenbar so zäh sowohl innerhalb als außerhalb des Menschen- und Tierkörpers, daß hier die Gefahr fortwährend lauert.

Um ihrer Zähigkeit willen würden diese Keime, von denen ich einen herausgreife, weil er am häufigsten vorkommt, den Streptococcus (Kettenkugelpilz), d. h. einen Pilz, der aus einer perlenschnurartig aneinandergereihten Kette winzigster Kügelchen besteht, allein genügen, das Menschengeschlecht zu vernichten, wenn nicht wieder da, wo physiologisch Wunden unvermeidbar sind, wunderbare Schutzeinrichtungen vorhanden wären, die seinem Eindringen in den Körper Schranken setzten. Weil diese Schutzvorrichtungen von größter Bedeutung sind zur zielbewußten Abwehr von Wundkrankheiten, hat ihre Kenntnis einen sehr großen praktischen Wert.

Nach dem Gesagten sind es immer Keime, die an diesen Krankheiten schuld sind; nach der Auffassung der alten Aerzte und nach der Ueberzeugung der Laien heute noch ist es eine Erkältung, die diese Krankheiten verschuldet, namentlich alle, die mit Frieren oder einem Schüttelfrost einsetzen.

Die Lehre von der Erkältung als Krankheitsursache ist in ihrer Allgemeingültigkeit verweht wie der Staub vor dem Sturmwind, bei dem wir erst an den Wirbeln gewahr werden, wie viel davon dalag, und diese einstige Lehre ist für viele sogenannte Erkältungskrankheiten mit Sicherheit zu widerlegen, weil wir nachweisen können, daß die Keime, die die Krankheit bedingen, schon viele Tage lang in dem betreffenden Menschen lagen, ehe die vermeintliche Erkältung, die dem Frost unmittelbar vorausging, stattgefunden hatte. Und doch kann man diesen Einfluß nicht völlig leugnen, aber er gilt nur noch als disponierend, d. h. als die Empfänglichkeit erhöhend, und wird durch ein Experiment Pasteurs illustriert, indem er Hühnern Milzbrandbazillen einzuimpfen sich bemühte, jedoch keinen Erfolg hatte, weil die Hühner gegen diese Krankheit unempfänglich sind. Wenn er aber ein Hühnchen eine Zeitlang in einen Eisschrank setzte und nun impfte, ging die Krankheit in dem abgekühlt gewesenen Tiere an. Aehnliche Experimente sind seitdem wiederholt mit gleichem Erfolge gemacht worden.

Wie soll man die erwähnte Eigentümlichkeit erklären, daß das einmalige Ueberstehen einen Schutz gegen Wiederholungen giebt? Natürlich nur so, daß die kleinen Pflänzchen, die die Krankheit übertragen, im Körper chemische Stoffe bilden, die die Keime während der Krankheit abtöten und, solange der Mensch etwas davon in sich behält, ein Wiederaufkeimen verhindern.

Dieser Gedanke wird sofort verständlich, wenn wir an die Thätigkeit andrer Pilze denken, wie z. B. der Hefepilze, die in Zuckerlösungen die Alkoholgärung erregen, aber sowie sie eine gewisse Menge ihres Stoffwechselproduktes gebildet haben, in diesem zu Grunde gehen und durch einen gewissen Prozentgehalt von Alkohol am Aufkeimen oder Weiterwachsen verhindert werden, selbst wenn überschüssiger Zucker vorhanden ist.

Es giebt ein biologisches Gesetz, daß alle Lebewesen in ihren eignen Stoffwechselprodukten zu Grunde gehen müssen — ersticken, sagen wir gewöhnlich —,

wenn diese nicht fortgeschafft werden. Daß diese Anschauung nicht bloß Theorie ist, sondern bewiesenen Thatsachen auch bei Krankheiten entspricht, hat sich beim Typhus gezeigt, wo das Serum des von der Krankheit befallenen Menschen sich direkt giftig und tötend auf die Typhusbazillen erweist und diese Erfahrung von dem französischen Arzt Widal als Erkennungsmerkmal des Typhus eingeführt wurde. Wenn man frische Kulturen von Typhusbazillen mit dem Tröpfchen Blut eines Typhuskranken mischt, das man durch einen harmlosen Stich in das Ohrläppchen gewinnt, so sieht man unter dem Mikroskop die Typhusbazillen untergehen und sich agglutinieren, wie der technische Ausdruck heißt, während das Blut gesunder Menschen ihnen nichts anthut, so daß man auf diese Weise den Typhus in den ersten Stadien zu erkennen vermag. Wenn auch bis heute diese Entdeckung nur zur Erkennung, noch nicht zur Heilung dient, so läßt sie die begründete Hoffnung zu, daß gerade gegen diese Krankheit zunächst ein Heilserum zu entdecken sei.

Diese Thatsache liegt der Gewinnung der Heilsera, besonders des Heilserums der Diphtherie zu Grunde, wo Pferde mit den Diphtheriebazillen geimpft und beobachtet werden, bis sie die Krankheit überstanden haben. Dann wird ihnen durch einen Aderlaß Blut abgenommen und daraus das Heilmittel extrahiert.

Solcher spezifisch wirkender Heilstoffe besitzt man noch gegen die Lyssa oder Tollwut, gegen den Tetanus oder Wundstarrkrampf, gegen die Pest und andre mehr, während bei den Pocken die Sache etwas anders liegt, weil man dabei eine abgemilderte Krankheit, d. h. deren Bakterien überträgt, wogegen bei den Heilsera Bakterien gänzlich ausgeschlossen sind.

Bei allen Heilsera, die man bis jetzt besitzt, ist das Eigentümliche, daß immer Tiere Vorspanndienste leisten müssen, bei dem Diphtherieheilserum Pferde, bei dem Tollwutgegengift Kaninchen u. s. w., ebenso zum Abschwächen der ursprünglichen Krankheit, also zur Gewinnung der Kuhpockenlymphe Kälber.

Der Grundgedanke für diese Vermittlerthätigkeit ist der, daß Tiere gewählt werden, die für die betreffende Krankheit empfänglich sind und doch in sich die Kraft besitzen, ihr zu widerstehen, also Schutzstoffe zu bilden, so daß erst diese — die Antitoxine des Vermittlers — beim Menschen verwendet werden.

Soweit man bis jetzt die Bakterienprodukte aus künstlichen Nährböden benutzte, wie bei der Tuberkulose, haben die Gifte — die Toxine — eine zu starke und wenigstens bis jetzt mehr eine krankmachende als eine schutzbringende Wirkung entfaltet.

Es gilt dies nicht bloß von der Tuberkulose-, sondern ebenso von den Streptococcentoxinen. Diese letzteren hat man am Menschen genau kennen gelernt, nachdem vor einigen Jahren ein Arzt auf den Gedanken verfallen war, die Gifte der Streptococcen gegen den Krebs als arzneiliches Heilmittel zu empfehlen, weil er die Erfahrung gemacht haben wollte, daß Krebsgeschwülste der Haut zur Heilung kamen, wenn die Wundrose, eine Krankheit, die durch die Streptococcen veranlaßt wird, über die betreffende Hautstelle hinwegging.

Ich will gleich bemerken, daß sich jene Hoffnung ganz und gar nicht erfüllt hat, und es zurzeit kein andres Mittel gegen den Krebs giebt als das Messer, d. h. als die Entfernung des kranken Organs oder Gewebes in möglichst früher Zeit, daß aber jene Versuche äußerst interessante Ergebnisse nebenbei lieferten.

Die Gifte oder Toxine, die aus einer künstlichen Aufzucht dieser Pilze extrahiert und dann den Kranken unter die Haut gespritzt wurden, erzeugten, obschon in ihnen sicher keine Streptococcen mehr existierten, Fieber, ja es ließ sich nach der Menge des eingespritzten Saftes das Fieber nach Belieben steigern. Man hatte eine zu dosierende Fiebersubstanz zur Verfügung, die natürlich sofort nach ihrer Einverleibung wirkte, aber auch wie jedes chemische Gift in kurzer Zeit ausgeschieden wurde, so daß nach kurzem Anstieg der Abfall des Fiebers kam.

Die Gegenüberstellung dieser Thatsachen führt folgerichtig zu der Frage, die die Menschen schon tausendfältig gestellt haben und immer wieder stellen: „Was ist denn eigentlich das Fieber, diese Erscheinung, die allen akuten Infektionskrankheiten eigen ist?“

Darauf kann man eine sehr bündige und mathematisch sichere Antwort geben, wenn man sie nach dem physikalischen Maßstab richtet, den wir dafür haben, nämlich nach dem Thermometer, und diese lautet: „Fieber ist eine erhöhte Körperwärme.“

Aber diese Antwort kann tieferdenkende Menschen nicht befriedigen, denn unwillkürlich kommt die Frage, wie es zugeht, daß eine winzige Menge des Produktes der Streptococcen unter die Haut gespritzt Fieber bis zu 40 Grad Celsius erregt, das sicher wieder binnen sechs bis zwölf Stunden abgelaufen ist?

Wir können uns ganz gut denken, daß wir mehr Wärme in einem Ofen erzielen, wenn wir mehr Heizmaterial hinzutragen. Gerade die analoge Erklärung ist aber hier durchaus nicht zulässig, weil wir die Heizkraft der Toxine kennen und messen können und in den eingespritzten Stoffen eine so kleine Menge davon enthalten ist, daß sie die Körpertemperatur nicht erhöhen könnte. Andrerseits sind die dem Brennmaterial im Ofen zu vergleichenden Stoffe die Nahrungsmittel, die im Uebermaß genossen nicht Fieber, sondern fett machen.

So muß die Erscheinung anders erklärt werden, und dies kann nur geschehen, wenn man eine Giftwirkung spezifischer Art auf gewisse Nervengebiete annimmt, die Nerven der Wärmeregulierung.

Die Menschen wollten aber auch von jeher wissen, ob das Fieber eine heilsame Einrichtung der Natur darstelle, oder ob es nicht das Gefährlichste der Krankheit sei und das Fieber herabzusetzen so viel bedeute, als die Gefahr beseitigen. Auf die letztere Frage ist die Antwort sofort zu geben, daß ein Herabdrücken der Temperatur durch Entfieberungsmittel nur einen Scheinerfolg giebt, wenn diese letzteren nicht zugleich die eingedrungenen Keime zu tilgen vermögen. Wenn wir das Fieber bei den Pocken oder Masern herabsetzen, so ist nichts gewonnen gegen die eigentliche Krankheit — es könnte sich dann nur um vorübergehende Wirkung handeln, wo die Höhe des Fiebers unmittelbar gefährlich ist.

Nur da haben wir das ideale Ziel der Behandlung erreicht, wo das betreffende Entfieberungsmittel zugleich auch die Mikroben vertilgt, wie es z. B. das Chinin bei der Malaria vermag.

Die erstere Frage kann in mancher Hinsicht günstiger beantwortet werden, weil nicht zu leugnen ist, daß gerade bei den akutesten Infektionskrankheiten die höchste Steigerung der Körperwärme und der schnelle Wechsel der Krankheit zum Guten in der Regel zusammenfallen und diese Erscheinung den Eindruck nicht von der Hand weisen läßt, daß das heiße Blut und die heißen Körpersäfte gegen die eingedrungenen Keime besonders schädlich und also für den kranken Menschen heilsam seien. Die angeführten Lehren werden jedoch klar machen, daß wir dies nur für die im Körper des Menschen leicht vergänglichen Bakterien annehmen können, für die das Blut seine Widerstandskraft behält, nicht aber für die Streptococcen, die viel hartnäckiger sind und im Körper vom Blut nicht so rasch abgetötet werden, sondern sogar die Blutkörperchen aufzulösen vermögen. Man nennt dies in der technisch-medizinischen Sprache Hämolyse und die Stoffe, die gebildet werden, Hämolysine. Diese geben zwar wieder Schutzkraft ab, aber es kommt auch das ganz verschiedene Verhalten zur Erklärung, daß zwar auch hier der lebende Organismus kämpft, doch teilweise seine Waffen aus den Leichen seiner Kämpfer — der roten Blutkörperchen — bildet. Es ist der Kampf zu vergleichen mit einem Heere, bei dem ein Drittel der Mannschaft untergeht und auf ihre Kosten die übrig bleibenden wirksamere Waffen erhalten. Damit wird der große Unterschied in dem Verlauf des Kampfes, also im Verlauf der Wundfieber im Vergleich zu Masern, Pocken u. a. in einem Bilde verständlich gemacht, dadurch versteht man auf einmal, warum die Kranken nach einem Wundfieber so blaß, so blutarm und hinfällig sind, dadurch auch, daß der Kampf ein so langsam hin und her schwankender ist.

Es ist ein überaus buntes Bild, das ich von dieser Welt des Kleinsten entworfen habe, und doch großartig in seiner Gesetzmäßigkeit und der Vielgestaltigkeit seiner Gesetze, wenn auch die Wesen, um die es sich handelt, die Feinde unsers Daseins und unsers Wohlseins sind. Indem man sie kennen lernt, gewinnt man Macht über sie und arbeitet nach dem altehrwürdigen Programm des Hippokrates weiter, die Kräfte der Natur zu erforschen, um diese in ihrem Heilbestreben zu unterstützen.

In rascher Folge bringen die medizinischen Fachschriften neue Thatsachen; doch so sehr die Versuchung lockt, Andeutungen zu machen, was noch zu erwarten sei, soll es bei dieser Gelegenheit unterbleiben, weil bei offiziellen Reden die Pflicht gilt, sich von Unsicherem fernzuhalten.

Doch selbst wenn die Fortschritte unleugbar bedeutend sind, kann ein Gefühl der Befriedigung nicht lange vorhalten, wenn man in praktischer Thätigkeit Kranke zu behandeln hat, weil hier immer wieder vor Augen tritt, wie viel zu wünschen übrig bleibt.

Die Kranken sollen auch nie glauben, daß man ihrer Stimmung nicht gerecht werde und, wenn es ihnen schlecht geht, sie im Seufzen über die Unzu-

länglichkeit alles Wissens nicht verstehe; doch wird eine bessere Kenntnis dieser Naturgesetze hoffentlich so viel erzielen, daß sich die Laien über die leitenden Grundsätze der Behandlung klarere Vorstellungen machen, auch über die Bedeutung des Betens. Das Beten kann keine Krankheiten heilen, und doch ist es dienlich und segensreich, weil es Krankheiten und alles Elend des Lebens mit Ergebenheit zu tragen hilft. Aber dann muß man selbst beten, nicht um Geld für sich beten lassen. Auch über den Begriff der „falschen" Behandlung können diese Aufklärungen richtigere Anschauungen begründen. Tausendmal wird dem oder jenem Arzt — natürlich immer hinter seinem Rücken — falsche Behandlung zum Vorwurf gemacht, wo man selbst als Arzt nur die Hände staunend zum Himmel erheben kann über die Befangenheit der Auffassung.

Schon oft habe ich erlebt, daß Leute zu mir äußerten, daß bei der gleichen Krankheit der eine Arzt sie mit kalten, ein andrer mit warmen Umschlägen behandelt habe und daß doch der eine oder der andre sie falsch behandelt haben müsse.

Das sind Anschauungen, die bedingungslos als naiv zu bezeichnen sind; denn zur Charakteristik der Bedeutungslosigkeit dieser Unterschiede kann man die Frage an die Seite setzen, ob, wenn ein Blitzstrahl in ein Haus schlägt, er besser durch einen kalten oder einen warmen Eisendraht abgeleitet würde?

Für die Annehmlichkeit des Kranken macht die Auswahl dieser Adjuvantien etwas aus, und bei äußeren Krankheiten können sie den Verlauf etwas befördern oder hemmen; in den schweren inneren Fällen jedoch sind dies Kleinigkeiten gegenüber dem Walten der Naturgesetze und von ganz unerheblichem Einfluß.

Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß von den Aerzten Fehler gemacht werden — warum sollten sie unfehlbar sein, wo alle Menschen irren und fehlen und das Objekt, das sie behandeln — der kranke Mensch — die schwierigste Aufgabe stellt, die es auf Erden giebt; aber das merkwürdigste ist, daß das, was die Laien als Fehler auffassen, in 99 Prozent der Anschuldigungen keine sind, und daß die Laien die Fehler, die wirklich gemacht werden, in der Regel nicht merken. Natürlich wirkt es entmutigend auf jeden, auch den unbeteiligten Arzt zurück, wenn man von ungerechter Beurteilung hört. Doch wird das emsige Streben nach Vervollkommnung nie aufhören, weil der Trieb nach Erkenntnis so tief in der Menschenbrust wurzelt, daß ihn weder Unverstand noch Undankbarkeit je aufzuhalten vermögen.



Nach dem Sturme.

Soll und Haben.

Von einem deutschen Diplomaten.

Am 31. Mai sind in später Abendstunde in Pretoria die zwischen den Burenführern und den englischen Bevollmächtigten Lord Kitchener und Lord Milner vereinbarten Abmachungen unterzeichnet worden, durch die dem seit dem 12. Oktober 1899 in Südafrika geführten Kriege ein Ende gemacht wurde. Die Bestimmungen des Uebereinkommens und mehr noch die von Lord Milner vor dessen Unterzeichnung den Burenführern übergebene Mitteilung in betreff der in Aussicht genommenen Behandlung der Kap- und Natalrebellen, d. h. der aus den beiden Kolonien stammenden britischen Unterthanen, die sich den Streitkräften der Buren angeschlossen hatten, können keinen Zweifel darüber lassen, daß die Niederlage der Buren als eine vollständige anzusehen ist. Es ist damit dem System von Lügen und Entstellungen, das die in Europa und Amerika weilenden Agenten der Buren und ihre Freunde bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten hatten, ein Ende, man kann wohl sagen, ein Ende mit Schrecken bereitet worden. Wenn man die Tapferkeit und Energie der Burenführer und ihrer Leute, die seit beinah zwei Jahren für eine verlorene Sache gekämpft haben, denn mit der Einnahme von Pretoria am 5. Juni 1900 konnte der Ausgang des Kriegs kaum noch zweifelhaft sein, die höchste Anerkennung nicht versagen kann und darf, wird das Urteil der Geschichte und mehr noch das der eignen Landsleute über diese Machenschaften ein vernichtendes sein. Daß man versucht hat, leider mit nur zu viel Erfolg, die öffentliche Meinung in Europa und Amerika irrezuführen und dadurch auf die Regierungen einen Druck auszuüben, mag als de bonne guerre angesehen und entschuldigt werden, aber nie im Laufe der Geschichte zivilisierter Völker ist ein auf hundert Schlachtfeldern für seine Freiheit und seine Existenz verblutendes Volk so systematisch über die politische Sachlage und die sich aus dieser ergebenden Möglichkeiten getäuscht worden, wie die Buren durch ihre im Auslande befindlichen Agenten. In dem ganzen dunklen Bilde ist nur ein Lichtpunkt, die Thatsache, daß Männer, die als Flüchtlinge oder Gäste, es ist gleichgültig als was, in neutralen Ländern weilten, die ihnen gewährte Gastfreundschaft mißbrauchen konnten, wie sie dies gethan haben, ohnen einen Bruch zwischen diesen Ländern und England hervorzurufen; es ist das ein Fortschritt der Zivilisation, der als ein sehr bedeutender angesehen werden kann und über manches trösten muß, was sonst als höchst unerfreulich zu bezeichnen sein würde.

Es ist zum Teil den Machenschaften dieser Leute zuzuschreiben gewesen, daß die Rolle, die England, Armee, Volk und Regierung, in dem Südafrikanischen Kriege gespielt hat, so ungünstig und, man darf wohl hinzufügen, so ungerecht

beurteilt worden ist. In Europa, wo man solchen Fragen größere Aufmerksamkeit schenkte als in den Vereinigten Staaten, war man der Ansicht, daß England mit Aufbietung aller Kräfte nicht im stande sein würde, mehr als zwei Armeecorps, d. h. 60000 Mann für den Dienst außerhalb des Landes aufzustellen, und nun hat es während fast drei Jahren eine Armee von über 250000 Mann in Südafrika unterhalten, deren Transport und Verpflegung allein eine sehr erhebliche Aufgabe darstellten. Das Material dieser Armee, an Soldaten und Offizieren, mag nicht immer, nach europäischen Begriffen, den höchsten Anforderungen entsprochen haben, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Siegeszug von Lord Roberts von Kapstadt nach Pretoria und die Blockhauscampagne Lord Kitcheners ebenso interessante wie erfolgreiche militärische Episoden bilden. Am 10. Januar 1900 landeten die beiden Führer in Kapstadt, am 16. Februar wurde das seit dem 12. Oktober 1899 eingeschlossene Kimberley, am 2. März das seit dem 30. Oktober belagerte Ladysmith und am 17. Mai Mafeking entsetzt, das seit dem 12. Oktober ebenfalls cerniert war. Am 13. März erreichte Lord Roberts Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranjefreistaats, und am 5. Juni Pretoria. Fünf Monate hatten genügt, diese Ergebnisse herbeizuführen und die stärkste Streitkraft der Buren unter Cronje bei Paardeberg (27. Februar) zu Gefangenen zu machen. Am 30. November 1900 übernahm dann Lord Kitchener den Oberbefehl, und am 23. März 1902 war der eiserne Ring der Blockhäuser so eng gezogen, daß die Buren, trotz wiederholter teilweiser Erfolge, die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes einsahen und in Pretoria die Verhandlungen eröffneten, die nicht zehn Wochen später zu ihrer Unterwerfung führten. Diesen Thatsachen gegenüber muß nicht die Kritik, wohl aber die Bekrittelei und die Verleumdung schweigen, und wer gerecht ist, wird anerkennen, daß, mag auch vielfach gefehlt worden sein und das schließliche Ergebnis unnötig große Opfer an Menschen und Geld gefordert haben, der Erfolg als solcher nicht dem Zufall, sondern wohlüberlegten und durchgeführten Maßregeln zu verdanken gewesen ist. Die von dem bekannten Schriftsteller Kapitän Mahan aufgestellte Behauptung, daß England aus dem Südafrikanischen Kriege gestärkt und mit vergrößertem Prestige hervorgegangen sei, ist daher auch keineswegs von der Hand zu weisen. Den Buren gegenüber, die die Wankelmütigkeit der englischen Regierung verlachten und spottend die weiße Fahne als die Englands bezeichneten, ist der Erfolg ein unzweifelhafter, aber auch dem Ausland gegenüber wird der Eindruck der scheinbar unbegrenzten finanziellen Leistungsfähigkeit und der über die Erwartung hinausgegangenen Energie bei der Verfolgung des gesteckten Ziels ein dauernder bleiben, der noch durch das in den englischen Kolonien mächtig gesteigerte imperialistische Gefühl vermehrt werden dürfte.

Den Gefahren, denen England während der südafrikanischen Wirren hätte ausgesetzt sein können, ist es glücklich entgangen, und der alte Spruch von der Thorheit der Regierungen, der so alt und so wahr ist wie der von der Schändlichkeit der Schwiegermütter, hat diesmal eine glänzende Widerlegung erfahren

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn man die öffentliche Meinung oder das, was für diese ausgegeben wird und gilt, befragt hätte, mehr als ein Land in einen Konflikt mit England verwickelt worden wäre. Ueber die Ursachen dieser antienglischen Strömung soll hier nicht gesprochen werden, an der Thatsache selbst wird niemand zweifeln. Es ist das Verantwortlichkeitsgefühl der Regierungen gewesen, dem die Vermeidung einer Katastrophe zu verdanken ist, die um so beklagenswerter gewesen sein würde, als zwingende Gründe an keiner Stelle für diese vorlagen. Wenn in früheren Zeiten, in denen die verfügbaren Streitkräfte nur einen minimalen Prozentsatz der Bevölkerung darstellten, soweit sie überhaupt aus Landeskindern bestanden, nur gewisse eng begrenzte Kreise ein Interesse und eine Freude an dem Ausbruch eines Krieges hatten und der Rest der Bevölkerung ihm mit Bangen und Entsetzen entgegensah, scheint es heute, nach der fast durchgehenden Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, beinah, als ob die Rollen vertauscht worden seien und die große Menge viel kriegslustiger als die Hof- und Adelskreise wäre. Oder sollte es sich in der That bei den gegenseitigen Beschimpfungen der Presse nicht um Wortkämpfe handeln, wie sie in homerischen Zeiten der Feldschlacht vorangingen, sondern nur um den Qualm schwelenden nassen Strohs, aus dem sich nie eine helle, reinigende Flamme entwickeln kann? Jedenfalls ist nicht der Presse das Verdienst zuzuschreiben, daß der Südafrikanische Krieg lokalisiert und der Welt das Schauspiel eines allgemeinen Kampfes erspart geblieben ist, für den es schwer gewesen sein würde, eine vernünftige Erklärung zu geben. Für Deutschland wenigstens hätte auf einen solchen Krieg die Erklärung des Fürsten Bismarck gepaßt, daß er nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sei.

Wenn England der Gefahr, sich aus der südafrikanischen Frage einen allgemeinen Weltbrand entwickeln zu sehen, glücklich entgangen ist und der akute Teil der Krisis mit der Unterzeichnung der Vereinbarung von Pretoria seinen Abschluß gefunden haben dürfte, so ist damit die Aufgabe Englands durchaus nicht erledigt, sondern der zweite, schwerere Teil von dieser beginnt erst. Die Buren sind besiegt, und der Afrikander Bund hat sich als ein gefährliches Werkzeug erwiesen, das nur diejenigen verletzt hat, die glaubten, sich dessen für ihre eignen Zwecke bedienen zu können, aber die Elemente des Unfriedens sind geblieben, und Südafrika befindet sich heute in derselben Lage, die Lord Durham antraf, als er 1838 als Oberkommissar und Generalgouverneur von Britisch-Nordamerika nach Kanada kam. Er fand dort, nach den Worten seines eignen Berichts, nicht einen Kampf zwischen einer Regierung und einem Volk, wie er ihn erwartet hatte, sondern einen solchen zwischen zwei Nationen in dem Busen eines einzigen Staats. Er schreibt: „Die Franzosen beschwerten sich über die Ueberhebung und Ungerechtigkeit der Engländer; die Engländer beschuldigten die Franzosen der Laster eines schwachen und besiegten Volks.“ Zwischen den beiden Nationen, von denen die eine die Sprache der andern nicht verstand, bestand kein Verkehr, und jede hatte die falscheste Auffassung von den Gefühlen und

Bestrebungen der andern. Die Engländer mißtrauten den Franzosen und unterdrückten sie, wo sie wußten und konnten, und trugen durch ihre Unduldsamkeit und Heftigkeit dazu bei, die Erbitterung der andern Seite immer mehr zu steigern. Die Verhaftung der Führer der französischen Partei 1837 rief einen unbedeutenden Aufstand, aber desto größere Aufregung hervor und führte zu der zeitweiligen Suspendierung der Verfassung von Niederkanada. Die Lage der Dinge in Südafrika ist fast analog der oben geschilderten, nur daß an Stelle eines unbedeutenden Aufstandes der fast dreijährige Krieg mit den Buren zu setzen ist. Holländer und Engländer sind durch beiderseitige Fehler, gegenseitiges Mißtrauen und trübe Erfahrungen heute in Südafrika so weit voneinander getrennt, wie es Franzosen und Engländer vor fünfundsechzig Jahren in Kanada waren, selbst an Petitionen von seiten der loyalen Bevölkerung um Suspendierung der Verfassung der Kapkolonie fehlt es nicht; wenn es also in Kanada gelungen ist, seit dieser Zeit eine politische Verschmelzung der beiden Völker herbeizuführen — ist doch der augenblickliche Premierminister der Konföderation, Sir E. Laurier, ein französischer Kanadier —, so liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß eine ähnliche Ausgleichung der Differenzen zwischen Engländern und Holländern in Südafrika unmöglich sein würde. Sie sollte sich im Gegenteil als viel leichter erweisen, denn in Südafrika fehlt ein Element der Zwietracht, das religiöse, das den katholischen französischen Kanadier heute noch immer von seinem protestantischen englischen Nachbarn scheidet. An Männern aber, die es verstehen, der britischen Weltpolitik auch unter den schwierigsten Verhältnissen Erfolg zu verschaffen, fehlt es auch heute England nicht. Lord Curzon in Indien, Lord Cromer in Aegypten und auch Lord Milner in Südafrika haben dem wohlverdienten Ruhm englischer Administratoren neue Lorbeeren hinzugefügt, und das starke imperialistische Gefühl, das ihnen zur Seite steht, wird auch denen nicht fehlen, die mit der Regelung der südafrikanischen Verhältnisse betraut werden. Aber auch unter den günstigsten Verhältnissen wird die Lösung dieser Aufgabe noch lange Zeit in Anspruch nehmen und dem Mutterland noch weitere schwere Opfer auferlegen. Abgesehen davon, daß es zum mindesten nicht unwahrscheinlich ist, daß einzelne verzweifelte Charaktere an der Spitze größerer oder kleinerer Banden den Kampf auf eigne Faust fortzusetzen versuchen werden, dürften wohl unvermeidliche Differenzen zwischen den Bürgern der beiden Freistaaten, die vor oder nach dem Abkommen von Pretoria die Waffen niedergelegt haben, und noch mehr zwischen denen, die bis zum letzten Augenblick gegen die Engländer gekämpft, und denen, die ihnen ihre Dienste gegen die eignen Landsleute angeboten hatten, die Aufgabe der englischen Beamten sehr wesentlich erschweren. Aehnliche Differenzen zwischen Buren und Engländern in den nunmehr dem britischen Reiche einverleibten Freistaaten, sowie zwischen den loyalen Einwohnern von Natal und der Kapkolonie und den amnestierten Rebellen in diesen werden die Lage noch mehr komplizieren, und es wird großen Takts seitens der englischen Verwaltung bedürfen, um nicht, wie dies nach der ersten Annexion von Transvaal 1877 geschah, auch die ursprünglich mit ihr einverstandenen Bürger zu

erbitterten Gegnern Englands zu machen. Eine starke englische Truppen- oder Polizeimacht wird noch während langer Jahre in Südafrika unterhalten werden, und die für die Entschädigung der Buren wie der englischen Unterthanen ausgeworfenen 60 Millionen Mark werden weit überschritten werden müssen, bevor alle Ansprüche, berechtigte und unberechtigte — und die letzteren werden nicht die Minderzahl bilden —, befriedigt sein werden und die Fusion der widerstrebenden Elemente so weit stattgefunden haben wird, um den südafrikanischen Kolonien eine weitgehende Selbstverwaltung auf der Grundlage einer Vereinigung gestatten zu können, wie sie zwischen den kanadischen und australischen Staaten stattgefunden hat. Bis dieser Augenblick aber eingetreten ist, wird Südafrika für England eine offene Wunde und eine Bedrohung sein und wie jedes solches kranke Gemeinwesen eine Gefahr nicht allein für das Mutterland, sondern auch für den Weltfrieden bilden. Diese Gefahr zu vermindern, liegt zum größten Teil in der Hand der englischen Regierung, aber auch die Presse, englische wie fremde, kann wesentlich dazu beitragen; die erstere, indem sie weder unmögliche Forderungen stellt, noch notwendige Ausgleiche bekämpft, die andre, indem sie den Vorgängen in Südafrika gegenüber objektiv bleibt und es vermeidet, in dieselben Thorheiten zu verfallen, deren sie sich während des Krieges so oft schuldig gemacht hat. Es sind aber nicht nur die lokalen Vorgänge in Südafrika, mit Bezug auf die der deutschen Presse Vorsicht und Ruhe zu empfehlen sind, je gemäßigter der ganze Ton England gegenüber bleibt, desto größer werden die Aussichten für die Erhaltung guter Beziehungen zwischen den beiden Ländern sein, die doch eine wesentliche Bedingung des Weltfriedens bilden. Es muß immer und immer wiederholt werden, daß Deutschland weniger als irgend eine andre Macht ein Interesse an einem politischen Niedergange Englands hat; wir sind nach keiner Richtung hin im stande, die Erbschaft von ihm anzutreten, und wir würden in von England losgerissenen Kolonien nie die Vorteile genießen, die wir heute unter englischer Herrschaft in ihnen besitzen. Die Schwärmer für die niederdeutschen Brüder haben es nie für notwendig gehalten, die Behandlung zu vergleichen, die der Deutsche in englischen und in holländischen Kolonien erfährt; ihre Begeisterung für den neuentdeckten Vetter würde dadurch freilich auch eine bedenkliche Abkühlung erfahren haben. Auf die deutsche Presse wird selbstverständlich die Haltung der englischen von nicht zu unterschätzendem Einfluß sein; man hat sich bei uns in journalistischen Kreisen leider noch immer nicht daran gewöhnt, den Angriffen, wie sie manchmal von der andern Seite des Kanals herüberschallen, die ruhige Ablehnung entgegenzusetzen, die die beste Antwort auf solche Herausforderungen ist. Besonders die „Times“, die an dem böseſten Incidenzfall der südafrikanischen Verwicklungen, dem Jamesonschen Einfall, einen noch weiterer Aufklärung bedürfenden hervorragenden Anteil hatte, führt in der letzten Zeit eine so erbitterte Fehde gegen Deutschland, daß man manchmal versucht sein könnte, sie als ein Symptom amtlicher Verbitterung anzusehen und zu behandeln, wenn man dann nicht wieder daran dächte, daß der Einfluß des Cityblattes heute nicht mehr seinem Format entspricht. Aber wie man einen Raub-

vogel an das Thor der Scheune nagelt, als warnendes Beispiel für seinesgleichen, so mag auch hier daran erinnert werden, daß es die Times war, die das Märchen in die Welt setzte, daß es Englands Verdienst gewesen sei, eine europäische Koalition gegen die Vereinigten Staaten während ihres Konflikts mit Spanien verhindert zu haben, und daß sie die Geschichte von der staatlichen Subvention an den Norddeutschen Lloyd erfunden hat, die diesem gestatte, sieben Prozent Zinsen an die Aktionäre zu zahlen. Uns können dergleichen Angriffe sehr gleichgültig sein; „die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen", aber wie die bisherige deutsche Verbitterung gegen England zum großen Teil auf derartigen ungeschickten Herausforderungen der Times und ähnlicher gelber Blätter beruhte, so könnten weitere Vorstöße auf diesem Gebiet ein Anwachsen berechtigter deutscher Empfindlichkeit hervorrufen, das sich für die englischen Interessen kaum vorteilhaft erweisen dürfte.



Neue Sterne.

Von

Dr. J. Palisa.

Am 22. Februar 1901 erhielt die Zentralstelle für astronomische Telegramme in Kiel die Nachricht, daß im Sternbilde des Perseus ein heller Stern aufgeleuchtet sei. Die Nachricht kam aus England und rührte von Herrn Anderson her, der, ein vorzüglicher Kenner des gestirnten Himmels, sich schon einmal durch die Auffindung eines neuen Sternes ein sehr großes Verdienst um die Astronomie erworben hatte. Obwohl diese Nachricht sofort weitergegeben wurde, so gelangte sie doch nicht an demselben Tage zur Kenntnis aller Astronomen und noch weniger zur Kenntnis der Amateurastronomen, denn am 22. Februar wurde der Stern nicht nur von einigen Astronomen, sondern auch von Amateuren aufgefunden, von denen selbstverständlich die meisten eine darauf bezügliche Mitteilung nach Kiel ergehen ließen.

Der neue Stern hatte aber vom 21. bis 22. bedeutend an Helligkeit zugenommen und noch einen Tag später, also am 23. seine größte Helligkeit erreicht, die jene des nicht weit von ihm entfernten Sternes erster Größe Capella im Fuhrmann noch merklich übertraf. Die Anwesenheit dieses neuen Sterns war für solche Personen, die einigermaßen die Konfiguration dieser Himmelsgegend im Gedächtnisse hatten, aber von dem Auftauchen des neuen Sterns nichts wußten, derart frappierend, daß sie an der Himmelsgegend irre wurden

und einige Zeit nötig hatten, um sich zu orientieren, wobei ihnen dann sofort klar wurde, was vorgefallen war.

Unter den Millionen Sternen, die am Himmel teils mit freiem Auge, teils mit dem Fernrohre sichtbar sind, ist eine relativ kleine Zahl dadurch merkwürdig, daß sie nicht immer mit derselben Helligkeit leuchten. Man nennt diese Sterne veränderliche Sterne. Ein kleiner Teil von diesen besitzt während eines größeren Zeitraumes konstante Helligkeit, und nur während einer kurzen Zeit von einigen Stunden und in fast vollkommen gleichen Zeitintervallen weisen sie eine verminderte Leuchtkraft auf. Der Hauptrepräsentant dieser Gruppe ist der Stern Algol, und die Ursache des Herabsinkens der Helligkeit liegt, wie in den letzten Jahren durch die spektroskopischen Beobachtungen insbesondere der Potsdamer Sternwarte nachgewiesen wurde, darin, daß diese Sterne eigentlich zwei umeinander kreisende Sterne sind, von denen zur Zeit der Lichtverminderung einer sich vor den andern stellt. Während also für gewöhnlich das Licht beider Sterne uns erreicht, wird durch die Bedeckung des einen Sterns die Wirkung erzielt, als ob nur ein Stern sein Licht uns zusenden würde.

Der weitaus größere Teil der veränderlichen Sterne erscheint aber zu gewissen Zeiten in größerer Helligkeit, während er die übrige, aber zumeist längere Zeitperiode hindurch schwächer leuchtet oder ganz unsichtbar wird. Hierbei ist zu bemerken, daß das Hellerwerden in den meisten Fällen nicht mit derselben Regelmäßigkeit erfolgt wie bei den Sternen der früher genannten Gruppe. Die Ursache dieser Veränderungen ist uns noch ziemlich unbekannt.

Eine dritte Gruppe, die aber von vielen Astronomen nicht mehr zu den veränderlichen Sternen gezählt wird, bilden die sogenannten neuen Sterne. Ihr Hauptmerkmal ist, daß sie plötzlich aufleuchten. Während man früher nicht in der Lage war, mit Sicherheit zu konstatieren, ob an der Stelle, wo sie sich befinden, vor dem großen Aufleuchten ein wenn auch nur schwacher, doch mit dem neuen Stern identischer Stern vorhanden war, ist es jetzt mit Hilfe der so zahlreichen photographischen Aufnahmen in allen Fällen möglich, diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden. Diese neuen Sterne nehmen bald nach ihrem Aufleuchten an Helligkeit ab; während des Schwächerwerdens kommen noch Zeitperioden, wo sie wieder etwas heller werden, um dann schließlich entweder ganz zu verschwinden oder als ein mehr oder weniger schwacher Stern am Himmel weiter zu existieren.

Wenn auch in den letzten Jahrzehnten der Himmel teils durch direkte Beobachtung, teils durch photographische Aufnahmen so gut überwacht ist, daß das Erscheinen eines neuen Sterns kaum übersehen wird, so gehört eine solche Erscheinung doch zu den Seltenheiten und insbesondere dann, wenn der betreffende Stern sich zu solcher Helligkeit wie der neue Stern im Perseus aufgeschwungen hat.

Aus jenen Zeiten, in denen man das Fernrohr noch nicht kannte, sind uns nur die auffallendsten Erscheinungen dieser Art bekannt; von vielen wissen wir nur die beiläufige Gegend, und nur von jenen, die in den letzten Jahrhunderten

aufgetaucht sind, besitzen wir genauere Kenntnis ihres Ortes. A. v. Humboldt giebt im dritten Bande des Kosmos ein Verzeichnis der wichtigsten neu erschienenen Sterne.

Die älteste Nachricht bezieht sich auf einen von Plinius erwähnten Stern im Skorpion, der im Jahre 134 v. Chr. in einer früher ganz sternlosen Gegend des Himmels erschien.

Der bekannteste ist jedoch der von Tycho de Brahe am 11. November 1572 beobachtete Stern im Sternbilde der Kassiopeia, der alle Sterne des Firmaments an Helligkeit übertraf, nur mit Venus zu vergleichen und sogar bei Tage dem freien Auge sichtbar war. Schon im Dezember 1572 begann dessen Lichtstärke abzunehmen, von Dezember 1572 bis Februar 1573 sank er bis zur sechsten Größe herab und war im März 1573 dem freien Auge völlig entschwunden.

Ein andrer neuer Stern wurde am 10. Oktober 1604 von Brunowski, einem Schüler Keplers, entdeckt. Er war heller als Jupiter, aber schwächer als Venus.

Nachdem das Fernrohr erfunden und die Zahl der Beobachter des Firmaments eine größere geworden war, wurden auch minder auffallende Veränderungen der Helligkeit beobachtet und notiert. Je vielseitiger aber die Mittel der Beobachtung wurden, desto mehr erfuhr man von den neuen Sternen, auf desto sicherere Basis konnten die Hypothesen über die Natur des Phänomens gestellt werden.

Das Fernrohr allein gestattete, solche neue Sterne, beziehungsweise deren Schwächerwerden bis jenseits der Sichtbarkeitsgrenze des freien Auges zu verfolgen und die Helligkeitsschwankungen zu schätzen. Meßbar wurde dieses so wichtige Element erst durch die Einführung der nach verschiedenen Prinzipien konstruierten Photometer. Aber das meiste und wichtigste Beobachtungsmaterial lieferte das in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in die beobachtende Astronomie eingeführte Spektroskop, dem sich in kurzer Zeit die photographische Platte teils in Verbindung mit dem Fernrohr selbst, teils in Verbindung mit dem Spektroskop zugesellte.

Die photographische Platte giebt zwar nicht in allen Fällen das feinste Detail wieder, das wir an den hellen Objekten des Himmels, wie es der Mond und die großen Planeten sind, mit dem Auge bemerken können; aber sie ersetzt das Auge in allen Fällen, wo das Objekt zu schwach ist, um gesehen zu werden, ebenso wenn das Objekt in blauem, violettem oder ultraviolettem Lichte leuchtet, für das unser Auge wenig oder gar nicht empfänglich ist, das aber gerade auf der photographischen Platte einen viel stärkeren Eindruck hervorbringt als rotes oder gelbes Licht.

Das mit dem Fernrohr verbundene Spektroskop zerlegt das Sternenlicht in seine einzelnen Lichtsorten, wir erfahren durch dieses, ob die Lichtquelle ein glühend fester oder flüssiger Körper ist, oder ob sie ein glühendes Gas ist.

Ein kontinuierliches Spektrum sagt, daß das Licht einem festen oder glühenden Körper entströmt, ein Spektrum aus hellen Linien bestehend meldet uns einen

gasförmigen Körper, und gleichzeitig setzt uns die Lage der Linien in stand, die chemische Zusammensetzung des Gases zu erkennen. Ein kontinuierliches Spektrum, in dem dunkle Linien auftreten, lehrt uns das Vorhandensein eines festen leuchtenden Körpers, dem eine glühende Gasschicht vorgelagert ist, wobei wir auch über die chemische Zusammensetzung der letzteren unterrichtet werden.

Um aber das alles mit Sicherheit zu konstatieren, ist es notwendig, die Lage der hellen oder dunklen Linien im Spektrum zu messen. Je heller das Objekt ist, desto stärker kann die zerstreuende Kraft des Spektroskops gewählt werden, und desto leichter und genauer fallen die Messungen aus. Ist aber das Objekt schwach, dann können die Beobachtungen nur an den größten Fernrohren angestellt werden, die viel Licht im Brennpunkt vereinigen; außerdem muß die Photographie einspringen, um die schwächsten Linien, die das Auge vielleicht kaum sehen, aber gewiß nicht messen könnte, auf der Platte festzuhalten und meßbar zu machen.

Zuvor aber mußte im Laboratorium durch Experimente ermittelt werden, welche Linien jedes chemische Element erzeugt, denn die Anzahl und Lage der Linien des Wasserstoffes ist eine andre als die des Eisens, Natriums, Calciums und so weiter. Indes auch das Spektrum desselben Elements ist Veränderungen in betreff der einzelnen Linien unterworfen, je nachdem sich das Element unter sehr niedrigem oder sehr hohem Druck oder bei relativ niederer oder höherer Temperatur befindet. Werden diese Umstände variiert, so sind die Linien bald scharf und dünn, bald stumpf und breit; manchmal verschwinden einige Linien, andre treten auf, und in einigen Fällen erleiden die Linien kleine Verschiebungen. Kurz, alle diese Variationen, die wir am Himmel antreffen, müssen im Laboratorium nachgemacht, beziehungsweise aufgesucht werden, um der richtigen Deutung der Erscheinung sicher zu sein.

Besonders wichtig ist aber der Umstand, daß sich die Spektrallinien gegen das violette Ende verschieben, wenn sich das Gestirn uns nähert, und umgekehrt; wir sind dann in der Lage, aus der Größe der Verschiebung die Geschwindigkeit zu ermitteln, mit der diese Annäherung oder im andern Falle das Entfernen vor sich geht.

Was ist nun die Ursache des so urplötzlich stattgefundenen Aufleuchtens und des späteren Erlöschens der neuen Sterne? Diese Frage tauchte naturgemäß sofort auf, als solche Sterne sichtbar wurden. Eine der allerersten Vermutungen war, daß die Erscheinung ein Zusammenstoß zweier Gestirne sei, bei dem diese in Flammen aufgehen. Eine andre Hypothese ging dahin, daß aus einer uns unbekannten Ursache eine Explosion von ungeahnter Größe vor sich gegangen sei und die frei gewordenen Gase die kolossale Lichtmenge verursachten. Immerhin aber konnte man sagen, daß nicht in allen Fällen das Phänomen der neuen Sterne immer dieselbe Ursache haben müsse. Erst dann, wenn der Verlauf der Erscheinung in vielen Fällen der gleiche oder ähnliche ist, ist man berechtigt, zu sagen, daß in der Regel eine gewisse, auf dem Gemeinsamen der einzelnen Fälle aufgebaute Hypothese der Wahrheit entspricht.

Einer der ersten Fälle, der besonders gründlich nach jeder Richtung untersucht wurde, war der von dem oben genannten Herrn Anderson am 31. Januar 1892 entdeckte neue Stern im Fuhrmann.

Der Entdecker hatte den Stern, der die Helligkeit fünf besaß, bereits am 23. Januar in gleicher Helligkeit gesehen, ihn aber für den benachbarten Stern χ Aurigae gehalten. Die sofortige telegraphische Benachrichtigung der Sternwarten der nördlichen Halbkugel ermöglichte und bewirkte dessen eingehende Beobachtung nach jeder Richtung hin. Hierbei bereitete Professor Pickering, der Direktor der Harvard College Sternwarte bei Boston, den Astronomen die große Ueberraschung, daß er aus seinen zahlreichen Photographien des Himmels konstatieren konnte, daß der Stern zwischen dem 3. November 1885 bis 2. November 1891 nicht heller als ein Stern elfter Größe und bis 1. Dezember 1891 nicht heller als ein Stern sechster Größe gewesen sein kann, sowie daß er bereits auf den Aufnahmen des 10. Dezember als ein Stern 5,4 Größe erscheint, daß seine Helligkeit am 20. Dezember ihren Höhepunkt 4,4 erreicht hat und von da an langsam bis Ende Januar 1892 herabgesunken ist.

Die Anfang Februar erfolgte allseitige Beobachtung ergab, daß der neue Stern unter geringen Schwankungen langsam bis zum 6. März 1892 an Helligkeit abnahm. Nach diesem Tage, an dem er 5,5 Größe geschätzt wurde, sank die Helligkeit rapid, erreichte am 17. März die Helligkeit 9 und am 31. März die Helligkeit 12.

Viel interessanter als die Beobachtungen der Helligkeit waren die Spektralbeobachtungen, die vor allem die Wasserstofflinien zeigten. Die meisten dieser Linien wiesen ein Verdopplung auf und bestanden aus einer hellen und einer dunklen Linie, von denen die erste gegen Rot, die letztere gegen Violett verschoben war.

Man sah sich durch diese Beobachtung veranlaßt anzunehmen, daß hier zwei Lichtquellen vorhanden sind, die in der Richtung auf uns zu oder von uns weg einen Geschwindigkeitsunterschied besitzen, der aus den Beobachtungen mit 900 Kilometer berechnet wurde. Diese hier zum erstenmal gemachte Beobachtung warf ein neues Licht auf das Phänomen der neuen Sterne und war Veranlassung zu neuen Hypothesen. Während Professor Vogel, der Direktor der Potsdamer Sternwarte, die Ansicht vertrat, daß die Erscheinung der Doppellinien dadurch zu erklären sei, daß zwei Sterne, unsrer Sonne an Größe vergleichbar, einander sehr nahe gekommen sind und dem Newtonschen Gesetz zufolge diese große Geschwindigkeitsdifferenz erlangt haben, bewies Professor Seeliger, der Direktor der Münchener Sternwarte, daß unter dieser Annahme solche Geschwindigkeitsdifferenzen nur für ganz kurze Zeit (einige Stunden) eintreten könnten und das Verharren in dieser relativen Geschwindigkeitsdifferenz während mehrerer Wochen eine Masse der beiden Körper voraussetze, die weit größer sei als 15000 Sonnenmassen, und daß daher diese Annahme nicht stichhaltig sei. Diese Geschwindigkeitsdifferenz lasse sich viel einfacher durch die Annahme erklären, daß der Stern in eine kosmische Nebelwolke, wie deren ja so viele existieren, hineingeraten sei. Durch die Reibung des Sterns an den Nebelteilchen gelangte die Oberfläche

des Sterns ins Glühen, es bildeten sich an seiner Oberfläche Dämpfe, die sich von ihm leicht ablösten und die Geschwindigkeit der Wolke annehmen konnten, ähnlich wie es bei einer Sternschnuppe der Fall ist, die eine Schweifspur zurückläßt. Sobald die Wolke in die Attraktionssphäre des Sterns gelangt, wird der Stern zuerst auf die zunächst liegenden Teile eine anziehende Wirkung üben, die dadurch eine Geschwindigkeit gegen den Stern zu erhalten. Die Geschwindigkeit wird von Sekunde zu Sekunde, ähnlich wie es beim freien Falle der Körper auf unsrer Erde der Fall ist, immer größer werden, und da mit der Annäherung an die anziehende Masse der Zuwachs an Geschwindigkeit oder die Beschleunigung zunimmt, werden die Nebelteilchen mit großer Geschwindigkeit beim Stern anlangen und entweder auf ihn fallen oder um ihn eine parabolische oder hyperbolische Bahn beschreiben. Die Geschwindigkeit, die ein solches Nebelteilchen schließlich erreicht, hängt natürlich wesentlich von der Masse des anziehenden Körpers ab. So z. B. würde ein solches Massenteilchen, das aus unendlicher Entfernung von der Sonne in Bewegung zur Sonne versetzt wird, bei der Sonne mit einer Geschwindigkeit von 612 Kilometern anlangen.

Nachdem der Stern Anfang April vollständig unsichtbar geworden war, bereitete er in der zweiten Hälfte August den Astronomen eine neue Ueberraschung, indem er wieder aufleuchtete. Das Merkwürdigste aber war, daß er von einer Nebelmasse umgeben war, die, in großen Fernrohren gemessen, einen Durchmesser von 5 bis 6 Bogensekunden aufwies. Dieser Umstand schien für die kurz vorher aufgestellte Hypothese Seeligers ganz bedeutend zu sprechen, und man hatte nur nötig, anzunehmen, daß der Stern in eine neue Wolke eingetreten sei, um das Wiederaufleuchten in einfacher Weise zu erklären.

Im Laufe der nächsten Jahre wurden einige neue Sterne von geringer Helligkeit entdeckt, die alle die bei dem neuen Sterne im Fuhrmann zuerst beobachtete Verdopplung gewisser Linien im Spektrum und zwar in demselben Sinne zeigten. Dieser Umstand schien darauf hinzudeuten, daß die Verdopplung einzelner Spektrallinien in eine dunkle und helle Linie vielleicht doch noch eine andre Ursache habe als die bisher bekannte eines großen Bewegungsunterschiedes im Visionsradius. Dieser Verdacht wurde verstärkt durch Experimente im Laboratorium der Potsdamer Sternwarte, die zeigten, daß einzelne chemische Elemente, wenn sie unter ganz bedeutendem Drucke und Temperatur sich befinden, auch derartige Doppellinien und in derselben Anordnung aufweisen. Aber andre Thatsachen und neue Ueberlegungen verschafften der Seeligerschen Hypothese ein solches Ansehen unter den Astronomen, daß sie gegenwärtig für die der Wahrheit am nächsten kommende Erklärung allgemein angesehen wird.

Unter solchen Umständen mußte das fast plötzliche Aufleuchten des neuen Sternes im Perseus, von dem nachträglich nachgewiesen werden konnte, daß er noch einen Tag vor seiner Entdeckung durch Anderson noch sehr schwach geleuchtet haben mußte und einige Zeit vorher gewiß noch gar nicht sichtbar gewesen war, das größte Aufsehen erregen, um so mehr, als seit Keplers Zeiten kein so heller neuer Stern aufgeleuchtet war.

Wie bereits anfangs erwähnt, erreichte der Stern am 23. Februar seine größte Helligkeit und war an diesem Tage entschieden heller als der Stern erster Größe Capella; dann nahm er ziemlich schnell und gleichmäßig an Lichtstärke ab und war am 14. März bereits bis zur vierten Größenklasse herabgesunken. Nach dem 16. März erfolgte ein plötzlicher Absturz um mehr als eine Größenklasse, und von da an schwankte seine Helligkeit in Zeitintervallen von je vier Tagen um eine ganze Größenklasse auf und ab. Später wurden die Intervalle größer, während die Helligkeit sich zwischen der fünften und sechsten Größenklasse auf und ab bewegte. Gleichzeitig mit den Lichtschwankungen ging ein Wechsel der Farbe vor sich; während der Zeit eines Lichtminimums erschien er rötlich bis intensiv rot, hingegen zur Zeit eines Lichtmaximums weißgelb bis gelb. Das höchste Interesse indes beanspruchten die spektroskopischen Beobachtungen, die teils auf direktem, teils auf photographischem Wege gewonnen wurden. Am 23. Februar, am Tage der größten Helligkeit, war den Potsdamer Beobachtungen zufolge das Spektrum der Hauptsache nach ein kontinuierliches Spektrum mit matten breiten Absorptionsbändern, die größtenteils dem Wasserstoff, dann dem Silicium und Magnesium angehörten. Außer diesen wurden zwei scharfe Absorptionslinien beobachtet, die dem Calcium angehören. Sämtliche Linien waren gegen ihre normale Stellung verschoben; nimmt man an, daß diese Verschiebung der Linien durch eine Bewegung der Lichtquelle verursacht wird, so ergeben die Wasserstoff-, Silicium- und Magnesiumlinien eine Annäherung an die Sonne von circa 700 Kilometern in der Sekunde, während die Calciumlinien ein Entfernen von 18 Kilometern in der Sekunde anzeigen. Der Charakter der Linien aber ergab, daß die ersteren Linien einem Nebel, die letzteren dem Sterne angehörten.

Nach einigen Tagen hatte sich der Charakter des Spektrums bedeutend geändert; das kontinuierliche Spektrum war schwächer geworden, und zahlreiche helle sogenannte Emissionslinien erschienen. Während also zur Zeit der größten Helligkeit das Licht des Sternes selbst vorherrschte, war nach diesen wenigen Tagen der Nebel in solches Leuchten geraten, daß sein Licht das des Sternes überwog. Im weitern Verlaufe erlitt das Spektrum noch vielfache Aenderungen, denen allen zu folgen hier zu weit führen würde.

Der neue Stern überraschte die Astronomen in den letzten Monaten des Jahres 1901 durch eine noch nie beobachtete Erscheinung. Auf von Professor Wolf in Heidelberg und von Perrine an einem Spiegelteleskop der Licksternwarte wiederholt vorgenommenen photographischen Daueraufnahmen zeigten sich ganz deutliche Nebelmassen in der nächsten Nähe des Sterns, die gut erkennbare Verdichtungen besaßen. Da wurde zuerst auf der Licksternwarte beim Vergleichen zweier Platten die Entdeckung gemacht, daß die Nebelmassen eine ganz bedeutende Bewegung aufweisen und zwar in dem Sinne, daß die Nebel sich fast radial vom Sterne entfernten.

Im ersten Momente konnte man denken, daß die Nebelmassen selbst sich bewegen; als aber eine kleine Rechnung über die absolute Geschwindigkeit an-

gestellt wurde, kam eine so enorme Geschwindigkeit heraus, daß man an der Realität der Bewegung zweifeln mußte. Professor Wolf fand aus seinen Beobachtungen, daß sich die eine Nebelwolke in 180 Tagen um 380 Bogensekunden bewegt hatte. Würde man annehmen, daß der neue Stern sich in einer Distanz wie 61 Cygni, einer der allernächsten Sterne des Fixsternhimmels, befindet, so würde die Bewegung der Nebelwolke einer Geschwindigkeit von mindestens 7000 Kilometern entsprechen. Nimmt man aber an, daß der Stern bedeutend weiter ist und die Parallaxe 0."012 besitzt, was einer Distanz entspricht, die zurückzulegen der Lichtstrahl 270 Jahre braucht, so ergiebt dies eine Geschwindigkeit, die der Geschwindigkeit des Lichtes gleichkommt.

Es kommt daher wesentlich darauf an, zu wissen, in welcher Distanz von uns der neue Stern sich befindet. Nun aber haben sowohl die Meridianbeobachtungen, die im Laufe des Jahres angestellt wurden, als die Ausmessungen photographischer Platten, die sich über diesen Zeitraum erstrecken, ergeben, daß der Stern nicht zu den nahen Sternen gehört, sondern daß dessen Parallaxe so klein, beziehungsweise die Distanz so groß ist, daß sie sich gar nicht bestimmen läßt und demnach obige Parallaxe von 0."012 sich gar nicht weit von der Wahrheit entfernt. Unter solchen Umständen lag die Hypothese, die zuerst von Kapteyn klar und deutlich ausgesprochen wurde, in der Luft, daß wir es hier nicht mit wirklichen Bewegungen, sondern mit Reflexerscheinungen zu thun haben.

Denkt man sich nämlich, des leichtern Verständnisses wegen, den Fall so gelegen, daß der Stern in das eine Ende einer Nebelwolke eingetreten sei, deren Breitenausdehnung gegen die Längenausdehnung gering genannt werden muß, daß die Längsachse der Wolke senkrecht zur Richtung Erde — Stern stand, und nimmt man an, daß das Licht des Sterns nur während eines Tages so kräftig war, um von den einzelnen Wolkenteilchen zu uns reflektiert einen Eindruck auf unsern photographischen Platten zu erzeugen, so hat das Licht am ersten Tage nach dem hellsten Stadium einen Weg von 2 Bogensekunden, die in dieser Distanz 26 000 Millionen Kilometern entsprechen, zurückgelegt, und wir sehen diesen Teil erleuchtet. Am folgenden Tage sind die ersten 26000 Millionen Kilometer dunkel, während die zweiten 26000 Millionen Kilometer beleuchtet erscheinen, am dritten Tage die folgenden 26 000 Millionen Kilometer u. s. w.

In der fast unmeßlichen Distanz, in der wir uns befinden und in der wir die Erscheinung erst nach 270 Jahren zu Gesicht bekommen, erhalten wir aber den Eindruck, als ob eine Wolke, ein Lichtknoten sich vom Sterne wegbewegen würde.

Wenn nun die Annahme, daß diese langgestreckte Nebelwolke zur Richtung Erde — Stern senkrecht steht, nicht zutrifft, so wird die scheinbare Bewegung des Lichtknotens geringer erscheinen, und weiter, wenn diese Wolke keine gerade Form, sondern eine gekrümmte Gestalt hat, so wird der Weg des Lichtknotens ein gekrümmter sein. Es können aber auch mehrere solcher Nebelwolken in der Nähe des Sterns sein, und wir werden dann mehrere Lichtknoten, die sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten und unter sich ändernden Richtungen wegbewegen

werden, beobachten können. Kurz, wenn wir im stande wären, fortlaufende Aufnahmen dieser Erscheinung zu erhalten, so wären wir in der Lage, die Form der Nebelwolke zu konstruieren.

Die Hypothese, daß die beobachteten Bewegungen der Nebelmassen Reflexerscheinungen sind, bietet uns aber umgekehrt die Möglichkeit, uns ein Urteil über die Entfernung des neuen Sterns zu bilden, und da sowohl dieser als auch alle andern neuen Sterne in der Milchstraße oder deren nächster Umgebung aufgetaucht sind und somit als der Milchstraße angehörend angesehen werden können, so erhalten wir durch sie zum erstenmal eine auf sicherer Basis ruhende Vorstellung über die Distanz der Milchstraße.

In der Erscheinung des neuen Sterns ist noch vieles dunkel; insbesondere sind wir noch nicht in der Lage, die vielfachen Veränderungen im Spektrum einwandfrei zu deuten. Es wäre dies möglich, wenn wir auf experimentellem Wege gleiche Zustände der Lichtquelle erzielen und das Spektrum auf diese Weise nachbilden könnten; aber dies wird wohl kaum und, was die Bewegung der Lichtquelle betrifft, nie möglich sein.

Jedenfalls bestätigt die Erscheinung der Nova Persei abermals, daß die Hypothese Seeligers der Wahrheit sehr nahe ist, und daß es vielleicht nur einiger Modifikationen, wie sie auch bereits vorgenommen worden sind, bedarf, um alle Beobachtungen zu erklären.



Die Rolle des Wassers im menschlichen Körper.

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz).

Bei allen Kulturvölkern der alten Welt begegnen wir der Vorstellung, das Wasser sei das Urelement, aus dem die ganze Schöpfung hervorging. Das anmutige Bild der weiten, mondbeglänzten Meeresfläche wie die unheimliche Gewalt der sturmbewegten See; die befruchtenden Ueberschwemmungen des Nil nicht minder als die segenspendende Welle des Euphrat; die Wahrnehmung, daß in der wasserlosen Wüste kein Pflanzenleben sich entwickelt, daß bei Entziehung des Wassers Mensch und Tier einem qualvollen Tode verfallen sind, konnten nicht verfehlen, auf die Begründer unsrer Kultur tiefen Eindruck zu machen. Die wichtige Rolle, die dem Wasser insbesondere im menschlichen Leibe zufällt, mußte von ältester Zeit an vor allem die Aufmerksamkeit der Aerzte fesseln.

Aber erst die fortschreitende Forschung der beiden letzten Jahrhunderte hat seine Bedeutung für den Lebensprozeß im einzelnen genauer kennen gelehrt.

Die folgenden Blätter möchten dem Leser Einsicht in diese Rolle verschaffen, die das bewegliche Element in seinem eignen Organismus spielt.

Zunächst dürfte den Laien der Gehalt an Wasser, das einen konstituierenden Bestandteil des Körpers ausmacht, durch seine Höhe überraschen. Es beträgt zwei Drittel des Gesamtgewichts oder, wenn man von dem Knochengerüste absieht, sogar drei Viertel der Weichteile und Körpersäfte; dabei entfällt mehr als die Hälfte (55 %) des ganzen Wassers auf die Muskeln allein. Der Gehalt ändert sich übrigens im Laufe des Lebens; in frühestem Säuglingsalter ist er beträchtlich größer als in den besten Jahren und soll im Greisenalter wieder etwas zunehmen.

Wasserscheue Verehrer alkoholischer Getränke werden vielleicht mit einem gewissen Unbehagen erfahren, daß sie bei einem Körpergewicht von etwa 75 kg rund 44 kg der von ihnen wenig geschätzten Flüssigkeit spazieren tragen. Zu einiger Beruhigung möchte es ihnen gereichen, daß bei manchen Lebewesen (z. B. Quallen, Salpen und verwandten Seetieren) der ganze solide Bestand ihres Daseins nur 5 %, ja bei manchen gar nur 1 % beträgt — alles übrige ist Wasser.

Es ist in den verschiedenen Geweben unsers Körpers sehr ungleich verteilt. So enthält der schützende Schmelz der Zähne nur 0,2 %; auch jene Gewebe, die zu ihrer Verrichtung einer gewissen Festigkeit bedürfen, sind entsprechend wasserarm, z. B. die Zähne (10 % Wasser haltend) und die kompakten Röhrenknochen (ungefähr 16 %). Aber auch das Fettgewebe enthält wenig davon, und deshalb ist der Leib fetter Personen wasserärmer als der von Individuen mit schlaffer Konstitution und bei mangelhafter oder unzweckmäßiger Ernährung. Hebt sich diese, so entledigt sich der Körper wieder des aufgespeicherten Wassers. — Diesen wasserarmen Geweben gegenüber stehen solche von außerordentlichem Wasserreichtum: der hinter der Linse des Auges gelegene „Glaskörper“ z. B. enthält fast 99 %. Minder auffallend ist es, daß manche Sekrete sehr wasserreich sind: in 1 Liter Speichel sind nur ungefähr 5 g feste Stoffe gelöst.

Eine überraschende Erscheinung ist es, daß die Konsistenz der Gewebe und der aus ihnen gebildeten Organe durchaus nicht immer in geradem Verhältnis zu ihrem Wassergehalte stehen. Die Nieren, die eine ziemlich feste Konsistenz zeigen, enthalten um 5 % Wasser mehr als das Blut, das doch flüssig ist. Der Glaskörper ist trotz seines großen Wasserreichtums nicht flüssig, sondern von der Beschaffenheit einer dünnen Gallerte.

Die Fähigkeit, beträchtliche Mengen Wasser aufzunehmen, ohne die festweiche Konsistenz zu verlieren, der Zustand der „Quellung“, ist nur der organischen Welt eigen; es giebt im Mineralreich keinen Körper, der sich so verhielte.[1]) —

---

[1]) Der kolloidale und Hydrogelzustand mancher künstlich hergestellter anorganischer Stoffe scheint einige Analogie zu bieten.

Dieser merkwürdige Vorgang, der nichts weniger als erklärt ist, darf mit bloßer Kapillaritätswirkung nicht verwechselt werden. Auch darf man das Wasser nicht etwa nach Art des Krystallwassers gebunden sich vorstellen, denn es läßt sich zum großen Teil durch starken Druck entfernen. Als Beispiel möchte ich die elastischen Scheiben anführen, die zwischen je zwei Wirbelkörpern sich befinden, die die Biegsamkeit des Rückgrats bedingen und außerdem die Aufgabe haben, beim Gehen, Aufspringen, Tanzen u. s. w. den Stoß zu dämpfen, den die Wirbelsäule und der Kopf, mit dem darin eingeschlossenen Hirn, zu erleiden hätten. Erfahrungsgemäß nimmt die Körperlänge eines Menschen, der einige Wochen krank gelegen, um $1-1^1/_2$ cm zu, indem diese elastischen Zwischenwirbelscheiben, weil sie längere Zeit entlastet waren, stärker quellen. Aus diesen nun läßt sich durch Druck ein Drittel des imbibierten Wassers auspressen, wobei die Scheiben starr und durchsichtig werden. Der Rest des Wassers aber wird hartnäckig festgehalten und kann nur durch austrocknendes Erwärmen entfernt werden. Die Gewebe ziehen auch dementsprechend beim Quellungsprozeß das Wasser sehr begierig an sich. Legt man z. B. ein Stück einer gut ausgetrockneten Aorta (Hauptschlagader) eines Rindes in eine gesättigte Lösung von Kochsalz, d. h. eine solche, die das Maximum von Salz, das sich bei einer bestimmten Temperatur lösen läßt, enthält, so krystallisiert alsbald ein Teil des Salzes aus, weil ihm von dem quellenden Gebilde das zur Lösung nötige Wasser entzogen wird; gerade so, als würde dieses durch Stehen an einem warmen Orte zum Teil abgedampft. — Die meiste Analogie scheint die Quellung mit dem Lösungsprozeß zu haben. Obwohl nämlich die Masse des Gewebes durch die Quellung oft recht bedeutend zunimmt, so ist das Volumen doch kleiner als das des trockenen Gewebes und des imbibierten Wassers zusammengenommen, wie dies Versuche an vorher scharf getrockneten und dann gequollenen Rippenknorpeln besonders auffällig zeigen. — Die mit dem Quellungsvorgang verbundene Massenvergrößerung ist in ihrer Wirkung jedermann, der mit Hühneraugen oder Hautkalositäten behaftet ist, wohl bekannt. Sie bilden einen mehr sicheren als angenehmen Feuchtigkeitsmesser beim Witterungswechsel.

Ist also der Vorgang der Quellung einer befriedigenden Erklärung noch recht bedürftig, so ist seine biologische Bedeutung um so leichter einzusehen.

Von der Aufnahme des Wassers hängt die Gestalt der einzelnen Gewebselemente sehr wesentlich ab, zugleich aber auch eine Reihe physikalischer, für ihre Verrichtungen höchst wichtiger Eigenschaften — ihre Zähigkeit und Biegsamkeit, ihre Dehnbarkeit und Elastizität, ihr Widerstand gegen Zug und Druck — Eigenschaften, vermöge deren die Arterien den Stoß der Blutwelle aushalten, vermöge deren ihre feinsten Hautverzweigungen befähigt sind, durch ihre Zusammenziehung und Ausdehnung den Temperaturschwankungen sich anzupassen, — Eigenschaften, vermöge deren das reizende Spiel der Iris sich vollzieht, mit dem sie auf den wechselnden Einfall des Lichtes antwortet; Beispiele, die sich leicht vermehren ließen.

Durch ihren Wassergehalt können sich die Gewebselemente ohne besondere

Reibung gegeneinander verschieben. Wären Muskeln und Bänder wasserfrei oder nur wesentlich wasserärmer, so wäre jede Bewegung der Glieder, wäre die Lokomotion des Körpers sehr eingeschränkt oder ganz ausgeschlossen. Die Imbibition bedingt die Geschmeidigkeit jeder einzelnen Gewebszelle. Die roten Blutkörperchen, winzige, scheibenförmige Zellen, die die Farbe des Blutes bedingen, lassen sich darum auf einem Filter, das anorganische Pulver noch feineren Kalibers zurückzuhalten vermag, nicht sammeln. Ihre Geschmeidigkeit gestattet ihnen, der Gestalt der Poren des Filters sich anzupassen und durch diese zu schlüpfen.

Ein noch überraschenderes Beispiel bietet der Vorgang der Eiterbildung. Im Blute kommen nämlich außer den roten noch fünfmal so große weiße, kugelige Blutzellen vor. Beim Eiterungsprozeß wandern sie massenhaft aus den Blutgefäßen in das umgebende Gewebe heraus. Dabei zwängen sie sich durch Lücken der Gefäßwand durch, die so winzig sind, daß sie nur bei stärkster Vergrößerung unter dem Mikroskope wahrgenommen werden können. An der Durchtrittsstelle schnürt sich die Zelle außerordentlich ein, ohne zu zerreißen. Sobald sie sich durchgedrängt hat, nimmt sie außerhalb des Gefäßes ihre kugelige Gestalt wieder an.

Eine unter die Norm sinkende Durchfeuchtung mancher Gewebe macht sich gelegentlich auch subjektiv recht fühlbar. Wer kennt nicht das unbehagliche Gefühl der trockenen Schleimhaut der Mundhöhle und des Schlundkopfes bei lang andauerndem Sprechen. In sehr trockener Luft macht sich die verminderte Feuchtigkeit der Lungenbläschen durch erschwertes Atmen bemerkbar.

Besondere Wichtigkeit hat die Durchtränkung jener Gewebe mit Wasser, aus denen die durchsichtigen Teile des Auges bestehen; die Hornhaut (75 %), die Linse (63,5 %) und der Glaskörper gewähren vor allem (abgesehen von ihrem Mangel an Pigment) vermöge ihres Wasserreichtums dem Lichte einen ungestörten Durchgang.

Die vorgeführten Thatsachen dürften die *physikalische* Bedeutung des Wassers für den menschlichen Organismus zur Genüge darthun.

Die Quellung der Gewebe ist aber nicht bloß von mechanischer Wichtigkeit, sie vermittelt auch die Wechselbeziehung zwischen den festen Bestandteilen der Gewebezellen und den sie umspülenden Körpersäften, indem sie das Eindringen der in diesen gelösten Stoffe ermöglicht. Innerhalb des eingedrungenen Wassers und den außen befindlichen Flüssigkeiten macht sich der osmotische Druck geltend, erfolgen Diffusionsbewegungen, Gaswechsel und chemischer Umsatz. Hier ist es, wo die intimsten Prozesse sich abspielen, von denen der Aufbau, die Thätigkeit und Abnützung der zelligen Elemente der Organe abhängen.

Damit berühren wir das Gebiet der *chemischen* Bedeutung des Wassers für unsern Körper; hier bethätigt es sich einerseits als Mittel, innerhalb dessen sich chemische Prozesse vollziehen, anderseits als Stoff, der selber chemische Wirkungen ausübt. Diese seine Bedeutung kann man nicht hoch genug bewerten. Hundertfältige nebeneinander gehende und sich kreuzende chemische Reaktionen

begleiten und sind die Grundlage einer jeglichen unsrer Lebensäußerungen: von der Muskelbewegung an bis zu den leisesten seelischen Regungen. Die Gesamtheit dieser chemischen Prozesse, der „Stoffwechsel“, ist ohne Vermittlung des Wassers unmöglich: Corpora non agunt nisi fluida, „die Körper wirken nur im flüssigen Zustand“, ist ein alter chemischer Satz,[1]) der im vollsten Umfange für unsern Organismus gilt. Der Wert des Wassers als Lösungsmittel ist hier aber um so größer, als der Körper über keine andern Lösungsmittel (Aether, Alkohol, Chloroform u. s. w.) verfügt, wie etwa unsre Laboratorien, abgesehen davon, daß die in Frage kommenden Stoffe in jenen Flüssigkeiten fast alle unlöslich sind.

Der Blutstrom nimmt eine gewisse Menge der eingeatmeten Luft auf; anderseits löst das Wasser des Blutes einen Bruchteil jener Kohlensäure auf, die durch Oxydation in den Geweben entstanden ist. So gering auch die Menge dieser Gase ist, die das Wasser in Lösung halten kann, so ist die Aufnahme doch für den Gaswechsel nicht belanglos, ja sie kann unter Umständen, wie ein Beispiel lehren mag, sehr wichtig werden.

Wenn Stichwunden die Lunge durchdringen, so fällt sie zusammen oder vielmehr, sie zieht sich zusammen. Zwischen ihr und der Brustwand entsteht ein Hohlraum, in welchen Luft durch die Brustwunde eindringt. Ist diese geschlossen, so beginnt eine allmähliche Aufnahme der Gase in die Blut- und Lymphbahnen des Brustfells. Da zugleich ein Exsudat, d. h. eine Ausscheidung von Flüssigkeit in den Raum erfolgt, so gerät dadurch die eingeschlossene Luft unter erhöhten Druck, der ihre Resorption befördert, so daß sie nach und nach ganz verschwindet. In dem Maße, als auch die Exsudatflüssigkeit aufgesogen wird, dehnt sich die Lunge auf ihren ursprünglichen Umfang wieder aus, womit die Heilung sich vollzogen hat.

Wichtiger noch als die Lösung der gasförmigen Stoffe ist die der anorganischen Salze unsrer Nahrung und Getränke (Kochsalz, Kali- und Kalksalze der Phosphorsäure u. s. w.), die für das Bestehen des Lebens unentbehrlich sind. Ferner die des Zuckers, der teils in der Nahrung eingeführt, teils aus Stärke gebildet wird, endlich die der löslichen Verdauungsprodukte der Eiweißstoffe (Albumosen und Peptone u. s. w.) und außerdem einer Reihe von Zerfallsprodukten, die der chemische Lebensprozeß der Zellen geliefert hat, und die aus dem Körper in gelöstem Zustand ausgeführt werden müssen. — An diese wahren Lösungen schließen sich Scheinlösungen an, als deren Typus die Leimlösung gelten kann. In diesem sogenannten „kolloidalen Zustande“ werden alle Eiweißstoffe unsrer Nahrung der chemischen Einwirkung der Verdauungssäfte entgegengeführt. — Sodann dient das Wasser als Träger der feinstverteilten, staubförmigen Fett-

[1]) Der Satz hat zwar nicht strenge Gültigkeit, insofern auch Gase aufeinander chemisch einwirken, ja selbst feste Stoffe in den sogenannten „festen Lösungen“. Die Zahl dieser Fälle ist aber verschwindend klein im Verhältnis zu den im flüssigen Zustand sich vollziehenden Reaktionen, auch erfolgen sie unter Bedingungen, die im Körper nicht realisierbar sind.

kügelchen. Dieser Zustand der „Emulsion“ ist die Bedingung, unter der die Aufnahme des Fettes in die Chylusbahnen erfolgen kann, von wo es durch den Milchbrustgang in das Blut und mit diesem in die Gewebe gelangt, um da abgelagert oder zersetzt zu werden.

Die Bedeutung der Lösungen und der Emulsion liegt darin, daß die angenommenen kleinsten Teilchen der Stoffe (die sogenannten „Moleküle“), die aufeinander chemisch einwirken sollen, eine größere Beweglichkeit erlangen und so in einen lebhafteren Verkehr, in eine leichtere Berührung und Wechselwirkung miteinander gebracht werden. Ueberdies wirkt das Wasser in bestimmten Fällen „katalytisch“, d. h. es beschleunigt oder verzögert die chemischen Vorgänge und beeinflußt deren zeitlichen Verlauf. In all diesen Fällen vermittelt also das Wasser die chemischen Reaktionen. Nebenher erfüllt es aber noch eine andre, nicht minder wichtige Aufgabe: es macht die „Konvektion“, die Fortführung der gelösten und emulgierten Stoffe und der aufgeschwemmten Gebilde (Blutkörperchen) möglich. Die Herzpumpe treibt das so beladene Wasser in die fernsten Gebiete des Körpers der weiteren Bestimmung zu.

Seit den genialen Untersuchungen von Svante Arrhenius, van t'Hoff, Ostwald und Nernst weiß man, daß das Wasser beim Lösen gewisser Stoffe (Salze und salzartige Verbindungen) ihre Moleküle nicht bloß desaggregiert und gleichmäßig verteilt, sondern außerdem in einer eigentümlichen Weise, die man „elektrolytische Dissoziation“ nennt, spaltet. Auf diesen Vorgang kann ich nicht näher eingehen, ohne die Grenzen dieses Aufsatzes zu überschreiten. Nur so viel sei zu bemerken gestattet, daß auch in den wässerigen Lösungen unsers Körpers die Salze elektrolytisch gespalten sind, daß von dem Maße dieser Spaltung der Grad der chemischen Wechselwirkung abhängt, und daß die Leitung des elektrischen Stromes und ein Teil seiner Heilwirkung auf dieser Dissoziation beruht.

Von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist das Wasser bei einer Art von chemischen Vorgängen, an denen es sich unter eignem Zerfall beteiligt, deren Wesen aber noch in Dunkel gehüllt ist. Man nennt diese Gruppe von Prozessen „Hydrolyse“. Der Vorgang besteht immer darin, daß ein zusammengesetzterer Stoff Wasser aufnimmt und dadurch in einfachere zerfällt. Hervorgerufen wird aber diese Zersetzung durch jene rätselhaften Stoffe, die man unter dem Gesamtnamen „Fermente“ oder „Enzyme“ zusammenfaßt.

Drei wichtige Kohlehydrate unsrer Nahrung: die Stärke, der Rüben- und Milchzucker, diese Hauptbestandteile des Brotes, der Milch- und Mehlspeisen, müssen eine solche hydrolytische Spaltung durchmachen, bevor sie resorbiert, d. h. in die Blutbahn aufgenommen, und als Material eines höchst wichtigen Reservestoffes, des Glykogens, dienen können. Jedes Molekül der genannten drei Zuckerarten nimmt je ein Wassermolekül auf und zerfällt dabei in einfachere Zucker (Frucht- und Traubenzucker und Galaktose); um dies zu können, müssen sie natürlich im Wasser gelöst sein. Man nennt diesen Vorgang „Inversion“. Einem gleichen Zerfall (in Traubenzucker) unterliegt auch der Malzzucker, der

sich in der keimenden Gerste bildet, daher auch im Bier (besonders in den dunklen bayrischen Bieren) vorkommt und genossen wird, der aber auch bei der Verdauung aus der Stärke der Nahrungsmittel entsteht.

Die Stärkekörner werden schon bei der Zubereitung der Speisen durch die Einwirkung des Wassers in der Hitze mechanisch zersprengt, aufgeblättert, „verkleistert", dann im Dünndarm, vor allem im Duodenum (dem Darmstück, das sich an den Magen unmittelbar anschließt) durch Intervention des sogenannten „amylolytischen" Enzyms unter reichlicher Wasseraufnahme in Malzzucker und Dextrin umgewandelt. Diese beiden zerfallen in den weiteren Partien des Dünndarms unter neuerlicher Aufnahme von Wasser in Traubenzucker.

In ähnlicher Weise müssen auch die Eiweißstoffe, die wir als Hühner- und Serumeiweiß, als Myogen des Muskelfleisches, als Kasein der Milch, als Kleber und Globuline der Pflanzen in der Nahrung aufnehmen, durch Hydrolyse — darin besteht eben der Verdauungsvorgang — in assimilierbaren Zustand überführt werden. Durch die katalysierende Einwirkung sogenannter „proteolytischer" Enzyme (des Pepsins im Magen, des Trypsins im Dünndarm) werden sie, auch wieder unter chemischer Aufnahme von Wasser, in Stoffe umgewandelt, die eine einfachere Konstitution haben (Albumosen, Peptone) und in Wasser löslich sind. — Es ist kaum mehr zu bezweifeln, daß in dem Protoplasma jeder einzelnen Zelle sich solche hydrolytische Zersetzungen vollziehen und daß dazu das Imbibitionswasser zugleich als Mittel und als Material dient. Wir haben schon oben einen sehr wichtigen Stoff — das Glykogen — erwähnt, das in den Muskeln und der Leber als Vorrat von chemischen Spannkräften aufgespeichert ist. Damit diese in mechanische Arbeit (bei der Muskelbewegung), in Wärme und so weiter umgesetzt werden können, muß das Glykogen wieder Wasser aufnehmen, wobei es sich in Traubenzucker rückwandelt. — Durch ähnliche, vielfältig im Protoplasma der Zelle sich wiederholende hydrolytische Vorgänge werden ihre unbrauchbar gewordenen Bestandteile zersetzt. Die Spaltungsprodukte verfallen dann der Verbrennung, d. h. der oxydierenden Einwirkung des bei der Atmung aufgenommenen, von den roten Blutkörperchen nach den Geweben geschafften Sauerstoffes. Dadurch wird ihre potentielle Energie (chemische Spannkräfte) in andre Energieformen umgewandelt.

Alle diese mannigfachen, das Leben bedingenden Vorgänge wären ohne die Gegenwart des Wassers, das sich in der einen oder andern Weise an ihnen beteiligt, ganz unmöglich. Die Laien werden, sofern sie überhaupt sich darüber bestimmte Vorstellungen machen, geneigt sein, das Wasser für einen chemisch indifferenten Stoff zu halten. Es brennt keine Löcher in die Kleider; es hat keinen Geschmack; die Thatsache, daß die mit ihm zusammentreffenden Körper teils ungelöst bleiben, teils, wenn sie löslich sind, wie z. B. Zucker, Salze und ähnliche Stoffe, anscheinend gar keine Aenderung erfahren, mag diese Meinung stützen. Und doch ist sie irrig. Es sei gestattet, noch einige recht überzeugende Beispiele anzuführen, die wohl danach angethan sind, zu zeigen, wie wenig indifferent diese chemische Verbindung ist.

Es wird Frauen mit empfindlicher Haut nicht unbekannt sein, daß diese durch bloße andauernde Berührung mit Wasser erkrankt. Sein chemisch wirkender Reiz auf den Papillarkörper der Haut erzeugt Ekzem. Die kontraktile Substanz, z. B. das Protoplasma der weißen Blutkörperchen oder die Muskelfaser erstarrt infolge von Gerinnung gewisser Bestandteile, wenn ein Uebermaß (besonders von destilliertem) Wasser auf sie einwirkt. Man nennt diese Erscheinung „Wasserstarre". Man darf dies nicht etwa mit dem „Steifwerden" der Glieder bei übermäßiger Kälte verwechseln. Diese Erscheinung hängt gar nicht von der Kälte des Wassers ab, wie dies Versuche an Tieren gezeigt haben. Wenn man den Oberschenkel eines Frosches mit einem Faden fest umschnürt, so daß der Blutstrom in dem Gliede unterbrochen wird, und taucht es dann, nachdem man die Haut entfernt hat, in kaltes oder warmes Wasser ein, so werden seine Muskeln steif. Wenn man die Unterbindung aufhebt, so kann durch das Zuströmen von frischem Blut ein Ausgleich in den osmotischen Verhältnissen der den Muskel durchtränkenden Säfte sich noch einstellen, und die Starre wird gelöst. Unsre Hausfrauen dürfte es interessieren, zu hören, in welch praktischer Weise die englischen Fischer diese Eigenschaft des Wassers sich zu nutze machen. Bekanntlich sind Fische mit festerem Fleisch die geschätzteren. Die Fischer machen nun einzelne Einschnitte in die Muskeln der Fische und tauchen sie auf einige Minuten in Wasser; das Fleisch erscheint dann körniger. Diese Prozedur nennt man „crimping".

Noch ein Beispiel! Wasser bringt, wenn es nicht gewisse Stoffe, z. B. Salze, in bestimmter Menge gelöst enthält, die Blutscheiben zur Quellung und löst den in ihrem Protoplasma enthaltenen roten Farbstoff (Hämatin) aus seiner chemischen Bindung, so daß er aus den Zellen in das Wasser übergeht. Nun ist er es, der den Sauerstoff beim Einatmen zum größten Teil aufnimmt und ihn dann an die einzelnen Gewebe abgiebt, die ohne ihn in sehr kurzer Zeit absterben müssen. Das Hämatin vermittelt also die „Gewebsatmung". Darum tritt Tod ein, wenn man einem Tiere eine große Menge Wasser in seine Blutgefäße einspritzt, indem sich die eben besprochene Wirkung des Wassers geltend macht; das Tier stirbt an „innerer Erstickung".

Die mannigfachen chemischen Vorgänge in unserm Körper, die Ausscheidung unbrauchbar gewordener Bestandteile und ihr Ersatz durch die zugeführten Nahrungsmittel heißt „Stoffwechsel". Das unentbehrliche Medium aber, das die nötigen Stoffe dem Körper zuführt, die abgebrauchten aus ihm hinausschafft, das Mittel, innerhalb dessen sich der Stoffwechsel vollzieht, ist das Wasser. Es ist darum von vorhinein wahrscheinlich, daß die Zufuhr größerer Wassermengen auf ihn von Einfluß sein wird, und zwar in beschleunigendem Sinne. Der intermediäre Saftstrom zwischen den Gewebszellen wird vermehrt und daher der chemische Stoffumsatz lebhafter sein. Dies leuchtet noch aus einem andern Grunde ein. v. Noorden machte zuerst darauf aufmerksam, daß große Wassermassen, die dem Körper rasch zugeführt werden, viel Wärme verbrauchen, da sie auf die Temperatur des Blutes (39 ° Celsius) gebracht

werden müssen. Diese Wärme werde wohl durch gesteigerten Stoffumsatz beschafft.

Das Wasser unsers Körpers unterliegt aber selbst einem beständigen Wechsel. Es verläßt ihn durch die Lunge und Haut, durch die Nieren und zum geringen Teil durch den Darmkanal. Ein ruhender Körper verliert in 24 Stunden durchschnittlich 2200 Kubikcentimeter Wasser, das ist 5—6 % seines ganzen Wassergehaltes. Bei der Arbeit steigert sich die Menge bis auf 3 Liter. Das Maß, in dem sich die Ausscheidungswege daran beteiligen, ist sehr ungleich. In der Ruhe verlassen etwa 40 % des Wassers den Organismus in Dampfform durch die Lungen und die Haut; die ausgeatmete Luft ist nahezu mit Wasserdampf gesättigt. Mehr als die Hälfte (53 %) geht in flüssiger Form durch die Nieren und nur ein unbeträchtlicher Bruchteil (etwa 5 %) mit den Dejekten fort. Bei energischer Muskelarbeit, z. B. bei anstrengenden Hochgebirgstouren, bei großen Märschen, besonders an heißen Sommertagen, dreht sich das Verhältnis nahezu um: Lungen und Haut übernehmen die Hauptleistung; sie hauchen rund 58 % Wasser aus, während die Nieren nur ungefähr 40 % ausführen.

Außer der Muskelthätigkeit scheint auch die Art der Nahrungsmittel auf das Verhältnis von Einfluß zu sein, indem bei eiweißarmer Kost Lungen und Haut sich an der Ausscheidung stärker beteiligen sollen als bei Fleischkost. Außerdem zeigt die Haut bei verschiedenen Individuen eine beträchtliche Verschiedenheit der Funktion.

Die Thätigkeit dieser beiden Wege wird überdies durch den Feuchtigkeitsgrad und die Bewegung der umgebenden Luft beeinflußt. Je geringer der erstere, je größer der andre ist, um so mehr Wasser verläßt den Körper in Dampfform; am meisten natürlich, wenn beide Umstände zusammentreffen, z. B. bei den heißen, trockenen Winden der Wüste. Die Menge des Wassers, das durch die Nieren eliminiert wird, hängt auch zum Teil, abgesehen von nervösen Einflüssen, von der Menge der Stoffe ab, die ausgeschieden werden sollen. Man denke an die enormen Mengen Wasser, die bei der Zuckerruhr den Körper verlassen — bis zu 12 Litern in 24 Stunden! — Die „ausspülende“ Wirkung des Wassers verrät sich auch dadurch, daß bei reichlicherem Trinken auch größere Mengen von Zerfallsprodukten ausgeschieden werden.

Anderseits hält der Körper unter normalen Verhältnissen das Wasser bis zu einem gewissen Maße energisch fest, so daß der Gehalt innerhalb enger Grenzen konstant bleibt.[1])

Ohne diese Selbstregelung des Organismus müßten die chemischen Prozesse und der Quellungsgrad der Gewebe, von denen ja die Fortdauer des Lebens abhängt, schwere Störungen erleiden. Schon beim Schrothschen Heilverfahren (im wesentlichen einer Durstkur) erscheint der Eiweißbestand des Körpers wegen

[1]) Bei Tauben, denen man 6 Tage lang alle feste und flüssige Nahrung entzogen hat, und die ein Drittel ihres Gewichts verloren hatten, war der Wassergehalt der lebenswichtigen Organe (Gehirn, Lungen, Herz) nicht wesentlich geändert. Aehnlich dürfte es sich beim Menschen verhalten.

der andauernden Verarmung der Gewebe an Wasser ernstlich bedroht. — Daß bei krankhaft abnormer Entwässerung des Körpers das Leben nicht bestehen kann, lehren am schrecklichsten schwere Cholerafälle. Infolge der Eindickung des Blutes (der Wassergehalt sinkt von 78 %, auf 74 %, ja in einzelnen Fällen auf 66 %) stellt sich Stimmlosigkeit, Trübung der Hornhaut, hörbares Reiben am Brustfell, Krämpfe und schließlich der Tod ein.[1]) — So fest also die Gewebe eine bestimmte Menge Wasser festhalten, so bedrohlich seine Abnahme im Blute wird, so dulden diese doch anderseits keinen übermäßigen Wassergehalt. Werden dem Körper größere Flüssigkeitsmengen zugeführt, so entledigt er sich des Ueberschusses innerhalb weniger Stunden durch die Nieren.

Der Körper bedarf, wie vorhin erwähnt, des Wassers, um die unbrauchbar gewordenen, festen Zerfallsprodukte der Gewebe, die auf den Körper als Gifte wirken, aus ihm hinauszuschaffen. Ist ihre Abfuhr behindert — und sie kann in ausreichendem Maße nur in wässeriger Lösung erfolgen —, so tritt sehr bald der Tod unter urämischen Krämpfen ein. Die unmäßige Anhäufung von Wasser, die mit Recht gefürchtete „Wassersucht", bereitet nicht bloß durch die Schwellung mechanische Beschwerden, sondern bedroht auch bei langem Bestehen infolge des gestörten Stoffwechsels und der Anhäufung der Zersetzungsprodukte das Leben des Kranken. — Auch der Durst, der schwere Fieberleiden begleitet, ist von teleologischem Gesichtspunkte begreiflich: der beträchtlich gesteigerte Gewebszerfall benötigt größere Mengen Wasser, um die den Gesamtorganismus gefährdenden Produkte rascher wegzuschaffen.

Das Wasser, das den Körper verlassen hat, muß wieder ersetzt werden. Hoppe-Seyler macht die witzige Bemerkung, der Mensch sei ein Wassertier — er lebe nicht allein im Wasser, sondern in fließendem Wasser — insofern als unser Körper fortwährend von Wasser durchströmt wird, das ihm Nährstoffe zuführt und unbrauchbar gewordene Gewebsbestandteile aus ihm ableitet. — Der peinigende Mahner, der uns zwingt, dem Körper das nötige Wasser zuzuführen, ist der Durst. Er muß dann besonders dringend werden, wenn durch die oben erwähnten oder durch ähnliche Momente (Arbeiten an Feueressen, stundenlanges Blasen von Musikinstrumenten) eine starke Verdunstung des Körperwassers stattgefunden hat. Das heftigste Durstgefühl scheint von der Verarmung des Blutes an Wasser abzuhängen, darum Injektionen größerer Flüssigkeitsmassen es mildern sollen.

Die weitaus größte Menge von Wasser führen wir dem Körper von außen zu: in den Speisen (die festen mit eingerechnet) und besonders in den Getränken. — Die griechischen Aerzte stritten darüber, ob das Wasser ein Nahrungsmittel sei oder nicht. Wenn man darunter Stoffe versteht, die den Körper auf seinem Ernährungsstande erhalten und ihm chemische Spannkräfte für seine verschiedenen Verrichtungen zuführen sollen, so kann man das Wasser ihnen nicht zuzählen. Wenn man dagegen unter dieser Bezeichnung all jene Stoffe zusammenfassen

---

[1]) Frösche, denen 30 % ihres Körpergewichtes Wasser entzogen wird, gehen zu Grunde.

will, ohne die die chemische Energie sich überhaupt nicht bethätigen könnte, ohne die also das Leben erlöschen muß — dann ist das Wasser gewiß ein Nahrungsmittel. In den Magen eingeführt, wird es dort nur zum geringsten Teil oder wahrscheinlich gar nicht resorbiert; seine Aufnahme in die Blutbahn erfolgt erst vom Blinddarm an, vor allem aber in den unteren Anteilen des Dickdarmes. Im Magen hat es nur die Bedeutung des Mediums, in dem die chemischen Umwandlungsprozesse sich vollziehen können.

Von teleologischem Standpunkte erscheint dieses Verhalten sehr zweckmäßig. Würde das Wasser schon im Magen resorbiert, so könnten die Verdauungsvorgänge im Dünndarm, wo es nun fehlen würde, sich nicht gehörig vollziehen; im Dickdarm dagegen, wo sie so gut wie beendet sind, kann das Wasser, das seine Aufgabe erfüllt hat, durch die Blutkapillaren der Darmwand aufgesogen werden. — Selbst ein Laie kann aus diesen Verhältnissen den Schluß ziehen, wie irrationell es ist, während der Mahlzeit größere Flüssigkeitsmengen (Suppe oder Getränke) zu genießen, besonders bei träger Verdauung oder bei Magenerweiterung. Durch die zu starke Verdünnung des chemisch wirkenden Magensaftes wird ja die Verdauung verlangsamt. Erst zwei bis drei Stunden nach eingenommenem Mahl, wenn die größte Menge des Wassers durch den Pförtner nach dem Duodenum getreten, wenn der Speisebrei eingedickt und dadurch der Einwirkung des Magensaftes weniger zugänglich ist, sollte man trinken. In der That stellt sich dann um diese Zeit auch Durstgefühl ein.

Nicht alles Wasser aber wird durch Aufnahme ersetzt — ein Teil wird in den Geweben selbst erzeugt. Vor allem sind es die Verbrennungsvorgänge (Oxydationen) — diese Hauptquelle der Lebenswärme und teilweise auch der Muskelkraft —, die immer Wasser liefern. Sowohl die organischen Bestandteile unsrer Nahrung als die unsrer Gewebe sind reich an Kohlenstoff und Wasserstoff, die durch den eingeatmeten Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden. Sie sind es aber fast allein, die den Sauerstoff verbrauchen.[1]) Würde dieser nur zur Oxydation des Kohlenstoffes im Körper dienen, so müßte die Menge der dadurch entstandenen und ausgeatmeten Kohlensäure genau der eingeatmeten Sauerstoffmenge entsprechen. Das ist aber nicht der Fall, erstere ist immer kleiner; 10—25 % des aufgenommenen Sauerstoffs verschwinden scheinbar im Körper; sie müssen also anderweitig verwendet worden sein, sie haben zur Oxydation des Wasserstoffs, d. i. zur Bildung von Wasser gedient.

Außerdem kommen wohl auch noch chemische Prozesse andrer Art in Betracht, z. B. die Bildung von Fett aus Kohlehydraten (Stärke, Zucker), von Glykogen aus Traubenzucker u. s. w., bei denen Wasser gebildet wird. Je energischer die Oxydation, je lebhafter der Stoffwechsel, desto mehr Wasser wird natürlich geliefert. Auf diese Weise entstehen bei einem Erwachsenen innerhalb 24 Stunden 360 g, bei anstrengender Arbeit im Maximum 1/4 kg; in allen

[1]) Demgegenüber erscheint die Oxydation des Schwefels und Phosphors der organischen Stoffe irrelevant.

Fällen werden mindestens 16 % des ausgeschiedenen Wassers auf diese Weise gedeckt.

Wenn man dem Organismus das nötige Wasser vorenthält, so scheinen die Gewebe selbst durch gesteigerten Stoffwechsel es sich zu bilden. So scheint bei der Oertelschen Entfettungskur (Einschränkung der Fettnahrung und der Getränke) das Fett darum zu schwinden, weil es als Brennmaterial zur Bildung des fehlenden Wassers herhalten muß. Auch andre Erscheinungen werden dadurch verständlich: der arbeitende Muskel ist wasserreicher als der ruhende; der lebhaftere Stoffwechsel des kindlichen Körpers macht den um 8 % größeren Wasserreichtum, besonders seiner Muskeln (81 % gegen 73 % des Erwachsenen), erklärlich.

v. Voit macht darauf aufmerksam, daß der Durst leichter ertragen werde, wenn man gleichzeitig der Nahrung sich enthält, weil dann das Fett und Eiweiß der Gewebe zersetzt wird und der Oxydation verfällt, wodurch das in den Geweben entstehende Wasser diese vor einer zu empfindlichen Entwässerung eine Zeitlang bewahrt. Bei Zufuhr von Nahrung dagegen muß sich der Mangel an Wasser empfindlicher bemerkbar machen, weil es zu ihrer chemischen Verarbeitung benötigt wird.

Endlich sei noch einer überaus wichtigen Aufgabe erwähnt, die dem Wasser zufällt: es wirkt als Thermoregulator, es erhält unsern Körper auf einer konstanten Temperatur, indem durch Verdunsten des Wassers von der Lungen- und Hautoberfläche und durch Bildung von Schweiß Abkühlung eintritt. Diese Regelung der Wärme ist darum bedeutungsvoll, weil unser Körper eine Eigenwärme von viel mehr als 39° in die Länge nicht aushält. Die Eiweißstoffe der Gewebe erleiden Veränderungen: so tritt bei 47° Celsius „Wärmestarre“ der Muskeln infolge von Gerinnung ein; die roten Blutkörperchen werden zersetzt und so weiter. — Und doch überlebt der Mensch die hohen Temperaturen heißer Gegenden, die gelegentlich 50° übersteigen können,[1]) sogar ohne wesentliche Zunahme der Eigenwärme.

Dank dieser Regulierung können Menschen sogar noch höhere Temperaturen (100 und mehr Grade) eine kurze Zeit aushalten. Ein Mädchen verweilte 10 Minuten in einem Raume, wo 132° Celsius herrschten; die Körpertemperatur stieg nur auf 39°, der Schweiß rieselte den Körper herab.

Ist dagegen die Wasserabgabe behindert, so geht der Mensch schon bei niedrigeren Temperaturen rasch zu Grunde. In einem Bade von 45° vermag man höchstens 10 Minuten und selbst da nur mit Lebensgefahr zu verweilen. Sitzt man eine Stunde lang in einem Bade von 39° (also von Blutwärme), so nimmt die Körpertemperatur um 1° Celsius zu. In einem russischen Dampfbade von 55—60° Celsius, wo die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist, steigt die Eigenwärme schon nach kurzer Zeit um 2½° Celsius.

[1]) Nach gefälliger Mitteilung meines Kollegen Professor E. Richter sollen für die Sahara (Murzuk), für Massaua und für die Mohavewüste (Arizona) 52° bis 54° angegeben werden.

Diese Regulierung ist auch für das subjektive Befinden wichtig. Menschen, die schwer schwitzen, leiden unter der Sonnenwärme mehr. Darum ist im hohen Fieber wegen gestörter Regulation das Hitzegefühl so unleidlich und tritt bei Ausbruch von Schweiß eine Erleichterung ein.

Den mannigfachen Aufgaben, die das Wasser in unserm Körperhaushalt zu erfüllen hat, seiner wichtigen Rolle, die ich im vorstehenden zu schildern versucht habe, entspricht teleologisch seine Menge, die größer ist als die aller übrigen Stoffe zusammengenommen, aus denen der Körper sich aufbaut. Seine Bedeutung würde uns auch ökonomisch recht zum Bewußtsein kommen, könnten wir unser Flüssigkeitsbedürfnis nur mit Haut-Sauternes oder Johannisberger befriedigen, oder müßten wir das Wasser um einen so hohen Preis kaufen wie unsre Nahrungsmittel, die wir darin bereiten. Voit, der den Untersuchungen des Stoffwechsels ein langes, erfolgreiches Forscherleben gewidmet hat, macht die feine Bemerkung, den vollen Wert des Wassers wisse nur der Reisende in der Wüste zu schätzen, der es für sich und sein Tier mit sich führen muß.



Die Meister des Meißner Porzellans.[1]

Von

Karl Berling.

Sachsen, besonders Dresden hat dem Kurfürsten Friedrich August I. (August dem Starken) in künstlerischer Beziehung viel zu danken. Denn mag man von seiner politischen Befähigung und von seinen moralischen Eigenschaften auch keine allzu hohe Meinung haben, ein feingebildetes Schönheitsgefühl, eine weitgehende Kunstbethätigung wird man ihm zugestehen müssen. Seine glänzenden Feste, seine prächtigen Bauten, seine freigebige Hand verschlangen Unsummen, mehr aber noch seine unglücklichen politischen Spekulationen. Kein Wunder, wenn auch August der Starke, wie so viele seiner fürstlichen Zeitgenossen, daran glaubte, mit Hilfe eines Goldmachers auf leichte Weise seine geleerten Kassen füllen zu können. Als er daher von einem solchen hörte, der von Preußen aus wegen seiner alchimistischen Künste verfolgt wurde, nahm er ihn in seinen Schutz und hielt ihn in Dresden fest. Es war dies der Apothekerlehrling Johann Friedrich Böttger, ein höchst intelligenter und praktisch veranlagter junger Mann. Gold

[1]) Näheres hierüber ist aus des Verfassers Werk: Das Meißner Porzellan und seine Geschichte 1709 bis 1814, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1900, zu ersehen.

vermochte er natürlich so wenig wie irgend ein andrer aus minderwertigem Materiale herauszulaborieren. Aber seiner Arbeit und seinem Scharfsinn gelang etwas andres, nicht minder Wichtiges: die Erfindung des roten Steinzeugs im Jahre 1707 und die des echten weißen Hartporzellans im Jahre 1709.

Die Bedeutung dieser Erfindungen wird wohl erst richtig verstanden, wenn man die damalige Liebhaberei für chinesisch-japanisches Porzellan berücksichtigt, die sich bei August dem Starken bis zur Leidenschaft gesteigert hatte. Soll er doch einst dem Könige von Preußen zwölf sogenannte lange Kerle für einen Satz Porzellanvasen gegeben haben. So verzieh er denn auch bald die vielen Täuschungen, die er durch Böttger erlitten, und gründete auf dessen Erfindungen hin in Dresden eine Porzellanfabrik. Sie wurde unter Leitung Böttgers gestellt und 1710 nach Meißen verlegt.

Während der Zeit bis zu dem 1719 erfolgten Tode Böttgers hat die Hauptfabrikation in Anfertigung des Steinzeugs bestanden. Bezüglich des Porzellans ist man nicht viel über Versuche hinausgekommen. Einfach glatte, mit aufgepreßten Verzierungen versehene oder mit Gold bemalte Stücke kamen am häufigsten vor. Wenn man sich aber auch in Meißen ganz naturgemäß zuerst die chinesischen Arbeiten zum Muster nahm, so stammt doch auch schon aus dieser Zeit eine Anzahl selbständiger europäischer Formen. Sie verdanken direkt oder indirekt dem Dresdener Hofgoldschmiede Joh. Jak. Irminger ihre Entstehung. Denn dieser geschickte Künstler war 1710 vom Kurfürsten selbst mit der Verbesserung des Formenwesens in Meißen beauftragt worden.

Die nächsten beiden Perioden (1720 bis 1735 und 1735 bis 1756) bedeuten für Meißen die eigentliche Glanzzeit. In ihnen verbreitete sich der Ruf vom sächsischen Porzellan über ganz Europa. Der Absatz häufte sich, eine großartige Bestellung nach der andern lief ein, überall wurde es trotz hoher Preise gern gekauft, so daß sich nicht nur die Einnahmen von Jahr zu Jahr steigerten, sondern auch die Künstlerschaft an den immer größer werdenden Aufgaben erstarkte. Es ist begreiflich, daß in dieser Zeit, in der man die ersten technischen Versuche hinter sich hatte, die künstlerische Behandlung die Hauptrolle zu spielen begann, und daß einer jeden dieser beiden Perioden ein Künstler seine Eigenart aufzuprägen vermochte. Es sind dies der Maler Herold und der Bildhauer Kaendler, nach denen man die eine Periode die malerische, die andre die plastische zu nennen pflegt.

Johann Gregor Herold wurde 1696 zu Jena geboren und starb am 26. Januar 1775 zu Meißen. Wegen seiner trefflichen Arbeiten in „Blau und Rot“ ist er 1720 aus der kurz vorher entstandenen Wiener Porzellanfabrik nach Meißen berufen worden. Ihm vor allem verdankt Meißen den großen Aufschwung, den es zu dieser Zeit nahm. Denn Herold war nicht nur ein geschickter Maler und sicherer Zeichner, sondern auch auf chemisch-technischem Gebiete so weit erfahren, daß er mit seiner raschen und richtigen Urteilskraft eingreifen konnte, wo es not that. So kam es, daß er bald die ganze Leitung der Fabrik übernahm, ein Amt, das er mit großem Verständnis geführt hat, bis er einer

jüngeren Kraft und einer andern Geschmacksrichtung weichen mußte. 1731 wurde er zum Hofkommissar, später zum Bergrat ernannt. Am 18. September 1765 trat er in Pension.

Die Formen wurden damals verhältnismäßig einfach gehalten, sie lassen meist die chinesisch-japanischen Vorbilder erkennen. Die Hauptkraft ist auf die farbige Behandlung gelegt. Neben dem Kobaltblau, das meist unter Glasur verwandt wurde, gelang es Herold, sehr bald eine Reihe andrer Farben mit staunenswertem Geschick zu verwenden. Daß man aber dies Lob den Heroldschen Porzellanen spenden kann, ist um so mehr zu bewundern, da wir es auch bei der Malerei nicht eigentlich mit einer Ursprungskunst, sondern mit mehr oder weniger direkten Nachahmungen chinesisch-japanischer Muster zu thun haben. Aber sowohl die Zeichnungen der leicht hingeworfenen Blumenzweige, Bäume, Paradiesvögel, Drachen u. s. w., als auch das Geheimnis, mit wenig Farben so prächtig farbig zu wirken und die dick aufliegenden Emailfarben selbst: alles das ist so vorzüglich gelungen, daß man manchmal nicht weiß, soll man Meißen oder dem Orient den Vorzug geben.

Obwohl aber diese Art stets die Hauptstärke Herolds geblieben ist, so ist doch unter ihm auch eine Reihe andrer tüchtiger Leistungen entstanden. Trefflich und sicher gezeichnete Kanten und Kartuschen in Gold unter Anlehnung an französische Kleinmeister zur Zeit Ludwigs XIV. wären hier zuerst zu nennen. In diese Kartuschen malte man nun entweder Chinoiserien oder Scenen aus dem niederländischen Bürger- und Soldatenleben, Strandlandschaften u. dergl. m. Auch die in dieser Zeit mit Vorliebe geschaffenen sogenannten Fondporzellane erzielten prächtige Farbenwirkungen und erfreuten sich großer Beliebtheit.

Allzu lange vermochte sich die Liebhaberei für China nicht zu erhalten. Als aber die Geschmacksrichtung in künstlerischer Beziehung andres, vor allem größere Eigenart verlangte, da reichte die Kraft Herolds nicht mehr völlig aus. Er mußte nun gegen die künstlerisch bei weitem höherstehende Persönlichkeit Kaendlers, den der Kurfürst selbst als Bildhauer nach Meißen berufen hatte, zurücktreten.

Johann Joachim Kaendler war 1706 in der Nähe von Dresden geboren worden und von 1731 an bis zu seinem 1775 erfolgten Tode an der Meißner Fabrik thätig.

August der Starke brachte seiner Porzellanfabrik stets das regste Interesse entgegen. Besonders im Hinblick auf die Durchführung seines großartigen Planes, das japanische Palais in Dresden mit chinesischen und einheimischen Porzellanen von oben bis unten zu füllen, veranlaßte er, möglichst große Porzellane in Angriff zu nehmen. Ueberlebensgroße Aposteln, mächtige Tierfiguren und Aehnliches mehr sollte ihm die Meißner Fabrik anfertigen. Um nun diesen Plan möglichst bald zu verwirklichen, berief er Kaendler nach Meißen. Diese Aufgabe völlig zu lösen, ist aber weder damals noch später gelungen; ja, sie konnte gar nicht gelingen, da sie Anforderungen an das Material stellt, die es nicht zu erfüllen vermag. Das Porzellan weist vor allem wegen des Brennprozesses, wegen

der Glasur, der Feinheit und Kostbarkeit der Masse auf nicht zu große Stücke hin. Den ästhetischen Wert dieser zum Teil überlebensgroßen Figuren in Meißner Porzellan, die viele Brandrisse zeigen und aus unreiner Masse hergestellt werden mußten, vermag ich daher nicht allzu hoch anzuschlagen.

Kaendlers Stärke oder sein Einfluß auf Meißen liegt aber in anderm begründet; denn seine kraft- und verständnisvolle Modellierung von Figuren wie von Ornamenten, von Gefäßen wie von Gefäßteilen macht nicht nur den Eindruck einer mächtigen, künstlerischen Persönlichkeit, sondern ist auch noch bis heute von nichts anderm übertroffen. Mit seinen Arbeiten hatte er bald derartige Erfolge, daß er das Prinzip in Meißen völlig änderte.

Durch Herold, den Maler, war das Hauptgewicht auf die farbige Behandlung gelegt worden. Unter ihm bevorzugte man einfache Formen, die möglichst große weiße Flächen zum Anbringen der Malereien darboten. Unter Kaendler, dem Bildhauer, entfernte man sich mehr und mehr von der orientalischen Flächenverzierung und ließ den plastischen Charakter in den Vordergrund treten. Zuerst griff man hierbei gern auf Silberarbeiten zurück, bis man sich dann einen selbständigen, aus dem Materiale hervorgegangenen Porzellanstil schuf.

Der hohe Aufschwung, den die Meißner Fabrik unter Kaendlers Führung nahm, ist indessen teilweise auch durch die damals herrschende Geschmacksrichtung bedingt. Denn während sich Kaendler zuerst in den derben, effektvollen Formen des Barocks hielt, ist er etwa um das Jahr 1740 zu denen des zierlich geschwungenen Rokokos übergegangen. Beides sind aber Stile, die in ihrer Ungezwungenheit, in ihrem Bestreben, gerade Linien und teilweise auch Symmetrie zu vermeiden, wie kein andrer zur Porzellantechnik passen.

Der für die Kaendlersche Periode charakteristische plastische Charakter tritt uns natürlich nicht allein in der allgemeinen Form, sondern in mindestens gleicher Weise in den mustergültig und mit großem Verständnis modellierten Füßen, Henkeln, Deckelknöpfen u. a. entgegen.

Wenn die farbige Behandlung nun auch bedeutend gegen früher eingeschränkt wurde, so hat man auf sie doch keineswegs gänzlich verzichtet. Es liegt vielmehr gerade in der in dieser Periode auftretenden zarten und pikanten Anwendung einer leichten farbigen Höhung gewisser Teile, in den wie über die Fläche gestreuten Blumen und in der zarten farbigen Behandlung der Figuren ein unendlicher Reiz verborgen.

Daß sich die Meißner Fabrik während des Siebenjährigen Krieges trotz der vielen direkten und indirekten Belastungen zu erhalten vermochte, kann als ein Zeichen von außerordentlicher Lebenskraft gelten. In der künstlerischen Behandlung hatten Herold und Kaendler in der alten Weise fortgearbeitet. Nur waren sie oder ihre Leute mit der Zeit in ihrem Rokoko wilder geworden; ja, es bereitete sich auch hier bereits die Reaktion, der Uebergang zur antikisierenden Richtung, vor. Man gründete nun in Meißen eine Kunstschule, stellte sie unter Leitung des Hofmalers Professor Dietrich und räumte diesem in Kunstangelegenheiten beratende Stimme ein. Man sandte Meißner Maler und Bild-

hauer nach Wien, München und Paris, um die dort gemachten Fortschritte kennen zu lernen. Man schaffte sich zum Kopieren Kupferstiche an, entlieh sich vom Hofe gute Bilder und suchte das Farbenwesen zu bereichern. Wenn sich nun auch durch alles dies ein künstlerischer Aufschwung feststellen läßt, so war die Kunst Dietrichs doch nicht derartig, daß man von allzuhohem Fluge sprechen kann.

Nur einen Künstler von hervorragender Bedeutung vermochte man damals in Meißen anzustellen. Es war dies der 1736 zu Versailles geborene Bildhauer Michel Victor Acier, der von 1764 bis 1781 in Meißen thätig war, dann in Pension trat und 1799 in Dresden gestorben ist.

Kaendler, der mit Acier zusammen noch zehn Jahre lang thätig gewesen ist, war mit der Zeit ein alter Mann geworden. Er mußte gegen die jüngere Kraft zurückstehen. Seine Eigenart liegt vor allem in der trefflichen, markigen, wirkungsvollen Modellierung, wie sie so recht den Barockbildhauer kennzeichnet. In Acier zeigt sich der französische Künstler zur Zeit Ludwigs XV. Eine besondere Grazie und Anmut ist ihm eigen. Schäferscenen, Amoretten in der verschiedensten Gestaltung, die „Pariser Ausrufer“ und ähnliches Genre, das ist sein eigentliches Gebiet, auf dem er nicht nur völlig zu Hause ist, sondern das er mit einer großen Zartheit und liebenswürdigem Humor zu behandeln verstand. Meißen verdankt diesen Arbeiten einen großen Teil seines Ruhmes.

Wie einst Kaendler von einem Barock- ein Rokokokünstler wurde, so hat sich bei Acier der Uebergang vom Rokoko zum Louis XVI. vollzogen. Auch er konnte sich der allgemeinen Geschmacksrichtung nicht entziehen. Diese bevorzugte aber gegen Ende des Jahrhunderts unter Zurückgehen auf die Antike die gerade Linie, eine strengere Symmetrie und eine nüchterne magere Eleganz.

Von den übrigen Künstlern ist nur wenig mehr zu sagen. Wohl ist auch während der Marcolini-Periode (1774 bis 1814) noch manches recht gute Stück, besonders unglasiertes Porzellan, in Meißen gefertigt worden, auch gab es damals noch in Meißen eine Reihe tüchtiger künstlerischer Kräfte, wie die Bildhauer Jüchzer und Matthäi und der über sämtliche Maler gestellte Professor Schönau, aber die künstlerische Gesamtleistung verringerte sich doch mehr und mehr. Meißen hatte den einst so glänzenden Ruf völlig verloren und war von einer Reihe andrer Porzellanfabriken überflügelt worden. Es konnte weder in der Eleganz und Neuheit der Formen und Verzierungen noch in den niedrigen Preisen mit den andern Werken gleichen Schritt halten.

Erst als im Jahre 1833 der Inspektor Kühn die Direktion in Meißen übernahm, vermochte sich die Fabrik, allerdings erst ganz allmählich, wieder zu erholen. So ist es gekommen, daß sie heute nicht nur an die ruhmvolle Tradition erfolgreich anknüpfen und viele der alten einst so bewunderten Formen [1]) wieder

[1]) Ich denke hier z. B. an den einst von Kaendler modellierten Rokokospiegel, der 1750 dem Könige Ludwig XV. von Frankreich geschenkt wurde, und von dem Meißen auf der letzten Pariser Ausstellung eine Nachbildung bot, wie die gleichfalls der jüngsten Zeit angehörige Nachbildung von Tafelaufsätzen aus dem Brühlschen Schwanenservice u. s. w.

aufleben lassen kann, sondern auch nach Kräften bemüht ist, selbständige und der heutigen Geschmacksrichtung entsprechende Kunsterzeugnisse zu schaffen. Daß Meißen dabei zugleich eine treffliche Einnahmequelle für den sächsischen Staat bedeutet, hat es vor ähnlichen Instituten noch voraus.



Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

III.
Bei Marcelin Berthelot.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat: „Lavoisier hat die Hälfte der Chemie entdeckt und Berthelot die andre Hälfte.“

Was aber für niemand zweifelhaft sein kann, ist, daß keine wissenschaftliche Laufbahn dem Studium mehr Interesse oder mehr Ueberraschungen bieten wird als die des zuletztgenannten bahnbrechenden Forschers, weil man alle aus Verworrenheit und Geheimnissen gemischten Erinnerungen an die alchimistischen Vorläufer, alle exakten Methoden und die von den großen modernen Chemikern kontrollierten Errungenschaften in ihr vereinigt findet.

Er hatte die Reihe seiner Veröffentlichungen im Jahre 1850 begonnen. Ein halbes Jahrhundert verfloß, fünfzig Jahre völlig ausgefüllt mit Arbeit, bei jedem Schritt durch irgend eine wichtige Entdeckung auf dem Felde des Unbekannten bezeichnet. Und am Ende dieser Zeit hatte ihm die wissenschaftliche Welt eine außerordentliche Ehrenbezeigung zuerkannt, die glänzendste Kundgebung, die jemals ein Mann der Wissenschaft zu seinen Lebzeiten hervorgerufen hat. Alle Akademien der beiden Kontinente hatten sich bei seinem Jubiläum durch Abordnungen vertreten oder ihm in feierlicher Weise die seltenen ehrenvollen Auszeichnungen übermitteln lassen, die er noch nicht besaß. Fürsten und Staatsoberhäupter hatten durch Handschreiben oder Telegramme dieser allgemeinen Beglückwünschung ein offizielles Relief gegeben. Goldene Medaillen waren für ihn geprägt worden. In Paris endlich drängten sich um den Präsidenten der Republik, die Senatoren, die Abgeordneten in den ersten Reihen der Tribünen, die in dem riesigen Amphitheater der Sorbonne am 23. November 1901 Tausende von Zuschauern füllten. Berühmte Redner feierten dort sein Wirken, ein Schauer der Begeisterung durchlief diese Menge, in der jeder einzelne einen individuellen Wert, eine auserlesene Intelligenz repräsentierte.

*

Von diesen Erinnerungen war ich durchdrungen, als eines Abends in mir der ehrgeizige Wunsch aufgestiegen war, dem berühmten Forscher meine Aufwartung zu machen und zu versuchen, zum Gewinn für die Leser unsrer großen internationalen Revue ein Gespräch mit ihm zu führen.

Um die Wahrheit zu sagen: ich hatte dabei anfangs ein aus aufrichtiger Begeisterung und unbestimmter Befangenheit gemischtes Gefühl. Wie sollte ich mit einem Forscher, der so tief in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist, ein Gespräch anknüpfen, ohne Gefahr zu laufen, die nur allzu offenkundige Unzulänglichkeit meiner Fachkenntnisse unverhüllt zu zeigen? Auf welchem Boden im Gespräche mit einem solchen Manne sicheren Schrittes an die Erörterung so verwickelter Fragen schreiten, in denen sich seine Meisterschaft mühelos bethätigt? — Der Wunsch, mich zu unterrichten, gewann in mir die Oberhand über die Regung der Aengstlichkeit und Zurückhaltung. Und so richtete ich denn an einen der meistbeschäftigten Männer in der Welt, Herrn Marcelin Berthelot, den ständigen Sekretär der „Académie des Sciences“, korrespondierendes Mitglied aller Akademien Europas, Professor am Collège de France, Senator, Präsident der Explosivstoffkommission im Kriegsministerium und dazu Präsident so vieler Gesellschaften, deren Aufzählung eine ganze Seite füllen würde, den täglich in seinem Laboratorium zu Meudon arbeitenden Experimentator — herzhaft die Bitte um ein kurzes Gespräch, und dieses Gespräch dauerte zwei Stunden.

*

Ich wurde angemeldet und in sein Arbeitskabinett geführt, in der Wohnung, die er im Gebäude des Institut de France innehat. Während ich ihn erwartete, inmitten zahlloser Bände, die seinen Schreibtisch bedeckten, auf dem Lesepult und den Sitzen herumlagen oder auf Bücherbrettern standen, war mein erster Gedanke, daß alle dort in den verschiedensten Formaten ausgebreitete und von den verschiedensten Gegenständen handelnde Wissenschaft sich konzentriert im Gehirn eines einzigen Mannes befinde; dann ließ ich meine Augen zerstreut auf einigen Stichen ruhen, die die Wände des Zimmers schmückten: eine Gioconda, das Meisterwerk Leonardo da Vincis, für den Berthelot die größte Vorliebe hat, ohne Zweifel, weil Leonardo gleichfalls ein Gelehrter, ein Encyklopädist war, ferner das Parthenon, das Forum, der Tag und die Nacht, Stiche oder Photographien von Werken Michelangelos.

Diese Erinnerungen an eine große Kunstepoche nahmen meine Aufmerksamkeit nur kurze Zeit in Anspruch, denn Professor Berthelot stand schon vor mir, bereit, meine Unwissenheit mit einem Strahl seines Wissens zu erleuchten. Ich erkannte sofort die Physiognomie wieder, die ich so manchmal gelegentlich bei offiziellen Sitzungen im Senat und in der Akademie erblickt und so oft in den Zeitungen und den illustrierten Revuen abgebildet gesehen hatte: eine breite und hohe Stirn, blaue Augen, die ebensosehr tiefgehende Gründlichkeit wie Seelenruhe und Güte verrieten, ein volles und festes Kinn, das wie die scharfgemeißelten Gesichtszüge von beharrlicher Energie und zäher Willenskraft sprachen;

eine Gestalt von gerader Haltung, der Kopf durch die Gewohnheit des Nachsinnens leicht geneigt. Unter der Liebenswürdigkeit, mit der er mich empfing, und der Verbindlichkeit seiner Umgangsformen gewahrte ich bei ihm eine ruhige, mit Selbstbeherrschung gepaarte Aktivität, die sich in seiner ganzen Persönlichkeit ausspricht.

In dem intimen Rahmen, in dem Professor Berthelot meinen Besuch zur Abendzeit entgegennahm, fühlte ich mich dem Gelehrten weniger fern, als wenn er mich des Morgens in seinem Laboratorium empfangen hätte, über seine Apparate gebeugt, in sicheren Berechnungen die Abstraktionen und die positiven Ziffern in Einklang bringend oder die einzelnen Stufen des Lebens an den geheimnisvollen Vorgängen in den Retorten abmessend. Gleich nach den ersten zwischen uns ausgetauschten Worten hatte mir Professor Berthelot auf seinem Arbeitstisch beschriebene Blätter gezeigt, auf denen die Tinte noch kaum getrocknet war; er war damit beschäftigt, darin seine jüngsten Experimente über die Verbrennung des Cholesterins darzustellen.

Indessen galt es auf den Kern des Gesprächs zu kommen. Es galt zum Ausdruck zu bringen, was ich zu wissen, zu sprechen, zu fragen wünschte. Nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit versuchte ich vor allem, ein wenig Ordnung in die Flut der Fragen zu bringen, die mir gleichzeitig in den Sinn kamen, weil jede von ihnen von gleichem Interesse sein konnte für diese überlegene und vollkommene Intelligenz, der keine Form des Denkens oder des Wissens fremd ist. Alles, was die Biographen von einem berühmten Manne wissen können, ist über Berthelot gesagt worden, über sein rasches Emporsteigen, die Kämpfe, die ihn die Unabhängigkeit seines Charakters und seine kühnen, bahnbrechenden Ideen zu bestehen zwangen, über seine wissenschaftliche Stellung, den Siegeslauf seines Ruhmes, die ebenso positive wie spekulative Bedeutung seiner Entdeckungen; und andrerseits über seine berühmte Freundschaft mit Renan,[1]) über die Hauptphasen seines Lebens, die verschiedenen Rollen, die er in seiner öffentlichen Thätigkeit zu übernehmen hatte, über seine vorübergehende ministerielle Wirksamkeit oder über die außerordentlich große Anzahl von Auszeichnungen, die ihm seine gesamte Thätigkeit eingetragen hat. Im Laufe eines langen Lebens und eines erstaunlich umfangreichen Wirkens hatte Berthelot die Gesamtheit seiner Geisteskräfte darauf verwendet, in sich so vollständig wie möglich jene alles umfassende Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten zu verwirklichen, die das Ideal der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war. Er hatte mehr als irgend ein andrer dazu beigetragen, die engen und notwendigen Beziehungen, die die Fortschritte der Industrie, der öffentlichen Moral und der nationalen Erziehung mit der hohen Kultur in allen ihren Formen verknüpfen, in ein helles Licht zu setzen. Wie viele Perspektiven eröffneten sich hier, wie viele interessante Punkte gab es hier zu berühren oder nur zu streifen!

---

[1]) „Du bist vielleicht," schrieb der berühmte Philosoph an seine Schwester Henriette Renan, „außer einem einzigen Freund, meinem treuen, scharfsichtigen Berthelot, die einzige Seele, der ich meine Gedanken sage."

„So weit auch für Sie, Herr Professor, das Feld der wissenschaftlichen Experimentation gewesen ist, so haben Sie sich doch nicht darauf beschränkt. Sie sind Philosoph, Sie sind Erzieher; im Gegensatz zu den bestimmten Gesetzen der exakten Wissenschaften haben Sie so manches Mal den Regungen des Seelenlebens nachgespürt. Auf welche religiösen und moralischen Ideen gründet sich Ihre Synthese?"

War die Frage zu direkt, unzeitig oder von zu großer Tragweite? Professor Berthelot begnügte sich, mir zu erklären, daß er sich zu den Nachfolgern der großen Encyklopädisten zähle und daß er stolz sei, sich als ihren Schüler zu bekennen; daß er sich allein an die Vernunft halte, um sich vor den unfruchtbaren Hirngespinsten des Uebernatürlichen zu hüten; bezüglich des Unterrichts sei seine Ansicht, daß es erforderlich sei, die Erziehung des Volkes auf die der Wissenschaft, den historischen und den Naturwissenschaften entnommenen Thatsachen zu gründen.

Als Philosoph und Denker war er fest geblieben in seinem positivistischen Glauben, der den Hypothesen andrer gegenüber tolerant, aber für sich selbst überzeugt ist, daß allein die Wissenschaften von den durch die Beobachtung oder durch das Zeugnis erweisbaren realen Thatsachen das menschliche Erkennungsvermögen interessieren.

*

Doch welcher Ansicht mochte er auf diesem Punkt seiner Laufbahn über das Leben sein? Dieses für ihn mit Erfolg überhäufte Dasein, hätte er es von neuem leben mögen? War sein beharrlicher Optimismus nicht ins Wanken geraten unter der schwerlastenden Konstatierung so vieler Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, deren gleichgültige, ruhige Zeugen wir noch jetzt sind? Wie sah er die Zukunft der Menschheit, die Fortschritte der Wissenschaft an? Werden die Wunder, die auf dem Gebiet der Uebertragung der Kraft und des Lichtes sich verwirklicht haben, verhindern, daß das Dasein stets allzuviel physische und moralische Leiden mit sich bringt? Die Industrien wachsen. Die Kenntnisse breiten sich aus. Die schönen Künste entfalten sich. Sind wir deshalb moralisch, geistig mehr wert als unsre Väter, deren Fehler, Schwächen, wenn nicht gar Verbrechen man uns wiederholen sieht, ohne daß wir in unsern Bestrebungen einen merklich höheren Flug nehmen als sie oder durch ein Maximum an Intelligenz über sie hinausragen? Empfinden wir deswegen, weil wir die Meere eingedämmt, die Flüsse entfesselt, die Berge durchbohrt, die Gestirne gewogen und mit einer verblüffenden Genauigkeit die Kreise des Lebens im Weltraum durchmessen haben — empfinden wir deswegen weniger schmerzlich als unsre Vorfahren die Ungewißheit unsers Daseins, die trostlose Unerforschlichkeit des Mysteriums, das uns umgiebt?

Wenn es Berthelot gefällt, sich im Gespräch über diese bedeutungsvollen Fragen auszulassen, so thut er dies mit einer bewunderungswürdigen Erhabenheit der Gedanken und in einer klaren, lichtvollen Sprache. Er sucht die Worte nicht; er spricht in freiem Redefluß, die Augen sozusagen geschlossen für die

Erscheinung der äußeren Dinge und gleichsam dem Innern seines Gehirnes zugekehrt. An diesem Tage war er nicht in der Stimmung zu philosophieren. Er begnügte sich, mit einigen Worten darzuthun, daß nach seiner Ansicht in einer zukünftigen Zeit eine Periode des Stillstands für den intellektuellen und materiellen Fortschritt der Menschheit kommen werde.

„Wenn man im vollkommensten Sinne des Wortes fortschreiten will, so ist es unerläßlich, sich über die Arbeiten der gesamten Wissenschaft auf dem laufenden zu halten. Zum allermindesten muß man die Schriften der andern kennen, lesen oder durchgehen. Seit einem halben Jahrhundert hat sich die Zahl der allein auf die Chemie bezüglichen Abhandlungen und Veröffentlichungen verzehnfacht. Ebenso ist es mit der Physik, der Geologie, der Geschichte, der Botanik, der Medizin gewesen. Nun, ihre Zahl wird in dieser Weise immer weiter wachsen. Tausende von Menschen gelangen zur Bildung, die früher durch die Lebensumstände davon fern gehalten worden sind, und sie werden ihrerseits produzieren. Bald wird es eine vollkommene Unmöglichkeit für den einzelnen sein, die gesamte wissenschaftliche Arbeit seiner Zeit zu überblicken. Man wird dann somit nicht weiter fortschreiten können. Denn wenn Aristoteles mit Recht gesagt hat, daß es eine Wahrheit nur im allgemeinen giebt, so ist es nicht weniger richtig, diese Behauptung zu vervollständigen durch die folgende: Wahre Kenntnis giebt es nur im besonderen. Um in stichhaltiger Weise zu generalisieren, muß man von der genauen Einzelheit ausgehen. Da nun das menschliche Gehirn die ungeheure Mehrzahl der für die Wissenschaft gewonnenen Thatsachen nicht mehr in sich aufnehmen kann, wird es sich der Elemente einer alles umfassenden Synthese beraubt sehen, die ihm erlauben, sich über den Kreis seiner eignen Kräfte, seiner eignen Aktivität hinaus auszudehnen, zu vergrößern. Ich sehe daher eine Periode voraus, in der der Fortschritt Halt machen wird."

Professor Berthelot äußerte darauf einige Zweifel (vorsichtige Zweifel, weil man auf wissenschaftlichem Gebiet sich davor hüten muß, sich in bestimmter Weise über die Zukunft auszusprechen) über die Hoffnung mancher zeitgenössischen Gelehrten, das Greisenalter durch Verhinderung der Verkalkung der Organe sehr weit hinauszuschieben.

Das war so ziemlich alles, was er über die mit diesen Materien zusammenhängenden Fragen äußerte. Er zog es vor, bei den Einzelheiten seiner täglichen Arbeit, seines gewohnten Untersuchungs- und Arbeitsverfahrens zu verweilen und mich über die methodische Art und Weise zu unterrichten, in der er fort und fort seine Experimente oder seine Entdeckungen durchführt, und er legte deren Grundsätze dar.

„Im Jahre 1861, als die Académie des Sciences es für gut befand, mir für meine auf die künstliche, synthetische Darstellung der chemischen Stoffe bezüglichen Arbeiten den Jecker-Preis zuzuerkennen, war mein Programm vorgezeichnet; es ist das meines ganzen Lebens gewesen; keiner von denen, die sich seine einzelnen Phasen ins Gedächtnis zurückrufen wollen, kann es übersehen:

„‚Die Produkte, die im Organismus vorhanden sind, durchgehends mit den Elementen darzustellen, aus denen sie zusammengesetzt sind.‘

„Auf dieses hervorstechende Ziel waren meine Bemühungen, meine experimentellen Untersuchungen, meine Hoffnungen auf Entdeckungen gerichtet.

„Sie kennen mein Leben. Ich habe mich lange nicht in den Kampf der praktischen Interessen gemischt, die die Menschen entzweien. Später war es mir zweimal beschieden, Minister zu werden, an den Arbeiten der Parlamentskommissionen teilzunehmen, Senator zu werden und einen Teil meiner Zeit der Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Indessen habe ich niemals aufgehört, unter dem souveränen Zauber der Wissenschaft zu stehen. Ich habe das irgendwo in der Vorrede dieses Buches, das Sie dort liegen sehen, gesagt:

„‚Die Wissenschaft hat ein doppeltes Ziel: ein ideales, die Erforschung der reinen Wahrheit; und ein positives und menschliches Ziel, das Wohl der Menschen und die Entwicklung der Zivilisation.‘

„Indem ich für sie arbeitete, habe ich der Sache der allgemeinen Solidarität nützliche Dienste geleistet."

Professor Berthelot hatte nicht nötig — die Thatsachen sind zu bekannt —, davon zu sprechen, wie er seine tief einschneidenden Synthesen in die Wissenschaft einführte, den Grund zur Thermochemie legte und die Welt mit seinen Aufsehen erregenden Arbeiten über die Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoff bekannt machte. Nachdem er aber die Hauptbestrebungen seiner an Erfolgen reichen Laufbahn berührt hatte, war er zu dem wichtigen Punkt seines Lebens gekommen, wo die schon früher bekannten oder in letzter Zeit verbesserten mechanischen Hilfsmittel für das Feld seiner Thätigkeit nicht mehr ausreichten. Es galt neue Apparate zu schaffen, neue, energische Kräfte heranzuziehen. Da, in dieser Periode der großen Operationsschwierigkeiten, war ihm im Strahlenglanze ihrer Jugend die Fee Elektrizität erschienen, — das unvergleichliche Agens der Umwandlung und der Uebertragung der mechanischen, physikalischen und chemischen Energien. Er bekam „das blitzende und grandiose Werkzeug" in die Hand, das ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, seine kühnsten Pläne in unmittelbare Thatsachen umzusetzen.

*

So ließ mich Professor Berthelot in ruhigem, gemessenem Ton durch einfache Aufzählung von Daten den Weg, den er bis dahin zurückgelegt hatte, wieder durchmessen; er setzte mich in stand, die Reihenfolge der außerordentlich verschiedenartigen Arbeiten zu überblicken, die er nebeneinander auszuführen vermocht hatte, ohne jemals etwas von dem methodischen Geiste und den Eigenschaften der Genauigkeit, Klarheit und Logik zu verlieren, die die dominierenden Züge seiner eignen Natur wie seiner wissenschaftlichen Darlegungen sind.

„Wenn ich," bemerkte er, „die Resultate erreicht habe, für die man mir die Ehre zugesteht, so schreibe ich sie den Wirkungen jener Methode, jenes rationellen

Verfahrens zu, an die sich eine Wissenschaft halten muß, die man lange Zeit als ausschließlich der Materie und den Thatsachen unterworfen angesehen hatte."

Während er sprach, berührte er mit seiner schöpferischen Hand Manuskripte oder griff nach Büchern. Bisweilen ließ er mich einen Blick auf sein letztes großes Werk über Thermochemie werfen, ein wahres Denkmal, das er der chemischen Mechanik errichtet hat. Bisweilen kam ihm die Versuchung, mit dem Finger die Seiten zu durchblättern, auf denen seine Hauptentdeckungen über die Synthese der zusammengesetzten organischen Körper niedergelegt sind.

Sich daran erinnernd, daß er mit seinen außerordentlichen Kenntnissen in den alten und modernen Sprachen auch der gründliche Geschichtschreiber der Wissenschaft war, zeigte er mir jetzt merkwürdige Werke über die Vorgänger im Altertum und im Mittelalter und die dicken Bände, in denen er als erster die unbekannt gebliebenen Originaltexte der syrischen und arabischen Alchimie veröffentlicht hat. Dann stellte er diese schweren geschichtlichen und sonstigen gelehrten Werke, die sein letztes Buch über „die chemische Revolution" zum Abschluß bringen sollte, wieder an ihren Platz und machte mich im Fluge auf leichte, in blauen Perkal gebundene Bände aufmerksam, die ganz wie Schulbücher aussahen. Das waren nichts weniger als die bewunderungswürdigen Abhandlungen über die tierische Wärme, worin Berthelot auf die schwierigen und dunkeln chemischen Probleme, die sich an die Erzeugung und die Erhaltung des Lebens knüpfen, so helles Licht geworfen hat.

Völlig unter dem Eindruck der Unermeßlichkeit der von ihm geleisteten Arbeit stehend — einer gigantischen, staunenerregenden Arbeit, neben der noch so viele andre Obliegenheiten seines Lehramts und seiner staatlichen Aemter seine Zeit in Anspruch genommen hatten —, fragte ich ihn nach seinem wunderbaren Privilegium, in einem Tage genug Stunden zu entdecken, um allen diesen Anforderungen zu genügen.

„Allerdings habe ich die Minuten nicht vergeudet. Die Regelmäßigkeit, der Geist der Ordnung, das sind die besten Hilfsmittel bei der Arbeit. Es giebt keinen so geteilten Beruf, den man nicht erfüllen könnte, wenn man sie zu Gefährten hat.

„Der Grundsatz, dem ich niemals untreu geworden bin, ist, das Studium einer Frage unter keinem Vorwand aufzugeben, ohne dazu gelangt zu sein, das erreichte Resultat zu fixieren oder festzustellen, daß sie keine Lösung zuläßt, wenigstens so weit meine Macht reicht. Wenn ein Resultat vorhanden ist — was der gewöhnliche Fall ist —, so bringe ich auf meinem regelmäßig geführten Register ein Zeichen an, das Zeichen R. Wenn ich davon nichts erwarte, zeigt mir die Ziffer 0 an, daß die Angelegenheit ein für allemal abgeschlossen ist und daß meine Aufmerksamkeit und meine Nachforschungen sich ihr nicht wieder zuzuwenden brauchen.

„Ich schreite stets vermittelst einer Serie von progressiven Konstruktionen vor. Ich kann Ihnen als Beispiel dafür die Liste meiner Experimente anführen, die Sie hier sehen, eingetragen unter ihrer Nummer am 14. Februar 1901;

sie bezieht sich auf die Kupferchlorüre. Doch ich will lieber dieses andre Manuskript nehmen; es giebt den Stand meiner aktuellsten Experimente über Fragen des chemischen Gleichgewichtes an. Es ist unter seinem Datum in demselben Register katalogisiert. Sehen Sie nur. Dieses wenig umfangreiche Register ist gewissermaßen das systematische Inventarium einer Menge von Experimenten, aus denen nach successiver Ausarbeitung meine wichtigsten Werke hervorgegangen sind. Ehe man irgend einen festen Abschluß macht, kommt es darauf an, sich über die Methoden genauester Messungen zu vergewissern. Wenn derartige Fragen Ihnen nicht allzu fachwissenschaftlich erscheinen müßten, würde ich Ihnen sagen, mit welcher besonderen Gewissenhaftigkeit meine kalorimetrischen Verfahren aufgestellt worden sind. Im Laboratorium entsteht das Anfangsdokument. Auf einzelnen Blättern habe ich die im Laufe des Experiments sich ergebenden numerischen Größen verzeichnet oder durch meine Schüler notieren lassen. Nach der Rückkehr in mein Arbeitskabinett ordne ich diese ersten grundlegenden Notizen und die Beobachtungen, die sich aus diesen numerischen Tabellen ergeben. Dann tritt die Notwendigkeit einer vorläufigen Redaktion heran mit ihrem unvermeidlichen Herumtasten; man muß sich daran gewöhnen, Klarheit zu schaffen. Die Veröffentlichung des ersten Grades beginnt mit einem in der Académie des Sciences mündlich gegebenen Exposé. Daraus geht sodann ein mehr oder weniger summarischer Bericht im Bulletin der Akademie hervor. Ich möchte das als eine Festlegung des Datums bezeichnen. Der Gegenstand wird sodann in den „Annales de Physique et de Chimie“ in der Form eines Memoires oder einer Abhandlung noch einmal bearbeitet.

„In sechzig bis achtzig Seiten werden darin gegeben: die Einzelheiten der Experimente, die Abbildungen der Apparate, der den Gelehrten gelieferte Beweis für die vorgebrachten Ergebnisse, die Analyse der Methoden und schließlich die allgemeinen Folgerungen, die sich im Keim darin befinden. An dritter Stelle erfolgt eine besondere Veröffentlichung mit neuen Darlegungen. Weitere Abhandlungen, weitere Memoires schließen sich in der Folge daran an, die sich auf dieselbe Art von Studien beziehen. Sie stützen sich und vervollständigen sich gegenseitig durch ihre respektiven Ergebnisse und haben schließlich als Ergebnis zusammenhängende Werke, die durch große Generalisationsprinzipien miteinander verbunden sind. Das ist der Abschluß; die analytischen Fragen sind zu einem einzigen Körper verschmolzen worden: die Aufstellung der Prinzipien und die Koordination der Stoffe. Es hat nicht weniger als etwa hundert Memoires erfordert, um die beiden dicken Bände meines Essai sur la mécanique chimique zusammenzustellen. Zwischen den verschiedenen Phasen wissenschaftlichen Aufbaues können lange Fristen verstreichen. Manche meiner Untersuchungen über die elektromotorischen Kräfte, die im Juni 1900 fertig geworden sind, sind erst nach fünf- bis sechshundert Experimenten reif zur Veröffentlichung geworden.

„Die Reihenfolge dieser langwierigen Arbeiten, die einander oftmals an ein und demselben Tage über Fragen verschiedener Art durchkreuzen, wird auf der

entsprechenden Seite meines Registers in einer Linie und mit ganz einfachen Zeichen notiert, die von rechts nach links gelesen werden können: F. P. R. 0:

0 (Null) soll heißen, daß die Frage sich der Lösung entzieht;

R zeigt an, daß das erreichte Resultat eine erste summarische Redaktion erfordert;

P bezeichnet, daß die Veröffentlichung geschehen ist;

F ist das Zeichen dafür, daß die Arbeit beendigt ist."

*

Mit dem lebhaftesten Interesse war ich den liebenswürdigen Darlegungen des Gelehrten gefolgt, durch die ich in einem kurzen Augenblick das Gefühl des Eindringens in die innerste Forschung seiner dem Wissen und dem Genie entsprungenen Werke kennen gelernt hatte. Ich dankte ihm aufs wärmste, tausendmal glücklicher, tausendmal befriedigter, daß ich diese genauen und kostbaren Mitteilungen mit mir nahm, als wenn ich diese oder jene klangvollen und vagen allgemeinen Ausdrücke zu hören bekommen hätte, mit denen viele berühmte Persönlichkeiten gern die Wißbegierde der Fragesteller zu beschwichtigen pflegen.

Ermutigt durch die Erinnerung an eine in entgegenkommendster Weise gewährte und an Offenbarungen reiche Zusammenkunft, hoffe ich eines Tages das Glück zu haben, den berühmten Gelehrten noch anderswo zu sehen als in seiner Wohnung im Institut de France: in seinem Laboratorium in Meudon, wie er den Fortgang seiner Experimente beobachtet, Versuche mit neuen Verbindungen macht, auf das Konzert der Umwandlungen in den Retorten horcht; und vielleicht werde ich ihn auch nicht weit von dort auf seinen Kulturfeldern, die ein wahres Observatorium für ihn sind, bewundern können, wie er die geheimnisvollen Beziehungen des freien Stickstoffs zu der organischen Materie erforscht und ergründet, die Rolle der atmosphärischen Elektrizität, wenn sie ihre intensive Spannung den ernährenden Elementen der Erde mitteilt, mit mathematischer Genauigkeit fixiert, kurz, der ewigen Natur die vor ihm unerforschten Geheimnisse ihrer nimmermüden Erzeugungskraft zu entreißen sucht. Ich werde davon vielleicht mit einer noch größeren Bewunderung erfüllt werden, aber jedenfalls nicht mit einer aufrichtigeren und tieferen Empfindung für den Zauber, den die schlichte Herzlichkeit und das herzgewinnende Wesen eines großen Mannes um sich verbreiten, — Eigenschaften, die bei ihm Liebe für den Menschen hervorrufen.



Karl Freiherr v. Vincke über die Bewegungen in den Jahren 1847 und 1848.

Ungedruckte Briefe desselben.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Georg v. Below.

Der Freiherr v. Vincke-Olbendorf gehört zu den Politikern, die äußerlich verhältnismäßig wenig hervortreten, jedoch durch ihre private Thätigkeit eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Gerade bei solchen Männern pflegt ihr Briefwechsel für die historische Forschung ergiebig zu sein. Einen Beleg dafür werden die im folgenden mitgeteilten wenigen, aber inhaltreichen Briefe, die Vincke an meinen Großvater gerichtet hat, liefern.

Einige Notizen über Vinckes Lebensgang dürften hier zur Orientierung willkommen sein.[1])

Karl Freiherr v. Vincke, ein Neffe des berühmten Oberpräsidenten von Westfalen, wurde am 17. April 1800 in Minden geboren. Im Jahre 1817 trat er in die Garde-Artillerie ein. Beim Besuch der Kriegsschule (1822 bis 1824) knüpfte er die Beziehungen zu dem Prinzen Wilhelm an, die ihn später besonders bekannt machen sollten. Aus seiner weiteren militärischen Laufbahn ist namentlich seine wiederholte Verwendung als Generalstabsoffizier erwähnenswert. 1837 erhielt er mit den Hauptleuten Fischer und v. Mühlbach ein Kommando zur Organisation und Ausbildung der türkischen Armee nach Konstantinopel; sie vereinigten sich mit dem daselbst schon seit einem Jahre weilenden Hauptmann Hellmuth v. Moltke. In der Türkei blieb Vincke bis zum Jahre 1839. Nachdem er 1841 die Herrschaft Olbendorf bei Grottkau im Strehlener Kreise gekauft hatte, schied er 1843 mit Urlaub auf unbestimmte Zeit aus dem aktiven Dienst, um sich der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Den förmlichen Abschied aus dem Heere nahm er 1850, als Oberstleutnant. Inzwischen hatte er sich mit Eifer den politischen Fragen zugewandt, indem er seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Verhältnisse der Provinz Schlesien, in der er ansässig geworden war, dann aber auch auf die allgemeinen Verfassungsprobleme der Zeit richtete. Den Anfang seiner politischen Thätigkeit bezeichnet wohl seine im Jahre 1844 niedergeschriebene Arbeit: „Ueber Kommunal- und Polizeiverwaltung in den Landgemeinden Niederschlesiens“ (Breslau 1845). Er konnte als gemäßigter Liberaler gelten. Zur Zeit des ersten Vereinigten Landtags weilte er längere Zeit in Berlin und gewann Fühlung mit Politikern verwandter Richtung. Die

---

[1]) S. den Artikel über Vincke von H. v. Petersdorff in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 39, S. 756 ff.

Bewegung des Jahres 1848 schien ihn zu größerer Wirksamkeit zu rufen. Doch wurde sie ihm nicht in dem Grade zu teil, wie er es sich wünschte. Immerhin sehen wir ihn mehrfach in Thätigkeit. Er unterstützte den Prinzen von Preußen, als er die unruhige Hauptstadt verließ und sich nach England begab,[1]) und erleichterte ihm durch eine öffentliche Erklärung die Heimkehr. 1849 bis 1854 gehörte er der ersten preußischen Kammer an; 1850 war er Mitglied des Erfurter Volkshauses. Aus den folgenden Jahren ist sein Anteil an der Begründung der „Preußischen Jahrbücher“ bemerkenswert. Seine alten Beziehungen zum Prinzen von Preußen gewannen erhöhte Bedeutung, als dieser Stellvertreter des erkrankten Königs wurde. Vincke nahm jetzt auch wieder ein Mandat, für das Abgeordnetenhaus, an. In der Konfliktszeit erfuhr sein Verhältnis zu König Wilhelm freilich Trübungen. Viel citiert ist ein sehr energischer Brief, den der Monarch im Jahre 1863 an Vincke richtete.[2]) Schließlich aber schloß dieser sich der Auffassung des Königs in der Militärfrage an. Nachdem er noch Mitglied des Norddeutschen Reichstags geworden war, starb er im Jahre 1869.

Man hat mit Recht bemerkt,[3]) daß Vinckes Briefwechsel mit König Wilhelm umfangreich und zweifellos von größter Wichtigkeit sein dürfte. Das wenige, was daraus bisher bekannt geworden ist, wird durch den Inhalt der Briefe, die ich hier veröffentlichen kann, in willkommener Weise vervollständigt, indem Vincke teils briefliche, teils mündliche Aeußerungen des Prinzen wiedergiebt. Vielleicht noch wertvoller sind seine Briefe in dem, was er über die Prinzessin von Preußen schreibt. Im übrigen unterrichtet uns diese Korrespondenz über die großen Ereignisse der Jahre 1847 und 1848, den Vereinigten Landtag und die Revolution.

Zur Erläuterung des Inhalts der Briefe mag folgendes hier vorausgeschickt werden. Die „138“ sind diejenigen Mitglieder des Vereinigten Landtags, die die von Vincke-Hagen beantragte Deklaration der Rechte des Landtags (vom 26. April 1847) unterzeichnet hatten. Sie erregten den Unwillen des Königs, der sie auch zu den letzten während des Landtags gegebenen Hoffesten nicht mehr einlud.[4]) Die in den hier abgedruckten Briefen erwähnte Zahl „60“ bezieht sich auf die Vorgänge bei den Ausschußwahlen; es handelt sich dabei übrigens nicht genau um 60, sondern um 58. Am 24. Juni 1847 forderte der König den Vereinigten Landtag auf, sogleich die Ausschüsse neu zu wählen, da er ihnen demnächst den lange vorbereiteten Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs zur Begutachtung vorlegen wolle. Vincke-Hagen verlangte, man müsse sich der Wahl enthalten (im Interesse der Wahrung der Rechte des Landtags). Es enthielten

---

[1]) Vergl. E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., 4. Aufl., S. 74. In den unten zu erwähnenden Briefen der Prinzessin und des Prinzen von Preußen aus den Jahren 1848, 1849 und 1858 wird auf die Unterstützung hingewiesen, die Vincke dem Prinzen im März 1848 erwiesen habe, auf seinen „Rat und That“.

[2]) Vergl. E. Marcks, S. 224 und die neue Edition „Kaiser Wilhelm I. und Bismarck“ S. 42.

[3]) Vergl. H. v. Petersdorff, S. 760.

[4]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 5, S. 624 und 644.

sich jedoch nur 58 Abgeordnete der Wahl. 157 Mitglieder des Landtags wählten unter verschiedenen Vorbehalten, 284 unbedingt.

Für die Vorgänge der Märztage des Jahres 1848,[1]) insbesondere für die Zurückziehung der Truppen hat man Vincke-Olbendorf von zwei verschiedenen Seiten her verantwortlich gemacht. Die Freunde der Revolution lobten seine angebliche That,[2]) und die scharfen Gegner der Revolution machten sie ihm zum Vorwurf.[3]) Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß die liberal gesinnten Freunde der königlichen Familie eine so entgegengesetzte Beurteilung erfuhren. Die Kritik hat nun schon verschiedene Gesichtspunkte dafür geltend gemacht, daß Vincke-Olbendorf an der Zurückziehung der Truppen keinen Anteil gehabt haben kann.[4]) Jetzt erhalten wir darüber durch seine Briefe volle Gewißheit. Sie widerlegen speziell auch die Behauptung des Prinzen Hohenlohe, daß Vincke-Olbendorf an der Ueberbringung des Befehls zum Abzuge der Truppen aus den Stellungen von den Barrikaden beteiligt gewesen sei.[5])

Die „Deutsche Zeitung", von der Vincke wiederholt spricht, war im Juli 1847 von Professor Gervinus in Heidelberg begründet worden. Sie wollte das konstitutionelle Repräsentativsystem und eine fester gegliederte bundesstaatliche Ordnung für Deutschland fördern.

Wo Vincke-Olbendorf schlechthin von „Vincke" spricht, meint er seinen Vetter Freiherrn Georg v. Vincke, Landrat des Kreises Hagen, den großen parlamentarischen Redner.

Mein Großvater, General Gustav v. Below, an den die Briefe gerichtet sind, war in jenen Jahren Adjutant des Königs. Leider sind seine Antworten, wie es scheint, nicht mehr vorhanden.[6]) Es braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden, daß sie uns die schätzenswertesten Aufklärungen geben würden. Besonders über die Märztage mußte Below gut orientiert sein, da er damals im Schloß weilte, am 19. März das Kommando im Schloß erhielt.

Verehrtester Herr General! [Undatiert.][7])

Leider konnte ich Sie am Abend meiner Abreise nicht mehr sprechen. Ich habe noch um 6½ Uhr eine Unterredung mit dem Prinzen gehabt, die mir

---

[1]) Vergl. über die hier in Betracht kommenden Streitfragen W. Busch, Die Berliner Märztage von 1848 (Historische Bibliothek, Bd. 7) und die unten zu erwähnende Schrift von Rachfahl.

[2]) Bei Adolf Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. 1 (Berlin 1851), S. 198 f. wird eine lange Rede mitgetheilt, die Vincke-Olbendorf vor dem Könige gehalten haben soll.

[3]) Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, Bd. 1 (Berlin 1897), S. 48 f.

[4]) Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, S. 160, Anm. 1.

[5]) Vergl. dazu Rachfahl a. a. O., S. 267, Anm.

[6]) Frau Generalin v. Stiehle, die Tochter Vinckes, hat mir auf meine Anfrage mitgeteilt, daß Briefe meines Großvaters an ihren Vater im Archiv zu Olbendorf nicht aufzufinden seien.

[7]) Der Brief stammt zweifellos aus der Zeit des Vereinigten Landtags von 1847 und

fast alle Hoffnung auf eine gütliche Verständigung raubt. Von Vertagung und Beratung durch eine Kommission nach unserm bekannten Plane ist nicht die Rede. Man verläßt sich auf die Verhandlungen der Petitionen über Verfassungsfragen, hofft wahrscheinlich diese durch die erste Kammer zu beseitigen; wo nicht, will man sie abschlagen, sich deutlich aussprechen, daß man nicht weiter gehen will. Wenn dann eine „faktiöse“ Opposition allen Maßregeln, welche die Regierung zum Wohl des Landes vorbringt, konsequent entgegentritt und sie zerstört, so wird man wahrscheinlich den Landtag zu Hause schicken, vielleicht gar alles zurücknehmen. Der Prinz äußerte, daß er dasselbe an Auerswald [1]) gesagt, und ich könne es an Vincke sagen und fragen, „ob er es dahin treiben wolle.“

Haben Sie doch die Güte, mir nur mit wenig Worten mitzuteilen, wenn etwas Wichtiges vorkommt. Ich zweifle daran, daß ich irgend von wirklichem Nutzen sein werde, aber man hat mich gebeten, in dringenden Fällen, wenn ein Bruch drohte ꝛc., doch hinzukommen. Ich halte das nun zwar nicht gut für möglich, denn wenn ich auch wirklich etwas nützen könnte durch zeitige Zwischenrede (was bisher doch nichts genützt hat), so komme ich doch immer zu spät. Indessen man kann nicht alles vorher wissen, und wenn Sie z. E. glauben, daß es nützlich sein kann, daß ich dort bin, so schreiben Sie mir.

Hier stehen die Feldfrüchte gut. Die Not ist nicht übermäßig, obgleich alles sehr teuer. Die Bauern verkaufen den Sack Kartoffeln zu 45 Sgr., ich an meine Arbeiter zu 15 Sgr. Der Raps ist aber durch den schwarzen Käfer, gleichzeitig mit Kälte in der Blütezeit, fast gänzlich verloren.

Mit der Bitte, mich Auerswald, Saucken [2]) und unsern übrigen Freunden freundlichst zu empfehlen, vereine ich die um die Fortdauer Ihres Wohlwollens. Sollten Sie Bülow-Kummerow [3]) sehen, so bitte ich, mich mit der Schnelligkeit meiner Abreise darüber zu entschuldigen, daß ich nicht mehr bei ihm gewesen bin.

Mit der innigsten Hochachtung und Verehrung

Ihr

Vincke.

*

---

ist wohl in Oldendorf geschrieben. Allerdings fällt der Ausdruck „erste Kammer“ auf (der Vereinigte Landtag hatte eine „Herrenkurie“, nicht aber eine „erste Kammer“). Indessen mag Vincke den Ausdruck unter dem Einfluß des Sprachgebrauchs der fremden Länder gewählt haben. Vermutlich ist der Brief in die Zeit vor der Ablehnung der Ostbahnanleihe zu setzen.

[1]) Offenbar ist Alfred v. Auerswald gemeint, der auf dem Vereinigten Landtag eine bedeutende Stellung einnahm.

[2]) Mitglieder des Vereinigten Landtags waren beide Brüder Saucken, sowohl E. v. Saucken-Tarputschen wie A. v. Saucken-Julienfelde.

[3]) Der thätige Publizist Ernst v. Bülow-Kummerow (1775 bis 1851) hatte in seiner Schrift „Preußen im Jahre 1847 und die Patente vom 3. Februar“ (1847) sich auch zu der Frage des Vereinigten Landtags geäußert. Vergl. über ihn Meitzen, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 3, S. 517 ff.

Olbendorf, 31. May, Mondtag [1847].[1])

Die Eisenbahnen sind doch eine vortreffliche Einrichtung. Ihren so freundlichen als interessanten Brief von gestern finde ich schon heute abend bei meiner Rückkehr von Breslau hier vor und hätte ihn noch vier Stunden früher haben können, wenn ich hier gewesen wäre. Zuerst also meinen herzlichsten Dank für diese Mitteilung, die mir so guten Appetit gemacht hat, daß ich mit Sehnsucht bei Gelegenheit um mehr bitte.

Ich habe heute über die Stimmung in der Provinz und im Auslande, soviel ich darüber hier in der Gegend und beim Breslauer Wollmarkt erfahren können, ausführlich an Seine Königliche Hoheit geschrieben. Die allgemeine Stimmung ist dem Landtage sehr günstig, sowohl hier als auch in den benachbarten österreichischen Provinzen, und es wäre herzzerreißend und seitens der Regierung der größte politische Fehler, wenn der Landtag in Ungnade aufgelöst werden sollte. Ich habe das mit den lebhaftesten Farben auseinandergesetzt.

Ich schreibe Ihnen sogleich wieder, um Ihnen eine interessante Nachricht aus Krakau mitzuteilen. Der Kaufmann Lehwald war heute aus Krakau gekommen und hatte die Nachricht mitgebracht, der Graf Deym[2]) habe gleich nach seiner Rückkehr aus Wien bekannt gemacht, daß der ganze Notzoll auf sämtliche vor der Grenzsperre eingeführte preußische Waren auf ein Pauschquantum von 19000 Fl., neunzehntausend Gulden, herabgesetzt sei und Oesterreich auf dem preußischen Grenzzollamt Myslowitz ein Plombieramt errichten würde, so daß dann alle Waren 2c. ohne weitere Untersuchung bis zu dem Hauptzollamt in Krakau gelangen könnten. Sollte dieser Sieg nicht etwas mit dem Landtage zuzuschreiben sein? Denn sicher ist doch die Nachricht von der betreffenden Verhandlung gleich per Estafette nach Wien gegangen!

Für gewiß wurde heute erzählt, Canitz[3]) hätte um seinen Abschied gebeten, ihn auch erhalten, doch solle er noch acht Tage die Geschäfte fortführen und den Sitzungen beiwohnen.

Ebenso war die Erzählung von einem Duell zwischen Fürst Solms-Lich[4]) und Vincke, bei dem der letztere in den Arm verwundet, allgemein verbreitet. Dem konnte ich nun gehörig widersprechen, weil die Ausgleichung zwischen beiden schon Freitag vor acht Tagen vor meiner Abreise stattgefunden.

Es ist unglaublich, wie der Landtag die regste Teilnahme selbst bei Leuten findet, die sonst an dergleichen gar nicht dachten, z. E. bei alten verabschiedeten

---

1) Der Inhalt macht es zweifellos, daß dieser Brief in das Jahr 1847 zu setzen ist.

2) Vergl. zum folgenden W. Weber, Der deutsche Zollverein, S. 246 f. Es ist wohl Friedrich Graf Deym (1801 bis 1853) gemeint, später Mitglied des Frankfurter Parlaments.

3) Ueber den Anlaß s. Treitschke a. a. O., S. 637.

4) Fürst Ludwig zu Solms-Lich war durch seine auf Hallerschen Prinzipien ruhende Schrift „Deutschland und die Repräsentativverfassungen“ (Gießen 1838) in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er erklärte übrigens allgemeine Landstände im preußischen Staate für notwendig. Vergl. Treitschke a. a. O., S. 605.

Militärs wie Safft, Schramm ꝛc. Die Gräfin Brandenburg meinte, sie hätte viel Schlimmeres von dem Landtage erwartet ...

Wenn's in Berlin recht interessant wird, oder wenn ich hoffen darf, nicht ganz unnütz zu sein, so komme ich noch einmal hin. Eine Maßregel scheint man doch aufgegeben zu haben, die mir nach gewissen Aeußerungen beabsichtigt zu sein schien, nämlich die Ausschließung der 138.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Vincke.

*

Oldendorf, den 27. 7. 47.

Verehrtester Herr General!

Herzlichen Dank für Ihre interessanten und freundlichen Mitteilungen vom 16. d. M. Von hier würde ich Ihnen wenig schreiben können, da ich eine ganze Zeitlang nicht von der Hube gekommen, wenn ich nicht einige Tage nach Ankunft Ihres Briefes einen ausführlichen von Seiner Königlichen Hoheit erhalten, der leider meine hinsichts auf ihn gefaßten Hoffnungen wieder sehr niederschlägt. Erfreulich für mich war darin nur der Anfang, indem Seine Hoheit schreibt: „Weder in Berlin noch in Breslau war es Absicht, wenn ich Sie in der letzten Zeit nicht sprach, sondern der offenbare Zeitmangel. Nie werden Sie bei mir die Gesinnung finden, daß ich jemand es vorwerfe, wenn er seine Meinung mir unumwunden ausspricht, denn ich nehme dasselbe Vorrecht auch für mich in Anspruch. Leid wird es mir freilich immer thun, wenn Ideenaustausch nicht zur Verständigung führt. Und so wird es uns wohl bei Beurteilung der 60er ergehen, die den Wahlakt verweigert haben." Ich hatte nämlich dem Prinzen ausführlich auseinandergesetzt, wie unrecht und unpolitisch es sein würde, wenn man, wie das Gerücht sagte und die Drohung in der Schlußrede vermuten ließe, diejenigen, welche die Wahlen verweigert, bestrafen wollte. Er führt nun weiter seine entgegengesetzte Ansicht aus und sagt dann: „Wer dem Könige, als höchstem Gesetzgeber, das Recht nicht zuerkennt, Ausleger der Gesetze zu sein, der ist Rebell; wer dieserhalb verweigert, die bestehenden Gesetze zu erfüllen, der ist Rebell. Wer erklärt, nur die Teile der Gesetze anerkennen und ausführen zu wollen, die ihm gefallen, der ist Rebell! Dies alles haben die 60er gethan" ꝛc., und endlich: „Da haben Sie mein Raisonnement über die 60. Was sie treffen wird und ob sie was treffen wird, weiß ich noch nicht, aber meine Meinung kennen Sie nun. — Niemand wird wegen freimütiger Aeußerungen verfolgt werden auf dem Landtage; wenn diese Aeußerungen indessen in oppositionelle Thaten und Handlungen, in flagranten Ungehorsam übergehen, dann fängt für den Monarchen die Pflicht an, sich Gehorsam zu verschaffen. Thut er es nicht, dann ist es mit seinem Regiment zu Ende."

So weit der Prinz. — Ich hatte ihm, bei aller Mißbilligung des Nichtwählens, vorgestellt, wie für jeden, der in voller Ueberzeugung an dem früheren unwiderruflichen Gesetz von 1820 festhalte, kein Gerichtshof in der Verweigerung

der Teilnahme an der Wahl ein Verbrechen erkennen könne; wie die wirksamste Strafe jener strengeren Ansicht in der Niederlage läge, die sie dadurch erlitten, daß sie in einer so entschiedenen Minorität geblieben; wie aber eine Bestrafung von seiten der Staatsgewalt die große Majorität des Landtags, die im Vertrauen auf den König unbedingt oder mit Verwahrung gewählt hätte, erbittern und die Bestraften zu Märtyrern machen, für den zukünftigen Landtag aber ein um so festeres Bestehen auf das Recht bewirken würde. Es scheint aber alles keinen Eindruck gemacht zu haben. Wenn ich nun auch vielleicht hoffe, daß des Prinzen Ansicht nicht durchdringt, daß man wenigstens für jetzt die Sache ruhen lassen und später ganz von der Bestrafung abstrahieren wird, so betrübt es mich doch sehr, daß unser Zukünftiger sich so entschieden auf die Seite der absoluten göttlichen Macht — Rechts und Gnade stellt;[1]) denn offenbar herrscht in dem denkenden Teile der Nation die entgegengesetzte Ansicht des Rechts in großer Majorität vor, und bilden sich beide Gegensätze scharf aus, so muß es früher oder später zu einer Revolution, oder wenn das Volk dazu zu besonnen oder zu schlaff ist, zu innerer Schwäche und bei nächstem Stoß von außen zum Sturz Preußens kommen. Es ist daher wohl Pflicht, mit aller Vorsicht und Ausdauer gegen jenes unglückliche Haller-Metternichsche Prinzip anzukämpfen. Einen vortrefflichen Vergleich hat nach der Heidelberger Deutschen Zeitung kürzlich ein Franzose gemacht, indem er sagt: „Sonderbar, die Konservativen in Deutschland wollen keine Rechtsbegründung, sondern nur Gnade. Das ist ein merkwürdiger Widerspruch und erinnert mich an meine Maitresse. Ich habe sie geheiratet, weil sie mir sehr klar bewies, daß sie durch die Gnade meiner Liebe nicht für die Zukunft gesichert sei und erst in dem Rechtsboden der Ehe ein Kissen finden werde, auf dem man ruhig schlafen könne. Die Gnade ist Maitressenwirtschaft, die Ehe ist Rechtsbegründung, und ich begreife nicht, wie die Legitimisten in Berlin und anderswo dieses nicht begreifen wollen."

Ich beabsichtige trotz jener entschiedenen Meinung des Prinzen noch weiter schriftlich zu kämpfen.

Die Heidelberger Zeitung ist doch ein interessantes Blatt. In dem ersten Aufsatze über die preußischen Zustände war einiges meiner Ansicht nach zu theoretisch scharf und nicht mit gehöriger Auffassung oder Kenntnis unsrer Zustände geschrieben. Z. E. war es sehr unpolitisch für unsre Verhältnisse, das repräsentative und ständische System als ganz unverträglich einander gegenüberzustellen, statt auszuführen, daß beide nur dann gut und haltbar, wenn sie den höheren Zweck erfüllen, nämlich die wahren Bedürfnisse des Volks zu ermitteln, auszusprechen und ihnen vor dem Throne Geltung zu verschaffen. Unser ständisches System kann gut und haltbar werden, wenn es jenen Zweck erreicht, und dazu ist Aussicht; warum es also, zumal bei den höchsten Orts herrschenden Ansichten, unbedingt bekämpfen. Ferner der Ausspruch: „Das Verwerfen der Einkommen-

[1]) Vergl. hierzu Treitschke a. a. O., S. 602 über die Schrift W. v. Merckels.

steuer[1]) sei ein Beweis, daß das Wahlsystem nichts tauge, man müsse also sofort ein andres einführen." Ich habe, da man mir die Ehre erzeigt hat, mich zum Ehrenrat mitzuwählen, dem Herrn P[rofessor] G[ervinus] meine Ansicht über diese und mehrere Punkte geschrieben. Mit späteren Blättern bin ich zufrieden; jedenfalls ist es wert, die Zeitung zu lesen ...

Sollten Sie von den Herren einen oder den andern sehen, die ich beim Landtage das Glück gehabt kennen zu lernen, so bitte ich mich zu empfehlen, namentlich Auerswald, Saucken. Gern möchte ich wissen, ob ersterer zu der Germanistenversammlung nach Lübeck kommen wird.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Vincke.

*

Oldendorf, den 29. Nov. 1847.

Verehrtester Herr General!

Seit ungefähr 14 Tagen bin ich krank gewesen und habe das Zimmer noch nicht verlassen. Auf einer Jagd bei dem Grafen York (wo nur Wedell, Prinz Biron, Willisen und ich waren) habe ich mir mein Leiden geholt, und ein altes Leberübel, das sich von zu vielem Chinin herschreibt, das ich früher beim Fieber habe nehmen müssen, hat es verlängert. Ich hoffe, daß es Ihnen besser geht als mir.

Daß ich bei meiner Reise nach Weimar den Prinzen verfehlte, werden Sie sich berechnet haben; indessen traf ich noch die Prinzessin und habe einen höchst interessanten Tag in Weimar verlebt. Sie sieht trübe, läßt aber doch nicht die Hoffnung sinken, und beim Abschied in Halle habe ich ihr versprechen müssen, meinen Ansichten treu zu bleiben und nicht müde zu werden, sie schriftlich und mündlich bei dem Herrn zu verfechten. Sie erzählte mir auch, daß sie mit Ihnen gesprochen. Ich war zu Mittag und abends zum Thee in Belvedere und hatte zwischen beiden Gesellschaften eine lange Unterredung mit ihr in ihrem Zimmer. Am folgenden Tage begleiteten ihre Eltern sie bis Weißenfels. Von dort bis Halle ließ sie mich noch in ihr Coupé einladen, wo ich mit ihr und der Malzahn allein war. Sie ist wirklich eine herrliche Frau, schade! schade! daß sie nicht mehr Einfluß hat!

Ihrer Erlaubnis gemäß habe ich an Gervinus geschrieben und erhalte in diesen Tagen von ihm einen Brief, den ich (mit der Bitte um Rücksendung) beilege, weil ich glaube, er wird Sie interessieren. Der andre, den er meint und auch nicht kennt, ist unser Freund, der türkische Diplomat. — Ich wünschte sehr, Sie könnten der Deutschen Zeitung, die es eigentlich wirklich gut mit Preußen meint, mitunter einen gut unterrichteten Artikel zusenden oder von andern zusenden lassen. Die Frage über die Vorbehaltswahlen ist doch wirklich sehr gut in der Zeitung diskutiert worden. Die Bauernadresse hätte ich freilich nicht

[1]) Durch den Vereinigten Landtag, Treitschke, S. 629.

so früh in die Deutsche Zeitung gewünscht, weil ich fürchte, sie wird ihr die Feindschaft der Regierung in einem Grade zuziehen, daß sie vielleicht bei nächster Gelegenheit verboten wird. Der Klugheit gemäß wäre es also freilich wohl gewesen, sie zurückzustellen. Uebrigens ist diese Adresse doch ein merkwürdiges Aktenstück. Was ist denn aber eigentlich an dem Holtzendorf-Vietmannsdorf?[1]) Es sind über ihn so ungünstige Nachrichten in den Zeitungen. Ist es wahr, daß er von den Mitständen exkludiert ist? Weiß man denn noch immer nicht die Namen der 40 Ritter?[2]) Es ist doch wirklich kleinlich und großartig feig, sie so ängstlich zu verschweigen. Das beweist am allermeisten die Schwäche dieser servilen Partei, sowohl in Zahl als Fähigkeit, wenn sie nicht wagt, ihre Namen zu nennen. Das sollte dem Könige die Augen öffnen über den Stab, auf den er sich stützen zu können glaubt.

Hier in Schlesien haben wir jetzt einige Wahlen zur Ergänzung abgegangener Deputierter. In unserm Wahlbezirk statt des Majors v. Roeder, der Roth-Sürben früher besessen hat. Es thut mir sehr leid, daß ich erst sechsjährigen Grundbesitz habe; aber demungeachtet muß ich gestehen, zweifle ich, ob ich gewählt werden würde, wenigstens höre ich schon, daß die Leute von der reinen oder guten Gesinnung gegen mich arbeiten sollen. Es wird jedenfalls ein kleiner Wahlkampf werden. Da wir keine Instruktionen zu geben haben, auch kein Deputierter verpflichtet ist, die Petitionen, die wir einreichen, zu übergeben, so bleibt nichts übrig, als daß man sich von den Kandidaten ihr politisches Glaubensbekenntnis ausbittet, und darauf werde ich antragen. Was übrigens im ganzen von unsrer schlesischen Ritterschaft zu erwarten ist, wissen Sie nach dem letzten Landtage.

Ich bin sehr neugierig auf die Einberufung der Ausschüsse, und ob man ihnen bloß das Strafgesetzbuch, überhaupt nur solche Sachen vorlegen wird, daß die mit Vorbehalt Gewählten nicht in Konflikt mit ihrem Gewissen kommen, oder ob man versuchen wird, weiter zu gehen und durch einen coup de main die Frage zu entscheiden. Ich hoffe, man wird bei jenem Fall stehen bleiben, und dann kann alles gut gehen, dann ist Hoffnung, daß man auch den Rat des Landtages in andern Dingen beachten wird. Ich muß noch einmal auf die Frage wegen der Vorbehaltswahlen zurückkommen. Sie erinnern sich des Artikels in der Deutschen Zeitung, den Sie mir (mißbilligend) in Berlin zeigten, und der im Bodelschwinghschen Sinne die Frage über die Rechtsbeständigkeit des Patents ꝛc. durch die Wahlen für entschieden und die Vorbehalte gleich Null erklärte. Infolge dieses Artikels, der mir offenbar aus einer halboffiziellen

[1]) Nach dem Schluß des Vereinigten Landtags kam dem König eine Dankadresse von etwa 40 Mitgliedern der märkischen Ritterschaft zu, die er sogleich veröffentlichen ließ. Auf diese antwortete eine durch den uckermärkischen Liberalen v. Holtzendorf veranlaßte Eingabe märkischer Landleute, die die Erfüllung der alten königlichen Verheißungen ungestüm forderte. Treitschke, S. 643 ff.

[2]) S. die vorige Anmerkung. Die Anonymität jener Dankadresse wird in jener Zeit heftig getadelt.

Quelle geflossen zu sein scheint, um der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen, folgte aus Berlin, vom Rhein, aus Schlesien, aus Pommern (offenbar Schwerin) eine Reihe sehr kräftiger Artikel dagegen; ich hoffe, daß, wenn jener erste Artikel aus solcher Quelle geflossen, die Erwiderungen darauf nicht ohne nützliche Folgen geblieben sein werden.

Vor einiger Zeit (etwa 14 Tagen) war ein Artikel über unsre Verfassung (ich kann leider die Nummer nicht angeben, weil ich die Zeitung weggeborgt habe), der mir klarer wie noch irgend etwas die Ansicht des Königs, „ohne von seiner absoluten Machtvollkommenheit irgend etwas ablassen zu wollen, mit einem, wenn auch nur beratenden Parlament von 600 Köpfen regieren zu wollen," darstellte, und mir sehr zugesagt hat. Das scheint allerdings des Königs Ansicht zu sein, aber ich habe es mir doch nicht so denken können, weil es mir unglaublich erschien, 600 Ratgeber zu befragen mit der Absicht, auf ihren Rat nichts zu geben. In England hat der König das Recht, eine durch beide Häuser gegangene Bill zu verwerfen, er thut's und kann's aber doch nicht, ebenso wie das Unterhaus das Recht hat, die Steuern zu verweigern, es aber doch nie thun wird. So ist es auch bei einer beratenden Versammlung. Den Rat von 600 Deputierten kann kein Monarch ignorieren.

Nochmals bitte ich gehorsamst, helfen Sie der Deutschen Zeitung etwas und erfreuen Sie, wenn Sie Zeit haben, mit einigen Zeilen

Ihren

treu ergebensten

Vincke.

*

Breslau, 10. 2. 48.

Verehrtester Herr General!

Ihre interessante Mitteilung vom 6. d. M. erhielt ich am 8. abends, verschob aber die Antwort bis heute, weil ich hier in Breslau, wo ich zum Wahltermin für einen ersten Stellvertreter der Landtagsabgeordneten unsers Wahlbezirks bin, noch einiges Mitteilenswerte zu erfahren hoffte. — Der Brief ist übrigens wohl versiegelt hier angekommen, ohne alles Zeichen von Verletzung.

Die Not in Oberschlesien ist wirklich so groß, wie sie die Zeitungen schildern. Ich habe darüber offizielle Berichte und Privatmitteilungen gelesen. Ein wahrhaft Unglaubliches ist es aber, wie eine solche Not schon so lange bestanden und dadurch zu einer so enormen Höhe hat anwachsen können, ohne daß die Regierung davon Notiz genommen und beizeiten vorgebeugt hat. Es ist hier nicht klar zu sehen, an wem eigentlich die Schuld liegt. Der Landrat Durand hat schon viel und lange geschrieen; einige schreiben dem Präsidenten Grafen Pückler in Oppeln die Schuld zu, dem wird aber hier widersprochen, indem Wedell selbst gesagt haben soll, ihn träfe keine Schuld, er hätte den Zustand gemeldet; auch sagt mir heute hier der Oberregierungsrat Graf Zedlitz, daß er schon längst in den Oppelner Zeitungsberichten von Pückler — die sich die Regierungen gegenseitig mitteilen — dessen Klageberichte gelesen habe. Danach scheint die Schuld

hier in Breslau an W.[1]) zu liegen, welcher auch, als endlich auf Privatwege die Sache hier, zuerst durch den Grafen Harrach, zur Sprache gebracht worden, sehr perplex gewesen sein soll und sich dadurch bei der Unterschrift des Aufrufs wohl sehr kompromittiert hat, indem sein Name als Oberpräsident der Provinz dabei eine eigentümliche Stellung einnimmt. Ihm sind schon seit Monaten 1500 Wispel Roggen von der hiesigen Intendantur zur Disposition gestellt, von denen 500 in Kosel, 500 in Neisse, 500 hier lagern. Daß übrigens der Typhus rein infolge Hungers und schlechter Lebensmittel entstanden, ist ebenfalls erwiesen. Einzelne Ortschaften, z. E. die Rothschildschen Güter, wo für die Leute zur Zeit der vorjährigen Hungersnot besser gesorgt gewesen, sollen von dieser fürchterlichen Seuche verschont sein, wenigstens viel länger verschont geblieben sein, bis das immer stärker werdende Kontagium sich auch dahin verbreitete. Verfasser des Aufrufs ist übrigens Graf Burghaus; das viele Deutsch darin ist wahrscheinlich Wedell entgangen, mir ist es auch erst aufgefallen, seit Sie mich darauf aufmerksam gemacht. — Merkwürdig ist es noch, daß, als Graf Harrach, den Sie ja kennen und der wirklich ein sehr braver, nobler Mann ist, zuerst in den Zeitungen auf die Not hat aufmerksam machen wollen, die Zensur ihm Hindernisse in den Weg gelegt hat. Ich sprach Harrach heute selbst; einen Aufsatz, den er in die Zeitungen hat rücken lassen wollen, haben die Redaktionen, die unter dem Schwert der Entziehung der Konzession stehen, nicht aufgenommen. Uebrigens liegen die Ursachen in Oberschlesien viel tiefer, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie einmal gehörig zur Sprache kämen. Die ganze dortige polnische Wirtschaft trägt große Schuld, die Menschen werden wie Vieh behandelt und sind und bleiben deshalb auch Vieh. Die Deklaration von 1827,[2]) wodurch die dortigen Bauern und Dreschgärtner für unablöslich erklärt und nicht Eigentümer geworden, und das Aufkaufen und Exmittieren solcher Familien haben das Proletariat sehr vermehrt. Gegen jene Deklaration hat die Generalkommission sich vergeblich die Finger abgeschrieben. Der damalige Fürst v. Pleß soll durch seinen Einfluß großen Anteil daran gehabt haben. Graf Hochberg, der ein wahrhaft edler Mann ist, wird dort guten Einfluß üben. Durch jenes Verhältnis sind dort galizische Zustände bisher erhalten worden. Wir werden darüber Aufklärung erhalten. Der Assessor Schneer,[3]) der früher auch die Zustände der schlesischen Weber beschrieben, beschäftigt sich damit, alle Data zu sammeln, und ist jetzt in Oberschlesien. Gleich nach dem Aufruf sind 1000 Zentner russisches Mehl von der Ohlauer Mühle aus hinaufgeschickt, leider ist dieses aber altes, schon in den russischen Magazinen verdorbenes Mehl, das geradezu der Gesundheit schädlich ist.

---

[1]) Der damalige Oberpräsident von Schlesien, v. Wedell.

[2]) Vergl. zur Erklärung des Folgenden G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens, Bd. 1, S. 214, und Bd. 2, S. 401 ff.; G. v. Below, Territorium und Stadt, S. 92, Anm. 1.

[3]) Dr. Schneer ist im Staatshandbuch von 1848 als Regierungsassessor in Breslau aufgeführt.

Was die Deutsche Zeitung betrifft, so teile ich Ihre Ansicht über diese vollkommen. Der Aufsatz „Eine militärische Frage“ hat mir auch mißfallen, sowie auch ein früherer, über den ich auch Gervinus meine Mißbilligung schrieb. Er antwortete mir, er wäre (der frühere) von einem sehr besonnenen, kriegserfahrenen Militär in Stettin. Ueber das drohende Verbot in Preußen schreibt Gervinus mir kürzlich, daß er von dem badenschen Ministerium offiziell auf Veranlassung einer Kommunikation aus Berlin gewarnt worden wäre, und zwar haben die Mitteilungen der Holtzendorfer Adresse und der Breslauer Bürger an den Magistrat in den kirchlichen Angelegenheiten das Mißfallen in Berlin erregt. Gervinus beruft sich darauf, daß er diese doch thatsächlichen Aktenstücke keineswegs in irgend einer beifälligen Weise, sondern im Gegenteil das erstere mit mißbilligenden Andeutungen begleitet, daß man ihm also die Mitteilung dieser Aktenstücke nicht übler auslegen könnte als die Mitteilung irgend einer andern tadelnswürdigen That, an der, insofern sie wahr wäre, doch niemand einen Anstoß nehmen würde. Er fürchtet sehr ein Verbot in Preußen, ein solches würde die jetzt sehr verbreitete und viel gelesene Zeitung zu einem bloß süddeutschen Blatte herabdrücken; dann möge sie fortbestehen, er aber würde sich von der Redaktion zurückziehen. Er hat auch an Schwerin und Auerswald deshalb geschrieben und gebeten, beide möchten sich für die Erhaltung des Blattes verwenden. Ich würde es sehr bedauern, wenn die Zeitung bei uns verboten würde. — Uebrigens höre ich auch von andrer Seite, daß mehrere aus Preußen über Berlin an die (Heidelberger) Deutsche Zeitung gerichtete Briefe nicht angekommen sind.

Breslau, den 11.

P. S. Wir haben heute morgen die Wahl eines ersten Stellvertreters der drei Landtagsabgeordneten unsers aus fünf Kreisen bestehenden Breslauer Wahlbezirks gehabt an Stelle des Grafen York, der freiwillig niedergelegt hatte. Ich bin gewählt worden. Es kommt also darauf an, ob ich, da ich erst 6½ Jahre ansässig bin, von Sr. Majestät bestätigt werde. Ich bin sehr neugierig darauf und glaube es kaum. Es würde nämlich in Schlesien der erste Fall sein, daß ein nicht Zehnjähriger bestätigt würde. Die Wahl ist nur für ein Jahr, weil dann die Wahlperiode Yorks abgelaufen wäre. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich zum Provinziallandtag einberufen werde, weil alle drei Deputierte, Graf Stosch, Graf Sauerma und Graf Zedlitz-Trütschler, anwesend und gesund sind, indessen ist es doch möglich, und es würde mir sehr lieb sein, besonders weil die ländliche Kommunalordnung zur Beratung kommt. Bei der Wahl ging es sonderbar her. Es waren von 220 Berechtigten 44 anwesend. Bei der ersten Abstimmung war keine absolute Majorität. Die meisten Stimmen hatte Major Stegmann in Stachau,[1]) jetziger dritter Stellvertreter, der auch als solcher beim Vereinigten

---

[1]) Major a. D. v. Stegmann und Stein auf Stachau (Inhaber des Eisernen Kreuzes II. Klasse), Landesältester für den Kreis Nimptsch. (Die Kenntnis dieser Personalien verdanke ich Herrn Bibliothekar Dr. Voullième in Berlin.)

Landtage war, ein gutmütiger Lebemann. Er bekam 16, ich 15 Stimmen. In der engeren Wahl erhielt ich 23, er 19 (da er und ich nicht mitstimmen konnten, so waren nur 42 Stimmen). Zwei Stimmen, die mir sicher waren, Graf Harrach und Hiller, kamen zu spät und konnten nicht mitstimmen. Fünf andre aus unserm Kreise waren teils wegen Krankheit, teils andrer wirklich unabweislicher Hindernisse wegen nicht erschienen, so daß ich eigentlich doch Unglück hatte, denn es wäre mir, auch wegen der Bestätigung, lieber, wenn ich mit größerer Majorität gewählt wäre. Doch da ich mir keine Mühe darum gegeben, so ist es immer für einen Einwanderer in der Provinz genug, und ich wünsche nur, daß ich bestätigt werde. Wenn der Prinz, der doch in der ständischen Kommission ist, dafür ist, so darf ich wohl hoffen. Am meisten fürchte ich Bodelschwingh.

Vielleicht komme ich noch im Laufe dieses Monats auf 8 bis 14 Tage nach Berlin.

In den Ausschüssen[1]) geht es zu meiner großen Freude ganz gut zu. Doch sind einige Punkte durchgegangen, über die ich mich wundere, zumal die erläuternden Erklärungen des Justizministers, die nachher doch gar keine gesetzliche oder rechtliche Wirkung haben, keine Sicherheit geben, daß die Gesetzesstellen auch nachher ebenso verstanden oder von abhängigen Richtern interpretiert werden, wie er sie jetzt verstanden wissen will. Es müßten denn die Verhandlungen als ein erläuterndes Kompendium oder wenigstens die betreffenden Erklärungen des Ministers mit als Anhang publiziert werden. Auerswald hat nach der letzten Zeitung brav widerstanden. Der Minister versucht es mitunter, die Herren einzuschüchtern, aber er ist doch auch immer wieder sehr versöhnend.

Wedell hat, wie ich heute höre, eine sehr ungnädige, man sagt fulminante Kabinettsordre erhalten. Es heißt hier schon seit drei Tagen, der König würde selbst nach Oberschlesien reisen. Gestern abend hieß es, er wäre schon inkognito durch. Vor drei Stunden ist Minister Stollberg mit dem Geheimen Oberfinanzrat Kühne hier angekommen. Erster wohnt mit mir Thür an Thür. Morgen früh reist er nach Oberschlesien. Kühne (nicht der Direktor der Steuern) begegnete mir auf der Treppe. Er will mich noch morgen früh besuchen.

Wie waltet aber die Vorsehung über Preußen, daß der König das Patent[2]) vor einem Jahr erlassen und nicht unter den jetzigen Umständen vielleicht halb gezwungen. Jetzt sollte man aber auch rasch durch Gewährung der mäßigen Petitionen des Landtags eine Einigung zu stande bringen, denn wahrlich angesichts der Dinge, die vielleicht Europa bevorstehen, ist nicht lange zu zaudern, und bei solchem Verfahren der Regierung würden die vernünftigen Liberalen auch nicht durch übertriebene Forderungen die Regierung drängen und erkennen, daß es jetzt gilt, Preußen einig und stark zu erhalten.

Was Sie mir über den Herd der Revolutionärs in der Schweiz schreiben,

---

[1]) Die vom Vereinigten Landtag gewählten Ausschüsse tagten seit dem 17. Januar.

[2]) Durch das Patent vom 3. Februar 1847 war der erste Vereinigte Landtag einberufen worden.

halte ich wenigstens für Uebertreibung. Daß eine solche radikale Partei existiert, glaube ich gern, daß sie auch Fäden spinnt und Verbindungen anknüpft, ebenfalls; indessen halte ich sie, wenigstens was Preußen und die deutschen Staaten betrifft, für sehr schwach; sie finden hier auch keinen fruchtbaren Boden, es sei denn in Hessen und Hannover. Ich ärgere mich aber nur über die Perfidie, wenn man die Liberalen und wirklich Radikalen oder Revolutionärs immer in einen Topf wirft. Daß die Deutsche Zeitung nicht in solcher Verbindung steht, beweisen schon ihre Warnungen an die Schweiz und ihr Bekämpfen des Radikalismus, auch der Hecker-Itzsteinschen Partei in Baden. Mir sind auch die Männer, die an der Spitze stehen, eine Garantie dafür. — Daß Sie den Holtzendorf einen Miserabeln nennen, genügt mir. Ich habe ihn gar nicht gekannt. Aber das Benehmen der Stände und der Regierung gegen ihn ist doch auch ein unwürdiges. Nach 16 Jahren eine alte Geschichte wieder aufrühren, um jemand politischer Ansichten wegen zu verfolgen und auszustoßen, ist doch unwürdig. Daß Holtzendorf gerade, als die Adresse der 40 Ritter erschien, in Süddeutschland gewesen, hat er selbst in einer Erklärung in der Deutschen Zeitung ausgesagt, sowie daß er seine Adresse dort gleich geschrieben und als er zu Hause gekommen, die Unterschriften leicht erhalten.

Von Kühne, den ich eben gesprochen, höre ich, daß der Prinz von Preußen über Stollbergs plötzliche Reise nach Oberschlesien sehr verwundert gewesen und an die Not gar nicht hat glauben wollen. Er muß also wohl von seinen Gütern keine Berichte bekommen.

Leben Sie recht wohl, mein hochverehrter Herr General! Den Diplomaten bitte ich von mir zu grüßen. Von der Bestrafung der beamteten Nichtwähler scheint man jetzt doch abgestanden zu haben,[1]) wenigstens scheint mir das aus dem Bescheid, den Vincke erhalten, hervorzugehen.

Ihr treu ergebenster

Vincke.

*

Olbendorf, den 11. Mai 1848.

Verehrtester Herr General!

Bis jetzt bin ich durch Volksversammlungen, Klubs, Wahlen so in Anspruch genommen worden, daß ich Ihnen nicht habe schreiben können. Ich bin jedoch nur für Grottkau-Falkenberg als Stellvertreter gewählt worden. Deputierter ist Dr. Paur aus Neisse.[2]) Ich glaube also nicht, daß ich hinreisen werde.

Ich will mich jetzt mit einer kleinen Schrift zur möglichsten Rechtfertigung unsers Königs und des Prinzen beschäftigen,[3]) die ich aber nicht ohne den

---

[1]) Vergl. Treitschke, S. 643.

[2]) Es handelt sich hier um die Wahl in die deutsche Nationalversammlung. Oberlehrer Dr. Paur blieb bis zum 1. Juni 1849 Mitglied des Frankfurter Parlaments. Vergl. den stenographischen Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung, Bd. 9, S. 6802.

[3]) Vincke scheint zur Abfassung einer solchen Schrift nicht mehr gekommen zu sein. Er wurde noch in demselben Jahre krank. Wohl aber veröffentlichte er die oben erwähnte

Rat guter treuer Freunde bekannt machen werde. Ich werde sie Ihnen wahrscheinlich schicken. Um einen Umstand bitte ich um Aufklärung, die Sie mir vielleicht geben werden. Am ganzen 19. bin ich bis abends gegen sechs Uhr nicht im Schlosse gewesen, ich kenne also gar nicht die Sinnesumwandlung des Königs während der Nacht oder am Morgen, und den Entschluß, die Truppen zurückzuziehen. Wer hat den König dabei influenziert, und wer hat den Befehl zum Rückzug der Truppen und zum Rückmarsche in die Kasernen gegeben?

Wer hat wohl die Proklamation von jener Nacht und die vom 21. gemacht? Ich werde dabei keine Namen nennen, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich gestatten. Was wissen Sie Sicheres von den Aeußerungen des Prinzen zur Betreibung des Kampfes? Es wird darüber so viel erzählt, und ich möchte gern wissen, was eigentlich wahr ist und was man bestreiten darf und kann?

Hier sieht es eigentlich trübe aus; die Wahlen sind wohl in der Mehrzahl sehr radikal, zum Teil verkappt republikanisch, wenigstens ganz demokratisch.

Verzeihen Sie, daß ich in der Eile meiner Abreise das Buch über das Kaisertum nicht zurückgegeben. Ich bitte, mich den Preis desselben wissen zu lassen, da ich es sehr gern behalten möchte.

Seit ich hier in Schlesien bin, sehe ich schwarz in die Zukunft. Breslau ist eine gar zu schlimme Stadt, viel schlimmer, als ich es gedacht hatte, und die ganze rohe, jetzt noch mitwählende Volksmasse ist wirklich noch zu ungebildet, um gute Wahlen treffen zu können. Indessen muß man auch nicht zu früh verzweifeln. Es können auch unter der Masse neu zusammentretender Männer tüchtige Leute aufstehen, die uns retten.

Die Deutsche Zeitung hält sich tapfer, ich freue mich sehr über Gervinus. So schwierig die Sache auch in Frankfurt werden mag, ich wäre doch gern hingegangen. Ich hoffe doch noch, daß es besser geht, als ich jetzt befürchte. Alle Umstände sind dafür, daß Preußen an die Spitze kommt. Unser Auftreten in Holstein, Schleswig und selbst in Posen sind Thaten, die für uns reden.

Ich bitte Sie, erfreuen Sie mich recht bald mit einigen Nachrichten. Grüßen Sie unsre Freunde. Die Prinzeß haben Sie vielleicht gesprochen. Ist denn Königsmarck[1]) wirklich um seinen Abschied eingekommen, oder wie steht es mit ihm? Was munkelt man über Rußland?

Mit alter treuer Liebe und Verehrung

Ihr

ergebenster

Vincke.

(kurze) Erklärung zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen von Preußen. Vergl. H. v. Petersdorff a. a. O., S. 760. Ueber einen späteren nicht ausgeführten Plan (Widerlegung der Angaben Varnhagens über das Jahr 1848) s. Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Bd. 4, S. 222.

[1]) Adjutant des Prinzen von Preußen. Vergl. über ihn H. v. Petersdorff, König Friedrich Wilhelm IV., S. 233; Rachfahl a. a. O., S. 3.

Oldendorf, den 12. Mai 1848.

P. S. Ich höre, daß man mir in Potsdam alles mögliche Böse nachsagt: Ich soll schuld sein, daß die Truppen zurückgezogen, ich soll den Umzug veranlaßt haben, ich soll den Prinzen verraten und in meiner Schadenfreude Königsmarck seine Entlassung selbst angekündigt haben. — Hier ist der Vorwurf, ich sei zu königlich gesinnt, der Grund gewesen, daß ich in meinem Wahlbezirk Strehlen-Ohlau nicht gewählt worden bin.[1])

*

Breslau, den 10. Juni 1848.

Verehrtester Herr General!

Heute bin ich hier angekommen, um nach Berlin zu reisen und die Eingabe, wovon ich Ihnen Abschrift beifüge, an den Minister Camphausen selbst zu überreichen, sowie diese bei Auerswald und Hansemann vorzulegen und mündlich zu verfechten. Allein die Nachrichten von gestern aus Berlin haben mich bewogen, die Reise für jetzt aufzugeben, weil ich vermute, daß, nachdem sogar Minister dort auf der Straße mißhandelt werden, wohl energisch eingeschritten werden wird und die Minister genug und zu viel um die Ohren haben, um mir Gehör zu geben. Ich bin deshalb so dreist, Ihnen eine Abschrift meines Vorschlages, der hier, wie sie sehen, viel Beifall gefunden hat, vertraulich mitzuteilen. Das Original geht gleichzeitig an Camphausen ab. Ich bitte Sie, wenn Sie einverstanden sind, mit Auerswald und auch mit Hansemann über die Sache zu sprechen. Von letzterem glaube ich vorzüglich, daß er wohl geneigt sein dürfte, auf den Vorschlag einzugehen, zumal er ihm gleich und periodisch eine beträchtliche Summe Geldes in die Kassen führen würde. Außerdem giebt er eine gute Gelegenheit, die Ordnung im Lande allenthalben herzustellen und das Mißtrauen rc. zwischen Gutsherren und Insassen bald zu beheben. Ich glaube, die Gemeinden würden sich alle zur Zahlung an die Regierung leicht bequemen, und sollte irgendwo Widerstand sich finden, so würde ein einziges Beispiel von militärischer Exekution bei guter Verpflegung und fünf Sgr. pro Mann Exekutionsgebühren bald helfen und allen ferneren Widerstand brechen. Haben Sie doch die Güte, mir so bald wie möglich mitzuteilen, ob der Vorschlag Anklang gefunden hat; ich würde gern, sobald man nur halbwegen darauf eingeht, nach Berlin kommen, um über manches, wenigstens die hiesigen Verhältnisse betreffendes näheren Aufschluß zu geben.

Hier ist es jetzt so ziemlich ruhig, aber Schlesien ist durch Reichenbach[2]) und Konsorten sehr unterminiert, besonders Breslau, so daß, wenn die Ultralinke will, leicht wieder Unruhen entstehen werden.

Willisen habe ich vorgestern und heute in Klein-Oels gesprochen. Die Posener Geschichte ist doch eine sehr beklagenswerte!!! Zwei Willen.

---

[1]) In die preußische Nationalversammlung.

[2]) Der bekannte radikale Graf Ed. Reichenbach. Vergl. über ihn z. B. Biedermann, Geschichte des ersten preußischen Reichstags, S. 245.

Es thut mir sehr leid, daß der Prinz einen doch eigentlich unangenehmen Empfang in der Nationalversammlung gehabt hat. Ich wünschte, er wäre in Zivil erschienen, das würde schon eine symbolische Anerkennung des neuen Systems gewesen sein, die gewiß einen guten Eindruck gemacht haben würde.

General v. Rohr,[1]) den ich am vorigen Sonntag hier sprach, sagt mir auch, daß er dem General v. Prittwitz, als der Befehl zum Rückzuge der Truppen gegeben worden, geraten, 4 Bataillone, 4 Eskadrons und 8 Geschütze beim Schloß,[2]) die übrigen auf andern Sammelplätzen aufzustellen. Ich höre, daß diese auch wirklich dort gestanden haben sollen. Es kommt also darauf an, woher der zweite Befehl,[3]) sie auch dort wegzunehmen und zu Hause zu schicken, gekommen?

Herzlichen Dank für Ihre gütigen Mitteilungen. Ich glaube, Sie haben mir darin auch eine Frage vorgelegt. Sie will mir nicht einfallen. — Doch ja! über den Baron Stücken. Dieser ist ein sehr reicher Mann, der früher eine Herrschaft Schellendorf in Oberschlesien bei Oderberg besaß, die er sehr vorteilhaft an den Baron Rothschild verkauft. Er ist aber ganz toll, wahrscheinlich durch einige verbrannte Köpfe, geworden, und giebt viel Geld für Plakate, Waffen 2c. aus. Er ist in Untersuchung, aber bis jetzt ist nichts Entschiedenes geschehen. Es wäre nötig.

Ich hoffe, man wird es sich doch nicht gefallen lassen, daß in Berlin Minister und Deputierte mißhandelt werden; wird endlich einschreiten. Ist es denn nicht möglich, endlich eine Versöhnung zwischen Militär und Bürger zu stande zu bringen?

---

[1]) Kriegsminister beim Ausbruch der Märzrevolution.

[2]) Vergl. hierzu Rachfahl a. a. O., S. 257, Anm.

[3]) Die Worte Vinckes bestätigen die Richtigkeit der in der neueren Litteratur vertretenen Anschauung, daß hinsichtlich des Rückzugs der Truppen scharf zwischen zwei Befehlen unterschieden werden müsse. Vergl. W. Busch a. a. O., S. 64 ff.; Rachfahl a. a. O., S. 238 ff. — In der wissenschaftlichen Diskussion über die Märztage des Jahres 1848 sind bisher zwei nicht uninteressante Mitteilungen, die die Neue Preußische (Kreuz)-Zeitung gebracht hat, unberücksichtigt geblieben. Als die Hohenloheschen Memoiren mit ihren Angriffen gegen Vincke erschienen, veröffentlichte dessen Familie zur Abwehr am 13. April 1898 in Nr. 169 (Morgenausgabe) der Kreuzzeitung ein Stück aus dem Tagebuch Vinckes, ferner zwei Briefe der Prinzessin von Preußen vom 26. März 1848 und 21. März 1849 und einen Brief des Prinzen von Preußen vom 22. März 1858 an Vincke. In seinem Tagebuch nennt Vincke den Abmarsch der Truppen „übereilt" und tadelt das Verhalten des Generals v. Prittwitz, wobei er sich (für „die Unregelmäßigkeit des ganzen Rückzuges") auf das Zeugnis des Prinzen von Preußen beruft. Die Aufzeichnungen Vinckes würden geeignet sein, die Auffassung, die Rachfahl von den Märzereignissen gewonnen hat, zu bestätigen, daß nämlich Prittwitz der Hauptschuldige sei. Bald nach jener Veröffentlichung erschien, zweifellos von seiten der Familie des Generals v. Prittwitz, eine Entgegnung zu seiner Verteidigung in der ersten Beilage von Nr. 185 der Kreuzzeitung vom 22. April 1898. Diese Entgegnung stützt sich namentlich auf einen Brief des Prinzen von Preußen aus London vom 21. April 1848 an Prittwitz, in dem der Prinz die Haltung des Generals sehr anerkennend hervorhebt. Rachfahl wird, glaube ich, seine These dadurch nicht als widerlegt ansehen. Es wäre zu wünschen, daß von beiden Familien die betreffenden Papiere, namentlich auch das Vinckesche Tagebuch, der Forschung vollständig zugänglich gemacht würden, da sie zweifellos dazu beitragen können, das viel erörterte Problem aufzuklären.

Sie haben wohl die Güte, den anliegenden Brief von Willisen an seine Adresse zu besorgen.

Mit inniger Verehrung

Ihr treu ergebenster

Vincke.

Ich bitte Fischer [1]) zu grüßen.

Den 11.

P. S. Wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden und ihn auch für andre Provinzen passend finden, so wäre es wohl auch gut, wenn ähnliche Anträge von andern Provinzen kämen. Mündlich hätte auch noch gern bevorwortet, daß die auf jene Weise eingezahlten Gelder uns bei einer Zwangsanleihe eingerechnet werden. Ich sollte denken, daß der Vorschlag in der Nationalversammlung auch bei der äußersten Linken, die doch bis jetzt das Eigentum respektiert, Anklang finden würde. Für uns hat er den großen Vorteil, daß er uns gleich ex nexu mit den Dorfbewohnern setzt und dadurch wieder Vertrauen giebt, so daß wir dann von den Wahlen nicht ganz ausgeschlossen sein dürften. V.



Gespräche mit Adolf Wilbrandt.

Von

Waldemar v. Wasielewski.

Wenn Wilbrandt in seiner Vaterstadt weilt, lebt er, wie er einmal sagte, wie ein Einsiedler, ausschließlich mit der Arbeit an neuen Werken beschäftigt. Da mag er denn durch nichts unterbrochen werden, und das ganze Haus weiß das und hält ihm jede Störung fern.

„Dies ist," fuhr der Dichter fort, „ein Hauptgrund dafür, daß ich stets wieder nach Rostock zurückgekehrt bin. Diese Ruhe habe ich nirgends in der Welt, und sie ist nötig, um etwas hervorzubringen. Vielleicht ziehe ich auf meine alten Tage noch nach einer Stadt mit regem künstlerischen Leben, in Berlin bin ich ohnehin oft, auch München, Dresden hätten viel Lockendes, aber ich habe mich bis zur Stunde noch nicht entschließen können, Rostock ganz aufzugeben.

---

[1]) Der oben genannte Genosse Vinckes während seines Aufenthalts in der Türkei. Fischer war 1798 in Königsberg i. Pr. geboren; 1849 wurde er zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm IV. (des späteren Kaisers Friedrich III.) ernannt; er starb 1857. Vergl. Max Jähns, Feldmarschall Moltke, Bd. 1, S. 67 und 241.

„Das Heimatgefühl spielt dabei natürlich auch seine Rolle und keine geringe. Der mecklenburgische Menschenschlag ist mir lieb und vertraut; jedes Wachstum und jede Verschönerung meiner Vaterstadt macht mir herzliche Freude. Rostock hat sich sehr herausgemacht seit meiner Jugend, man merkt das überall. Denken Sie, daß ich seinerzeit hier ein Kolleg mit noch einem einzigen andern Hörer zugleich besuchte.“

Von der engeren Heimat des Dichters und ihrer Entwicklung kamen wir bald auf das große Vaterland und das deutsche Volk im allgemeinen und besonderen zu reden. Hier war Wilbrandt unerschöpflich, und mit angeregtem Interesse folgte ich seinen Ausführungen, die sich auch auf historische Erörterungen erstreckten, so daß ich nur zu bedauern hatte, daß es derzeit noch keine Taschenphonographen giebt.

Die Kunst des Erzählens, als deren Meister einer Wilbrandt bekannt ist, ist ihm im gleichen Maße auch in der unmittelbaren persönlichen Aussprache eigen, wobei die Eindrücke noch wesentlich durch die anziehende Art erhöht werden, in der sein lebendiges Mienenspiel und gelegentliche Handbewegungen seinen Worten Licht und Schatten hinzufügen.

Er sprach viel von der Universalität des Deutschen, „seiner großen Stärke und großen Schwäche. Dieser Trieb und diese Fähigkeit, die ihn vor allen andern Nationen auszeichnet, die Grazie des Franzosen, die Würde des Spaniers oder des Lateiners und ebensogut auch die Mystik der ihm blutsverwandten und auch fremder Völker aufs lebhafteste mitempfinden zu können, steckt so tief im Deutschen, daß er sie nie loswerden wird. Er soll sie auch nie verlieren, denn man soll nichts Individuelles verleugnen wollen. Meines Erachtens sind schon die ältesten Deutschen so gewesen, und die Kulturgeschichte zeigt auf allen Blättern, daß es sich hier um ein Stück deutschen Volkscharakters handelt. Gerade das ist der Fall mit der Romantik, auch sie ist im Deutschen nicht totzumachen und wird gerade so oft wieder mit neuer Kraft aufleben, als es versucht wird, sie abgethan zu nennen. Erwin von Steinbach ist romantisch und Bach ist romantisch — außer Mozart haben alle unsre großen Musiker romantische Elemente in ihrer Natur.

„Wenn unsre Universalität bedingt, daß wir viel fremde Elemente erhalten, so haben wir auf der andern Seite auch der übrigen Welt etwas Tüchtiges zu geben und stehen keineswegs nur als Empfänger da. Man braucht bloß zweierlei zu nennen: deutsche Musik und deutsche Philosophie.

„Was aber die behauptete — und zum Teil, aber nur zum Teil mit Recht behauptete — schädliche Beeinflussung unsrer eignen Natur durch Schätzung und Aufnahme dessen, was große Geister andrer Nationen geleistet, angeht, so muß gesagt werden, daß nicht soviel darauf ankommt, was einer ißt, sondern was er verdaut — und allerdings auch, daß den Deutschen in gewissen Dingen das Maßhalten schwer fällt. Auch gerade hinsichtlich der Wertschätzung fremder geistiger Elemente. Es ist eigen; speziell in diesem Punkte, in dem fast alle andern Völker leicht zu wenig thun, ist der Deutsche zum Uebermaß geneigt.

Und darin natürlich liegt Bedenkliches. Jeder Vorzug kann ge- und mißbraucht werden. Zola oder Ibsen mußten bei uns nicht nur geschätzt werden, soweit es recht und gut war, sondern wir mußten sie überschätzen, anders geht es in Deutschland nicht. Wenigstens eine Zeitlang. Aber ich halte das doch für besser als die bisweilen erstaunliche Gleichgültigkeit andrer Nationen für geistige Güter, die auf deutschem Boden erwachsen sind."

„Bei Ihrer Erwähnung des Romantischen als eines Grundfaktors deutschen Geisteslebens mußte ich an Hauptmanns ‚Versunkene Glocke' denken", sagte ich. „Interessant ist aber doch, daß der Dichter dieses Gebiet sogleich wieder verlassen hat."

„Zwischen der ‚Versunkenen Glocke' und den ‚Webern' liegt ein gut Stück Weg," erwiderte Wilbrandt. „Und, wie ich dächte, ein ganz bedeutender Fortschritt. Aber was dann wieder die neuesten Produktionen Hauptmanns angeht, so kann ich mich der Vorstellung nicht enthalten, als sei ein Druck auf ihn ausgeübt und zwar durch die über ihn veröffentlichten Publikationen. Soviel ich weiß, ist es das erste Mal überhaupt, daß über einen Dichter so frühzeitig eine biographische Arbeit erschienen ist. Und ob das für eine freie, ungehemmte Weiterentwicklung seiner Dichterpersönlichkeit vorteilhaft ist, will mir fraglich vorkommen.

„Das ist ja überhaupt eine der bedenklichen Seiten unsers modernen Lebens: es wird niemand und nichts mehr in Ruhe gelassen. Man hat darüber geklagt, die jungen Leute nähmen sich heute nicht mehr die Zeit zum Berühmtwerden, sie wollten alle mit fünfundzwanzig Jahren auf der Höhe sein. Ja, wer trägt denn die Schuld? Die Freude am schnellen Bekanntwerden kann man doch niemand verübeln. Aber dann wird heutzutage eine junge Berühmtheit durch die Zeitungen geschleppt mit Lebenslauf, Photographie und Faksimile, sie wird einer Partei zugeschoben oder muß wenigstens einer Partei Gelegenheit zum Schreien geben, mag sie wollen oder nicht; jeder ihrer weiteren Schritte wird kommentiert, kritisiert, mit unverständigem Lob oder unverständigen Nötigungen begleitet, bis das junge, noch in Entwicklung begriffene Talent glücklich ruiniert ist, falls es nicht die Energie hatte, sich alsbald wenigstens innerlich von diesem Wust völlig zu befreien, was oft schwer genug sein mag! In dieser Hetze wird sicher so manches zum Spielzeug für das große Publikum, was ein besseres Los verdient hätte.

„Glauben Sie aber deswegen nicht, ich dächte um solcher Einzelheiten willen gering von unserm modernen Leben überhaupt. Ganz im Gegenteil. Wir Aelteren können uns noch gut genug darauf besinnen, aus welcher trüben Zeit wir kommen, um sie nicht wieder zurückzuwünschen. Ich versichere Sie, daß ich mehr als einmal früher Thränen vergossen habe über das Elend Deutschlands und daß niemand eine größere Verehrung für Bismarck hegt als ich. Ich glaube an die Deutschen, ich liebe sie mit meinem ganzen Herzen. Welch ein Kern in diesem Volke, das im Verlauf seiner zerrissenen Geschichte mehr als einmal zu Boden getreten war, als könne es gar nicht wieder auf-

kommen. Und wie hat es sich wieder erhoben, bis es sich endlich in unsrer Zeit die seit Jahrhunderten nicht erreichte Möglichkeit erstritten hat, ein wirkliches, ganzes Leben leben zu können."

In diesem Verfolg kam bald zur Sprache, daß öfters seit jener großen Zeit Anzeichen eines Chauvinismus in Deutschland zu finden seien, der sich schwer mit der vorhin erwähnten Universalität vereinigen lasse. Wilbrandt äußerte sich über dies Thema mit heiterem Optimismus.

„Das beweist zuletzt nur, daß wir leben, und macht mir wenig Sorge. Ich halte den Chauvinismus für ebenso nötig wie jede Art von Beschränktheit überhaupt. Wenn eine Kraft voll ausgenutzt werden soll, muß sie einseitig wirken. Alle guten Dinge müssen etwas im Uebermaß auf die Welt losgelassen werden. Denn diese große Masse ist so schwer in Bewegung zu setzen, es giebt da bei jeder Aktion so viele kraftverzehrende Reibungswiderstände zu überwinden, daß von der ursprünglichen Energie endlich doch nur ein Bruchteil wirksam wird. Nur dadurch, daß es nach jeder der vielen Seiten der Welt übertreibende Einseitigkeiten giebt, kann sie im ganzen vorwärts kommen.

„Es ist auch menschengemäß, wir empfinden alle so. Welche Männer sind es denn, die wir vorzugsweise als große, mächtige Naturen bewundern? Leidenschaftliche Menschen mit bedeutenden Fähigkeiten — nun, zu aller Leidenschaft gehört das einseitige, das ausschließende, das übertreibende Moment. So ein ganz artiger Mensch, der sehr vernünftig ist und wo möglich aus Vernünftigkeit auch sein Vaterland liebt — mit solchen ist für die Welt wenig anzufangen. Ich lobe mir warmes Blut und die Fähigkeit, über die Schnur zu hauen.

„Das Beste, wozu ein Mensch kommen kann, ist Produktion, Ausübung des Eigenen, was in ihm liegt. Und es ist merkwürdig wahr, daß wir der Welt nicht besser nutzen können, als indem wir uns ausleben.

„Und daß uns dieses heutzutage nach manchen Seiten hin in größerem Umfang möglich ist als früher den meisten Menschen, das möchte ich als einen Hauptvorzug unsrer Zeit ansehen. Die Berührung jedes einzelnen mit dem ganzen arbeitenden Weltgetriebe ist heute eine viel notwendigere, innigere, dauerndere. Es ist uns nichts mehr fern und nichts mehr gleichgültig. Die Anfänge dieses modernen Weltverkehrs hat noch Goethe im hohen Alter erlebt und mit großer Freude begrüßt. Sagt er doch einmal,[1]) drei großen Dingen zuliebe würde es ihm der Mühe wert sein, noch einige fünfzig Jahre es auf der Erde auszuhalten: ein Suezkanal in englischem, ein Panamakanal im Besitze der Vereinigten Staaten und ein Rhein-Donaukanal.

„Und noch eines scheint mir doch auch eine Folge der intensiveren Berührung zwischen den Weltereignissen und der Einzelpersönlichkeit zu sein: wir bleiben heute länger jung als die Menschen damals. Wenn Sie zum Beispiel Paul Heyse jetzt hier ins Zimmer treten sähen — er wird bald zweiundsiebzig Jahre — Sie würden ihm sein Alter durchaus nicht anmerken. Ich könnte viele andre

---

[1]) Am 21. Februar 1827. (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III. Teil.)

namhaft machen — auch ich selbst fühle mich nicht alt. Sie wollen das recht verstehen: es ist ein Jungbleiben der Gefühlssphäre, die Fähigkeit des lebhaften Mitempfindens jeder menschlichen Regung. Ich merke etwas derartiges oft, wenn ich mich mit jungen Leuten unterhalte. Man ist in diesem Sinne eben selber jung geblieben. Andrerseits hat man viel mehr erlebt, erfahren, man hat tiefer gelitten, und so ist die Urteilskraft und das Erfassen der Dinge reifer und vollständiger geworden, so daß man vieles anders und besser weiß; wie es ein jugendlicher Mensch noch nicht kann."

Ich fragte den Dichter, wie weit nach seiner Ansicht das Urteil begründet sei, das man oft über den modernen lebhaften Verkehr der ganzen Welt untereinander fälle, daß er nämlich nivellierend wirke und durch ihn das Originale mehr und mehr zurückgedrängt werde und verschwinde.

„Das ist wohl in einem gewissen Sinne unleugbar, und jedenfalls ist ein gutes Stück äußerer Originalität — die Volkstrachten beispielsweise — hart dadurch betroffen worden," entgegnete Wilbrandt. „An der Kleidung hat sich ja die neue Zeit überhaupt arg versündigt; in dem männlichen Gesellschaftsanzuge wohl bis zu einem Extrem, das nicht leicht zu überbieten sein dürfte. Dieses Paradigma einer absolut unpersönlichen Eleganz, das die befrackten Herren einer unsrer Gesellschaften verkörpern, hat eigentlich etwas Trauriges. Es ist ein Glück, daß wenigstens die Damen hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung nicht in ganz so enge Grenzen eingeschlossen sind. Da hat doch Persönlichkeit und Geschmack Möglichkeit, sich zu bewähren.

„Aber was thut ein Herr? Er geht zu seinem Schneider und läßt diesen ein Kleidungsstück herstellen, dessen Farbe und Schnitt von vornherein bestimmt sind. Dazu legt er eine schwarze Hose, eine ausgeschnittene Weste und eine farblose Binde an, verwandelt vor dem Betreten des Salons seine Kopfbedeckung zu einer Scheibe und tritt zu zwanzig oder fünfzig Spiegelbildern seiner selbst, von denen ein jedes das Bewußtsein hat, tadellos auszusehen."

„Wie auffallend gerade dieser Punkt gebildeten Nichteuropäern ist, las ich kürzlich in dem hübschen Buche des Generals Tscheng-Ki-Tong über China," sagte ich. „Er erörtert als eines der größten Fragezeichen in seinem Tagebuch über die europäischen Verhältnisse diese Angelegenheit, die für ihn etwas geradezu Unbegreifliches an Geschmacklosigkeit — obwohl er das Wort nicht gebraucht — bedeutet."

„Vielleicht bringt uns die Zukunft auch hier noch erfreuliche Aenderungen; bei dem allseitigen Wiedererwachen der Bestrebungen, die Kunst mehr ins Leben zu tragen, sollte das nicht wohl ausbleiben können — einzelne schüchterne Versuche sind ja bereits gemacht worden. Im übrigen," fuhr Wilbrandt fort, „ist das doch nur eine allerdings beklagenswerte Einzelheit, um derentwillen man nicht sagen kann, daß die Originalität überhaupt im Aussterben begriffen sei. Liegt wirklich in der modernen Entwicklung gewisser Verhältnisse eine Richtung daraufhin, so ist auch die Reaktion nicht weit zu suchen, denn das ist der Weltlauf von jeher gewesen.

„Und noch eines ist zu bedenken: daß notwendig mit der Veränderung der Lebensgestaltung bestimmte Typen aussterben müssen, die in die neuen Daseinsformen nicht mehr passen. Es ist im Grunde ebenso unverständig, sich darüber beklagen zu wollen, als wenn wir bedauerten, daß wir nicht mit Ichthyosauren in Schachtelhalmwäldern spazieren gehen können.

„So verschwinden gegenwärtig mit der Enge der alten Zeiten diejenigen Originale, deren leibliche und geistige Existenz von einem Haufen Folianten rechts und einem links begrenzt war. Dieser Zustand hatte wohl seine Poesie wie jeder entschiedene Zustand sie hat — aber man muß nichts Totes aufwecken wollen. Die Dinge haben ein Recht zum Sterben wie sie eins zum Leben haben.

„Dagegen aber schafft sich jede neue Zeit ihre neuen Menschen, und es wäre ein schlechtes Kompliment für beide, wenn es dabei je an originalen Elementen mangeln sollte. Und gar bei uns in Deutschland werden sie nie fehlen, sie sehen nur heute anders aus als vor hundert Jahren.

„Für den Dichter und Menschenbetrachter ist ja die ganze Fragenkette, die sich bei Berührung dieses Themas vor seinem geistigen Auge ausbreitet, von dem höchsten Interesse. Soweit Originalität bloß Neuheit bedeutet, wird sie der Menschheit von geringem Werte sein; denn nur dasjenige Neue ist fortbildungsfähig und kann den Menschen wirklich zu gute kommen, was aus der inneren Menschennatur erwächst. Dies aus dem Auge verloren zu haben, ist ein Fehler so mancher Moderner. Die Philosophie vom Uebermenschen leidet auch an einem sogar bewußt herausgestalteten, schrecklichen Prinzip, was beim Versuche praktischer Ausführung die Menschen verfeinden und trennen würde, statt sie zu verbinden. Wenn eine hohe Natur sich in solche, dem Menschgemäßen widersprechende Gedankenfolgen verwirrt, ist ihr Schicksal, so oder so, ein tragisches. Denn der innere, naturgemäße Entwicklungsgang der Dinge ist und muß stets stärker sein als der Wille des einzelnen, der sich ihm entgegensetzt."

Ich erinnerte den Dichter an seinen schönen, in Rostock spielenden Roman „Die Osterinsel", in dem er diesen Konflikt mit unausgesprochener Beziehung auf Nietzsche dargestellt hat.

„Das ist wohl zutreffend," entgegnete Wilbrandt auf meine Ausführung. „Im übrigen muß ich Ihnen gestehen, daß ich von meinen Werken, bald nachdem sie hinter mir liegen, nur wenig weiß. Das hängt mit meiner Gewohnheit zusammen, möglichst schnell nach Beendigung einer Arbeit meine Gedanken auf etwas Neues zu lenken, über dem ich das Alte vergesse. Besonders soll man sich nicht quälen, ob etwas, was einmal zum Druck ist, nun auch wirklich so völlig und ganz so gelungen sei, wie man beabsichtigte. Das Theater anlangend, gilt dies noch mehr als irgendwo anders. Nur keinem durchgefallenen Stück nachträglich auf die Beine helfen wollen. Wie gesagt, mit Kraft und Lust sogleich an ein andres. Man muß eine Hornhaut haben, wenn man mit der Bühne zu thun hat, sei es als Poet oder als Theaterdirektor.

„Lese ich nun wirklich einmal ein älteres Dichtwerk von mir selber, so geht

es mir wunderlich damit. Meine Familienangehörigen haben mich mehr als einmal damit geneckt, daß sie besser Bescheid mit mir wissen als ich selbst, so wenn sie mich zum Scherz citieren, ohne daß ich es merke. Wenn ich dann einmal einen Band aufschlage, so erinnere ich mich wohl bald des rohen Gerüstes der äußeren Begebenheiten und des Verlaufes im allgemeinen. Ich habe aber beinahe in erhöhtem Maße den Genuß, die innere Verflechtung der Handlungen und Motive, das Wie der Geschehnisse, kurz die gesamte feinere künstlerische Arbeit zu verfolgen, und meine Spannung ist dabei bisweilen so rege, als läse ich ganz etwas Unbekanntes."

Wilbrandt kehrte sodann zu dem vorigen Thema zurück.

„Gewiß ist der Egoismus," sagte er, „ein Naturgesetz und ein sehr wichtiges und bedeutendes. Aber ihn zum Prinzip, zur Spitze der Menschheitsentwicklung erheben zu wollen unter dem Vorgeben, es sei das ein großer Fortschritt, halte ich für unrichtig. Der Egoismus herrscht unumschränkt nur in den untersten Gebieten der Natur, die vom Menschen am weitesten entfernt sind. Da, wo überall die Naturnotwendigkeit und sie allein vorhanden ist, ist der Egoismus — wenn wir hier überhaupt dies Wort brauchen wollen — das Gegebene, und der Stärkere frißt den Schwächeren auf.

„Aber dem Menschen ist — und dafür ist er Mensch — ein ideales Ziel aufgegangen, das weit über das rohe Naturgeschehen hinausweist auf ein Reich der Eintracht und des Friedens hin. Das ist noch immer das Streben der größten Geister auf Erden gewesen.

„Nun ist freilich auch der Mensch zunächst ein Naturwesen und dem Egoismus unterworfen. Das muß so sein, da Naturgesetze keine Ausnahmen kennen. Dieses aber ist sogar ein notwendiges Gegengewicht: das Recht, das der Mikrokosmos auch dem Makrokosmos gegenüber hat. Und ich dächte nun, diese Doppelheit: das Streben nach einender Ueberwindung solch zweier scheinbar unüberbrücklichen Gegensätze, wie es sich im Menschen darstellt und vollzieht, ist für ihn das Erfreulichste und Fruchtbringendste."

Wilbrandts originelles Wort, daß man eine Hornhaut haben müsse, um am Theater zu wirken, gab mir erwünschte Gelegenheit, ihn nach seiner Thätigkeit als Direktor des Burgtheaters zu fragen.

„Wenn ich darauf zurückblicke, habe ich die Empfindung, es sei eine schöne, aber anstrengende Zeit gewesen. Die Geschäftslast ist gar groß und nicht immer erfreulicher Art. Was mir vor allem Freude machte, war das Inscenieren. Sonnenthal bot mir einmal an, um mir einen Teil meiner Mühe abzunehmen, wolle er die Inscenierungen besorgen. Aber ich erwiderte ihm, daß er mir damit das Hauptsächlichste nehmen würde, was mir meine Thätigkeit lieb mache.

„Es ist aber auch eine Freude, für die Wiener zu arbeiten. Das ist ein dankbares und begeisterungsfähiges Publikum. Die haben wirklichen Enthusiasmus, ich habe das bis zu meinen Dienstmädchen herab bemerkt. Wenn die mal im Theater gewesen waren, so waren sie voller Begeisterung und erzählten nachher das ganze Stück einem jeden, dessen sie habhaft wurden. Wie anders ist das Publikum

beispielsweise in Berlin, das gar zu gern auch am Vollendeten etwas auszusetzen findet und oft stumm und kalt bleibt, wo die Wiener gejubelt hätten. Da ist es kein Genuß, Direktor zu sein.

„Es giebt ja ohnehin Verdrießlichkeiten genug für einen Theaterdirektor, so daß ihm das Publikum füglich noch weitere ersparen könnte. Der Verkehr mit der Intendanz ist nicht gerade stets etwas Ideales und der mit den Schauspielern bekanntlich erst recht nicht. Schauspieler sind schwer zu behandeln, und die Hälfte von ihnen ist immer unzufrieden."

„Wie das?" fragte ich.

„Es ist sehr einfach. Jede Rolle, die man nach bestem Wissen und Gewissen austeilt, macht vielleicht einen Zufriedenen, den nämlich, der sie hat, sicher aber mindestens einen Unzufriedenen, der sie haben wollte. Da giebt es denn stets mehr Zank, Streit, Kniffe und Intriguen, als sich in Kürze sagen läßt. Und doch muß man den Besonderheiten des Berufes viel zu gute halten. Ich habe in den ganzen sechs Jahren, die ich als Theaterdirektor thätig war, nicht mit einem einzigen wirklich schlechten Menschen zu thun gehabt.

„Aber es gab ein andres, was endlich doch viel dazu beigetragen hat, daß ich diese Stellung aufgab. Das ist der Mangel an Zeit und Ruhe zu eignem Schaffen. Im Dienst war so gut wie gar nicht daran zu denken. Und wenn ich, wie ich es manchmal gethan, die Zeit meines Urlaubs zum Schreiben benutzte, dann hatte ich mich wieder nicht ausgeruht, wenn dieser zu Ende ging. Das war auf die Dauer ein unmöglicher Zustand, denn in zusammengestohlenen Momenten läßt sich nichts hervorbringen, das geeignet wäre, einen selbst oder andre zu befriedigen.

„Wenigstens gilt das von größeren Werken. Was Kleineres, Gedichte besonders, angeht, so stellen sie sich ja unter den verschiedensten und unerwartetsten Verhältnissen ein. Mir besonders oft, wenn ich Musik höre, und es scheint, als ob bei Künstlern, die die Musik lieben, diese Erregung der Phantasie nach Seite ihrer eignen Kunst hin nichts Seltenes sei.

„So erinnere ich mich, daß ich einmal zusammen mit dem Maler Kugler ein Konzert besuchte, in dem Amalie Joachim wundervoll sang. Als wir darauf unsre Eindrücke austauschten, ergab sich, daß während des Gesanges mir Stimmung und Idee eines Gedichtes gekommen waren, während seinem Geiste ein Bild sich aufgedrängt hatte.

„Ich habe auch bemerkt, daß die poetischen Ideen, die mir solchergestalt durch Anhören von Musik — besonders Beethovenscher Musik — erregt wurden, eine ähnliche Stimmung wie die entsprechende Musik offenbarten. Das ist vielleicht weniger auffällig, diese ganze Uebertragung selbst aber hat etwas sehr Rätselhaftes."

„Rätselhaft ist die Sache freilich, wenn man versuchen wollte, sie naturwissenschaftlich zu betrachten," meinte ich.

„Zuletzt, brauchen wir denn alles zu wissen?" fragte Wilbrandt lächelnd. „Wir haben in diesem Augenblick einen geistigen Genuß, von solchen Mysterien

zu reden und zu erkennen, daß es so etwas giebt. Würde dieses Gefühl so bedeutend gesteigert werden, wenn wir wüßten, welche Strukturen in unserm Gehirn dafür verantwortlich zu machen wären? Was wüßten wir dann wohl mehr von dem eigentlichen Sachverhalt? Uns mag es eine dankbare Freude sein, zu erkennen, daß die Welt ewig unserm Geiste Nahrung geben wird und daß sie immer noch viel reicher und wunderbarer ist, als wir es uns auf irgend einer Stufe unsrer Menschenerkenntnis auch nur vorzustellen vermögen."

Naturwissenschaftliche Revue.

Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas. — Philippinen. — Kamerun. — Sinaifahrt. — Wert der Wissenschaft. — Narthelion. — Entstehen und Vergehen der Welt. — Einstiger zweiter Mond der Erde. — Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Bergobservatorien. — Merkur. — Wolkentafeln. — Landestopographie. — Kohlen Oesterreichs. — Geschichte des Eisens. — Geschichte der Mathematik. — Der Seeberg. — Potentillenstudien. — Geweihe der rezenten Hirsche. — Palmen. — Führer für Pilzfreunde. — Vögel Mitteleuropas. — Schnittblumen. — Fremdländische Stubenvögel. — Forstbenutzung. — Zoologische Plaudereien. — Blütengeheimnisse. — Entwicklung der Säugetiere. — Lebensraum. — Farbensinn der Tiere. — Einführung in das Studium der theoretischen Physik. — Methoden der analytischen Chemie. — Chemie der extremen Temperaturen. — Roscoe-Schorlemmers ausführliches Lehrbuch der Chemie. — Heterogene Gleichgewichte. — Druckkräfte des Lichtes. — Lehrbuch der Mechanik. — Luft in Versammlungssälen. — Wirkung des Hochgebirgsklimas.

Bunt sieht es gegenwärtig draußen in der Welt aus, nicht weniger bunt am häuslichen Herd der Naturwissenschaften. Dort kämpfen oder kämpften Völker gegen übermächtige Eindringlinge um ihre Freiheit, hier sucht eine von Nietzsche ausgehende skeptische Richtung, die die Wissenschaft in ihrem innersten Wesen angreift, immer mehr an Boden zu gewinnen; von beiden Kämpfen wird unsre Revue zu reden haben. Seit der England in materieller wie in moralischer Hinsicht aufs ärgste schädigende Krieg in Südafrika tobte, haben wir über manche jene Gegenden behandelnde Schrift zu berichten gehabt, und es wird auch jetzt noch jede Arbeit, die neue Aufklärung über die dortigen Verhältnisse zu geben vermag, willkommen sein. Eine solche ist das von Strecker herausgegebene, mit guten Abbildungen versehene Buch, das den Titel trägt: „Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas"[1]) und das auf Grund von Berichten und Briefen katholischer Missionare die historischen, physikalischen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes schildert. Obwohl ihr einseitig katholischer Standpunkt die Wirksamkeit der evangelischen Missionen nicht unparteiisch zu würdigen vermag, so ist ihr doch, namentlich in politischen Dingen, vollste Sachlichkeit nachzurühmen, der große Vollständigkeit des von Land und Leuten entworfenen Bildes zur Seite steht.

Die Verhältnisse auf den Philippinen, um deren Besitz die Amerikaner noch kämpfen, schildert Rinne in seiner Schrift: „Zwischen Filipinos und Amerikanern auf

---

[1]) Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 10 M.

Luzon".[1]) Auf einer Reise, deren Zweck die Untersuchung dortiger Goldlager war, hat er sie kennen gelernt, und auch sein Buch wird man nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Noch wird auf den Philippinen ein Guerillakrieg gegen Söldnerscharen geführt, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Makellos stehen die Amerikaner dabei nicht da, aber was sind ihre Thaten im Vergleich zu den von den Engländern in Südafrika verübten Greueln! Beliebt waren die Reisenden als Deutsche, denn vom Deutschen Kaiser erwarten die Tagalen Hilfe. Uns liegen freilich unsre Kolonien mehr am Herzen.

Sechs Kriegs- und Friedensjahre,[2]) die er in Kamerun verlebte, schildert Dominik. An den Kriegen hat er an leitender Stelle teilgenommen, aber auch Zeit zu Nilpferd- und Elefantenjagden behalten und Gelegenheit gehabt, unsre schwarzen Mitbürger genau kennen zu lernen. So erfreut sich der Leser an den lebendigen Schilderungen, die durch gute Bilder unterstützt werden.

In ruhigere Gegenden, die unsre Teilnahme in ganz andrer Weise herausfordern, führt uns die Beschreibung von Kellers Sinaifahrt,[3]) der ebenfalls vortreffliche bildliche Darstellungen beigegeben sind. Der Zweck der geschilderten Reise war, in der Bibliothek des dortigen Katharinenklosters zu arbeiten, demgemäß wird dieses und seine Umgebung eingehend beschrieben. Noch zeigen die Bewohner der dortigen Gegenden die durch den Zug der Kinder Israel berühmt gewordenen Orte, ob es freilich die richtigen sind, läßt sich nicht mehr bestimmen. Von um so größerem Interesse ist die zugefügte kritische Behandlung der Sinaifrage.

Zu abschließenden Ergebnissen gelangt sie freilich nicht, und es geht ihr in dieser Hinsicht auch nicht anders wie andern wissenschaftlichen Problemen. Aber daraus ist der Wissenschaft und insbesondere der Naturwissenschaft kein Vorwurf zu machen, wie es Francé thut, indem er den Wert der Wissenschaft[4]) abzuschätzen meint. „Wozu soll sie überhaupt dienen, und was nützen die Arbeiten der ‚Sokratiker'?" wie er die in mühevoller Arbeit rüstig fortschreitenden Jünger der Naturwissenschaft nennt, fragt er. Legt er aber dabei nicht zu großes Gewicht auf die Induktion, den zerlegenden Teil der sokratischen Methode, der die Naturwissenschaft doch nicht allein ihre Errungenschaften verdankt, und zu geringes auf den doch ebenso wichtigen Teil der aufbauenden Deduktion? Alle die Fragen, die Francé aufwirft, sind längst von Goethe zum versöhnenden Abschluß gebracht, aber während der Biologe Francé in dem Gedanken seine Seelenruhe wieder gewinnen zu können glaubt, daß die wahre Kultur nur die Kultur des Genies sein könne, löst der Genius selbst, eben Goethe, sie, indem er in der That, in dem nie ermattenden Streben das Höchste erblickt, was der Mensch erreichen kann. Gewiß fehlt uns jedes Kriterium der Wahrheit, aber wie langweilig gestaltete sich unser Leben, wenn wir es hätten, wenn nicht der ewige Vater den Wunsch Lessings erfüllt, die Wahrheit für sich behalten und uns nur das immerwährende Streben nach Wahrheit verliehen hätte! Wird man sich demnach Francés Anschauungen schwerlich zu eigen machen können, so wird man aber auch ebensowenig geneigt sein, wie Witt in seiner Narthekion[5]) betitelten Schrift thut, wenigstens was die Naturwissenschaften anlangt, unser Zeitalter ein Zeitalter der Epigonen zu nennen. Narthekien waren im Altertum Büchschen, in denen Schmucksachen und andre kleine Gegenstände aufbewahrt wurden. So enthält denn die Schrift eine Anzahl kleiner Aufsätze, nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers, nennt sie der Verfasser wohl etwas gespreizt, die sämtlich bereits als Rundschauen im „Prometheus" erschienen waren, dem Leser also wahrscheinlich bekannt sind. Er weiß dann, daß sich vieles davon recht gut liest.

---

[1]) Hannover, Gebrüder Jänecke. 1,50 M.

[2]) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

[3]) Frauenfeld, J. Hubers Verlag. 3,20 M.

[4]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

[5]) Berlin, R. Mückenberger.

Viel höhere Ansprüche macht Vogts Entstehen und Vergehen der Welt als kosmischem Kreisprozeß.[1]) Will es doch auf seinen 1005 Seiten nichts mehr und nichts weniger geben als ein vollkommenes philosophisches System, wie es früher üblich war, das aus einer einzigen Voraussetzung alles Bestehende erklärt. Daß da natürlich den Thatsachen mancher Zwang geschieht, versteht sich von selbst, daß es leicht ist, gegen unrichtig dargestellte oder mißverstandene Lehren siegreich zu kämpfen — ich habe z. B. die von Kant und in andrer Weise von Laplace aufgestellte Weltbildungslehre im Auge —, ist ja wohl von vornherein klar. So will ich den Leser nicht weiter mit Proben dieser Philosophie behelligen, sondern nur auf den Schluß der Ethik hinweisen, als deren „reales Ideal" aufgestellt wird: „Vernichtung der Klassengesellschaft und Erziehung und Heranbildung der Enterbten zum natürlichen Kampfe aller gegen alle."

Ebenso wertlos für die Wissenschaft ist das „Blatt vom Baume der Erkenntnis", das Kars der „denkenden Menschheit" darreicht und auf dem geschrieben steht, daß der einstige (soll heißen frühere) zweite Mond der Erde als Urheber aller irdischen Entwicklung[2]) sich dadurch gezeigt hat, daß er auf die Erde stürzte und als Neuholland bis zum heutigen Tage noch zu sehen ist.

Wenden wir uns nun einer Reihe wertvollerer Schriften zu, obwohl einen großen Teil davon Francé gewiß „Sokratikern" zuschreiben würde. Oft genug ist von seiten der Astronomen aufgefordert worden, daß Laien an ihren Beobachtungen sich beteiligen möchten. Daß dazu weitgehende mathematische Kenntnisse nicht nötig sind, beweist Kleins Handbuch der allgemeinen Himmelskunde,[3]) das in geschickter Zusammenstellung alles für solche Zwecke Nötige bringt und das Interesse durch Mitteilung dessen, was wir bis jetzt von den Himmelskörpern wissen, wach erhält. Der Astronom freilich wird es nicht ausreichend finden, er muß zum Handwörterbuch der Astronomie,[4]) das den letzten Teil der Encyklopädie der Naturwissenschaften bildet und nun seinem Ende entgegengeht, greifen. Die vorliegende 54., 55. und 56. Lieferung enthalten die Artikel von Strahlenbrechung bis Zodiakus und beginnen einen Anhang, der eine Reihe für den Astronomen wichtiger Hilfstafeln bringen wird.

Für Errichtung eines Bergobservatoriums[5]) auf dem Sonnenwendstein tritt Kostersitz ein, und die Ergebnisse, die man in Amerika mit solchen erreicht hat, lassen dringend wünschen, daß dieser Vorschlag verwirklicht wird.

Aus Kleins Handbuch mag der Leser ersehen, um wie viel sie unsre Kenntnisse vermehrt haben. Daß aber in dieser Hinsicht doch noch sehr viel zu thun übrig bleibt, beweisen die Ergebnisse der photometrischen Beobachtungen des Merkur,[6]) die E. Jost bei der totalen Sonnenfinsternis am 28. Mai 1900 in Portugal angestellt hat und die auf eine gebirgige Oberfläche des sonnennahen Planeten, aber auch auf das Vorhandensein einer ihn umgebenden Atmosphäre schließen lassen, welche letztere indessen von vielen geleugnet wird.

Für die Kenntnis unsrer Atmosphäre liefern Polis Wolkentafeln[7]) einen ebenso malerisch schönen, wie meteorologisch nützlichen Beitrag, der, indem er die Wolkenformen, wie sie durch internationale Bezeichnung festgestellt worden sind, unterscheiden lehrt, für deren Studium von großem Nutzen sein wird.

Steigen wir zur Erdoberfläche herab, so zeigt für sie Koppe in seiner Schrift über

---

[1]) Leipzig. Ernst Wiest Nachfolger, Verlagsbuchhandlung. 20 M.

[2]) Berlin, M. Schildberger.

[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 10 M.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

[5]) Wien, Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn.

[6]) Mitteilungen der Großherzoglichen Sternwarte in Heidelberg, herausgegeben von W. Valentiner.

[7]) Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung. 5 M.

die neuere Landestopographie, die Bahnvorarbeiten und den Doktoringenieur,[1]) wie ein systematischeres Zusammenarbeiten der Ingenieure und Topographen wesentlich zur Verbesserung der Karten beitragen und besonders auch diese für das Ingenieurwesen brauchbarer machen würde, und mit Interesse lesen wir die Schilderung des Vermessungswesens in Württemberg, das allen andern deutschen Staaten durch den Besitz einer vorzüglichen Karte im Maßstabe von 1 : 2500 vorausgeeilt ist.

Unter die Erde führt uns Schwadhöfers Schilderung der österreichisch-ungarischen und schlesischen Kohlen,[2]) die nun bereits in zweiter Auflage vorliegt. Das Buch enthält alles für den Techniker über diese Kohlen Wissenswürdige, und sein Wert ist schon deshalb nicht gering anzuschlagen, als es die Ergebnisse vieler mühsamer Untersuchungen bringt.

Wie wichtig es namentlich auch für den Eisenhüttenmann sein muß, ergiebt Becks Geschichte des Eisens[3]) zur Genüge. Ihre beiden vorliegenden neuen Lieferungen enthalten die Behandlung des Eisens nach den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und so eilt auch dies große und wichtige Werk seinem Ende entgegen.

Zum Schlusse bereits gekommen ist ein andres geschichtliches Werk, Cantors Vorlesungen über Geschichte der Mathematik,[4]) dessen dritter Band nunmehr auch in zweiter Auflage vorliegt, nachdem die erste 1894 bis 1898 erschienen war. In den Hauptpunkten unterscheiden sich beide Auflagen nicht, in verschiedenen Einzelheiten sind Verbesserungen nötig geworden.

Geschichtliche Teile enthält auch die vom Naturwissenschaftlichen Verein in Gotha herausgegebene Beschreibung des Seebergs,[5]) der die durch Zach, Enke u. a. berühmt gewordene Sternwarte so lange trug und namentlich auch archäologisch und geologisch interessant ist. Gerade diese verdienstliche Arbeit, an der verschiedene Mitarbeiter thätig gewesen sind, ist geeignet, den Nutzen hervorzukehren, den eine in alle Einzelheiten sich liebevoll vertiefende Forschungsarbeit haben kann, die ein kleines Gebiet behandelt, dies aber auch vollständig durcharbeitet.

Ein andres Werk, dem dasselbe zum Ruhme nachzusagen ist, sind die Potentillenstudien[6]) Th. Wolfs. Solche Arbeiten sind wie die Steine eines Mosaiks, die als Teile des Ganzen unbedeutend erscheinen, ohne die aber das aus ihnen bestehende Bild nie und nimmer in die Erscheinung treten könnte.

Ebenso zu beurteilen ist C. Hoffmanns Arbeit Zur Morphologie der Geweihe der rezenten Hirsche,[7]) die, nachdem sie die Wachstumseigentümlichkeiten ausführlich dargestellt hat, zeigt, daß alle an ihnen zu beobachtenden Eigentümlichkeiten sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Geweihe als Waffen dienen sollen.

Größere Gebiete wiederum behandelt C. Schröter in einer Schrift über die Palmen[8]) und deren Bedeutung für die Tropenbewohner, die diese königlichen Gewächse nicht nur vom botanischen Standpunkt, sondern auch hinsichtlich der mannigfachen Produkte, die sie liefern, schildert, und E. Michael in seinem Führer für Pilzfreunde,[9]) dessen erster Band nun in dritter Auflage 68, der zweite Band in zweiter Auflage 107 Pilzgruppen in ausgezeichnet schönen Abbildungen vorführt und sie zu erkennen, sie zu benutzen oder zu meiden lehrt, auch die Mittel angiebt, die bei eingetretener Vergiftung helfen können. Es giebt viel

---

[1]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 2 M.

[2]) Wien, Gerold u. Co.

[3]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Die Lieferung 5 M.

[4]) Leipzig, B. G. Teubner.

[5]) Gotha, E. F. Thienemann. 3 M.

[6]) Dresden, W. Baensch.

[7]) Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben.

[8]) Zürich, Fäsi u. Beer. 3 M.

[9]) Zwickau i. S., Förster u. Borries. Jeder Band 6 M.

derartige Bücher, keines aber löst seine Aufgabe wohl in so trefflicher Weise wie das vorliegende. Beschränkt es sich doch nicht nur auf die eßbaren und unschädlichen Pilze, es führt auch die giftigen vor!

Daß aber wohl kein Werk seine analoge Aufgabe in so ganz einwandfreier Weise löst, wie es die neue Ausgabe von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas[1]) thut, das ist dem Leser längst bekannt. Von dem Prachtwerk ist als neuester der zehnte Band erschienen, der die zwölf Gattungen mit vierunddreißig Arten der Enten behandelt, Tiere, die durch ihr schönes und fein gezeichnetes Gefieder dem Maler recht schwierige Aufgaben stellten.

Gute Abbildungen, wenn sie sich auch mit den eben geschilderten nicht vergleichen können, besitzen auch Herzdörffers, Köhlers und Rudels schönste Stauden für die Schnittblumen- und Gartenkultur,[2]) die auf achtundvierzig Tafeln längst lieb gewordene und neu eingeführte Gewächse abbilden, und die vierte Auflage des Handbuches für Vogelliebhaber, Züchter und Händler[3]) von K. Ruß, das nicht weniger als 900 Arten fremdländischer Vögel behandelt, die jetzt bei uns eingeführt werden. Es wird um so mehr Nutzen zu stiften berufen sein, da die Haltung dieser, ihren heimatlichen Verhältnissen entzogener, zum Teil recht zarten Geschöpfe oft schwierig genug ist, der Rat aber, den das Buch giebt, nur um so zuverlässiger ist, als er sich auf die eignen, jahrelangen Erfahrungen des Verfassers stützt.

Dem Forstmann wiederum ist die zweite Auflage von Heß' Forstbenutzung[4]) dringend zu empfehlen, obwohl es durchaus kein Buch zum Lesen ist. Aber indem es alles Wissens- und Beachtenswerte in Schlagwörtern giebt und sehr vollständige Litteraturangaben bringt, ist es nicht nur als Kompendium für Vorlesungen zu brauchen, es wird auch den praktischen Forstmann auf alles aufmerksam machen, was er zu beachten hat, und ihm den Weg weisen, auf dem er sich die etwa nötige Auskunft holen kann.

Dem Laien führt die vierte Sammlung von Marshalls Zoologischen Plaudereien[5]) eine Menge mehr oder weniger interessanter Einzelheiten vor. Der Leser erfährt z. B., was man in früheren Zeiten als Zauber- und Wundersteine benutzte, wie in der Tierwelt die Polizei geübt wird, wie man Schildkrot gewinnt, was für Fische im See Genezareth vorkommen und was dergleichen mehr ist. Die bequem zu lesenden Aufsätze behandeln manches Wissenswerte.

In ähnlicher Weise, aber mit größerer Ausführlichkeit, überliefert Worgitzky in seinen Blütengeheimnissen[6]) die Biologie der Blüten, indem er an einzelnen Beispielen auseinandersetzt, zu welchen Zwecken bei der Befruchtung durch Insekten oder, wenn nötig, bei Selbstbefruchtung die einzelnen Teile dienen. Sehr glücklich wählt er als Beispiele dazu Gewächse, denen man in Feld und Wald am häufigsten begegnet. Jedem, der Freude an den Blumen hat — und wer hätte sie nicht —, wird das Buch eine Quelle von großem Genuß werden können, wenn er erfährt, wie jedes Teilchen seinen Zweck hat, sei es den kostbaren Blütenstaub gegen Nässe oder sonstige Fährlichkeiten zu schützen, sei es das besuchende Insekt damit zu bestäuben. Allerdings ist dem Leser des bessern Verständnisses wegen zu raten, den zweiten Abschnitt zuerst zu studieren.

Eine Fülle solcher Einzelforschungen, wie wir sie oben erwähnten, ist nun nötig gewesen, Lydekkers großes Werk über die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugetiere[7]) zu ermöglichen. Nun aber ist die Arbeit

[1]) Gera, Untermhaus, Fr. E. Köhler.

[2]) Berlin, G. Schmidt (R. Oppenheim). 10,80 M.

[3]) Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.

[4]) Berlin, Paul Parey. 9 M.

[5]) Leipzig, A. Twietmeyer. 4 M.

[6]) Leipzig, B. G. Teubner.

[7]) Uebersetzt von Sibert. 2. Auflage. Jena, H. Costenoble. 6 M.

für die Zoologie, wie für die Geologie gleich wertvoll. Es ergeben sich drei Reiche, die während ungeheuer langer Zeiten getrennt waren, das Australien und Polynesien umfassende notogäische, das von Südamerika gebildete neogäische und das alle andern Erdteile in sich bergende arktogäische. Daß vieles dunkel bleibt, ist natürlich, einiges davon werden spätere Untersuchungen vielleicht aufklären können, aber auch manche überraschende neue Schlüsse werden gezogen, so z. B., daß die kamelartigen Tiere zuerst in Amerika auftraten, daß die Pferde sich vielleicht in der Alten und Neuen Welt selbständig in zwei zu dem nämlichen Endziel führenden Reihen entwickelten.

Wer sich für derartige Fragen interessiert, der lese auch Ratzels Lebensraum,[1]) worunter alles verstanden wird, was die Lebewesen zu erkämpfen haben. Es ist eine interessante Zusammenstellung aller der dabei in Betracht kommenden Dinge. Hervorgehoben mag werden, daß Ratzel die Wiege der Kameliden in Asien sucht. So werden oft Fragen von neuem aufgeworfen, deren Lösung man bereits in der Hand zu haben glaubte.

Wie bestimmt glaubte man über den Farbensinn der Tiere[2]) einiges sicher erkannt zu haben, und nun weist Nagel nach, daß das keineswegs der Fall ist und daß allein das Vorhandensein von Schutz- und Trutzfarben den Beweis dafür liefert, daß auch Tiere Farbenempfindung haben können.

Deshalb brauchen wir aber nicht, wie Francé, an der Möglichkeit unsrer Erkenntnisse zu zweifeln; es muß nur der richtige Weg dazu eingeschlagen werden. Diesen zeigt Vollmann in seiner Einführung in das Studium der theoretischen Physik,[2]) ein Werk, das freilich eingehende physikalische Kenntnisse voraussetzt, zeigen auf andern Gebieten Classen für den in der Fabrik stehenden Chemiker in seinen ausgewählten Methoden der analytischen Chemie,[4]) Bredig in seiner die Chemie der extremen Temperaturen[5]) behandelnden Habilitationsschrift, die eine Menge recht zerstreuten Materials zusammenstellt, Brühl im achten und neunten Band von Roscoe-Schorlemmers ausführlichem Lehrbuch der Chemie,[6]) der den Schluß des großen Werkes bildet und Kenntnis giebt von einer Reihe organischer Körper, die auch im Leben von Pflanzen und Tieren eine so wichtige Rolle spielen, wie das Chlorophyll, die Eiweißkörper, Gallenstoffe, Ptomaïne u. s. w., endlich Bakhuis Roozeboom in seiner Darstellung der heterogenen Gleichgewichte[7]) vom Standpunkt der Phasenlehre aus, wie sie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Gibbs zuerst abgeleitet wurde. Namentlich diese, die schwierigsten Probleme des chemischen Gleichgewichtes in chemischen Verbindungen, wie sie z. B. in Lösungen mehrerer Körper stattfinden, behandelnde Arbeit beweist, daß wir doch manches wissen können.

Wie hätte sonst auch Lebedew nachweisen können, daß Druckkräfte des Lichtes[8]) wirklich existieren, die Maxwell vorausgesagt hatte, vorausgesagt auf Grund einer Theorie, die die der gewöhnlichen Anschauung so widerstrebende Forderung stellt, daß Lichtwellen nur eine besondere Art elektrischer Wellen sind, wie könnte man umfassende Lehrbücher des verschiedensten Inhaltes schreiben, wie das nun mit der zweiten Hälfte des ersten Teiles schließende von Wernike über Mechanik,[9]) das, wenn auch unter Ausschluß höherer Mathematik, seinen Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt, der überall in Technik und

---

[1]) Tübingen, Lauppsche Verlagsbuchhandlung. 2,50 M.
[2]) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 0,80 M.
[3]) Leipzig, B. G. Teubner. 14 M.
[4]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 20 M.
[5]) Leipzig, S. Hirzel. 0,60 M.
[6]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 8. Band 22 M., 9. Band 20 M.
[7]) 1. Heft. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 5,50 M.
[8]) Drudes Annalen der Physik 1901, Bd. 6 S. 433.
[9]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 6 M.

Wissenschaft eingreift und zu Resultaten führt, die mit den Erscheinungen der Außenwelt gut übereinstimmen.

So dürfen denn auch wir zu unserm eignen Wohlergehen uns von der Wissenschaft raten lassen und mit Oehmke dafür sorgen, daß die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung[1]) durch genügende Ventilation stets rein und deshalb gesund erhalten wird, und den Rat Roemischs befolgen, wenn er die Wirkung des Hochgebirgsklimas[2]) in geschützter Lage, wie Arosa und Davos als bestes, wenn nicht einziges Heilmittel für Lungenkranke empfiehlt.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei.

Von

Adhémard Leclère, franz. Minister-Resident in Kambodscha.

I.

Ich verlasse Pnom-Pen um zehn Uhr nachts und bin nun auf dem Wege nach dem Großen See, den ich befahren will, ehe ich auf meinen Posten zurückkehre. Mein Bett ist bereit, ich lege mich nieder, und noch sind die Lichter von Pnom-Pen nicht hinter uns verschwunden, da eilen meine Gedanken schon voraus, nach dem See hin, den ich bereits dreimal befahren habe, um nach Inglor, oder nach Kampong-Thom, oder nach Stoung und Chikreng zu gehen, den ich aber noch nicht nach allen Richtungen durchkreuzt habe, wie es nun meine Absicht ist. Mouhot sagt, der See habe die Form einer Violine, da er viel länger als breit und bei ungefähr einem Drittel seiner Länge seitwärts eingedrückt ist. Bleiben wir bei dem Vergleich: welch eine Riesenvioline das, die 129 Kilometer lang und an der breitesten Stelle 37 Kilometer breit ist und deren Oberfläche circa 3000 Quadratkilometer bedeckt! Und welch ein Violinhals, der Arm des Sees, der 111 Kilometer lang und stellenweise 600 Meter breit ist; welch ein Steg, die sieben Inseln, die am Eingang des Kleinen Sees liegen; welche Saiten, diese Wellen, die von Ufer zu Ufer schwingen und unter dem Bogenstrich des Windes erbeben! Und, gerade um diese Jahreszeit, welche Musik, die Stimmen, die einander zurufen, die taktmäßigen Schreie, die das Zeichen zum gemeinsamen Anfassen geben, das Schlagen der Ruder, die das Wasser teilen, das Rauschen der Wellen an den Seiten der Pirogen, wozu sich das Emporhüpfen der gefangenen Fische gesellt, das Geräusch der Messer, die sie köpfen und aufschneiden, die heiseren Stimmen der Frauen, die sie einsalzen, und das Prasseln des Feuers unter den gewaltigen Kesseln, in denen das Oel bereitet wird. Der See sieht um diese Zeit 17 bis 18000 Fischer mit ihren Weibern und Kindern an seinen Ufern. Tausende von Pirogen und zwanzig große Dschunken, die mit Salz und andern Waren beladen sind, kreuzen ihn

[1]) München, R. Oldenbourg. 2,50 M.
[2]) Essen, O. Radkes Nachf. Thaden u. Schmemann.

nach allen Richtungen. Fünfzigtausend weiße oder graue Pelikane, in Scharen von fünf- bis sechshundert, fischen lautlos für eigne Rechnung, erschnappen da und dort mit ihren furchtbaren Schnäbeln kleine und große Fische und lassen sie in dem großen Sack verschwinden, mit dem sie versehen sind. Sie schwimmen graziös oberhalb der ungeheuren Scharen von Fischen, die unter ihnen wegziehen und vor ihnen fliehen: sie verfolgen sie mit schwerfälligem Flügelschlage, was ein Rauschen giebt wie das Branden der Wellen an den Ufern. Eine Million schwarzer Taucher kommen in großen Flügen und bilden am Himmel zahllose V, deren linker Schenkel stets viel länger ist als der rechte und deren Spitze jeden Augenblick abbricht, um sich alsbald wieder neu zu bilden; der Himmel ist manchmal von ihnen verdunkelt, geschwärzt, als ob es Kohlen regnete; dann lassen sich die Scharen auf dem Wasser nieder, versammeln sich, drehen sich in einer Art von großem Karussell, krächzen, fliegen davon, drehen sich wieder und schnattern dann alle auf einmal. Nachdem das Kolloqium beendigt ist, zerstreuen sich die Vögel über die ungeheure Fläche des Sees, um zu fischen; sie schwimmen dann halb unter Wasser, nur mit Hals und Kopf darüber hinausragend, gleich Reptilen, wobei sie neugierig nach allen Seiten blicken. Plötzlich tauchen sie unter, um hundert Meter entfernt wieder zum Vorschein zu kommen, mit einem Fisch im Schnabel; sie schütteln ihn in der Luft, um ihn zu betäuben, lassen ihn dann wieder ins Wasser fallen, drehen ihn herum und verschlingen ihn im ganzen. Ich habe diese Vögel Fische schlucken gesehen, die beinahe so dick waren wie ihr Kopf. An andrer Stelle sieht man wieder Tausende weißer oder grauer Möwen, die ebenfalls in Scharen, wenn auch nicht in so großen, graziösen Fluges hinsegeln, oder sich auf den Wellen schaukeln lassen. An den Ufern der Inseln stehen weiße und graue Reiher auf ihren langen gelben oder schwarzen Beinen, unbeweglich lauernd, oder den zierlichen Kopf hin und her bewegend, um, wie die Kambodschaner sagen, die Fische anzulocken und sie glauben zu lassen, sie seien harmlose Geschöpfe. Des Abends, wenn die Sonne untergeht, fliegen sie in vielen Hunderten auf die Bäume zu, die die Ufer einfassen, um sich in kleinen Gruppen in deren Zweigen niederzulassen. Dann folgt ein endloses Geplauder, ein scheinbar zweckloses Hin- und Herflattern, unaufhörliche Schreie, bis endlich, wenn die Nacht da ist, alles still wird und schläft. Auf den über den See hinausragenden Zweigen der Bäume, zwei oder drei Meter über der Wasserfläche, sitzen die Eisvögel mit ihren gewaltigen, plumpen gelben Schnäbeln und ihrem schönen Gefieder; sie lassen sich auf den Fisch hinunterfallen, der unter ihnen schwimmt, und wenn der Raub geschehen oder der Versuch mißglückt ist, fliegen sie davon, als ob sie das Bewußtsein hätten, etwas Schlechtes gethan zu haben, um sich in einiger Entfernung wieder auf die Lauer zu legen; andre verharren mit vorgestrecktem Schnabel unbeweglich, den Blick aufs Wasser geheftet, fliegen dann auf und beginnen fünfzig Meter weiter dasselbe Spiel aufs neue, bis sie die Beute erspäht haben, auf die sie lauern. Nahe am Dorfe, auf fünfzig Meter Entfernung von den Frauen, die die Fische köpfen und aufschneiden, halten sich Dutzende von Geiern mit erdfarbenem Gefieder und nacktem Halse, braune Adler und Gabelweihen und Hunderte schwarzer Raben auf, balgen sich um die weggeworfenen Köpfe und Eingeweide, zerren zu zweien und dreien an demselben Stück und stehen einander in allem Bösen bei. Ich habe das alles schon einmal gesehen, und es ist ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde. Die Fischer sind schmutzig und roh, die Frauen häßlich und zerlumpt, und ein Gestank herrscht da — ein Gestank, ärger als in einer Lohgerberei, ärger als in einer Käserei zu Livarot, ärger als in einer Poudrettedüngerfabrik, ärger als in der Nähe einer Senkgrube. Das Wasser ist dick von Unreinlichkeiten und Abfällen aller Art, eine ölige Schicht bedeckt seine Oberfläche und schimmert in der Sonne in allen Farben des Regenbogens. Es ist widerwärtig und abscheulich und verursacht Uebelkeiten und oft Erbrechen. Ich glaube das gern und schlafe schließlich ein unter dem Stampfen der Maschine, das unsre kleine Schaluppe erzittern macht, unter dem Vibrieren der Schraube, dem Rauschen des Wassers an unserm Bug und dem Lärm, den die Heizer machen, indem sie das Feuer unterhalten und das Holz aus der Vorratskammer herbeischaffen.

Es ist fünfeinhalb Uhr, wie wir vor dem schwimmenden Hause des anamitischen Telegraphisten von Kampong-Chneang Anker werfen. Das Dorf ist aus dem Wasser herausgestiegen, die Häuser schwimmen nicht mehr auf Flößen, sind nicht mehr an der langen Reihe der Pflöcke angeseilt. Sie stehen bis auf drei oder vier auf festem Boden, und alle die Pflöcke sind nutzlos geworden. Die Pagode erglänzt in der aufgehenden Sonne, die Schatten fliehen, alles wird hell, und die letzten Sterne erbleichen im Westen. Im Telegraphenbureau erliegt nichts für mich. Wir fahren wieder ab und schleppen die große, mit vierzehn Milizsoldaten bemannte Dschunke der Residenz Kampong-Thom hinter uns her. Das Wasser ist rein und klar; ich koste es und finde es gut und ohne Beigeschmack. Aber noch ist keine Stunde seit unsrer Abfahrt von Kampong-Chneang verflossen, da arbeiten wir uns mühsam durch eine Art flüssigen Morastes. Das Wasser ist ekelhaft, grün, blau, gelb und schwarz. Ich nehme ein Glas voll davon und stelle es beiseite; drei Tage später fand ich einen dicken, fast ein Drittel des Glases einnehmenden Bodensatz fetten Schlammes, ein vortrefflicher Nährboden für Mikroben aller Art, für böse wohl eher als für gute; und der Bodensatz roch nach Ammoniak.

Ich lasse mein Gepäck auf die Dschunke übertragen, mein Diener und mein Koch folgen, und ich verlasse die Schaluppe. Sie geht nach Pnom-Pen zurück, und wir fahren in der ziemlich starken Strömung aufwärts. Da bin ich nun für acht, vielleicht zehn Tage auf einer großen, aus einem einzigen Baumstamm verfertigten Piroge, die mit einer Schlafstatt, einem Tisch zum Arbeiten und Essen und einem für Regen und Sonnenstrahlen undurchdringlichen Dach ausgestattet ist und von vierzehn Milizsoldaten gerudert wird. Wir haben nicht mehr als sechzig Centimeter Wasser unter uns; manchmal gleiten wir über eine weiche Schlammschicht, und da wir die Strömung gegen uns haben, kommt die Dschunke, trotz ihrer vierzehn Ruder, nur langsam vorwärts. Wir befinden uns im oberen Teil des Armes, den die Kambodschaner Veal Pok, das heißt Thal des Schlammes, nennen, und der Strom verdient diesen Namen in diesem Teile. Wir fahren thatsächlich durch einen Schlammfluß, die Dschunke ist umgeben von einer dicken, trüben Flüssigkeit, in der unzählige Fischabfälle schwimmen, halbverfaulte Eingeweide, die von den niedrig fliegenden Geiern mit den Fängen ergriffen und davongetragen werden, formlose, zerfetzte Köpfe, auf welche sich die Raben niederlassen, um sie mit ihren großen Schnäbeln zu verschlingen.

Da sind endlich die sieben Inseln der Seemündung, die, gleich Murmeltieren, wenn der Winter vorüber ist, nach der Ueberschwemmungszeit zu neuem Leben erwachen, wenn das Wasser aus den Ebenen wieder in das Becken des Sees zurückkehrt und dessen Spiegel um sechs bis sieben Meter sinkt. „Sie sind," sagte mir einst ein Kambodschaner, „das Abbild der aufeinanderfolgenden Leben." Ich besuche sie eine nach der andern und sondiere die beiden Kanäle, den für die kleinen Barken, der sich zwischen der östlichen oder Patsandayküste und den Inseln befindet, und den für die großen Dschunken, der zwischen den Inseln Chnock-Trou, Komaeum, Troeng einerseits und Longsok, Monou und Toul-Hier andrerseits hinzieht. Wir nähern uns den beiden Endpunkten der Mündung in den Kleinen See: Pursat im Westen und Chakret im Osten und gleiten dann in den See hinaus, wo ich mehrere Tausend Fischer und mehr als fünfhundert Barken antreffe. Wir durchfahren das Becken, das die Kambodschaner „Tonle-Chmar", den Kleinen See nennen, und den ich bereits zur Zeit des Hochwassers befahren habe, wo meine Schaluppe über die Gipfel der Bäume hinglitt, unter Gefahr die Schraube zu zerbrechen. Ich erinnere mich, wieviel Zeit und Mühe es damals unsern Piloten gekostet hat, die Mündung des Stung zu finden, den ich hinauffahren wollte. Aber heute, welche Veränderung! Der See ist um die Hälfte kleiner als damals, und ich erkenne ihn nicht wieder. An Stelle der sechs bis sieben Meter tiefen Wassermasse, die sich zwischen dem Tonle-Chmar und der Mündung dehnte, finde ich nun eine Ebene, durch die der Prek Stung fließt, und an Stelle der hundert Oeffnungen zwischen den herausragenden Baumwipfeln sehe ich nun fünf natürliche Kanäle, die Preks Chakret, Baldao, Peam-Boeng, Krah und Lek-Chakeing.

Inmitten dieses „kleinen Sees“, der vier Kilometer Durchmesser hat, befindet sich das kambodschanische Fischerdorf Peam-Boeng, das jedes Jahr neu entsteht und verschwindet. Wir durchqueren den See und gelangen an die Westseite, an die Mündung des Prek Kampong-Prak (Silberfluß), wo es zwei Dörfer dieses Namens giebt. Hier landen in der trockenen Jahreszeit diejenigen, die nach Pursat wollen. Auch hier wird gefischt, und auch hier herrscht ein Gestank zum Krankwerden. Etwas weiter nach Norden gelangen wir an die Mündung des Prek Uboeng-Num und noch weiter an die des Flusses Pursat; durch diesen fährt man während der Regenzeit nach der Residenz Pursat oder richtiger Ponthisath hinauf. Man zeigt mir hier einige Bretter, die das Paketboot der Flußschiffahrtsgesellschaft während der Ueberschwemmung auf dem Wipfel eines Baumes befestigt hat, und die nun dort sieben Meter über dem Boden hängen.

Wir fahren an den Ufern und Fischerkolonien hin und berühren die Mündungen der Preks: Chikreng, den ich vor einigen Monaten von Chikreng, dem Hauptort der gleichnamigen Provinz kommend, hinabgefahren bin, Kampong-Cham, der hier die Grenze zwischen Kambodscha und Siam, zwischen der Provinz Chikreng und der gegenwärtig siamesischen Provinz Siem-Reap bildet, und Kampong-Plouk (Elfenbeingestade) — die sich alle drei am Ostufer befinden. Wir durchqueren den See und gelangen an die Mündung des Preks Sangke, dessen Name von dem eines Baumes stammt; wir nennen ihn Prek Battambang, weil er nach diesem Hauptort führt, und die Bewohner der Gegend nennen ihn Prek Thom, den Großen Fluß. Er ist in der That ein großer Fluß für sie, denn er ist der bedeutendste der Region, nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, von denen die Preks Strol, Bat-Prea und Battambang die größten sind, und besitzt so viel Inseln, als es Planeten am Himmel giebt, die Kos (Inseln): Luong-Long (die Königliche), Chinok (Großvater), Touan-Beng, Chang, Paoloum und Chivang.

Durch diese acht Zuflüsse empfängt der Große und der Kleine See die Wässer der Ebene; aber was ist dieser Beitrag im Vergleich zu den Wassermassen, die der Große Fluß vom Monat Juli bis Ende September herbeiwälzt! Geschwellt durch die von den Gipfeln des Himalaja herabkommenden Schneewässer, durch die Regenmengen, die über das ganze Laos und das halbe Kambodscha niedergegangen sind, erreicht er die Spitze seines Deltas bei Pnom-Pen, wo er sich in drei Arme teilt, von denen zwei sich ins Meer ergießen und einer in das weite Becken des Großen Sees. Mit sich führt er und trägt er Millionen von Fischen, und er schwellt nun den Tonle-Sap. Das Wasser steigt, überflutet die Ufer, vertreibt die Fischer, bedeckt die Inseln, ergießt sich über das Land, und das kleine Süßwassermeer breitet seine dreimal vergrößerte Fläche über die Wälder und Ebenen. Im Westen bespült die Flut Pursat, Battambang und Tik-Cho, das in der trockenen Zeit fünfzig Kilometer vom Ufer entfernt ist; im Osten erreicht sie Kampong-Jvay, das ebenso weit abliegt, und die Postpiroge nimmt von Kampong-Chneang nach Kampong-Thom den kürzesten Weg quer über die mit mindestens zwei Meter Wasser bedeckten Ebenen. Wie gewaltig die Wassermasse ist, kann man daran ermessen, daß der Große See, der um die trockene Zeit etwa 1,60 Meter tief ist, zur Zeit der Flut 7 bis 8 Meter Tiefe erreicht.

Mit der Wasserflut gelangen die Fische in die Wälder und grasreichen Ebenen, nähren sich da reichlich, wachsen und vermehren sich mit außerordentlicher Schnelligkeit. Wenn dann die Regen aufhören, wenn der wieder in Kälte erstarrende Himalaja kein Wasser mehr aus seinen ewigen Schneefeldern herabsendet, fällt der Große Fluß, kehrt allmählich in sein normales Bett zurück, und die Strömung des Großen Sees nimmt die umgekehrte Richtung. Das Wasser, das er vom Großen Fluß erhalten hat, ergießt sich, vermehrt durch das seiner Zuflüsse und das, das vom Himmel herabfiel, wieder in den Großen Fluß und rollt mit ihm dem Meere zu. Die Flut tritt zurück, die Gelände erheben sich aus dem Wasser, und die Fische, die auf ihnen, wenn man so sagen kann, geweidet haben, folgen ihrem Element und vereinigen sich, soweit sie nicht in isolierten Teichen und Gräben zurückbleiben, in ungeheuren Mengen im Großen und Kleinen See, die niemals austrocknen. Und da es ihnen

hier gefällt und sie sich in Sicherheit glauben, verweilen sie, überrascht, sich in so großer Zahl beisammen zu finden. Die großen machen Jagd auf die kleinen, und diese fliehen vor ihnen.

Dann aber, im Monat März oder spätestens April, wenn das Wasser niedrig steht, beginnt die Zeit des Fischfanges, der Feind rückt mit Netzen und Fallen an, und Millionen Vögel vom Lande her gesellen sich ihm zu. Es ist zu spät zur Flucht. Der Veal Pok hat nur sechzig Centimeter Wasserhöhe, die großen Fische können sich nicht hineinwagen, und die kleinen, die sich dahin wenden, kehren wieder um, denn an seiner Mündung harren ihrer die großen Fische, die Geier, die Pelikane, die Taucherbögel, die Möwen, die Reiher und auch die Fischer und fangen sie ab, sowie sie herbeikommen. Sie wenden sich wieder dem Großen See zu und verbergen sich in den Gebüschen der Ufer; aber von den großen Fischen und den Vögeln verjagt, fliehen sie vor ihnen und fallen samt ihren Verfolgern in die Netze der Fischer. Wenn sie sich in die Flüsse retten wollen, finden sie sie verlegt und starrend von Fallen aller Art aus Bambus oder spanischem Rohr oder auch aus chinesischer Nesselfaser.

Man zählt ungefähr achtzig Fischarten, von solchen, die zwei Meter vom Kopf bis zum Ansatz der Schwanzflosse messen, bis zu solchen, die nur zehn Centimeter lang sind. Auf mehr als einundeinhalb Millionen Franken schätzt man den Wert der in Stücken oder im ganzen eingesalzenen und verkauften Fische und auf 250000 Franken den Wert des aus ihren Köpfen gewonnenen Oeles und der Fischblasen.

Drei Tage lang habe ich dem Fischfang beigewohnt unter einer glühenden Sonne, umgeben von dem Wasserspiegel, der die blendenden Strahlen des Gestirns unter das Dach der Dschunke zurückwarf, mit täglich zwei oder drei Mann von leichtem Sonnenstich getroffen und vor Fieber mit den Zähnen klappernd. Mein Kopf war schwer, mein Gesicht aufgedunsen, das Hirn schmerzte mich, meine Augen brannten, mein Körper war immerfort in Schweiß gebadet. Eines Nachts hatten wir das Glück, ein Gewitter zu erleben, ein richtiges tropisches Gewitter; es wehte ein heftiger Sturm, und es regnete in Strömen. Ich hatte mein Fahrzeug, wie alle Abende, weit, sehr weit von denen der Fischer verankert, sehr weit besonders von ihren Magazinen, ihren stinkenden Vorratskammern, die immerfort von zahllosen surrenden, großen grünen Fliegen umschwirrt sind, die ihre Eier auf das frische Fleisch der Fische legen. Man hielt uns für verloren, und zehn Fischer eilten uns zu Hilfe. Ich weigerte mich, ihnen zu folgen, aber ich nahm ihren Beistand an. Sie verbanden sich mit Hilfe ihrer Ruder mit meiner Dschunke, so daß alle unsre Fahrzeuge zusammen ein Stück, ein einziges großes Floß bildeten, und so harrten wir aus. Als ich erwachte, war es Tag, der See war noch wild, aber alle Gefahr war vorüber; die Ruder wurden losgebunden, die Barken befreit, und die Leute fuhren davon, ihrem Tagewerk zu.

Auch wir machten uns auf den Weg, aber nicht um Netze auszuwerfen, sondern um die verschiedenen Fischfangapparate zu besichtigen und um zuzusehen, wie die Leute unter den Befehlen ihres Hauptmannes manövrieren, um einen möglichst großen Teil des Fischzuges, der eben vorbeigeht, in das große Schleppnetz zu bekommen; die Fische kehren, sowie sie die Gefahr merken, angsterfüllt um und suchen nach allen Seiten zu fliehen, und da heißt es nun rasch und geschickt das Nötige vorkehren, damit ihrer so wenig als möglich entkommen.

(Schluß folgt.)



Litterarische Berichte.

Arbeit. Der „Vier Evangelien“ zweiter Teil. Roman in zwei Büchern. Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. Siebente Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Zwei Bände. 402 und 404 Seiten.

Der berühmte Romanschriftsteller ist in diesem Buche zu dem Gebiete zurückgekehrt, das er in „Germinal“ zuerst mit großem Glück und Erfolg betreten hat, zu der Welt der Fabriken, der Arbeiter, ihres Elends und ihres Kampfes. Den Mittelpunkt bildet ein idealistischer, von sozialem Hochsinn erfüllter Vertreter der Gebildeten und Besitzenden, der gegen Widersacher mannigfacher Art seine dem Wohle des Volks gewidmeten Ideen in die That umsetzt. Der Poet ist reichlich doktrinär geworden; er sucht mehr zu beweisen als zu gestalten; aber seine große Darstellungskraft, seine Kenntnis des modernen Lebens in Höhen und Tiefen, seine leidenschaftliche Teilnahme an den geistigen und wirtschaftlichen Strömungen unsrer Zeit offenbaren sich auch in diesem Werke aufs neue. Die Uebersetzung ist durchaus gelungen.
Br.

Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1902.

Eine knappe, aber auf eindringender Forschung beruhende Lebensbeschreibung des deutsch-ungarischen Dichters aus der Feder des Herausgebers der im gleichen Verlag erschienenen Sammlung von Lenaus Werken. Seine Eigenart wird aus Abstammung, Erziehung und allgemeinen Zuständen Deutsch-Oesterreichs mit methodischer Schärfe abgeleitet und das Rätselhafte seiner geistigen Katastrophe in den Zusammenhang seiner Entwicklung gestellt. Neue Bildnisse, eine Schriftprobe, sorgfältige Nachweise und ein Register sind besonders dankenswerte Beigaben.
—ß.

Die Kunst auf der Pariser Weltausstellung. Von W. v. Seidlitz. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1901. 111 Seiten.

Die zehn von dem Verfasser zuerst in der Montagsbeilage des Dresdener Anzeigers veröffentlichten und jetzt zu einem Bändchen zusammengefaßten Aufsätze geben in scharfgezeichneten Umrißlinien eine knappe Skizze des Besten, was an Werken der Malerei, Bildhauerei, der Baukunst und des Kunstgewerbes aller Zeiten und Länder auf der Pariser Weltausstellung vertreten war. Mit Recht legt aber v. Seidlitz den Hauptwert auf eine durch kunstgeschichtliche Rückblicke erläuterte Schilderung jener beiden Sammlungen (der „retrospektiven“ sowie der „Centenar“-Ausstellung), die, nur für die Dauer der Weltausstellung aus Museen, Staatsschlössern und Privatbesitz zusammengestellt, einen durch keine der ständigen Sammlungen zu erzielenden Gesamtüberblick der französischen Kunst, sowie des französischen Kunsthandwerks gegeben haben. Durch diese Beschränkung ist vielleicht in der Darstellung des Verfassers die moderne Kunst und noch mehr das moderne Kunsthandwerk etwas zu kurz gekommen, wofür allerdings die zahlreichen in den Text eingefügten Nachweise ausführlicherer Quellenwerke und Einzelabhandlungen reichlich entschädigen. Die Uebersichtlichkeit der Anordnung und der gefällige Stil sind dabei Vorzüge, die wir gerade bei der Verarbeitung eines so ungeheuren Stoffgebietes lobend hervorheben müssen, und die das Buch nicht nur den früheren Besuchern der Pariser Weltausstellung als Erinnerung, sondern auch einem gebildeten größeren Leserkreise als anregendes Nachschlagewerk empfehlen lassen.
F. W. J.

„Schweigen“. Von E. Ottmer. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1902.

Tief eingreifend in das menschliche Leben ist oft das Verhältnis zum Arzte, und so wird häufig der Arzt von Dichtern zum Helden ihrer Werke gewählt. Aus der Vertrauensstellung des Arztes zum Kranken ergiebt sich seine Pflicht zu schweigen. Wie aber, wenn er Zeuge ist, daß ein blühendes Mädchen, dem er in stiller, noch nicht zu offenbarender Liebe zugethan ist, sich einem Manne verlobt, der sein Patient ist und den er krank weiß? Hier Berufspflicht, hier Menschenpflicht, beide gleich schwerwiegend, wie soll er wählen? Dieses packende Problem liegt dem neuen Romane von E. Ottmer zu Grunde. In spannender Weise wird ein merkwürdiges Erlebnis erzählt: Seelenkämpfe, Katastrophe und glücklicher Ausgang. Und dabei erscheint in vornehmem Takt alles Häßliche, soweit es nicht psychologisch notwendig, vermieden. Eine tiefe ethische Empfindung spricht aus dem Buche, keine Neugier nach Unerhörtem, kein Bedürfnis nach Sensationen. Und doch ist das Buch interessant, und doch ist es von — einer Frau geschrieben.
F. H.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft V. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Von Bruno v. Wahl. Heft V und VI. Vollständig in 12 Heften à M. 2.—. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Darwin. Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Zwei Bände à 50 Pf. Meyers Volksbücher Nr. 1292 bis 1301. Leipzig. Bibliographisches Institut.

Dolorosa. Confirmo te chrysmate. Berlin, M. Lilienthal. Gebunden M. 3.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Dr. Joh. M. Raich. Band XXI, Heft 8, Mai 1902: Amerikanische Wohltätigkeits-Anstalten. Von A. Zimmermann. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Freie Wort, Das, Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Begründet von Carl Saenger. Herausgegeben von Max Henning. 2. Jahrgang, Nr. 4. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Kunstgewerbe für's Haus. Illustrierte Monatszeitschrift für Dilettanten. Herausgegeben von C. v. Sivers. Zweiter Jahrgang, Heft 5. Berlin, O. Lienekampf. Vierteljährlich M. 4.50.

Maass, Prof. Ernst, Aus der Farnesina. Hellenismus und Renaissance. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Meyer, Conrad, Ueber die Lage der Zucker-Industrie zur Zeit des Abschlusses der Brüsseler Konvention im Februar-März 1902. Berlin, Herm. Walther.

Moos, Paul, Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 10.—

Moszyński, George, Lettre ouverte à Monsieur le Comte Pierre Golénistchev-Koutousov au sujet de la Liberté de Conscience en Russie. Cracovice, Imprimerie de l'Université Jagellonne.

Naoroji, Dadabhai, Poverty and Un-British Rule in India. London, Swan Sonnenschein & Co.

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Erste Lieferung. Vollständig in fünf Lieferungen. Komplett M. 9.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. 21. (Schluß)-Heft. Preis des Heftes M. 1.—. Kempten, Jos. Kösels Buchhandlung.

Report of the Commissioner of Education for the Year 1899—1900. Volume II. Washington, Government Printing Office.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 10. 15 Mai 1902. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Schaukal, Richard, Einer, der seine Frau besucht, und andere Scenen. Dramatische Skizzen. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schoen, Prof. Dr. Henri, La Métaphysique de Hermann Lotze ou la Philosophie des actions et des réactions réciproques. Paris, Librairie Fischbacher. M. 6.—

Schultheiß, Dr. Frz. Guntram, Reisebilder aus Bosnien und der Herzegowina. Hermannstadt, Jos. Drotleff. M. 1.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Völker der Erde, Die. Ein Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 5. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 1 bis 4. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Wolfram, Erwin, Irrlicht und Sonnentau. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Was können wir aus dem Burenkriege lernen?

Von

Freiherrn C. v. d. Goltz.

Wenn ein Völkchen von Bauern und Hirten, dessen Gesamtzahl noch hinter derjenigen der Bewohner von München oder Köln zurückbleibt, einen fast drei Jahre andauernden Kampf gegen die erste Weltmacht führt und sie zu den äußersten Anstrengungen zwingt, so fordert diese Thatsache allein zur ernsten Prüfung auf; denn dergleichen hat sich in der Weltgeschichte bisher kaum je ereignet. Man muß sorgfältig in seinen historischen Erinnerungen nachsuchen, um Aehnliches zu finden. Die Kämpfe der Basken für ihre Rechte, der Vendeer für ihren König, der Albanesen Skanderbegs für ihren Glauben, der Drusen im Hauran oder einzelner Tscherkessenstämme für ihre Freiheit lassen sich dem Verzweiflungskampfe der Buren Südafrikas wohl allein an die Seite stellen.

Dabei erklärt die Natur des Kriegsschauplatzes zwar viel, aber nicht alles. Er umfaßte ein ausgedehntes Gebiet; doch waren die Dimensionen nicht so große, daß daran allein eine zahlreiche Armee so lange Zeit scheitern konnte. Nicht zu leugnen sind die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Ersatzes von Menschen, Pferden und Schießbedarf gewesen; aber der nahezu unerschöpfliche Reichtum Englands an materiellen Mitteln erleichterte die Ueberwindung gerade dieser Schwierigkeiten. Auch handelte es sich nicht mehr um eine von Straßen und Eisenbahnen noch ganz unentweihte Wildnis.

Man hat ferner das Geheimnis des unerhörten Widerstandes in der erstaunlichen Schießfertigkeit der Buren gesucht. Erfahrene europäische Offiziere, die den Krieg mitmachten, versichern uns indessen glaubhaft, daß der Durchschnitt darin nicht über dem Niveau des gut ausgebildeten deutschen Soldaten stand. Ein großer Teil des Burenheeres setzte sich überdies aus Städtern und eingewanderten Fremden zusammen, die nichts von den ererbten Tugenden der

alten Kolonisten besaßen. Auch ist die Tradition längst zerstört, die in jedem Bauern Südafrikas einen Helden ohne Furcht und Tadel sah, der unerschrocken jeder Gefahr und jeder Uebermacht trotzte. Wesentlich unterstützt wurde die Mehrzahl von Führern und Soldaten durch eine robuste Natur, die Gewohnheit an eine harte Lebensweise und ein scharfes Auge. Das war geeignet, die Bedeutung der Minderzahl einigermaßen wett zu machen. Völlig wird auch damit das Rätsel nicht gelöst.

Es ist aber auch falsch, diese Lösung in einem ganz abnormen Ungeschick der englischen Truppen zu suchen. Die strategische Führung des Feldzuges war allerdings sehr anfechtbar. Aber man muß gerecht sein und in Anschlag bringen, daß die ersten, nicht in die Macht der englischen Generale gestellten Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze viel dazu beitrugen, die Operationen entgleisen zu lassen. Gleich zu Beginn wurden englische Truppen in den drei Plätzen Ladysmith, Kimberley und Mafeking eingeschlossen, und der Wunsch, sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen, führte die Zersplitterung der angreifenden Heere herbei, bis Lord Roberts dem Unfug ein Ende machte und mit vereinten Kräften über Bloemfontein auf Johannesburg und Pretoria vorging. Gewiß hätte noch mancher andre General, als gerade nur seine Vorgänger, sich durch die gleichen Ursachen zu ähnlichen Fehlern verleiten lassen. Was aber die Fechtart der Truppen anbelangt, so möchte ich mich darauf beschränken, die Antwort wiederzugeben, die ich von einem unsrer Offiziere, der selbst dabei gewesen war und offenen Auges beobachtet hatte, auf die Frage erhielt, wie denn eigentlich die Engländer angegriffen hätten? Sie lautete:

„Etwa so, wie wir es auf unsern Manöverfeldern sehen!“

Wir werden also schwerlich den rechten Weg finden, wenn wir die Erklärung lediglich in den Mängeln der englischen Kriegführung suchen. Freilich hat sie ihren Anteil am Gange der Dinge gehabt, — genau ebenso wie die national eigentümliche Fechtweise der Buren; aber dieser Anteil ist begrenzt.

Betrachten wir ihn näher, so fällt uns zuvörderst die Thatsache ins Auge, daß die außerordentliche Ueberlegenheit der Engländer an Artillerie sich in allen größeren Kämpfen wenig wirksam erwies. Das fordert unser Interesse im Grunde genommen mehr heraus, als die Erscheinungen im Infanteriegefechte, die trotzdem die Aufmerksamkeit der militärischen Welt Europas in erster Linie fesseln.

Wir haben in neuerer Zeit unsre Feldartillerie erheblich vermehrt; eine besondere „schwere“ Artillerie des Feldheeres ist hinzugetreten und erfreut sich allgemeiner Bevorzugung. Es spricht sich darin die Beherzigung der napoleonischen Lehre von der Massenverwendung der Artillerie aus, und artilleristische Optimisten erhoffen von ihr den Löwenanteil am Siege. Dem widerspricht die Erfahrung des Burenkrieges sehr lebhaft. Mehrfach hat sich gezeigt, daß die weit geringere Kanonenzahl bei den Buren der großen Ueberlegenheit der Engländer erfolgreich stand hielt, und daß die artilleristische Vorbereitung des

Infanterieangriffs, trotz anscheinend ausgiebiger Verwendung der vorhandenen Batterien, völlig versagte.

Es wird berichtet, daß am Tugela einmal ein einziges, geschickt aufgestelltes Burengeschütz der Reihe nach sämtliche Kanonen einer ganzen englischen Batterie außer Gefecht setzte. Man kann sich dies nur dadurch erklären, daß, bei der Wirkung der modernen Artilleriegeschosse, die Gefahr, die in zu enger Aufstellung liegt, erheblich gewachsen ist, und daß, bei dem größeren Schaden, der in gedrängten Geschützlinien entstehen muß, die Vermehrung der Stückzahl anfängt, wirkungslos zu werden, wenn nicht auch der Raum wächst, in dem sie Verwendung finden kann. Das giebt uns zu denken und zeigt, wie es mit der Massenanhäufung allein auch im Artilleriekampfe nicht gethan ist. Aehnliche Lehren giebt uns übrigens schon die ältere Kriegsgeschichte, nur sind sie vergessen worden. Bei Auerstädt waren 244 preußische gegen 44 französische Geschütze zur Verfügung, aber diese behielten dauernd die Oberhand.

Ein Augenzeuge von Colenso, der zugleich ein alter Mitkämpfer von Beaugency war, wo die Kanonade besonders heftig tobte, erzählt, daß dasjenige, was er damals, 1870, an Geschützfeuer gehört, verschwindend gewesen sei im Vergleich zu dem Höllenlärm, den die Einleitung des englischen Angriffs verursachte. Bald wurde der Felsabhang, an dem auf halber Höhe die burische Stellung lag, von einer undurchdringlichen Staubwolke derart bedeckt, daß von den Verteidigern nichts mehr zu sehen war. So dicht schlugen die Geschosse ein. Schon glaubten die Zuschauer, daß die Buren überhaupt verschwunden seien, als das Büchsenfeuer den herankommenden englischen Schützenlinien plötzlich mit voller Gewalt entgegenprasselte und sie in wenig Augenblicken zum Stehen brachte. Der Schaden, den die Geschosse der Artillerie in Wirklichkeit angerichtet hatten, ist ein ganz geringfügiger gewesen. Die vielfach geäußerte Ansicht, daß man künftig einen Gegner aus guter Stellung lediglich durch Geschützfeuer vertreiben und die großen Verluste vermeiden könne, die die Infanterie bei dem Vorgehen in nahem feindlichen Feuer immer erleidet, wird vor jedem tüchtigen Feinde zu schwerer Enttäuschung führen. „Ob die Nerven unsrer Soldaten dem moralischen Eindruck des furchtbaren Feuers gewachsen sein werden, erscheint mir freilich fraglich, — die Buren haben bekanntlich keine Nerven,“ fügte mein Gewährsmann seiner sehr lebendigen Schilderung am Ende hinzu.

Darauf also wird es ankommen!

Der Kampf der Infanterie gegen Infanterie hat im südafrikanischen Krieg von neuem gelehrt, wie stark die Verteidigung gegenüber einem rein frontalen Angriff ist, und wie viel ein unerschrockener Verteidiger in der Besetzung ausgedehnter Stellungen mit geringen Kräften sich herausnehmen darf, wenn er nur seiner Flanken sicher bleibt. Es wiederholt sich darin, was von der Artillerie gesagt worden ist. Drängen wir unsre Schützen dichter zusammen, so mehren sich natürlich die Verluste, und man kommt am Ende auf einen Punkt, wo das Hineinwerfen von frischen Schwärmen in die feuernden Ketten weniger zur Ver-

stärkung der Wirkung beiträgt, als Armfreiheit und gute Deckung der am Feinde befindlichen Schützen.

Endlich hat es sich in sehr drastischer Art gezeigt, wie schwer es ist, unter dem Geschoßregen moderner Waffen über offenes Gelände schutzlos vorzugehen, und daß alle Bravour dabei an der materiellen Unmöglichkeit zunichte werden kann. Sorgfältigere Benutzung der natürlichen Deckungen, noch größere Umsicht der Führer im Heranbringen der Unterstützungstrupps und der von rückwärts eintreffenden Verstärkungen sind daher auch schon Gegenstand lebhaften Nachdenkens, das sich auf unsern Uebungsfeldern bethätigt.

Allein alle diese Dinge waren nicht durchaus neu. Die Schlachten von Beaune la Rolande und an der Lisaine haben uns bereits die Stärke guter Verteidigung in der Front in wirkungsvollen Bildern gezeigt; Plewna lehrte uns die Schwierigkeit, über unbedecktes Land gegen einen wohl eingenisteten Feind vorzugehen, der eine moderne Feuerwaffe in der Hand hält. Ebenda hat sich auch schon deutlich gezeigt, daß man mit der artilleristischen Ueberlegenheit allein den Sieg noch nicht in Banden schlägt; denn etwa 450 russische Geschütze wirkten dort gegen 45 türkische. Nur frischer und eindringlicher sind diese alten Lehren durch den Burenkrieg geworden.

Neu war die ausgedehnte Anwendung berittener Infanterie, deren Vorzüge zumal im zweiten, zeitlich bedeutenderen Teil des Krieges hervortraten. Der zähe Widerstand kleiner, leicht beweglicher Abteilungen gegen ein großes geordnetes Heer, welches das Land überschwemmt und sich zum Herrn der Hauptverbindungslinien gemacht hat, nötigt uns die höchste Achtung ab. Gelegentlich wird auch in europäischen Kriegen von solchem Verfahren mit Vorteil Gebrauch gemacht werden können, wo es sich um Störung des Nachschubs und Beunruhigung der Besatzungen auf den Etappenlinien handelt. Aber für eine Anwendung im großen Stile fehlen die Bedingungen — wenigstens auf einem abendländischen Kriegsschauplatze — nämlich: großer Raum, ein menschenleeres Land mit guten Verstecken für die Landeskundigen und ein im allgemeinen nur wenig beweglicher Gegner.

Aber verschmähen wollen auch wir das Mittel nicht, das bei richtiger Anwendung gute Dienste leisten und bei Kriegen im Osten, wenn sie von langer Dauer sind, auch eine Rolle spielen kann.

So lassen sich aus dem Burenkriege eine Reihe von Lehren auch für den europäischen Soldaten ziehen, vor allen Dingen die eine heilsame, daß die Zahl im Kriege nicht von so absolut entscheidender Bedeutung ist, wie man es vielfach gerade in neuerer Zeit behauptet hat. Der „rage des nombres“ that ein Dämpfer gut.

Allein das Wichtigste, was wir von den Buren lernen können und lernen sollten, liegt doch noch auf anderm Gebiete, nicht auf dem rein militärischen. Eine glühende, selbstbewußte Vaterlandsliebe war es, die das kleine Völkchen überhaupt befähigte, den Kampf gegen die ungeheure Uebermacht aufzunehmen. Seine Freiheit und Unabhängigkeit waren in höchster Gefahr; sie konnten für

verloren gelten, wenn man nicht zum Schwerte griff. Daher erhoben sich Mann und Weib aller lebenden Generationen mit einer Einmütigkeit, die uns das schönste Beispiel giebt. Und es geschah im vollen Bewußtsein dessen, was man unternahm und aufs Spiel setzte. Daß im beginnenden Kriege der Wohlstand aller und das Leben vieler verloren gehen würde, daran bestand von Hause aus kein Zweifel. Dennoch ist der Entschluß, zu kämpfen, von reifen und ruhigen Leuten, die im Rate saßen, ohne Zögern gefaßt worden, als es keinen andern Ausweg mehr gab, wie die Unterwerfung.

Dazu gehören herbe, entschlossene Männer, die mit der Möglichkeit des Unterganges ebenso ruhig wie mit der des Sieges rechnen. Sie an der Spitze zu haben, könnte jedes Volk sich glücklich schätzen. Welche Stärke die Buren in ihrem Gottvertrauen gefunden haben, ist hinreichend bekannt. Es hob sie über die klügelnden Bedenken hinweg, die die Ueberzahl der Feinde sonst in ihrem Gemüt hätte erregen müssen. Dem lebenden Geschlechte in Europa kann dieser unwiderlegliche Beweis von der praktischen Bedeutung idealer Güter, wie Glaube, Freiheit und Vaterland, nur zu Nutz und Frommen dienen.

Nicht minder sichtbar ist der Wert einer einfachen, harten Lebensweise geworden, die in einem fast ununterbrochenen Kampfe mit Mühsalen und Gefahren dahingeht. Nur durch eine solche Schule können Männer erzogen werden, die einen Verzweiflungskampf jahrelang fortführen, und denen am Ende ihre Feldhauptleute noch mit Erfolg verbieten durften, je unter einem Dache zu schlafen. Unsre europäischen Großstädte zeitigen solche Naturen nicht.

Wir können nun freilich nicht mehr zu einem primitiven Kulturzustande zurückkehren, nur um kriegerisch tüchtiger zu werden. Nötig aber ist es, dem verweichlichenden Einfluß unsrer höheren Gesittung mit sicherem Bewußtsein des Zwecks entgegenzuarbeiten. In der gesamten Erziehung unsrer männlichen Jugend soll sich das ausprägen, zumal aber im Dienste des Heeres. Die gewiß aus lobenswerten Beweggründen hervorgehende Fürsorge um das Wohlergehen und die Bequemlichkeit der Soldaten sollte stets dort ihre Grenze finden, wo man sich sagen muß, daß ein Mehr sich im Feldleben nicht verwirklichen läßt. Vor allen Dingen dürfen die großen Anstrengungen nicht fehlen, die die Kräfte stählen und das Herz des Anfängers härten. Der Mensch erträgt bekanntlich ohne Schaden weit mehr, als er, wenn er die nötige Erfahrung in diesem Punkte noch nicht besitzt, von sich selber glaubt. Es ist deshalb weise, ihn darüber durch selbsterlebte Beispiele zu belehren. Von der schädlichsten Wirkung ist die übertriebene Sorge vor Unfällen, die nur zu oft von unsrer Presse gefördert wird, die allzu leicht das Unglück eines Untergebenen dem strafbaren Verschulden seiner Vorgesetzten zuschreibt. Der Soldat soll im Kriege die Gefahr lieben, und auch das will, bei unsern Kulturzuständen, schon im Frieden erlernt sein. Nie sollte die Scheu vor Verantwortung dazu führen, daß notwendige Uebungen unterbleiben, weil sie gefährlich für die Beteiligten sind; denn der Krieg ist ein ernstes Ding und erfordert auch eine ernste Erziehung.

Nur die allgemeine Befolgung solcher Grundsätze vermag die hinreichende

Anzahl von starken Charakteren heranzubilden, deren wir in einem künftigen Kriege bedürfen, wenn es uns nicht an tüchtigen Führern mangeln soll. Doch schwebt uns dabei kein kurzer, glänzender, mit quantitativer oder qualitativer Ueberlegenheit durchgeführter Nationalkrieg vor, wie wir ihn 1866 und 1870 erlebten, sondern ein Ringen auf Leben und Tod gegen stärkere Feinde, wie es die Buren Südafrikas jahrelang fortgesetzt haben. Es lehrte uns, daß die rechten Männer erst später im Laufe des Krieges in den Vordergrund treten, nicht gleich zu Beginn. Die Dewet, Botha, Delarey, Beyers und andre mehr waren die Soldaten von echtem Schrot und Korn, die noch fest blieben, als die Hoffnung auf den Sieg bei der Mehrzahl längst entschwand. Sie wären auch die einzigen gewesen, die Land und Freiheit hätten retten können, wenn dies überhaupt in menschlicher Macht lag. So unerschütterliche Beharrlichkeit, wie diese Männer sie besaßen, wird uns in einem künftigen Kriege vielleicht recht dringend not thun. 1870/71 begann uns schon im Winterfeldzuge die Kriegsmüdigkeit gefährlicher zu werden als der Feind.

In unsrer Jugend liegt heute ein frischer Zug, der sie den Körper nicht über dem Bücherstudium vernachlässigen läßt. Aber auffallend ist es, wie früh im allgemeinen der Deutsche darin nachläßt. Wie selten sieht man die „alten Herrn" bei Leibesübungen, und diese alten Herrn sind Leute im Lebensalter, das man als das rüstigste zu bezeichnen pflegt. Auch darin giebt uns der Burenkrieg zu denken und zu lernen. Wer hätte nicht das Bild gesehen, das in alle illustrierten Zeitschriften überging: „Drei Geschlechter im Kriege", nämlich Großvater, Vater und Sohn mit der Büchse im Arm nebeneinander. Rüstigkeit und Frische, selbst der Wagemut im Alter, sind deshalb für uns Deutsche von höchster Bedeutung, weil bei den bestehenden staatlichen Einrichtungen fast ausnahmelos Befehlshaber an der Spitze unsrer Truppen stehen werden, die schon eine recht ansehnliche Zahl von Jahresringen angesetzt haben. Soweit, daß wir neben fünfzehnjährigen Knaben noch Sechziger und Siebziger in Reih und Glied stellen können, werden wir freilich nicht kommen; europäische Kulturarbeit verbraucht die Menschen früher, als das Farmerleben Südafrikas. Aber bis in die Mitte der Vierziger sollen unsre Männer noch rüstig und beweglich bleiben; denn bis zu diesem Alter wollen auch wir sie als Soldaten verwenden; und Offiziere und Generale bedürfen der gleichen Eigenschaften fünfzehn Jahre länger.

Man wird nun einwenden, daß alle Tüchtigkeit die Buren nicht vor dem Untergange bewahrt hat, ihr Beispiel also auch nicht als Lehre dienen könne. Das ist in einem Punkte wahr, und wir dürfen ihn nicht übergehen. Ihre gesamte Kampfmethode war allein auf die Verteidigung berechnet — und das hat noch immer am Ende zur Niederlage geführt. Es fehlte das positive Ziel, das in ihrem Falle klar gegeben war — die Vertreibung der englischen Herrschaft aus Südafrika. Mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt, hätte dies Ziel sie auch zu rechtzeitiger militärischer Offensive geführt, in der das Geheimnis des Sieges im großen liegt. Immerhin haben sie sich die Achtung der Welt, selbst

diejenige ihrer Feinde, eine für ihr Volkstum in Zukunft höchst wertvolle Tradition und auch leidliche Bedingungen für die Unterwerfung erkämpft; das ist in so verzweifelter Lage schon viel.

Wir lernen lieber von den Buren, als von den Engländern, aber es wäre sehr thöricht, wenn wir nicht untersuchen wollten, welchen Eigenschaften diese, trotz einer Reihe von Niederlagen, schließlich den Erfolg zu verdanken hatten.

Da erkennen wir an erster Stelle eine entschlossene, auf große positive Ziele gerichtete Politik, die sich nicht am Lobe und der Erhaltung des status quo genügen läßt.

Aus meinen orientalischen Wanderjahren her habe ich einige Beziehungen zu bedeutenden Engländern bewahrt, an denen ich Thatkraft und Zweckbewußtsein bewundern mußte. Schon vor nahezu zwanzig Jahren sprach sich ein höherer Militär, der lange in Indien gedient hatte, sehr offen mir gegenüber aus: „Wir werden dies Land eines Tages verlieren, nicht durch Rußland, aber durch die Inder selbst. Sie fangen an, der Bevormundung zu entwachsen, und ein Volk von 300 Millionen ist durch wenige Hunderttausend nicht gewaltsam niederzuhalten. Dann brauchen wir einen Ersatz, und dieser Ersatz liegt für uns in Afrika."

Als der Burenkrieg anbrach, schrieb mir ein englischer Freund aus dem Orient: „Wir haben Afrika für unsre Zukunft nötig und dürfen einen versteckten Gegner im Rücken unsrer Kolonien nicht dulden. Wenn also 100 000 Mann nicht genügen, um die Republiken zu unterwerfen, so werden wir 200 000 Mann schicken, und sollten 200 000 nicht ausreichen, so senden wir 300 000."

Genau so ist es gekommen, und auch davon läßt sich lernen.

Die leitenden Staatsmänner mögen ähnlich gedacht haben und erfaßten den richtigen Moment zum Handeln. Der amerikanisch-spanische Krieg ist von ihnen klug benutzt worden, um sich mit den amerikanischen Vettern in ein gutes Verhältnis zu setzen, das sie vor der Störung ihrer Kreise durch diese sicherte. Die Kriegsscheu des festländischen Europa, in dem sich die großen Mächte durch gegenseitiges Mißtrauen die Wage halten, lag klar vor ihren Augen. Die orientalischen Wirren der neunziger Jahre hatten deutlich gezeigt, wie große Staaten, selbst wenn sie angeblich *einig* sind, einander doch gegenseitig paralysieren können. Von Rußland, das am ehesten ein entscheidendes Veto hätte sprechen können, war bei der Friedensliebe seines Herrschers nichts zu befürchten. Ein solcher Augenblick wäre in einem Jahrhundert vielleicht nicht wiedergekommen, und Chamberlain und Genossen waren nicht nur scharfblickend genug, ihn zu erkennen, sondern sie besaßen auch die Entschlossenheit, ihn rücksichtslos zu benutzen. Das war vielleicht moralisch nicht sehr schön, jedenfalls nicht sehr großmütig gehandelt, aber staatsmännisch folgerichtig.

Die gleichen Männer sind auch fest geblieben, als die Enttäuschungen kamen, als der erhoffte leichte Sieg ausblieb. Das war ihr Verdienst.

Verdienst des englischen Volkes war es, daß es in seiner großen Mehrheit, trotz der augenfälligen Mängel des Heerwesens und seiner Führung, doch ein-

mütig beiden zur Seite stand. Die Kritik über die kriegerischen Vorgänge war zeitweise eine recht offene und herbe, aber ebenso fest der Entschluß, die Schäden auszubessern und alle Mittel zu gewähren, den einmal begonnenen Eroberungszug nun auch zu Ende zu führen, es koste, was es wolle.

Dieser selbstbewußte, thatkräftige Patriotismus oder Nationalstolz kann — man wäre verblendet es zu leugnen — uns nicht minder zum Vorbild dienen als die großen männlichen und soldatischen Tugenden der Buren, die wir so aufrichtig bewundern.

So giebt uns der eben beendete südafrikanische Krieg — wie mich dünkt — weit mehr zu lernen als bloß neue taktische Formen und strategische Kniffe.



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Die Reise nach Aegypten und Zeit bis zum Kriege.

Baden-Baden, 4. 10. 69.

Von der Fahrt hierher durch bekannte Länder ist nichts zu berichten. Die Schlafgelegenheit war so gut, wie man sie auf der Eisenbahn nur verlangen kann; der Herr in altgewohnter Weise gnädig und freundlich. Die Reisegesellschaft sehr angenehm; Graf Lehndorff ist eine sehr ansprechende Persönlichkeit; Eulenburg der gescheite, immer zuvorkommende Kavalier; Jasmund, der jüngste von uns, besitzt wohl das größte Phlegma. Nur für die Fahrt hierher stieg zu uns Fürst Reuß, unser Gesandter in Petersburg; er duzt sich mit dem Kronprinzen und plauderte viel mit ihm; mir hat er sehr wohl gefallen.

Großherzog und Großherzogin waren mit ungeheurem Gefolge badischer und preußischer Herren auf dem Bahnhof. Wir fuhren direkt zur Königin, wurden aber nur vom König empfangen; dann hierher auf das Schloß, wo wir uns heut selbst überlassen bleiben. Wir werden an der Marschalltafel speisen, aber in Gala."

*

Baden, 5. 10. 69.

„Noch ein Wort vor der Abreise. Ein prächtiger Tag; Baden erglänzt in seiner vollen Schönheit von Wiesen, Wald und Bergen, aber das französische Treiben ärgert mich; wie kann sich das Fremde in unserm Vaterland so breit machen dürfen?

Der König reist heut von hier ab. Er sah in Uniform weit gesünder und kräftiger aus wie gestern in Zivil. Er nahm uns, die vier Begleiter des Kronprinzen, zusammen und sagte:

‚Für den Orient habe ich Ihnen nichts zu sagen, meine Beziehungen sind dort die allerbesten; Ihnen wünsche ich nur, daß Sie gesund bleiben. In Wien wünsche ich nur freundliches Entgegenkommen. Ich will da nichts, ich bedarf ihrer nicht. Kommt man auf 1866 zu sprechen, so behandeln Sie die Sache coulant, kommt man aber mit Rodomontaden, so scheuen Sie die Antwort nicht. Wenn man auf Baden hinweist, als über den Prager Frieden hinausschreitend, so sagen Sie, daß die Verhältnisse ohne uns gemacht sind. Wir stehen auf dem Boden des Prager Friedens. Und nun adieu! Wenn ich jünger wäre, hätte ich die Reise selbst gemacht, ich beneide Sie.‘

Den Abend waren wir zum Diner bei der Königin. Sie war außerordentlich huldvoll; die Reise betrachtete sie als ihr Werk, und sie soll wirklich das Hauptverdienst haben, daß der König zugestimmt hat.

Die Großherzogin erkundigte sich nach Dir und Mathilde. Es kam dabei auf Kinder die Rede, und ich hörte mit Interesse, wie zufrieden sie mit der Art der Erziehung sei, die sie für ihren zwölfjährigen ältesten Sohn gefunden, der mit elf Knaben zusammen eine gemeinschaftliche Schule habe. Er sei infolgedessen frischer und arbeite mit Ehrgeiz. — Das gefiel mir gut.

Der Großherzog ist sehr höflich und still; man sagt, er arbeite zu viel, häufig ohne zu frühstücken von morgens acht bis abends sechs. Das ist entschieden zu viel des Guten, erhöht aber den günstigen Totaleindruck, den ich von Baden erhalte.“

*

Wien, 7. 10. 69.

„Am 5. abends reisten wir von Baden ab; München wurde nur berührt, Prinz Otto begrüßte den Kronprinzen kurz auf dem Bahnhof. In Salzburg großer, offizieller Empfang; eine Compagnie Jäger als Ehrenwache. Die Leute sind auffallend klein; ich erfahre, die Oesterreicher stellen das kleine Volk bei den Jägern ein. Die zur Begleitung kommandierten Herren stellten sich vor; Déjeuner und Extrazug durch reizende, leider regenverschleierte Gegend. In Linz wieder Ehrenwache; Infanterie, blonde Böhmen, schöne Leute. Die bekannten Linzer Festungstürme werden auf Abbruch verkauft. — In St. Pölten wieder Ehrenwache; Polen; große, hübsche Leute.

Hier erwartete uns auf dem Bahnhof der Kaiser in der Uniform des Regiments Franz; Empfang sehr herzlich. In der Burg war der Hof in den für den Kronprinzen bestimmten Gemächern versammelt. Die Kaiserin an der Spitze.

Das war nun freilich eine Erscheinung, wie ich sie so wunderschön noch nie gesehen. Ganz einfach in Weiß, ohne irgend einen Schmuck, mit strahlenden prächtigen Augen.

Der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe und der Generaladjutant Graf Bellegarde sind kluge und höfliche Herren.

Der Kaiser war überaus wohlinformiert über meine Person und Thätigkeit im Ministerium; er sagte u. a., daß er anerkennen müsse, wie der Geschäftsgang bei uns sehr viel einfacher und ohne so viel Aufwand an Menschen statthabe, wie dort.

Die Kaiserin sprach mir vom Wetter, aber es war schönes Wetter.

Die Begegnung des Kronprinzen mit dem Kaiser war durchaus freundlich; der Kaiser streifte die Vergangenheit nur mit dem Ausdruck des Dankes an den Kronprinzen für die kameradschaftliche Freundlichkeit, mit der er den gefangenen und verwundeten Oesterreichern begegnet sei. Die weitere Unterhaltung, die summa summarum anderthalb Stunden dauerte, bot nichts Interessantes."

*

8. 10. 69.

„Der Tag begann um zehn mit der Visite bei Kaiser und Kaiserin; wir hatten eine Stunde Zeit und Gelegenheit, um im Vorzimmer mit den Hofleuten zu plaudern. Man erzählte, der Kaiser stände alle Morgen um fünf, im Sommer noch früher auf, kenne nur ein Vergnügen und einen Erfolg, die Jagd, und führe im übrigen ein ziemlich freudenleeres Leben. — Die Kaiserin sei in Wien gar nicht beliebt, in Ungarn weit mehr; sie zeige auch dort viel mehr Interesse.

Die Besuche der Erzherzöge waren zumeist so gelegt, daß sie sich mit denen des Kronprinzen kreuzten. Wir fuhren den ganzen Morgen Visiten, dann um drei wurde Beust empfangen.

Er ist ein alter Mann mit einer gewissen Schlaffheit in den Zügen, mit Verstand im Ausdruck, mehr hinterhaltig wie pfiffig. Er macht nicht den Eindruck eines Mannes, der mit sich zufrieden ist, die Unruhe unbestimmten Strebens spricht aus Miene und Bewegungen.

Die Unterhaltung mit dem Kronprinzen begann mit Unbedeutendem und gewann erst durch Beust selbst einen politischen Charakter.

Er sagte: ‚Es sei seine Aufgabe, zwischen den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs zu vermitteln und auszugleichen; hierbei müsse er, für die deutschen Provinzen sorgend, darauf bedacht sein, ihnen eine innige Verbindung mit Süddeutschland zu bewahren. Wollte er dies Band lockern, so würde er die Deutschen, den bedeutendsten Teil des Kaiserstaates, zu Gegnern haben. — Er sei jeder aggressiven Politik fremd, wolle nur den Frieden wahren. — Für die inneren Verhältnisse halte er eine freie Presse für notwendig. Es gebe, wenn man die öffentliche Meinung leiten wolle, nur zwei Wege; entweder man beherrsche die ganze Presse, wie Frankreich, und lasse nur die Nachrichten und Ansichten durch, die man brauchen könnte; oder man gebe die Presse ganz frei und überlasse es der Wahrheit, sich selbst zu bestätigen, was ihr immer gelinge. Er halte den

ersten Weg für gefährlich und huldige unbedingt dem zweiten. — Freilich würde dabei mancherlei Unangenehmes geschrieben, dafür könne aber die Regierung nicht verantwortlich gemacht werden. Das möchte die preußische Regierung doch berücksichtigen. Auch von einer Animosität seinerseits gegen Bismarck sei nicht die Rede, er sei von dem innigsten Bestreben beseelt, sich mit jedermann gut zu stellen.'

Summa: Nicht bedeutend; nicht einmal sehr gewandt. Er wird Oesterreich nicht retten.

Nunmehr kamen die Generale und Obersten der Garnison, an deren Spitze der Kriegsminister Generalleutnant Kuhn. Er nahm den Rang vor den Generalen der Infanterie und stellte auch diese vor. Er sieht kräftig und gut aus, hat dunkles Haar und schwarze, lebendige Augen, ist entschieden klug, aber auch Schwärmer. Er wäre weniger radikal in seinen Organisationen, wäre er nicht Enthusiast seines Amtes. — Jeder Schwärmer findet hier sofort eine Menge Gläubige; die Saaten schießen leicht hoch, aber die Wurzeln gehen nicht tief. Der kommandierende General Marwicic, neben dem ich während der ganzen Audienz stand, hat mir sehr wohl gefallen; er ist verständig und unterrichtet und sucht mehr das Vorhandene zu entwickeln, als stets Neues zu schaffen.

In Edelsheim, dem berühmten Kavallerieführer, hatte ich einen ganz andern Mann gesucht. Er ist dick und weich in Farbe, Fleisch und Augen. Ich halte ihn auch mehr für Schwärmer, wie Schöpfer.

Die ganze Gruppe der Herren machte einen sehr guten Eindruck. Der Krieg hat wohl eine Menge tüchtiger Elemente an die Oberfläche gebracht.

Dann folgte die Marine mit dem ruhmgekrönten Admiral Tegethoff an der Spitze; es ist verständlich, wenn er uns gegenüber etwas Unternehmendes und Selbstzufriedenes markiert.

Die Diplomaten beschäftigten mich nicht viel, ich weiß nur, daß unser Werther mir sehr wohl gefällt."

*

9. 10. 69.

„Gestern hatte ich den Bericht an den König zu machen, der mir sehr viel Zeit fortnahm. — Zwischendurch sah ich die große Bäckerei, die zwei Millionen kostete und unbrauchbar ist; Kasernen, das Arsenal mit dem prächtigen Waffenmuseum, eine Menge neuer Straßen — schön aber habe ich hier nur die Kaiserin gefunden.

Der Kronprinz empfing Giskra; die Unterredung war viel bedeutender und wärmer als die mit Beust: ‚Dieser Nichtösterreicher sei augenblicklich der einzige, der einen Ausgleich zu stande bringen könne. Die Schwierigkeiten der Lage würden durch die schnelle Entwicklung von Handel und Industrie sehr gemildert. Auch die Finanzen würden sich heben. Eine Einigung Deutschlands mit preußischer Spitze sei notwendig; eine spätere Alliance Deutschlands mit Oesterreich müsse Europa beherrschen.'

Unser Aufenthalt hier ist sehr gut verlaufen, ich glaube, die Welt ist gegen-

seitig zufrieden, und wenn wir auch keinen Pakt geschlossen haben, so ist er doch möglicher geworden.

Um neun Uhr geht es gen Venedig. —

In dem Bericht des Kronprinzen, datiert 13. 10. 69. heißt es:

‚Da es mein Wunsch war, von jetzt ab inkognito zu reisen, kam der Kaiser, ehe ich die Burg verließ, zu mir, um Abschied zu nehmen; gleichzeitig teilte er mir mit, daß er in den letzten Tagen dieses Monats die Donau hinunter durch das Schwarze Meer nach Konstantinopel gehen werde. Diese Nachricht schien nach allen Mitteilungen dem ganzen Wiener Hof ebenso überraschend zu kommen wie mir. Ich will unentschieden lassen, ob sie erst ins Auge gefaßt ist, nachdem die Begegnung mit mir in Wien eine solche im Orient vorbereitete, sie also zu einer angenehmen machen konnte; oder ob Herr v. Prokesch von Konstantinopel aus die Reise aus politischen Rücksichten angeregt hat, als Paroli gegen mich und das Zeigen der norddeutschen Flagge. Jedenfalls erwächst mir daraus die Pflicht, vor dem Kaiser in Konstantinopel einzutreffen, um die gesamten Ehren des Empfanges voll zu genießen.‘“

Ich schrieb aus Venedig den 12. 10. 69.:

„Der kaiserliche Extrazug führte uns in höchst angenehmer Situation über die Alpen; das Wetter wurde schön, und die Welt lag prächtig vor uns. Gegen halb sechs kamen wir an und bestiegen die königlichen Gondeln, um in unsern Palazzo zu fahren. Wir hatten trotz allem einen offiziellen Empfang, zu meiner Freude Robilant und den General Negri, einen tüchtigen, aber wenig spaßhaften Herrn. In ähnlichem Verhältnis stehen unsre preußischen Diplomaten. Graf Usedom ist eigens gekommen, mit seinem reichen Wissen die Honneurs der Kunst zu machen, während der wirkliche Gesandte Brassier sehr unsympathisch ist. Aber wir drücken uns die Hände und sind die besten Freunde.

Den Zauber, den das alte, veraltete und schlecht gehaltene Venedig auf mich ausübt, will ich nicht beschreiben, aber noch nie habe ich mich mit solchem Genuß dem dolce far niente hingegeben wie hier. Das reglementmäßige Besichtigen überlasse ich den andern; ich freue mich des farbenreichen Lebens, des schönen Meeres und des klaren, wolkenlosen Himmels. Königliche Gondeln sind stets zu unsrer Verfügung, und ich habe sie wacker benutzt. Ein weiches Polster für zwei Personen, dahinter der treibende Gondolier, vor uns an der Spitze der leitende, ein bildhübscher Bursche ganz in Weiß mit Blau und Silber, in Lackschuhen, mit leichtem Matrosenhut.

In solchem Gefährt von einer schönen Kirche zu einem schöneren Bilde zu fahren, oder über den Lido hinaus ins Meer, das ist allerdings ein Genuß, wie ich ihn noch nicht gekannt habe.

Von Politicis will ich noch berichten, daß das Ministerium Menabrea seinem Tode sehr nahe ist. Der König ist dann für Ratazzi, eine große Partei für Lamarmora.

Hier ist die Marine das an uns herantretende militärische Element, sie ist aber noch nicht so fertig wie die Landarmee."

*

Bari, den 16. 10. 69.

„Venedig war sehr schön. Ich bin meist mit Lehndorff gewesen, der immer guter Laune und unternehmend ist; Eulenburg hat vorläufig nicht sehr viel von der Reise, er ist ungeheuer in Anspruch genommen; sind wir erst glücklich eingeschifft, so wird es für ihn besser werden.

Der Kronprinz zog es vor, mit Usedom und dessen Ablatus, dem jungen Schöll, die Kunstschätze allein zu besichtigen. Sie waren dort vollständig zu Haus, außerdem ist Usedom aber auch ein höchst angenehmer Gesellschafter. Leider führte er einen kleinen Zwischenfall herbei.

Als wir nach Tisch eines Tages herumstanden, bemerkte ich, daß Jasmund eindringlich zum Kronprinzen sprach; es fiel mir besonders auf, weil der Prinz so still dazu war. Bald darauf ging er fort und ließ mich rufen. Nun sagte er, er wolle Usedom und Schöll als Belohnung ihrer Gefälligkeit mit nach Athen nehmen.

Ich sagte, Schöll sei eine reine Geldfrage, Usedom aber außerdem eine politische. Der König bezahle die Reise und habe die Begleitung befohlen; der Prinz könne also nicht ohne weiteres einladen, müsse außerdem aber auch die Rückreise bezahlen. Usedom befinde sich in einer gewissen Opposition gegen die bestehende Regierung, seine Entlassung habe mit einem gewissen Eklat stattgehabt, ich halte dessen Mitnahme für sehr unthunlich.

Antwort: ‚Das könne er nicht zugeben, er müsse sich das erst noch überlegen.'

Um dem Herrn nun die Wege zu ebnen, und da ich es einerseits zu keinem öffentlichen Skandal in Berlin kommen lassen wollte, andrerseits aber Usedom für viel zu verständig hielt, um dem Prinzen einen solchen nicht zu ersparen, so ging ich zu ihm und legte ihm meine Gesichtspunkte dar. Seine Antwort war, er gebe alles zu und überlasse dem Prinzen die Entscheidung.

Es ging aus der ganzen Unterhaltung hervor, daß er gedacht hatte, den Prinzen überhaupt zu begleiten. Es war nun nicht weiter die Rede davon, und ich hielt die Sache für erledigt. Da plötzlich, gestern in Ravenna, wo wir von den Kunstschätzen Italiens Abschied nahmen, Usedom also scheiden mußte, kam der Prinz darauf zurück.

Ich sagte ihm, Usedom habe meine Gründe anerkannt, außerdem möge der Herr die Gnade haben, nichts zu unternehmen, was als eine direkte Opposition gegen den königlichen Willen aufzufassen sei. — Graf Eulenburg unterstützte mich kräftig, und so war das Ende, daß der Prinz dem jungen Schöll eine Summe Geldes schenkte, um selbständig nach Griechenland zu reisen. Jasmund drückte seinen Zorn in Verstimmung aus, der Prinz aber bedankte sich schließlich noch bei mir, daß ich ihm geholfen, auf diese Art herauszukommen.

Gestern mittag fuhren wir ab gen Süden, bis heute früh halb neun, und

erwachten in einer neuen Welt, so südlich, daß Venedig dagegen wie Thule erscheint. Namentlich das Gewimmel in der Matrosen- und Fischerwelt am Strande amüsierte mich; wir bummelten eine Zeitlang in den Straßen herum, dann aber wurde es so heiß selbst im Schatten, daß die Klugheit gebot, das Haus aufzusuchen. — Morgen früh geht es nach Brindisi, von dort um zwei Uhr an Bord eines Postschiffes nach Korfu, wohin unsre Kriegsschiffe dirigiert sind. Wir dürfen keine Zeit vertrödeln, damit wir vor dem Kaiser von Oesterreich in Konstantinopel sind."

Aus Athen schrieb der Kronprinz unter dem 22./10.:

„Korfus Lage ist sehr schön, zwar regnete es anfangs, als aber dann die Wolken stiegen und die wundervolle Kette der albanischen Berge klar wurde, da ging die ganze Pracht dieser Natur auf. Man fühlt und sieht hier überall die segensreichen Wirkungen der englischen Herrschaft; in Korfu ist Leben und Kultur, wohin das Auge sich wendet, über Griechenland lagert Oede und Leere, nur Athen hat einen Anstrich erhöhter Entwicklung.

Wie wenig fundiert diese aber ist, bemerkt man, wenn man die Stadt verläßt; denn rings umher an allen Ausgängen stehen Wachen, die drei Mann starke Posten in das Feld vorschieben, und eine halbe Stunde weiter sind wieder Wachthäuser mit Piketts. Unter solchem Schutze wird das Feld bebaut und wandern ein paar Menschen auf der Landstraße von und nach Athen.

Der Delphin brachte mich erst mit Einbruch der Nacht in den Piräus; die hier stationierten russischen und englischen Kriegsschiffe waren erleuchtet und begrüßten mich mit den gebührenden Ehren. Mit dem König Georg traf ich an der Landungsbrücke zusammen. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Athen und dann durch die Stadt, in der mich die Bevölkerung mit überraschendem Jubel und Teilnahme empfing, nach dem Schloß. Hier fand der übliche Empfang statt.

Der König und die Königin sind mir mit vollster Herzlichkeit entgegengekommen, und ich habe sehr schöne Stunden mit ihnen zugebracht. Sie leben sehr glücklich miteinander, aber die Vereinsamung, in der sie dem Lande gegenüberstehen, ist so groß, daß ihnen mein Besuch ein wirklicher Genuß wurde. Das einzige, was der heutige König vor dem König Otto voraus hat, ist das, daß er Kinder hat, die Griechen sind; das bildet aber auch den einzigen Zusammenhang des Königs mit dem Volke.

Es ist nicht schwer, Pläne zu machen, wie Land und Volk zu heben sind, denn die Schäden liegen zu offen am Tage; leider aber auch, daß die nötige Arbeit Jahrhunderte äußeren und inneren Friedens erfordert, und der festen Konsequenz, die hier eben keine Regierung haben kann."

Ich selbst schrieb am gleichen Tage:

„Heute giebt es noch Visiten, Spazierfahrt und Galadiner. Morgen mittag fahren wir fort und besteigen die Fregatte ‚Hertha‘; ein schönes Schiff, das wir neulich auf der Fahrt von Korfu trafen und nach dem Piräus dirigierten. Ich freue mich auf die Seereise, denn von der hier herrschenden Glut kann man sich

keinen Begriff machen; der stets wolkenlose Himmel sendet den ganzen Tag Strahlen hernieder, die einem das Mark in den Knochen ausdörren. In der Nacht aber wird es so kalt, daß ich mich zudecke wie bei uns im Winter."

*

Constantinople, le 24 Octobre 1869. Palais impérial de Beglerbey.

„Hier sitze ich in einem wahren Feenpalast. Diese Niederlassungen des Sultans besitzen eine unerhörte Pracht und Freiheit des Raumes, wie man sie in unsern Schlössern gar nicht kennt. Die Mitte unsers Palais bildet eine Halle von einer Fläche wie ein ganzes Berliner Grundstück; darin ein großes Marmorbecken mit fallenden Wassern; rings umher unsre Gemächer, frei und schön, mit dem Blick auf den Bosporus und herrliche Gärten. Jetzt kurz vor dem Diner alles erleuchtet mit kolossalen Krystallkandelabern.

Der Kronprinz wohnt eine Treppe höher, bei ihm ist die Halle ein großer Salon mit den schönsten Marmorsäulen und allen möglichen Polster- und Blumenetablissements. Da sitzen wir denn und rauchen aus brillantenbesetzten Tschibuks.

Wir hatten sehr ruhige Fahrt auf der Hertha, wo ich eine eigne Kabine mit großem Bett und allem Komfort habe. An den Dardanellen wurden wir von den türkischen Behörden empfangen, und der erste Ecuyer des Sultans kam zur Begrüßung, ein sehr gewandter, französisch sprechender Grieche. Er brachte uns die Erlaubnis, mit unserm Kriegsschiff die Dardanellen zu passieren, und mit grauendem Tage langten wir vor der in Nebel gehüllten Stadt an. Es war Sonntag, und wir hielten angesichts der Türken noch unsern Gottesdienst ab, setzten uns dann in Glanz und bestiegen ein türkisches uns entgegengesandtes Staatsschiff, eine kaiserliche Jolle, die, ganz in Seide und prächtigen Krystallsäulen ausgerüstet, den ersten Einblick in die hier herrschende Pracht bot.

Zunächst empfingen uns die hier lebenden Deutschen; sie fuhren uns auf schön geschmücktem Dampfer entgegen, mit Musik und Gesang, und unendlicher Jubel erscholl, als der Kronprinz sich zeigte. Nun ging es vorwärts durch eine Wasserstraße viermal so breit wie der Rhein, mit Ufern so hoch wie der Ehrenbreitstein, aber flacher ansteigend, und darauf ein Palast über dem andern; das schönste Panorama, das die Welt bieten kann.

Welche Pracht die Umgebung unsers Palais de Beglerbey noch enthält, erfuhren wir erst am Abend nach dem Diner. Da war der Park weithin illuminiert, verborgene Kapellen spielten zu unsrer Promenade Straußsche Walzer, und ein Kiosk nach dem andern öffnete sich, mit den schönsten und reichsten Salons, alles mit Geschmack und in Harmonie mit dem Klima und dem Orient; wirklich zauberhaft.

Gestern haben wir beim Großherrn gegessen. Er und seine sämtlichen Würdenträger, mit Ausnahme des Großveziers Ali Pascha, sind sorgfältig abgerundete Erscheinungen; die Ruhe macht sie dick. Es war ein ganz europäisches Diner, aber kein Türke trank Wein. Die Konversation mit dem Sultan, der nur türkisch spricht, ging nur per Dragoman und war sehr schleppend."

*

Den 26. 10.

„Die andern haben sich gelegt, ich will die Stunde, die mir bis zum Diner bleibt, mit Dir verplaudern, denn ich habe entsetzlich viel gesehen.

Gestern haben wir die Stadt geradezu durchlaufen, Menschen und Dinge anschauend, zumal aber die Bazare erforschend. Heut sahen wir zunächst den alten Sérail, d. h. Bauten aus den ersten mohammedanischen Zeiten, deren Reste nach einem großen Brande übrig geblieben sind; von dort gingen wir nach der Hagia Sophia, bei deren Anblick einen trotz aller Schönheit des Baues die Trauer packt, daß das Christentum hier dem Islam weichen mußte. Dann stiegen wir zu Pferde und nahmen Parade ab; ganz brillantes Material, schöne, große, kräftige Leute im Kostüm der Zuaven. Die Offiziere, wie alle, die etwas gelten wollen, tragen europäische Kleidung mit Fes.

Die Pferde der Artillerie waren vorzüglich, die der Kavallerie miserabel; den Schluß machte ein Artillerieexerzieren, ganz nach preußischem Reglement; es ging ganz ordentlich. Der Kronprinz empfing die preußischen Offiziere, die dort als Instrukteure angestellt sind, es machte einen eignen Eindruck, diese Türken berlinisch oder thüringisch sprechen zu hören.

Die vermummten Gestalten der türkischen Frauen könnten auf den Straßen zwischen dem vielen Gesindel ein poetisches Element bilden, wenn sie weniger ungestaltet wären und frei gingen anstatt zu watscheln. Die eleganten Türkinnen sieht man nur im Wagen; sie tragen so lichte Schleier, daß man sogar sieht, wie stark sie gemalt sind und wie viele Pockennarben tragen.

Nach dem Frühstück im Seraskierat ritten wir weiter durch die Stadt. Man sieht nur Holzhäuser in den Straßen, und diese, wie die Umgebungen, wie die Menschen, deuten darauf hin, daß Elend hier heimisch ist. Die vergitterten Fenster verhindern, daß man in das Haus hinein- oder heraussehen kann, verdüstern das Ansehen und verfinstern die Existenz. Auf der Straße aber und in den unten weitgeöffneten Hallen geht jedermann seiner täglichen Beschäftigung nach, und alles bewegt sich in den buntesten Farben.

Die Mauern der Stadt nebst den Wällen sind einst fest gewesen; heute sind sie nach allen Richtungen hin durchlöchert und verfallen wie das ganze Reich. Draußen Kirchhof an Kirchhof, mit den schönsten Cypressen bestanden.

Das Judenviertel bringt Ueberraschungen; eine Menge hübscher Mädchen, große Sauberkeit und entschiedene Armut. Die Qualitäten unsrer Juden vertreten hierzulande die Armenier.

Die Pferde, die wir ritten, waren prächtige Araber; sie zeigten den ganzen langen Tag, bergauf bergab, auf dem niederträchtigsten Pflaster der Welt, nicht eine Spur von Ermüdung."

*

28. 10. 69.

„Gestern hat der Kronprinz eine Fahrt in das Schwarze Meer gemacht. Wie gesagt, nimm die belebtesten Gegenden des Rheinthals zwischen Koblenz und Bonn, mache den Strom viermal so breit, und Du hast eine Ahnung von

der Pracht und dem Leben dieses majestätischen Gewässers, auf dem Hunderte der größten Seeschiffe immer in Sicht sind und sich mit vollen Segeln oder mit Dampf bewegen. Nur die Höhe der Berge zeigt mangelnde Kultur, während sonst schöne Promenaden, Gärten und Kioske die Landschaft bedecken.

Dann ruderten wir zum Sultan und fuhren von dort in vier Vierspännern — Pferde, Wagen, Geschirre aus Paris, — nach den süßen Wassern, stiegen wieder in die Kaiks, und ruderten um das ganze Goldene Horn, um Pera, nach Haus. Die untergehende Sonne beleuchtete die wunderbare Gegend und goß einen Zauber darüber aus, der gar nicht zu beschreiben ist. — Originell ist, daß die kaiserlichen Kaiks nicht durch die großen offenen Durchfahrten der Brücken fahren; für sie wird jedesmal ein ganzes Joch ausgefahren, so daß jeder Verkehr stockt und von beiden Seiten eine große Menge Volkes sich anstaut.

Ich will gleich noch ein ähnliches Beispiel von der hier gültigen Verachtung der Massen anführen.

Der Kronprinz hatte den Wunsch ausgesprochen, er wolle heute nachmittag eine Kaserne besehen. Infolgedessen hatte der Kriegsminister befohlen, die ganze Garnison von Skutari, acht Bataillone Infanterie und ein Regiment Artillerie solle dort en parade aufgestellt werden, und zwar sollten die Truppen, da der Prinz keine Stunde bestimmt habe, von acht Uhr ab unter Gewehr stehen. Wir kamen nachmittags vier Uhr, und die Leute hatten unausgesetzt gewartet."

*

29. 10.

„Gestern ritten wir nach der deutschen protestantischen Schule und Kirche, begrüßten die Gemeinde und die armenischen Repräsentanten aller Protestanten und besichtigten das deutsche Krankenhaus mit der Diakonissenanstalt. Der Kronprinz zeigte sich unendlich liebenswürdig, und er mußte befriedigt sein, zu sehen, wie gut es mit diesen Anstalten steht.

Dann sahen wir den Kaiser von Oesterreich einfahren, frühstückten und machten den schönsten Ritt über die Höhen von Skutari. Dabei begegneten wir einem reisenden Harem, der zu Pferde aus dem Innern Kleinasiens kam; auf jedem Pferd ein großer weißer Baldachin, auf jeder Seite des Pferdes ein verhülltes Weib; zwei Schwarze zu Pferde als Führer, bei jedem Pferde ein Junge.

Eine wundervolle Cypressenwaldung bietet von der Höhe eine Aussicht über Marmarameer und Bosporus, daß man danach die Scheußlichkeit der tanzenden und heulenden Derwische gar nicht begreift. Solch ekelhafter Wahnsinn dicht neben der höchsten Herrlichkeit Gottes.

Nun ritten wir nach der Kaserne und nahmen eine Parade ab. Wunderschöne Leute, die Stuben sehr überlegt und nur als Lagerstätten ausgerüstet; der Anzug der Leute ist sehr gut, die Kerls waren bis auf die Haut proper. Auch ihr Essen fiel durch Reinlichkeit auf; es bestand aus Reis und einer langen Sauce von gekochten Weintrauben.

Der Ritt ging weiter nach einem brillant gehaltenen Hospital und nach dem Strande, wo ein Dampfschiff lag, um uns zum Kaiser von Oesterreich zur Visite und endlich nach Hause zu führen. Es war der reichste Tag, den ich je auf Reisen erlebt.

Heute geht es nun fort, und ich muß noch meinen Bericht an den König machen. Dein Brief vom 18., der mir gestern zugegangen, erregt meinen wärmsten Dank; Du schreibst etwas melancholisch über unsre Trennung am Hochzeitstage; so Gott will, wollen wir das nächste Jahr gemeinsam unser silbernes Fest feiern. Der Prinz hat noch keinen Brief seit dem 11. Oktober; er ist sehr unglücklich, denn selbst der Geburtstagsbrief der Kronprinzessin ist ihm ausgeblieben; deshalb warten wir hier heut noch auf die Post."

*

An Bord S. M. S. Hertha, den 2. 11. 69.

„Die hohen Felsküsten Kleinasiens und seiner Inseln ziehen in dem blauvioletten Licht der hiesigen Zone vorüber; ich habe nichts zu thun, als ihnen nachzusehen, und nichts zu berichten, als daß wir anhaltend gutes Wetter haben. Nur vor Rhodos war etwas viel See, aber die Größe des Schiffs gleicht die Bewegung sehr aus, und die Fahrt wäre ganz angenehm, wenn nicht die furchtbare Hitze die Nerven erschlaffte, denn es weht Tag und Nacht ein feuchter Südwind.

Mein Leben verläuft sehr regelmäßig. Um sieben wird aufgestanden, dann auf Deck gestiegen, nach Wetter, Wind, Kurs, gewonnenem Weg u. s. w. nachgefragt, bis halb neun promeniert, gefrühstückt, wieder promeniert, — meist mit dem Prinzen, — wobei dann sehr vieles Interessante durchgesprochen wird, und Beratung mit dem Kommandanten Kapitän Köhler. Ich suche mich über die Marine zu orientieren, und man erzeigt mir die Ehre, mich mit meiner Wetterkunde zu respektieren und mein Urteil stets zu hören. Um ein Uhr Lunch, Lektüre bis zum Dunkelwerden, Toilette im Frack, halb sieben Diner und endlich Whist bis zehn, Zigarre auf Deck und gegen elf Nacht.

Mit der Ruhe ist es nicht weit her, und neben der Hitze hindert der Mordlärm am Schlafen. Jeder Tritt der Wache schallt durch die Kabine, wenn aber gar manövriert wird, mit Segeln u. s. w., was jede Nacht ein paarmal erfolgt, dann entsteht ein ungeheurer Spektakel. Außerdem aber ist jeden Morgen um fünf Uhr Scheuerfest; Schrubber und Eimer bullern rücksichtslos über mir her.

Das Meer hat eine ungemein schöne, dunkelblaue Färbung, und sobald die Nacht darauf liegt, ist jeder leichtbewegte Tropfen ein Feuerfunke. Da wollte ich, Du sähest das mit mir und auch die Kinder.

Auf den Herrn hat die Gleichmäßigkeit der Fahrt den Einfluß, daß er Pessimist wird und schwarz ins Leben sieht. Manchmal gelingt es mir, ihn umzustimmen, am leichtesten noch, wenn etwas zu zeigen ist, eine Insel, Delphine, schöne Beleuchtung. Dann merkt er wieder, daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Ich bin noch an einem Bericht an den König, der aber erst in Jerusalem zum Abschluß kommt, über den Johanniterorden und seine Ziele hier.

Nun adieu, Liebste, Kuß und Gruß für die Kinder."

*

Jerusalem, 7. 11. 69.

„Die letzten Tage waren so ausgefüllt, daß es mir unmöglich war, zu schreiben.

Am 3., morgens, lagen wir vor Jaffa. Die Einfahrt des Hafens zwischen zwei engen Felsriffen, die ganz flach unter Wasser liegen, ist bei hoher See bedenklich. — Jaffa bot uns zum erstenmal das volle Bild des Orients; Steinklumpen ohne Fenster und ohne Dächer anstatt der Häuser; Menschen spärlich in bunte Lappen gekleidet, die Pferde klein, mehr Esel und am meisten Kamele. Hier und da eine majestätische, mit Früchten behangene Dattelpalme; an den Höhen und im dahinterliegenden Thale dicke Orangenwaldungen. Die Behörden begrüßten den Kronprinzen, die Truppen mit wahrhaft scheußlicher Musik, und endlich sehr sympathisch die württembergische Kolonie, die sich dort angesiedelt hat und sich mit Orangenbau beschäftigt.

Nach einem Besuch bei den Deutschen und gutem Frühstück im Deutschen Hotel stiegen wir zu Pferde, um zwei Drittel des Weges hierher noch zurückzulegen. Der Pascha der Provinz, der den Kronprinzen begleitete, war ein feiner, liebenswürdiger Mann, viel gereist und sehr gut angezogen. Die Gegend bleibt kahl und öde, nur hier und da eine Olivenholzung oder ein Steinhaufen, der einen Ort repräsentiert. Bei unsrer Annäherung entwickeln sich die wunderlichsten Gestalten, zerlumpt, aber in stolzer Haltung, kein eigentlicher Krüppel dabei.

Bei Ramleh erschien der Gemeindevorstand, den Kronprinzen zu begrüßen, mit einer Schar Berittener, die uns nun begleiten sollten und ein höchst buntes Waffenspiel aufführten; eine Art Flucht und Verfolgung; eine Gazelle taucht auf, der Reiter folgt, und es wird eine Jagd daraus.

In Ramleh wurde in buntem Gewühl gerastet, und dann ging es fort. Der Weg war für die Ankunft unsers Herrn und des Kaisers neu hergestellt, aber echt orientalisch. Wir trafen noch einzelne Gemeinden arbeiten, ohne alle Werkzeuge, nur mit der Hand; sie tragen Erde und Steine in möglichst kleinen Strohmatten herbei. Der nächste Regen wird alles wieder auflösen, der ganze Bau ist ein Kinderwerk.

Um sechs Uhr kamen wir am Gebirge an, wo ein Zeltlager für uns aufgeschlagen war, in dem wir sehr gut lebten. Nächsten Morgen brachen wir früh auf und drangen in das sehr hohe Bergland und die öden Steinmassen des eigentlichen Judäa ein. Alle halbe Stunde steht ein Wachthaus, in dem Mannschaften der benachbarten Dörfer etabliert sind.

Anderthalb Stunden vor Jerusalem erwarteten uns die Deutschen, etwa 25 zu Pferde. Sie allein bilden hier eine Kolonie, die andern Nationalitäten sind nur sporadisch und eigentlich nur in Klöstern, Hospizen und andern kirchlichen Anstalten vertreten. Die Deutschen sind Kaufleute und Handwerker, ein

phantastischer Zug hat sie hergetrieben und hält sie fest. Alle Fremden aber suchen den Schutz des Norddeutschen Bundes zu gewinnen, als hätten sie das Gefühl unsrer aufstrebenden Macht. Man reist schon mit dem Stolz, ein Norddeutscher zu sein.

Der Empfang that dem Herzen wohl; wir gewannen nun die Höhe, wo alle Behörden, Konsuln, Religionen, Völkerschaften sich zum Empfang gruppiert hatten. Ein buntes Bild voller anregender Elemente. Am stolzesten die griechische Kirche; am originellsten die Juden, die mich mit einem Schlage durch ihre Erscheinung nach Posen zurückversetzten; am wärmsten war die Begrüßung der sechs Diakonissinnen, die hier eine Krankenanstalt leiten, so frei von allen Aeußerlichkeiten, so rein menschlich, daß uns allen die Thränen über die Backen liefen.

Unser Herr war bei der ganzen Feier so schön an Körper und Geist, daß er alle Welt hinriß; er zweifelt gelegentlich daran, ob es ihm gelingen wird, hier in der Fremde neben den großen Souveränen die Würde seines Hauses und die Macht seines Landes hinreichend zu repräsentieren. Ich bin der Ueberzeugung, es können zehn Kaiser hinter ihm her reisen, es sticht ihn keiner aus. Aber es ist schade, daß er sich hiermit manchmal die Laune verdirbt.

Nun zogen wir ein; das schreiende Volk mit Palmenwedeln vorauf, der Kronprinz als Dragoner auf schönem Schimmel als Mittelpunkt, dann das Gefolge, viel Sonne und viel Staub. Durch alle Empfänge und Truppenaufstellungen hindurch begaben wir uns nach der heiligen Grabeskirche. Bekanntlich führen hier die verschiedenen christlichen Konfessionen zur höheren Ehre Gottes und zur Freude der Türken die unwürdigsten Schauspiele auf, prügeln sich um die Verehrung der heiligen Stätten; nur die türkische Peitsche hält sie in Ordnung. Auf meine Frage an den Pascha, ob die Protestanten ihm denn auch hierin Sorge machten, antwortete er: ‚Nein, ihre Religion ist ja der unsern ganz ähnlich.‘

Wir sahen dann die Tempelreste und gingen nach dem Oelberg; die schöne Aussicht über die Stadt, nach dem Jordan und dem toten Meere wurde durch den Sonnenuntergang mit den prächtigsten Farben geschmückt, und die durch die Oertlichkeit reich beschäftigte Phantasie gewann Gelegenheit, sich voll geltend zu machen.

Am 5. früh setzten wir uns zu Pferde, um nach Hebron zu reiten, der Grabstätte Abrahams, Isaaks und Jakobs, die sich in einer Moschee befindet und auch den Mohammedanern heilig ist; so heilig, daß nur ein Ferman des Sultans den Christenhunden die Moschee öffnet. Wir hatten einen solchen, und der Kronprinz hoffte, daß wir nun auch in die wirkliche Grabhöhle dringen könnten, die seit dem 12. Jahrhundert niemand betrat und wo die Archäologen merkwürdige Inschriften vermuten. Die Hoffnung, der Wissenschaft zu dienen, verleitete den Herrn, nach Hebron zu gehen; leider war es eine Täuschung, und wir machten umsonst bei der kolossalen Hitze den schweren Ritt. Todmüde kamen wir spät abends an und lagen um elf im Bett.

Am nächsten Tage sahen wir Bethlehem und die dortige Schule des Berliner

Jerusalem-Vereins. Alle heiligen Stätten sind widerlich durch den Popanz, der überall daran gehängt ist; auch hier streiten sich Griechen, Armenier und Lateiner um den Vorrang, und die Türken müssen Ordnung stiften.

Nachher wurde hier in Kirchenbauangelegenheiten verhandelt, was für mich eine harte Arbeit war, da unser Generalkonsul nicht an den Zügel wollte. Der Kronprinz sollte einen Bauplatz für eine protestantische Kirche übernehmen, den der Sultan unserm König geschenkt hatte. Der Pascha aber und der griechische Archimandrit, der auch einen Schein von Anrecht auf den Grund und Boden hatte, waren nicht früher zu bewegen, den Besitztitel zu übergeben, als bis der Kronprinz sich entschloß, jedem von beiden den Großcordon des Kronenordens zu verleihen.

Heute hatten wir Gottesdienst, wobei der Kronprinz für sich allein in der Sakristei das Abendmahl nahm. Dann sahen wir noch einige protestantische Institute, unter denen sich die von den Diakonissinnen geleiteten höchst vorteilhaft auszeichneten. Es ist mir immer ein Hochgenuß, diese protestantisch-deutschen Elemente so kräftig blühend zu finden. In der einen Anstalt begrüßten 85 arabische Kinder den Kronprinzen mit folgendem Liede:

Melodie: Ich bin ein Preuße . . .
,Ein hochbeglücktes Häuflein deiner Treuen,
O Kronprinz, bietet ein Willkommen dir.
Es möchte gern der Freude Blumen streuen
Im heil'gen Land auf heil'gem Boden hier.
Fest sind der Liebe Bande
Hier und im Vaterlande,
Drum rufen alle wir aus Herzensgrund:
Dem Kronprinz Heil auf Palästinas Grund!'

Eine merkwürdige Huldigung, die uns alle weich machte.

Um vier ritten wir ab; gutes Nachtquartier im Zeltlager, Diner von sechs Gängen, mit Wein, Sodawasser, Limonade; andern Morgens Aufbruch, in Ramleh Rast mit Imbis: Brot, Göttinger Wurst, Rotwein, Limonade. Um Mittag langten wir mit entsetzlich müden Pferden in Jaffa an und begegneten am Thor dem Kaiser von Oesterreich, der den Prinzen außerordentlich freundlich begrüßte. Er war vom Sultan brillant beritten gemacht, während wir Mietsklepper hatten. Morgen in Beyrut sind auch wir wieder Gäste des Padischah.

Um zwei gingen wir an Bord, und um vier segelten wir auf ziemlich hoher See. Von der heimischen Politik haben wir bisher nur gehört, daß Heydt gefallen. Ich hebe ihn nicht wieder auf; aber auf den Nachfolger bin ich neugierig."

(Fortsetzung folgt.)



Der Christus von Mariahilf.

Novelle

von

Ferdinand v. Hornstein.

Der Pfarrer von Ried war eben damit beschäftigt, in seinem Gärtchen Gemüse zu holen, als der Diener des alten Barons Randegg ihm über den Zaun zurief, der gnädige Herr ließe Hochwürden bitten, doch gleich ins Schloß zu kommen, er hätte am Morgen wieder einen schweren Anfall gehabt und möchte gern den Herrn Pfarrer noch sprechen.

Niemand hätte durch diese Nachricht in größere Aufregung versetzt werden können als der behäbige geistliche Herr. Denn obgleich ihm bekannt war, daß es mit dem Baron sehr schlecht stehe, so wußte er doch auch, daß sein Patronatsherr in den dreißig Jahren, seit sie sich kannten, in geistlichen Dingen nur von ihm Gebrauch gemacht hatte, wenn es sich um Auszüge aus dem Kirchenbuch, um Ausbesserungen von Familiengräbern oder ähnliche „Kapital"fragen handelte. Dagegen hatten sie oftmals einen guten Tropfen zusammen getrunken, und in solchen Dingen ließ sich der alte Herr auch gern von seinem fast um zehn Jahre jüngeren Gesellschafter Rat und Beistand erteilen.

Aber mit seinem zunehmenden Herzleiden, das ihn oft andre Aerzte und Gegenden aufsuchen ließ, waren die Zusammenkünfte immer seltener geworden, und so mochten gewiß anderthalb Jahre vergangen sein, seit sie zum letztenmal im Erker des Turmzimmers vergnügt beisammen gesessen und den „Heurigen" probiert hatten.

An diese gemütliche Vesperstunde mußte der Pfarrer lebhaft denken, als er um dieselbe Zeit, kurz nach der erhaltenen Nachricht, mit seinem Ministranten dem alten, auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Schloß zueilte, in dem der Besitzer unter der zwar gewissenhaften, aber wenig liebreichen Fürsorge einer alten Haushälterin seinen Junggesellenhochmut büßen mußte. Aber die Wehmut, die den Geistlichen bei dem Gedanken überfiel, daß dies vielleicht sein letzter Besuch bei dem jovialen alten Herrn sei, ward doch durch die Freude übertroffen, daß Gott dem gnädigen Herrn in der Sterbestunde noch die Augen geöffnet habe und ihn sein sündhaftes Leben wenigstens noch schön und christlich beschließen lasse.

Dieser Gedanke hatte seinem gutmütigen vollen Gesicht, das mit den kleinen Aeuglein und dem schlauen Munde an einen humoristischen Schauspieler erinnerte, einen so strahlenden Ausdruck gegeben, daß er sich an der Thüre des Krankenzimmers gewaltsam zusammennehmen mußte, um eine dem Ernst des Augenblickes entsprechende Miene zu machen.

Als er aber behutsam die Thüre öffnete, lachte ihn das „alte Schweden"gesicht so vergnügt an, und die bleiche, abgemagerte Hand streckte sich ihm so

munter entgegen, als ob er gekommen wäre, um einen Bruder Studio aus dem Bett zum Frühschoppen abzuholen.

„Das is schön, lieber Freund!" rief der Kranke, während dem Eintretenden alle Freude vergangen war. „Warum machen S' denn so ein erschrocken's G'sicht? Sie sehn ja, es geht mir ganz gut. Grad is der Doktor wieder fortgegangen. Nur heut morgen hab' ich einen solchen Anfall g'habt, daß ich schon g'meint hab', es wär' der letzte, und drum hab' ich Sie rufen lassen, damit wir uns noch ein bissel unterhalten. Denn man weiß nie, wenn so ein verdammter Anfall wiederkommt."

„Freilich nicht, lieber Herr Baron," entgegnete der Pfarrer. „Darum freut es mich ja so herzlich, daß Sie nach mir geschickt haben, und daß ich noch rechtzeitig komme, um Ihnen die Tröstungen..."

„Ah was!" fuhr der Kranke dazwischen. „Sie wissen doch, wie gern ich Sie immer g'habt hab', wenn ich auch den Hokuspokus nicht mitg'macht hab', und wie leid mir's gethan hat, daß wir in der letzten Zeit so wenig zusammengekommen sin, und darum freut 's mich so, daß ich Ihnen noch einmal sagen kann..."

„Mich auch, lieber gnädiger Herr," unterbrach ihn der Pfarrer, der zur Hauptsache drängte. „Aber gerade, weil es Ihnen, Gott sei Dank, wieder auf kurze Zeit besser geht, sollten wir den kostbaren Augenblick benutzen..."

„Da haben Sie recht," sagte der Baron, ihn am Arm packend, und rief seinem Diener im Nebenzimmer: „Franz, hol einmal eine Flasche Rüdesheimer Auslese, in dem Kistl, du weißt schon!"

„Aber Sie werden doch nicht jetzt in dem Zustand...", stotterte der Pfarrer erschreckt, „Sie können mir doch nicht zumuten..."

„Was?" rief der Schloßherr, „zumuten? Kennen Sie den Wein? Hab'n Sie einmal einen 93er verkostet? So einen Tropfen hab'n Sie in Ihrem Leben nicht getrunken."

„Das glaub' ich," sagte der Pfarrer, dem selbst dieser Trost seinen wirklichen Schmerz nicht lindern konnte, „aber ich habe gedacht, Sie wollten eine andre Wegzehrung mit ins Jenseits nehmen. Und darum thut es mir weh, Sie jetzt so zu finden, weil ich immer so an Ihnen gehangen habe."

„Lieber Herr Pfarrer," begann jetzt der Baron mit warmem Ton und heftete seine großen Augen auf den Seelsorger, während er sich im Bett aufrichtete. „Hören Sie mich einmal ruhig an! — Ich hab' Sie rufen lassen, weil ich Ihnen Adieu sagen wollte. Denn ich hab' sonst keine Verwandte und Freunde hier, und es wär' mir auch leid g'wesen, wenn Sie g'meint hätten, ich wollt' mich am Schluß heimlich aus dem Staub machen, nachdem wir dreißig Jahre lang so gut mitsammen ausgekommen sin. Aber grad deshalb hätten Sie mich auch kennen sollen und mir nicht zutrauen, daß ich am Schluß noch fahnenflüchtig werd' und vor dem Feind um Pardon fleh'..." Der Pfarrer wollte etwas sagen, aber der Baron fiel ihm ins Wort. „Nein, nein, das hätten S' nicht thun sollen, Herr Pfarrer. Das hat mir grad immer so gut an Ihnen

g'fallen, daß Sie nicht an jedem schlechten Kerl das Himmelreich hab'n verdienen wollen, und daß Sie mit mir umgegangen sin, als ob ich auch ein ehrlicher christlicher Mensch wär', wie die Bauernrammel, die jeden Tag zweimal in die Kirch' laufen. Aber grad darum, weil Sie Ihr ganzes Leben lang so tolerant gewesen sin, so lassen S' mir, bitt' ich, auch die letzte Stund', die ich noch hab', eine Ruh', daß wir als gute Freund' auseinandergehen. Denn die G'schichten da beleidigen mich."

„Beleidigen!" seufzte der Pfarrer, „das war nicht meine Absicht. Denn ich wußte, daß bei Ihnen zu dieser Fahnenflucht ein ungeheurer Mut gehört hätte. Aber Sie haben Ihr Herz verschlossen, und Gott hat Ihnen die Kraft nicht mehr geben können."

„Er hätt' lang genug Zeit g'habt," antwortete der Baron, durch die geschickte Antwort des geistlichen Herrn zugleich gereizt und nachdenklich gemacht. „Ich bin jetzt ein Sechziger und hab' mich die lange Zeit immer noch mehr um ihn gekümmert, als er um mich. Ich sag' das nur als Thatsache. Denn es is mir lieber so. Ich hab' nie gern bereut, und als besserer Mensch wär' ich auch nicht glücklicher g'wesen."

„Woher wissen Sie denn das?" sagte der Pfarrer. „Sie haben ja den Frieden einer reinen und gottgefälligen Seele nie gekannt."

„Ich bin Gott mehr entgegengekommen, als Sie denken," antwortete der Gutsherr, „aber er hat nix von mir wissen wollen."

„Das bilden Sie sich nur ein. Sie haben nie recht auf ihn vertraut."

„O ja," sagte der Baron, „und das is das einzige, was ich in meinem Leben bereu'. Denn ich hab' mich in ihm getäuscht, und seitdem hab' ich das Vertrauen in ihn verloren."

„In Gott, in unsern Herrn und Heiland Jesus Christus?" rief der Geistliche aufs äußerste überrascht.

„Ja, in den, der am Kreuz gehängt is, aber in einen ganz bestimmten. Denn ein jeder stellt sich unter Christus was Bestimmtes vor. Und der meine war viel reiner und mächtiger als der Ihre. Denn Ihrer hat mich nicht einmal in die Kirch' hineingebracht, und der meine hat mich mit dem schönsten Frauenzimmer auseinandergebracht, der ich im ganzen Leben begegnet bin."

„Und deshalb haben Sie kein Vertrauen mehr zu ihm gehabt?" fragte der Pfarrer bitter.

„O nein. Ihm zulieb' hab' ich sie ja fahren lassen," entgegnete der Baron, „aber lassen wir das. Da kommt der Wein. So. Stellen Sie 'n auf den Tisch neben das Bett. Und dann rücken S' dem Herrn Pfarrer den großen Lehnstuhl her."

Der Geistliche wollte sich anfangs wehren, aber das Gespräch und besonders seine letzte Wendung interessierte ihn doch zu sehr, und da auf seine feierliche Weise dem Kranken nichts anzuhaben war, so dachte er, vielleicht auf diese gemütliche Art, was ihn interessierte, aus ihm herauszubekommen. Er ließ sich daher seufzend in den abgewetzten Ahnenstuhl nieder und hielt protestierend

seine Hand über das Glas, aber so, daß der Diener zwischen den Fingern eingießen konnte.

„Soll ich den Ministranten dann fortschicken?“ fragte der Diener darauf.

„Nein, er soll nur draußen warten,“ sagte der Pfarrer.

„Dann geb'n S' ihm aber wenigstens ein Glas Wein!“ rief der Baron.

„Nein!“ protestierte der Pfarrer heftig. Aber der Baron zwinkerte dem Diener an der Thüre noch einmal zu, und das war für das Schicksal des Ministranten entscheidend.

Als der Diener draußen war, nahm der Schloßherr sein Glas und wendete sich zu seinem Gast:

„Prosit, lieber Freund! Ich kann nicht sagen: Auf Wiedersehen! Denn bei meinen Aussichten wäre das ein schlechtes Vergnügen für Sie. Wenn wir aber doch noch einmal irgendwo zusammenkommen sollten, dann frozzelt keiner den andern. Denn was G'wisses hat doch keiner wissen können.“

Und dann stieß er mit zitternder Hand an.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der Pfarrer.

„Meinetwegen. Warum denn nicht?“ fügte der Hausherr gutmütig bei und stieß noch einmal an: „Gelobt sei Jesus Christus! Einmal weil er den Wein hat wachsen lassen, zweitens weil er einen so prächtigen Vertreter hat und drittens weil er mir nicht mehr die Kraft gegeben hat, im Sterben zu deprezieren. Denn das hätt' ich ihm nie verziehen. So aber sterb' ich versöhnt mit meinem Gott. Das können Sie jedermann sagen.“

Der Geistliche war durch den guten Wein und die letzten Worte schon milder gestimmt. Denn die gutmütige Ironie, mit der die Reden des alten Herrn durchsetzt waren, hatte für alle, die ihn näher kannten, nichts Verletzendes. Und beim Wiedererzählen, dachte der geistliche Herr, könne man sie ja weglassen, und nur die letzten Worte erwähnen, um jede falsche Auffassung zu verhüten. Er verfiel daher wieder in seinen alten, behaglichen Plauderton und fragte den Baron, wie er denn eigentlich mit Gott zerfallen sei. Er habe das vorhin nur angedeutet, und doch sei es das Wichtigste, was er ihm in seinem Leben gesagt habe.

Der Baron machte eine abwehrende Bewegung. „Es ist zu lang. Sie verstehn mich auch nicht.“

„Ich werde versuchen, mich auf Ihren Standpunkt zu stellen. Sagen Sie's!“ drängte der Pfarrer. „Ich bin überzeugt, daß es nur ein Mißverständnis ist und wäre zufrieden, wenn Sie nur Ihr Unrecht noch einsähen. Mehr verlange ich in dieser Stunde gar nicht mehr von Ihnen.“

„No, meinetwegen, damit Sie auch noch sagen können, ich hätt' Ihnen gebeichtet,“ knutterte der alte Herr in seinen Knebelbart. „Wenn Sie enttäuscht sin, is es nicht meine Schuld. Ich hätt' Sie gern noch von was Besserm unterhalten.“

„Dazu bin ich gar nicht hier,“ entgegnete der Seelsorger.

„Um so besser,“ sagte der Kranke und richtete sein Kopfkissen zurecht. „Also

nachher hören S' zu! Aber unterbrechen S' mich nicht, wenn's Ihnen zu weltlich wird! Das g'hört alles dazu. Ich hab' so nicht mehr viel Zeit." Dann atmete er noch einmal tief und sagte: „So. — Ueber meinen Charakter brauch' ich Ihnen nicht viel zu sagen. Sie wissen, daß ich's mit der Moral nie genau g'nommen hab'. Aber zu meiner Ehre muß ich gestehn, daß ich mit dem Alter nicht besser g'worden bin wie die andern, sondern daß ich vor fünfundvierzig Jahr'n — ja, ja, so lang wird's her sein — ein anständigerer Mensch war als heut."

„Wieso zu Ihrer Ehre?" fragte der Geistliche verwundert.

„No ja, ich mein' in puncto puncti," erwiderte der Beichtende. „Denn da is es doch eigentlich wichtiger, wie ma in der Jugend war, als im Alter."

„Sie waren also damals rein und unverdorben?"

„Nein, das will ich nicht sagen. Ich war halt wie wir alle mit zwanzig Jahr'. Aber ich hab' damals wenigstens noch so — ideale Stimmungen g'habt, — no ja, das werd'n S' schon hören. Ich hab' also damals auch mein Verhältnis g'habt und zwar mit einer ganz famosen Person. Die hätten S' kennen sollen, Herr Pfarrer! Ich sag' Ihnen, ein Weib wie die Sünde, groß, rothaarig, mit solche Aug'n und einer Büste ..."

„Ich kann mir's schon vorstellen," meinte der Pfarrer, um die Beschreibung abzuschneiden.

„Desto besser," sagte der Baron. „Mit einem Wort, wie nur eine Wienerin ausschauen kann. Sie wissen ja. Ich war nämlich damals in Wien auf vier Wochen, weil ich österreichische Verwandte dort g'habt hab'. Das heißt, das war der offizielle Grund. Eigentlich bin ich hin wegen der Person, mit der ich damals schon bekannt war. Ich hab' sie nämlich im Coupé kennen gelernt bei einem Eisenbahnunglück, wie wir beide nachher hab'n zusammen übernachten müssen — aber das führt zu weit —, ihren Ehering hat sie auch verloren g'habt — kurzum, wie ich nach Wien gekommen bin, war das Unglück schon g'schehen!

„Unsre ganze Sorge war jetzt nur, zu verhüten, daß das Unglück nicht noch größer wird, wenn jemand davon erfährt. Drum bin ich in einem entlegnen Beisel abg'stiegen, in das sich keins von meinen vornehmen Verwandten hineingetraut hätt', wenn sie mir zufällig auf der Straß' begegnet wären. Aber auch da war's der Miezi noch zu unsicher. Nur in ein Privatlogis kommt sie, hat sie versichert, und zwar müßt's in der Mariahilferstraß' sein in einem großen Haus, das einen Durchgang hat, wo ein Schneider drin wohnt."

„Im Durchgang?" fragte der Pfarrer erstaunt.

„Ach was. In einem Haus, wo ein Schneider wohnt mit einem Durchgang," verbesserte der Erzähler etwas nervös, „damit sie eine Ausred' hätt' und gleich auf der andern Seite hinaus könnt'. Das is doch sehr einfach. Nur das Finden war's nicht," fuhr er im alten Ton fort. „Einen g'schlagenen Tag bin ich herumgelaufen, bis ich endlich in so ein Haus hineingekommen bin. Aber dafür hätt' ich auch nix Bessers auftreiben können. Ein Haus, wo ma

in Oestreich hineigegangen und in Ungarn herausgekommen is, und unten lauter Läden und Ausgäng' auf die Straßen, so daß sich zwei kaum selber haben finden können, und innen ein Riesenhof mit lauter Bäum' und Geraffelwerk drinnen und den ganzen Hof entlang ein Korridor, daß ma einen Steckbrief hinter ei'm hat dreinschicken können. Aber das war alles noch nix. Wie ich glücklich am End' von dem Hof war und zum andern Durchgang wieder hinaus wollt' gegenüber der Mariahilferstraß', steht groß an einer offnen Seitenthür, noch im Hof: Stanislaus Herzl, Damenschneider, und seitwärts davon war ein weißer Zettel: Möbliertes Zimmer mit Vorkammer zu vermieten an einen soliden Herrn.

„Das war mein Fall. Ich geh' hinein, komm' zuerst über den langen Korridor, der sich unheimlich nach rechts hinzieht, und dann auf eine dunkle Steintrepp' mit einer großen leeren Nische in der Wand auf dem ersten Absatz. Dort geh' ich hinauf, jeder Schritt hallt in dem alten Haus — ich seh' keinen Menschen, auch keinen Schneider, aber im zweiten Stock, gleich am diesseitigen End' des Gangs die Wohnung, wo mein Zimmer zu vermieten war, bei einem Hof- und Gerichtsadvokaten Ludwig Stark.

„No ja. Warum soll ich nicht einmal bei einem Advokaten wohnen, hab' ich mir gedacht, während ich ang'schellt hab'. Wer weiß, wozu ich den brauchen kann in meiner Lag'. Weniger hat mir die Nummer dreizehn g'fallen über der Thür. Einerlei. Schau'n wir uns einmal das Zimmer an, hab' ich g'sagt, bin hineingegangen und nach fünf Minuten hab' ich's auch schon g'nommen g'habt.

„Allerdings war ja kein großes Risiko dabei. Der Preis war dreiundzwanzig Gulden, und ich hab' ausdrücklich erklärt, ich könnt' mich nur für einen Monat binden, weil ich nachher wieder abreisen müßt'. Dafür hab' ich der Frau aber das Recht zug'standen, wenn sie unter der Zeit einen Mieter findet, der das Zimmer länger nimmt, so zieh' ich aus, wenn sie mir's ein paar Tag' vorher sagt. Denn ich wollt' absichtlich recht coulant sein, um meine Wirtsleut günstig für mich zu stimmen. Drum hab' ich auch gleich einfließen lassen, ich wär' ein recht ruhiger Mieter und käm' nur hie und da, um zu arbeiten, wenn's im Hotel zu lärmend wär'. Sie sollten sich im übrigen gar nicht um mich kümmern. Wenn ich was bräucht', würd' ich's schon sagen. Das Fragen und Nachschauen thät mich in meiner Arbeit genieren. Die Hauptsach' wär' der Hausschlüssel, damit ich recht ruhig hereinkönnt, ohne sie zu stören. Dann hab' ich noch ein paar Gulden angezahlt und g'sagt, daß ich am nächsten Tag käm' und meine Sachen brächt'.

„So weit wär' also alles ganz gut, hab' ich gedacht, wie ich wieder fortgegangen bin, und war stolz drauf, daß ich alles so schlau ang'fangen hab'. Denn es war mein erstes Absteigquartier. Und so Sachen sin gar nicht so leicht, das werd'n Sie auch wissen."

„Ich habe davon gehört," bemerkte der Geistliche ernst und nahm einen Schluck aus seinem Glase.

„Schön," sagte der Baron. „Am nächsten Tag bin ich also eingezogen, aber halt — ich hab' noch was vergessen — vorher hab' ich mir lauter neue Toilettensachen gekauft, zwei Schwämme, zwei Zahnbürsten, zwei Seifen, zwei . . ."

„Schon gut," sagte der Pfarrer, „das ist ja nebensächlich."

„Nein," entgegnete der Kranke mit Nachdruck, „das is gar nicht nebensächlich bei einer so eleganten Frau. Was glauben Sie denn?"

„Für die Erzählung mein' ich ja."

„Dafür erst recht nicht. Denn die Büchsen, Fläschcheln und Puderquasten haben mich ein Heidengeld gekostet, und das is für später sehr wichtig."

„Also dann fahren Sie meinetwegen fort," seufzte der Pfarrer. „Ich kann mir nur nicht denken, was das alles mit Christus zu thun hat."

„Warten S' nur!" sagte der Baron, „das kommt später. Am andern Tag bin ich also in die Wohnung eingezogen und hab' alles ausgepackt, das heißt nur die Garnitur für mich, die andre hab' ich im Koffer g'lassen. Dann hab' ich mir Feuer b'stellt — denn 's war erst Anfang März — und nachher einen großen Eimer Wasser. Mit dem hab' ich eine Zeitlang herumgeplätschert und dann durch die Thürritz noch einen verlangt, aber nur in die Vorkammer, um die Magd dran zu gewöhnen. Wieder nach einer Zeit hab' ich dann ang'fangen laut zu sprechen wie ein Schauspieler, erst Monologe, dann Dialoge, und hab' die Hausleut' fragen lassen, ob sie meine Uebungen nicht stören. Wie mich die Magd aber versichert hat, daß sie gar nix g'hört hätten, so hab' ich mich ins Bett g'legt und nur noch ganz leis geflüstert. Und das haben s' dann merkwürdigerweis g'hört. Denn wie ich fort bin, hat mich die Frau gebeten, ich möcht' mich doch ja nicht genieren und so laut reden, wie ich wollt'. Ich hab' aber erklärt, die Rücksicht könnt' ich nur annehmen, wenn sie immer ihre Thüren zuhätten, solang ich da wär', und hab' für den übernächsten Tag um fünf Uhr, wo die Miezi zu mir kommen wollt', Feuer b'stellt. Dann bin ich in meinem Uebermut so die Trepp' hinunterg'sprungen, daß ich gleich in die Nische hineing'fallen bin. Und da bin ich auf einen sonderbaren Gedanken gekommen. ‚Jesses,' hab' ich g'sagt, ‚da g'hört die Miezi hinein als Venus!' Und die Dummheit, denken Sie sich, hat mich bis in den Schlaf verfolgt. Denn die G'schichte mit der Garçonwohnung hat mich auch aufg'regt das erste Mal, und da können Sie sich denken, was für Zeug dabei herausgekommen is."

„Aber der Traum ist doch nicht notwendig zur Erzählung," sagte der Pfarrer ängstlich.

„Und wie!" entgegnete der Baron. „Durch den haben sich nämlich gewisse Vorstellungen bei mir mit gewissen Dingen verknüpft, so daß nur dadurch die Ueberraschung und der Eindruck zu verstehen is, den ein ganz unerwartetes Ereignis am Schluß auf mich gemacht hat. Aber das kommt alles später. In der Nacht hat mir also geträumt, wir wären zum erstenmal am Nachmittag in dem Zimmer und hätten 's uns grad bequem g'macht, besonders die Miezi, wie

auf einmal nebendran ein Lärm entsteht, Stühl' und Schränk' weggeschoben werden und die Miezi entsetzt aufspringt: ‚O Gott! Mein Mann!'

„Zu derselben Zeit hör' ich auch schon eine fürchterliche Sarastrostimm', und die Thür giebt nach, so daß die Miezi in ihrem Schrecken nix Bessers weiß, als wie sie war zur andern Thür hinaus und die Trepp' hinunter und in ihrer Todesangst in die Nische hinein.

„Da — zu meinem Erstaunen seh' ich, wie ich an ihr vorbeischieß', daß sie in ihrer Angst die Geistesgegenwart g'habt hat und schnell, während sie zurückschaut, die Venus Kallipygos macht, so daß ihr Mann in dem Halbdunkel sie wirklich für eine Statue hält und an ihr vorbeirennt, mir nach den langen Korridor, der gar kein End' g'nommen hat, und nachher durch alle Läden und Magazin' und Durchgäng' in dem entsetzlichen Haus, bis ich endlich eine offne Thür seh' und hineinstürz'.

„Aber da schreit mich gleich ein Weib wie eine Bavaria an:

„‚Was wollen Sie denn, Sie schrecklicher Mensch?'

„‚Einen Anzug, um Gottes willen!' ruf' ich, ‚sonst bin ich verloren.'

„‚Mein Mann ist Damenschneider,' schreit sie, ‚machen Sie, daß Sie fortkommen!'

„‚Was?' ruf' ich erstaunt. ‚Dann schicken S' den Herrn Herzl gleich hinunter in die Nisch'n, daß er der Venus ein Kleid anzieht, die erfriert ja sonst.'

„‚Sind Sie verrückt?' schreit sie drauf.

„‚Nein, aber in flagranti,' ruf' ich. Aber im selben Moment kommt auch schon der Schneider mit der halbtoten Miezi, und wie seine Frau das Weib bei ihm sieht, und er mich in dem Zustand bei seiner Frau, stürzt sie gleich auf die Miezi los und der Mann auf mich und setzt mir die Scher' auf die Brust:

„‚Stirb, Verräter! Du hast meine Frau verführt!'

„‚Reden S' doch nicht so dumm!' sag' ich, ‚Sie sin doch nicht der Herr von Mappus.' Und wie ich den Namen nenn', krieg' ich einen solchen Schrecken darüber, daß ich die arme Miezi kompromittiert hab' — daß ich aufwach'."

Hier hielt der alte Baron in Wirklichkeit erschrocken inne und sagte:

„Jesses, jetzt wissen Sie den Namen auch. — Aber das macht nix," beruhigte er sich dann. „Gelt, Sie sagen nix, Herr Pfarrer, sonst könnt' ich wirklich kein ruhiges Gewissen mehr haben."

„Was glauben Sie denn?" versicherte der Geistliche. „Ich bin doch Seelsorger und habe andre Dinge in meinem Leben gehört. Wenn Sie sonst nichts bedrückt . . ."

„Dank Ihnen," sagte der Kranke. „Wirklich, Sie sin ein Ehrenmann. Schad', daß ich so wenig Zeit mehr hab', ich hätt' noch Stückeln g'wußt aus meinem Leben — und die erfahrt jetz niemand mehr! Denn auf meine andern Freund', die Lumpen, war kein Verlaß. Aber Sie trinken ja gar nicht. Schmeckt Ihnen der Wein nicht?"

„Ausgezeichnet!“ sagte der Seelsorger und nahm wieder einen Schluck. Und dann fügte er wehmütig bei: „Schade, daß wir ihn nicht früher getrunken haben. Heute hab' ich doch keine Sammlung, das werden Sie verstehen.“

„Warum denn nicht?“ rief der alte Herr. „Jetz können S' ja doch nix Bessers thun, als mir noch eine Freud' machen. Wenn ich einmal tot bin, dann haben S' immer noch Zeit zum Beten.“

„Aber Sie nicht,“ entgegnete der Seelsorger bekümmert.

„Das is auch nicht für jeden,“ meinte der Baron wieder. „Schauen Sie, wenn alle Menschen arbeiten und beten wollten, dann hätten ja die fleißigen und frommen Leut' nix zu thun. Das is mein vollster Ernst.“ Und damit schenkte er seinem Gast ein und trank ihm zu, so daß dieser ihm wohl oder übel Bescheid thun mußte. Dann schloß er ein wenig die Augen und ließ seinen energischen Kopf in die Kissen sinken. Aber schon nach kurzer Zeit richtete er sich wieder mit einem Ruck in die Höhe wie ein alter Haudegen und sagte, während er sich auf seinen linken Arm stützte: „Wo bin ich gleich stehen geblieben? Ja so. Aber vorher hab' ich noch was vergessen, daß ich nämlich der Miezi alles post' restant' g'schrieben hab', worauf sie mir sehr erfreut wieder g'schrieben hat, daß sie den übernächsten Tag, wo ich das Feuer b'stellt hab', zu mir käm'. Drum hab' ich die Hauptprob' vorher g'macht. Aber Sie wissen, wie die Weiber sin (das konnte der Pfarrer nicht ableugnen, denn er hatte in seinem Beruf mehr Gelegenheit als andre, sie kennen zu lernen), am Rendezvoustag selber noch in der Früh kommt eine Absag', es wär' ihr unmöglich, ihr Versprechen zu halten, weil sie einen Katarrh hätt' und nicht ausgehn dürft'.

„Sie können sich denken, wie mich das geärgert hat, nachdem ich schon auf alles so gut vorbereitet war. Sie waren ja auch einmal jung (das konnte der Pfarrer wieder nicht bestreiten). Aber weil ich schon einmal g'sagt hab', daß ich komm' und Feuer hab' machen lassen, bin ich trotzdem um fünf Uhr in die Wohnung und hab' mir gedacht: ‚Wer weiß, wofür 's gut is, vielleicht hab' ich bei der Prob' doch noch was vergessen.‘ Und richtig, wie ich vor der Thür meinen Hausschlüssel herauszieh', um leis aufzumachen, sperrt das G'lump nicht auf, so daß ich im Schloß wie in einem Zahn herumstochern muß, bis mich die Köchin g'hört hat und mir aufg'macht hat.

„‚Zum Donnerwetter,‘ sag' ich. ‚Was is denn das? Der Schlüssel sperrt ja nicht.‘

„‚Ja, ich hab' innen zug'sperrt g'habt,‘ sagt die Köchin. ‚Das thu ich immer, wenn ich allein zu Haus bin.‘

„‚Das is ja recht lustig,‘ sag' ich sehr erregt. ‚Da nützt mich der Schlüssel sehr viel, wenn ich nicht damit aufsperren kann.‘

„‚Aber Euer Gnaden,‘ sagt sie, ‚wenn i z'Haus bin, brauchen S' den Schlüssel ja eh net.‘

„Da war schwer drauf erwidern. Denn wenn der alte Drachen g'merkt hätt', daß ich nicht g'sehn sein will, so hätt' die ganze Familie das nächste Mal

durch die Schlüssellöcher und Thürritzen g'schaut. Drum hab' ich ihr auch noch recht geben müssen und hab' nur g'sagt, es wär' mir doch lieber, wenn ich selbst aufsperren könnt', weil ich oft aus und ein müßt' und nicht immer warten möcht'. Heimlich hab' ich mir aber gedacht, ‚das nächste Mal komm' ich zuerst allein und lass' die Miezi derweil bei der Nische warten, und wenn die Alte wieder in der Küch' is, lass' ich die Junge 'nein.' Denn die Miezi war sehr bekannt in Wien, und ihr Mann hat schon einmal einen anonymen Brief gekriegt.

„No, wenigstens war ich jetz damit versöhnt, daß aus dem Rendezvous nix g'worden is. Aber gelangweilt hab' ich mich an dem Nachmittag wie nie in meinem Leben! Denn ich hab' doch nicht gleich wieder gehen können, wenn ich eigens ein Feuer b'stell' und schon einmal ein Zimmer miet'. Das wär' ja zu auffallend g'wesen. Aber wieder waschen und deklamieren, war auch fad und unnötig. Drum hab' ich mich zuerst ans Feuer hing'setzt und eing'schürt, daß es fast den Ofen zerrissen hätt', und nachher hab' ich die weißen Leinenüberzüg' von den alten Möbeln aufgeknöpft und nachg'schaut was drunter is; und wie eins ausg'schaut hat wie's andre, hab' ich mich auf das schlechte Sofa g'legt, wo ma sich anseilen hat müssen, daß ma nicht herunterg'fallen is. Und im Hotel hätt' ich so ein gutes gehabt! ‚Aber halte aus!' hab' ich mir g'sagt, ‚der Lohn kann nicht ausbleiben.' Und dabei hab' ich mir die Bilder an der Wand ang'schaut, wo auch ein Heiligenbild drunter war, grad überm Bett. Das hat mich geniert. Denn in solchen Sachen hab' ich immer ein Stilgefühl g'habt. Drum bin ich auch nie in die Kirch' gegangen, weil ich g'wußt hab', daß ich da nicht 'neinpaß. Ich bin also aufg'standen und hab' das Heiligenbild umgedreht gegen die Wand, und dann bin ich im Zimmer auf- und abgegangen, weil das Feuer schon ausgebrannt war. Denn der Ofen war nur so ein Blender, der einen rechten Spektakel g'macht hat wie die Künstler heutzutag, wo auch nix dabei 'rauskommt.

„Inzwischen is es immer dunkler g'worden, und weil ich kein Licht g'habt hab', bin ich ans Fenster und hab' zug'schaut, wie gegenüber die Lampen angezündet worden sin. Da war nämlich ein Riesenhaus mit ein paar hundert Fenster, wo ma überall hineing'sehn hat. No, das hat schon an sich was Melancholisches, lauter so kleine Löcher in der Mauer, ohne Rahmen, wo eins ausschaut wie das andre und dazu in der Dämmerung bei Regenwetter, wenn ein Licht ums andre angezündet wird. Wie ich aber auch noch g'sehen hab', daß lauter Arbeiter drin g'wohnt hab'n und kleine Leut', die sich bei dem schlechten Licht die Augen herausg'schaut hab'n für ein paar Kreuzer, oft zehn um eine Lamp', da hab' ich die Perkalvorhäng' herunterg'lassen und gedacht: ‚Arme Leut! Wenn die das Geld hätten, was mich das Malefizzimmer schon gekostet hat!'

„Aber das Mitleid hat nicht lang gedauert. Wie ich gar nix mehr g'sehn hab' und 's immer erst viertel über sechs Uhr war, hab' ich mir gedacht: ‚Die Leut' hab'n 's eigentlich sehr schön. Die hab'n G'sellschaft und können arbeiten.

Und da hab' ich in der Verzweiflung schon meinen Hut g'sucht, um fortzugehn, wie mir eing'fallen is, daß ich, wenn ich jetz geh', besser gar nicht gekommen wär'. Denn das versteht noch eher ein Mensch, als wenn man sich eine Stund' in der Dunkelheit ins Zimmer hereinsetzt, wenn ma g'sagt hat, daß ma zum Arbeiten kommt. So hab' ich mir also die Lamp' anzünden lassen, eine elende Oellamp', die das grade Gegenteil vom Ofen war. Denn die hat nicht geblendet, sondern nur g'schwitzt, was noch dazu eine Kunst war in dem Zimmer. Sie hat aber auch eine Mordsmüh' g'habt, bis sie gebrannt hat. No, mir war's recht. Zeit hab' ich ja g'habt und derweil bin ich noch auf einen ganz guten Gedanken gekommen. ‚Fragst die Köchin,' hab' ich mir gedacht, ‚ob sie nix zum Lesen hat'. Und das hab' ich auch gethan und dazu g'sagt, ich hätt' leider meine Arbeit vergessen und könnt' jetz vor dem Theater nicht mehr in mein Hotel, ob sie mir kein Buch leihen könnt'.

„‚Na,' sagt sie, sie hätt' nur a Kochbuch und an apostolischen Kalender.'

„‚Nur her damit,' sag' ich, ‚der is mir grad recht, mir is so, als wär' ich schon ein Jahr da'.

„Und wie sie mir 'n gebracht hat, stürz' ich mit einem wahren Heißhunger auf die Bilder und Bibelsprüch, und wie nix mehr zum Anschauen da war, hab' ich auch noch den Roman ang'fangen.

„Plötzlich klopft's.

„‚Herein!'

„‚Ich möcht' Euer Gnaden nur fragen, ob Sie nix mehr wünschen, weil jetz unten zug'sperrt wird.'

„‚Was?' schrei' ich ganz entsetzt und werf' den Kalender hin. ‚Ich muß ja hinaus. Wie viel Uhr is es denn?'

„‚Drei Viertel auf zehn Uhr.'

„‚Ja wie ist denn das möglich?' Und vor lauter Angst, daß ich aus dem Malefizhaus mit seine hundert Thüren am End' gar nimmer hinauskomm', zieh' ich meinen Mantel gar nicht an, sondern pack' nur alles zusammen und lauf' auf die Straß' hinunter.

„Nach dem Tag hab' ich mir zuerst vorg'nommen, wenigstens eine Woch' auszubleiben und zu schreiben, daß ich verreisen müßt'. Denn mit der Miezi war's auch noch lang nix. Aber schon am zweiten Tag hat mich's so interessiert, wie die G'schicht' im Kalender ausgeht, daß ich's nimmer ausg'halten hab', und am Nachmittag wieder hin bin.

„No diesmal war's schon gemütlicher. Das Wetter war schöner, das Feuer hat auch besser gebrannt, und mit der Miezi hab' ich mich jetz doch schon vertrösten müssen. Drum hab' ich wieder eine neue G'schicht' im Kalender ang'fangen, und wie keine mehr da war, hab' ich sogar die Heiligeng'schichten g'lesen und die Auszüg' aus dem Neuen Testament, das mich so schon so lang int'ressiert hat, weil ich immer so viel drüber reden g'hört hab'. No und da muß ich zu Ihrer Ehre sagen, Herr Pfarrer, daß da wirklich Stellen drin waren, die mir sehr gut g'fallen hab'n. Es is ja wahr, es wird ein bissel

viel von einem verlangt, aber wenn's weniger wär', thäten's die Leut' ja auch nicht, und einen guten Einfluß im allgemeinen kann ma den Sprüchen nicht abstreiten. Das hab' ich an mir selber g'merkt."

Der Pfarrer verzog ironisch seinen Mund über diese Kritik, trank aber doch aus Freude sein ganzes Glas aus. Denn er wußte, daß dieses Zugeständnis des alten Herrn mehr zu bedeuten hatte als hundert Rosenkränze eines seiner übrigen Pfarrkinder.

Der Baron wollte ihm wieder einschenken, fiel jedoch dabei erschöpft zurück und bat den Pfarrer, es selbst zu besorgen, der dem Kranken auch den Gefallen that. Denn er hatte sich jetzt auch äußerlich mehr mit seiner sonderbaren Lage ausgesöhnt, die ihn zwang, als Seelsorger am Sterbebett eines seiner Schutzbefohlenen ein galantes Liebesabenteuer anhören zu müssen.

Der „alte Schwede" nahm aber wieder seine ganze Energie zusammen und fuhr in seiner Erzählung fort:

„So hab' ich mich also allmählich an die Bude gewöhnt, und es war mir sogar eine ganz angenehme Abwechslung, am Morgen in meinem Hotel und am Nachmittag in meiner Privatwohnung. Ich hab' jetz auch nimmer eigens zu sagen brauchen, wann ich komm' und wegen dem Heizen, und die Hausfrau und die Köchin haben auch mehr Vertrauen in mich gekriegt, wie ich öfter gekommen bin und so einen anständigen Lebenswandel g'führt hab'. ‚Wenn ich jetz sogar einmal die Miezi mitbrächt' und sie sie sehen würden,' hab' ich mir g'sagt, ‚so müßten sie mir die Erholung gönnen.' Aber sie war noch immer nicht so weit, und es hat mir auch gar nimmer so pressiert. Besonders seit mir die Köchin erzählt hat, daß ich der erste Mieter wär', und daß das Zimmer bis dahin der alten Großmutter gehört hätt', solang sie am Leben war. No, das war grad kein neuer Reiz für die Wohnung, aber wenigstens hab' ich jetz die Möbel und das grüne Papier über der Lamp' besser verstanden.

„So hab' ich mich also, wie g'sagt, recht behaglich g'fühlt in dem Zimmer, und auch die Nummer über der Wohnungsthür hat mich nimmer geniert. Nur vor der Nische hab' ich seit dem Traum eine gewisse Scheu g'habt. Denn jeden Abend, wenn ich vorbeigegangen bin, hab' ich irgend eine andre Erscheinung drin g'sehn, bald ein nackiges Frauenzimmer oder den Teufel oder sonst irgend ein Gespenst. Und da haben alle Viechereien, die ich g'macht hab', nix g'holfen. Wenn ich mich sogar hineing'stellt hab', war ich in meiner Einbildung selber der Teufel oder ein nackiges Frauenzimmer, was ungefähr auf das gleiche herauskommt. Das is schon einmal in meiner Phantasie g'legen.

„No, so werd'n ungefähr zehn Tag' vergangen sein, seit die Miezi krank g'worden is, da krieg' ich auf einmal einen Brief, daß sie am andern Tag kommt, da und dahin, wie's früher schon ausg'macht war. Ein G'schmier und eine Freud' acht Seiten lang und jedes Wort unterstrichen.

„Sie können sich denken, wie mir da die Augen herausg'hängt sin nach so langer Zeit trotz aller Grundsätz' und der Großmutter und dem Neuen Testament, vielleicht grad deswegen. Denn das is das allerschlimmste, wenn ma einmal

solid sein will und es nicht g'wöhnt is. Drum war jetz der Teufel erst recht los, und wie ich g'wußt hab', daß sie sicher kommt, war mir auf einmal jede Viertelstund' zu lang zum Warten. Die ganze Nacht hab' ich ausgerechnet, wie viel Zeit vergehen darf, während ich die Thür offen lass' und sie aus der Nische nachkommt, und obgleich ich g'wußt hab', daß sie immer um eine Stund' zu spät dran is, bin ich am nächsten Tag noch um eine Stund' früher als ausg'macht war in der Mariahilfergaß g'wesen. Den Eingang wollt' sie nämlich benutzen, und ich wär', ohne sie zu grüßen, dann schnell den Weg vorangegangen, während sie nachgekommen wär' bis zum Absatz bei der Nische.

„Aber wie ich so eine halbe Stund' herumstampf' auf dem Pflaster und schon jedes Gummiband im Ladenfenster auswendig g'wußt hab', da krieg' ich auf einmal Angst, ob sie auch sicher oben Feuer g'macht hab'n, damit sich die Miezi in dem Zustand nicht gleich wieder erkältet. Ich lauf' also noch einmal durch den Hof den ersten Treppenabsatz hinauf und — Donnerwetter! fahr' ich zurück — was is da? In der Nische in dem Halbdunkel mit einem jammervollen Blick hängt — ein leibhaftiger gekreuzigter Heiland.

„Sie können sich denken, wie ich erschrocken bin." (Aber auch der Geistliche, der seit der Dazwischenkunft des Weibes in seinen Erwartungen aufs traurigste getäuscht war, bekam bei dieser überraschenden Wendung einen solchen Schreck, daß er sein Weinglas, das er schon am Mund hatte, wieder niedersetzte und sein Gegenüber mit leuchtenden Augen anstarrte.) „Ich hab' nämlich," fuhr der Baron fort, „im ersten Augenblick drauf g'schworen, daß es keine Einbildung von mir sein kann, so bleich und lebendig hat mich die Figur ang'schaut, und es war auch keine Einbildung, das is das Wunderbare, sondern es war eine künstlerisch schöne, aus Holz g'schnitzte Figur, die sie grad an dem Tag hingehängt hab'n müssen. Wie das gekommen is, ob sie die Figur nur repariert hab'n oder neu ang'schafft, hab' ich nie erfahren. Das is auch gleich. Die Hauptsach' is, daß mir die plötzliche unerwartete Erscheinung, die wie aus einer andern Welt herüber mich ang'schaut hat und grad an der Stell', wo ich immer den Teufel g'sehen hab' und die Miezi hätt' erwarten sollen, daß mir die Jammergestalt in dem Augenblick einen solchen Eindruck g'macht hat, daß ich um kein Weib in der Welt an dem g'schnitzten Bild vorüber wär'. So bin ich also an derselben Stell' stehn geblieben, gewiß eine halbe Stund', und hab' immer das schöne, leidende G'sicht ang'schaut, und dabei sin mir die Sprüch' alle eing'fallen, die ich erst gelesen hab', besonders mit den vielen Seligen, den Armen und den Sanftmütigen, Sie wissen schon, was ich mein', und nachher hab' ich meinen Hut heruntergezogen und gegrüßt, aber mit keinem solchen Hokuspokus wie die alten Weiber, sondern wie ma einen Ehrenmann grüßt. Und dann bin ich wieder zurück in die Mariahilferstraß'.

„Zum Glück bin ich grad noch recht gekommen. Denn die Miezi war diesmal ausnahmsweis pünktlich. Wie sie mich aber nicht grüßen hat wollen, bin ich gradenwegs auf sie zu und hab' g'sagt: ‚Geh nur wieder, Miezi, heut' is nix.'

„‚Was?‘ ruft sie ganz verstört. ‚Warum denn nicht?‘

„‚Auf der Trepp' giebt einer Obacht,‘ sag' ich, „da kann ma nicht vorbei.‘

„Jetzt hätten S' den Schmerz von der Miezi sehen sollen. Ganz erbarmt hat sie mich. Aber was hätt' ich machen sollen? Ich war ja selber traurig, daß nix draus g'worden is. No und so hab'n wir uns halt beide getröstet und sin eine Zeitlang spazieren gegangen und dann in eine Konditorei. Aber rechte Stimmung is doch keine aufgekommen. Denn zu dem braucht ma kein ‚Verhältnis‘, da unterhält sich ein jed's besser allein. Und dazu is gekommen, daß ich auch noch recht unsicher war in meiner Zurückhaltung und immer Angst g'habt hab', ich könnt' der Miezi alles erzählen, und dann könnt' sie mich am End' doch noch herumkriegen, wenigstens im Hotel oder wo anders. Denn an dem Tag hab' ich nix mehr wollen, nirgends, da war mir schon die Stimmung vergangen.

„So hab' ich mich halt durchg'frettet die paar Stunden und dann für den übernächsten Tag wieder was ausg'macht. Denn bis dahin, hab' ich geglaubt, is mein unnatürlicher Zustand wieder vorüber, oder ich find' irgend einen andern Ausweg.

„Wie das Frauenzimmer aber wieder fort war, is mir das ganze sonderbare Erlebnis erst recht zum Bewußtsein gekommen, und ich hab' mir gedacht, ob bei dem rothaarigen Weib nicht wirklich der Teufel mit im Spiel sein könnt'. Denn das Haar hat manchmal auch so sonderbar geknistert und geleuchtet, wenn ma drüber g'fahren is, und am Körper hat sie so ein paar komische schwarze Flecken g'habt. No, wissen S', wirklich an den Teufel geglaubt hab' ich auch damals nicht, aber wenn ma solche Vorstellungen oder Bilder auch nur in der Phantasie hat, so is das nicht angenehm."

„Wir wissen alle nicht, wie der Teufel wirklich aussieht," sagte der Pfarrer, „aber daß es einen giebt, haben Sie doch daran gesehen, daß Sie ihm damals selbst ausgewichen sind."

„No, das is Ansichtssache," entgegnete der Baron. „Uebrigens bin ich nicht vor dem Teufel, sondern vor dem Christusbild ausg'wichen. Und das hat mich nachträglich noch g'freut, während die Freud' bei der Miezi jedesmal ganz kurz war und ich mich nachher immer geärgert hab'. Drum hab' ich mir vorg'nommen, 's einmal so zu probieren und mich vorderhand gar nimmer näher mit ihr einzulassen. Aber das war sehr schwer. Schon das nächste Mal hab' ich nimmer g'wußt, was ich sagen soll wegen der Wohnung. Denn die übertriebne Angst von mir neulich war ihr schon verdächtig, wo *sie* nicht einmal so ängstlich war.

„Wie ich drum wieder mit einer andern Ausred' gekommen bin, hat sie mich nur über ihren Busen herunter ang'schaut und g'sagt: ‚So so!‘ Und nachher hat sie den Kopf in die Höh' g'worfen und weg g'schaut. Wahrscheinlich hat sie geglaubt, ich hätt' während ihrer Krankheit, um den Mietzins hereinzubringen, eine andre bei mir einquartiert. Um ihr den Verdacht zu nehmen, hab' ich g'lacht und selbst g'sagt, daß sie fein das nicht glauben soll; da könnt' ich ihr

mein Ehrenwort geben. Aber jetz is sie erst recht neugierig g'worden und hat mich so lang gedrängt, bis ich ihr g'sagt hab', ja, es wär' noch ein andrer Grund, aber den könnt' ich ihr nicht sagen. Weiß Gott, was sie sich jetz eingebildet hat. Ich weiß nur, daß sie von da an auf einmal in einen ironischen Ton verfallen is und mich ‚ihren kleinen Hampelmann‘ g'nannt hat und so dummes Zeug, wie ma mit kleine Kinder spricht. Und dabei is sie ganz nah mit ihrem Kopf an mein G'sicht gekommen und hat die Oberlipp' so in die Höh' gezogen und recht läppisch gethan. Und wie sie g'merkt hat, daß mich das ärgert, da hat sie recht g'lacht und mich getätschelt und mir g'sagt, wie gut ich ihr g'fall'. Darüber bin ich natürlich immer ärgerlicher g'worden; denn sie war gar nicht viel größer als ich, nur voller und pompöser. Und so sin wir schließlich auseinander, ohne was auszumachen.

„Natürlich bin ich die nächste Zeit auch nimmer in mein Zimmer gegangen. Den dramatischen Eindruck vom letztenmal wollt' ich nicht verwischen, und seit ich g'wußt hab', daß es mit der Miezi aus is, hat das Zimmer eigentlich seinen Zweck verloren g'habt. Ich bin drum nur nach einer Woche ungefähr noch einmal hin, um meine Sachen abzuholen, weil der Monat ohnehin fast um war bis auf fünf oder sechs Tag', und die hab' ich meine Hausleut' gern g'schenkt, damit sie wieder über das Logis verfügen könnten.

„No, so weit war alles schön und gut. Ich hab' bis dahin das anständige Leben weiterg'führt und mich sehr wohl dabei g'fühlt. Drum hab' ich auch das Geld, was mich das Zimmer und alles drum und dran gekostet hat, verschmerzt und sogar mit einer gewissen Wehmut die ganze doppelte Haushaltung wieder zusammengepackt. Dann hab' ich die Köchin g'fragt, ob sie nix mehr für mich ausg'legt hätt', und wie sie den Kopf g'schüttelt hat, hab' ich ihr noch ein Trinkgeld und den Kalender gegeben und nach der gnädigen Frau g'fragt. „Ihn“ hab' ich gar nie zu sehen gekriegt. Aber ‚sie‘ war an dem Tag auch fort. Drum hab' ich mich ihr noch in absentia empfehlen lassen und ihr bestens gedankt, obgleich sie nix gethan hat, als den Mietzins eing'steckt und mir ein paarmal in den Weg g'laufen is.

„No, das war gleich. In der Stimmung, in der ich war, hab' ich lieber was zu viel gethan. Denn die Zeit war doch ein Wendepunkt in meinem Leben. Drum hab' ich voll Rührung noch einmal alles ang'schaut, die Staubüberzüg' und die Oellamp', das unbenutzte Bett und das Heiligenbild, die Näherinnen gegenüber und den großen Hof, wo die Bäum' schon ausg'schlagen haben und grad eine Drehorgel g'spielt hat, daß einem vor Sehnsucht das Herz aufgegangen is. Und nachher hab' ich mein braunes Handkofferl g'nommen und bin zum erstenmal laut und fest und mit einem guten Gewissen langsam zur Thür hinausgegangen.“

„Bravo!“ rief da der geistliche Herr, als ob dieser Abgang die größte christliche That gewesen wäre, die ihm im Leben vorgekommen, und er schlug dabei mit der Hand auf den Schenkel, während sein gutmütiges Gesicht vor Freude ganz auseinander ging. „Darauf muß ich wirklich trinken. Da würde der liebe

Gott selbst mittrinken." Und damit schenkte er sein Glas voll bis zum Rand und schlürfte das flüssige Gold mit solchem Wohlbehagen, als hätte er damit dem Teufel eine arme Seele abtrinken können.

Aber der Baron sagte: „Warten S' nur! Ich bin noch nicht fertig. Die Nummer dreizehn über der Thür und der Christus sin noch da. No, die Nummer hab' ich noch einmal lachend ang'schaut und g'sagt: ‚So thut ma den Zahlen wie den Menschen im Leben unrecht!' Am Christusbild unten aber hab' ich mein Kofferl hing'stellt mit der Miezi ihrem Waschsach und hab' noch eine Ansprach' g'halten, während zum erstenmal die Sonn' hereing'schienen hat in die dunkle Nische und sie ganz erleuchtet hat. Und dann hab' ich noch einmal tief gegrüßt und bin zum Haus hinausgegangen.

„So," fügte der Baron dann schnell hinzu, ehe der Geistliche noch etwas sagen konnte. „Jetzt trinken S' noch einmal, Herr Pfarrer, weil 's Ihnen jetz so schmeckt. So eine gute Gelegenheit kriegen S' nimmer."

Und um diese seinem Gast zu geben und sich selbst zu kräftigen, machte er eine längere Pause und nickte dabei ein, während der Pfarrer wieder nachdenklich der Aufforderung seines Gastgebers nachkam.

Nach einer kleinen Viertelstunde schnellte der alte Herr wieder in die Höhe und sagte:

„Ich bin ein schöner Wirt. Was? Aber lang kann ich nicht geschlafen haben, das seh' ich an Ihrem Glas."

Der Pfarrer wollte jetzt in ihn dringen, sich doch länger Ruhe zu gönnen nach dem anstrengenden Sprechen, er käme dann in einigen Stunden oder am nächsten Morgen wieder. Aber der Baron sagte:

„Nein, nein, mein lieber Freund. Das glaub' ich, daß Sie jetz fort möchten. Aber jetz hören S' nur auch noch den zweiten Teil mit an! Es dauert so nimmer lang." Und dann fuhr er fort:

„An dem Tag hab' ich eigentlich in ein Museum gehen wollen. Aber weil das Wetter so schön war und mir's in meiner Stimmung zu eng in der Stadt g'worden is, so hab' ich schnell das Kofferl mit dem Komfortabel ins Hotel g'schafft und bin dann mit der Bahn vor die Stadt hinaus g'fahren. No und je weiter ich hinausgekommen bin, desto weiter und leichter und freier is mir's ums Herz g'worden. Und bald hab' ich das Paradies für einen Vorort von Wien g'halten und alle Menschen für Engel, sogar die Miezi, und das bloße Spazierengehn is mir schon wie ein Gottesdienst vorgekommen, und alles war ein Frieden, ein Rausch und eine Seligkeit — wie ma halt als Lausbub die Welt anschaut."

Bei diesen Worten drehte sich der alte Herr zum erstenmal von seinem Gast weg gegen die Wand, um seine Rührung nicht zu zeigen. Dann erzählte er nach einer kleinen Pause weiter:

„No, in dem Dusel bin ich erst spät in der Nacht heimgekommen und war noch im besten Schlaf, wie ich an der äußern Thür klopfen hör'. Ich hab' nämlich in einem kleinen Nebenzimmer g'schlafen, das zum Hauptzimmer dazu

g'hört hat. Drum hat das Klopfen nur so von fern in meinen Schlaf hereingeklungen wie die Wirklichkeit, die sich noch nicht recht traut. Wie's aber immer stärker g'worden is, bin ich ärgerlich aufg'sprungen und hab' mich in meine Deck' eing'wickelt, um hinauszuschauen. Denn ich hab' g'meint, es hätt' wer vom Hotel angeklopft, und wollt' schon aufbegehren. Wie ich aber die Thür aufmach' steht zu meiner Ueberraschung ein wildfremder Mensch draußen und fragt:

„‚Sind Sie der Herr Baron Randegg?‘

„‚Jawohl,‘ sag' ich, während ich die Thür wieder zumach'. ‚Was wollen Sie denn? Sie sehen ...‘

„‚Mein Name ist Doktor Ludwig Stark, Hof- und Gerichtsadvokat. Sie haben ein Zimmer bei mir gemietet ...‘

„‚Ah! — Sonderbar!‘ denk' ich mir. ‚Was kann der von mir wollen um acht Uhr in der Früh? Da hätt' er's doch bequemer g'habt, mir zu schreiben, statt die vier Treppen heraufzusteigen.‘

„Und dabei ruf' ich hinaus: ‚Gewiß. Aber leider kann ich Sie jetz nicht annehmen.‘

„‚Ich warte so lang!‘ ruft er durch die Thür.

„‚Ach was! Das geht ja nicht,‘ sag' ich, schon ärgerlich über die Belagerung. ‚Können Sie mir denn nicht schnell mitteilen, worum sich's handelt.‘

„‚Sie werden sich erinnern,‘ fangt er jetz mit einem unangenehmen Gerichtston an, ‚daß auf dem Zettel, den Sie unterschrieben haben, eine halbmonatliche Kündigung vereinbart ist.‘

„‚Allerdings,‘ sag' ich ruhig, ‚aber ...‘

„‚Sie haben aber nicht gekündigt,‘ fallt er mir ins Wort, ‚sondern haben in unsrer Abwesenheit mit Ihren Effekten heimlich die Wohnung verlassen.‘

„‚Was?‘“ schrei' ich und reiß' die Thür auf, daß mir der Wind gleich die Bettdeck' von den Beinen wegreißt.

„‚Bedecken Sie sich, Sie erkälten sich‘, sagt er, während er sich mit eingezognen Schultern zur Thür hereinschiebt.

„‚Ich danke,‘ sag' ich, ‚Sie sind ja sehr rücksichtsvoll‘, und drapier' mich wieder mit meiner Bettdeck'.

„Wie er aber inzwischen festen Fuß bei mir g'faßt hat, fährt er wieder im alten Ton fort: ‚Sie haben mir also zunächst den Mietzins für den kommenden Monat zu zahlen, und dann erst können Sie mir kündigen.‘

„‚Aber zum Donnerwetter,‘ fahr' ich erregt dazwischen, ‚ich hab' doch ausdrücklich zu Ihrer Frau g'sagt, daß ich das Zimmer nur für einen Monat nehm', daß ich mich nicht länger binden kann, weil ich fortreis', daß ich ihr aber das Recht einräum', das Zimmer jederzeit an einen andern zu vermieten ...‘

„‚Das ist mir gleich, was Sie mit meiner Frau ausgemacht haben,‘ sagt er, ohne mich anzusehn und fährt mit der Hand nervös durch seinen schmutziggelben Vollbart, ‚auf dem Zettel steht halbmonatliche Kündigung, und den haben Sie unterschrieben.‘

„‚Ja,‘ sag' ich aufs äußerste indigniert, ‚aber vorher hab' ich Ihrer Frau

g'sagt, daß ich doch was andres mit ihr ausgemacht hätt' als auf dem Zettel stünd', und da hat Ihre Frau g'sagt, das thät nichts machen, sie wüßt' ja unsre Abmachung, aber ihr Mann hätt' ihr eigens den Zettel gegeben, und er sei jetz nicht da. Und weil ich g'sehen hab', beton' ich sehr scharf, daß ich's mit einer „Dame“ zu thun hab'.'

„,Das geht mich nichts an,' fährt er dazwischen, ,meine Frau kann sagen, was sie will. Ich kann nicht für jede Dummheit, die sie macht, verantwortlich sein.'

„Aber in dem Fall müssen Sie für Ihre Frau eintreten, wenn sie in Ihrem Namen und an Ihrer Stelle Verpflichtungen eingeht. Sonst müssen Sie Ihre Wohnung selbst vermieten.“

„,Drum hab' ich eben den Zettel geschrieben,' sagt er wieder, ,denn ich kenn' meine Frau, die macht mir immer solche Geschichten.'

„,Also richtet sich Ihr Benehmen mehr gegen Ihre Frau als gegen mich,' sag' ich und schau' ihn voll Verachtung von oben bis unten an. Und dabei fällt mir die Deck' wieder herunter.

„,Legen Sie sich nieder!' sagt der Ehrenmann drauf, ,ich setz' mich so lang an Ihr Bett.'

„,Ich danke,' sag' ich. ,Ich bin jetz so mit Ihnen fertig.'

„,Das werden wir ja sehen,' sagt er mit verbissener Hartnäckigkeit. ,Sie sind mir dreiundzwanzig Gulden schuldig. Aber ich will mich mit zehn begnügen. Wenn Sie nicht wollen, gehn wir zum Richter.'

„,Das is doch unerhört,' ruf' ich, ,eine solche Pression!' Und meine Wut über den Ueberfall am frühen Morgen war so groß, daß ich jetz unmöglich mein Portemonnaie hätt' aufmachen können und ihm das Geld geben. Ich nehm' mich aber trotzdem zusammen, so gut's geht und sag': ,Ich bin Ihnen nichts schuldig zum letztenmal. Führen Sie mich zu Ihrer Frau. Ich will es Ihnen vor ihr beweisen, daß ich das alles mit ihr ausgemacht hab'.'

„,Aber lieber Herr,' sagt er jetz auf einmal mit der künstlichen Wiener Gemütlichkeit. ,Das is ja ganz alles eins. Das glaub' ich Ihnen ja eh . . .' Und bei dem letzten Wort knickt er mit die Knie ein und fuchtelt mit die Arm', daß der ganze Kerl wie ein degenerierter Gorilla ausg'schaut hat.

„Ich aber trau' kaum meine Ohren, wie ich das hör'. Denn ich hab' immer noch ang'nommen, daß der Kerl mich für einen Schwindler g'halten hat. Drum ruf' ich aufs äußerste überrascht: ,Wie? Sie geben also zu, daß ich moralisch im Recht bin?'

„,Aber das hab' ich Ihnen ja schon g'sagt und gieb 's Ihnen schriftlich, wenn Sie wollen, aber das nutzt Ihnen nix, wenn Sie den Schein unterschrieben haben.'

„,Was?' ruf' ich aus, ,das nutzt mir nix?' Und mein ganzes Weltgebäude von Menschenliebe und Gerechtigkeit wird auf einmal zusammengeblasen wie wenn's aus lauter Guldenzettel g'wesen wär'. ,Wenn ich im Recht bin, und Ihre Frau bestätigt mir's, und Sie geben mir's schriftlich, das nutzt mir nix?

Deswegen werd' ich doch verurteilt, weil alles nur auf den Buchstaben ankommt? Das nennt man also Juristerei, und das is Ihr Beruf? Pfui Teufel! Da will ich doch sehn, ob wirklich Treu' und Glauben und Ehre und Recht gar nix mehr gelten in der Welt.'

„,Das werden Sie ja sehen,' sagt er ganz ruhig und schaut mich mit seinen scheuen stechenden Augen über die Brille weg an: ,Wollen Sie also bezahlen? sonst geh' ich aufs Gericht.'

„,Nein!' schrei' ich voll Empörung und reiß' die Thür auf: ,Gehen Sie, Sie Ehrenmann!'

„Und dann hab' ich nur noch seinen magern schäbigen Hinterkopf g'sehn und g'hört, daß er mir was nachg'rufen hat."

Hier wandte sich der Baron seinem nachdenklichen Zuhörer noch mehr zu und sagte mit bitterem Lächeln: „Das war ein Unterschied, Herr Pfarrer, der vorige Tag und der da!"

Und dann legte er sich ganz zurück und erzählte im Liegen weiter: „Zuerst hab' ich mich am Kopf g'faßt und g'fragt, ob denn alles wahr is, was ich da g'sehn und g'hört hab', und dann is mir die letzte Drohung eing'fallen, und da hab' ich mir gedacht: ,Das is ja Unsinn, der will dich nur schrecken. Der geht jetz nach Haus und fragt seine Frau noch einmal, und die wird ihm schon erklären, was das bedeutet, was er grad von mir zu hören bekommen hat.' Und dann bin ich wieder ins Bett und hab' mir die Scene ausg'malt, die 's jetz in der Mariahilferstraß' geben wird: Ohrfeigen und Weinen und Fluchen und Thürenzuschlagen. Denn wenn der Kerl sagt, daß sie ihm bei Gericht doch immer Recht geben, warum sollt' er sich da genieren?

„So hab' ich mich den ganzen Vormittag herumgewälzt im Bett und nicht g'wußt, was ich machen soll. No — und schließlich hab' ich mir g'sagt: ,Es pressiert ja nicht so. Selbst wenn er's zum Aeußersten kommen läßt, vor morgen is ja nicht dran zu denken, daß er was thut. Zuerst muß er seine Frau prügeln, dann muß er sich alles überlegen und dann erst die Klag' aufsetzen. Bis dahin find' ich schon einen Ausweg.' Denn ich hab' mir fest vorg'nommen, daß ich um keinen Preis einen Prozeß anfang', und wenn ich für ein ganzes Jahr noch den Mietzins zahlen müßt'. Weil ich mich aber selber mit dem Kerl nimmer hab' einlassen können, so hab' ich gedacht, das beste is, ich erzähl' die G'schicht dem Grafen Alwig, mit dem ich zu Mittag gegessen hab', der kennt sich in Wien aus und kann mir auch einen Advokaten sagen. Bis ich ihn aber endlich allein hab' sprechen können, is es zu spät g'wesen, um zum Advokaten zu gehn, und wir hab'n bis zum andern Tag warten müssen.

„No, es wär' doch gleich g'wesen. Denn am andern Morgen, wie ich grad einen Brief schreib' und an was ganz anders denk', klopft's und herein tritt ein Mordskerl mit einem Schnurrbart wie ein Wachtmeister und Stiefeln wie ein Landbriefträger und zieht aus seinem ruppigen Lodenmantel — eine Vorladung vor Gericht, die ich unterschreiben soll.

„,So, jetz is um dich g'schehn,' denk' ich mir. ,Jetz wissen sie's schon im

Hotel. Jetz kannst nach Amerika auswandern.' Ich hab' mich aber doch noch so beherrscht, daß ich ruhig sitzen geblieben bin und dem Gerichtsvollzieher seinen Fetzen aus der Hand g'nommen hab', als ob ich jeden Tag so einen zum Frühstück bekäm'. Und wie er dann sehr freundlich war, hab' ich mir auch noch überlegt, ob ich dem Kerl ein Trinkgeld geben soll, weil doch jeder eins kriegt, der uns was abnimmt, Geld oder die Ehr', das is einerlei. Aber zum Glück hab' ich nicht gleich eins g'funden, sonst hätten s' mich noch wegen Bestechung eing'sperrt.

„Ah, das war eine Stund'! Das werd' ich nie vergessen, wie ich dann die Trepp' hinuntergegangen bin, pfeifend und mit dem Stock schlenkernd, damit sie mir nix anmerken sollen! Und dann hab' ich einen Fiaker g'nommen — denn aufs Geld is mir's jetz nimmer angekommen — und bin zu meinem Freund g'fahren. Der war aber nicht da, und die Adreß vom Advokaten hab' ich auch nicht g'wußt, und so is es halb sechs Uhr g'worden, bis wir zusammen zum Doktor Pfanner gekommen sin. No, dem hab' ich alles erzählt, und wie ich fertig war, sagt er: ‚Die Sache steht für Sie nicht so schlecht, weil Sie gleich beim Unterschreiben den Einwand gemacht haben. Da ist das beste, Sie gehen selbst mit mir aufs Gericht.'

„‚Was?' ruf' ich erschrocken, ‚aufs Gericht? Drum bin ich ja zu Ihnen gekommen, damit ich nicht aufs Gericht muß. Das wär' mir ja schrecklich. Kann ich mich denn nicht vergleichen?'

„‚O ja,' sagt der Advokat, ‚aber der Termin is schon am Montag um zehn Uhr und morgen is Sonntag. Am schnellsten und einfachsten is alles erledigt, wenn Sie mit mir hingehen. Dann sind wir in einer halben Stunde fertig.'

„‚Ah,' denk' ich, ‚wenn ich das geahnt hätt'! Aber jetz is mir alles gleich. Nur fertig damit. Vor Gericht wissen sie's so, da is es gleich besser, ich geh' selber hin und erklär' alles.'

„No, von da bis zum Montag früh hab' ich natürlich kein Aug' zugethan. Denn ich war damals ein schüchterner Jüngling und hab' so was nie erlebt g'habt. Trotzdem hab' ich nie dran gezweifelt, daß mir der, der mich in das ganze Schlamassel hineing'ritten hat, auch wieder glänzend heraushilft. Und das war doch recht und selbstverständlich, Herr Pfarrer, daß ich das feste Vertrauen in Christus gehabt hab'?"

„Freilich, freilich," antwortete der geistliche Herr. Denn die Frage war so gestellt, daß er gar nicht anders konnte.

Der Baron aber fuhr fort: „No, so sin wir halt um zehn Uhr aufs Bezirksgericht gegangen, und mein Gegner, der schon wie ein nervöses Raubtier mit eingezognen Schultern im Korridor auf und ab gegangen is, hat schön über seine Brill' hinausg'spitzt, wie er g'sehn hat, daß ich mit dem ersten Advokaten von Wien daherkomm'. Aber der Richter hat ebenfalls g'schaut, wie er mich g'sehn hat und gelächelt. Vielleicht hat er geglaubt, ich hätt' den schwarzen Gehrock und den hochfeinen Cylinder, den ich mir eigens zum Prozeß ang'schafft

hab', auch nicht bezahlt. Vielleicht hat's ihn aber auch g'freut, daß er wieder einmal einen Baron als Gast vor sich g'sehn hat. Jedenfalls hat er sich so was gedacht. Denn wie mein Advokat nachher die ganze Sach' sehr klar und eindringlich vorgetragen hat, da hat er wieder g'schmunzelt, aber diesmal zu meinen Gunsten, und g'sagt: ‚Ah, das is freilich was anders! Das hat schon wie ein Fluchtversuch ausgesehn.' Denn in der Anklageschrift (setzte der Baron erklärend hinzu) is g'standen, ‚daß mit Rücksicht darauf, daß der Beklagte schleunigst von Wien abreisen dürfte, die sofortige Zustellung der Klage an ihn geboten erscheine.'

„Nach dieser günstigen Einleitung für mich is der Kläger dran gekommen und hat g'sagt, daß er sich anfangs gefreut hätt', einen so feinen Aftermieter zu bekommen, wie ich aber nachher fast nie in die Wohnung gekommen sei, da wär' ihm die Sache sehr verdächtig vorgekommen. Aber er wolle hier nicht untersuchen, zu welchem Zweck ich das Zimmer gemietet hätte . . .

„‚Das gehört nicht hierher!' ruft da der Richter sehr streng, und ich fahr' auf: ‚Beweisen Sie mir, daß ich einmal etwas Unrechtes in dem Zimmer gethan hab'! Ich hab' nur das Neue Testament gelesen.'

„‚So,' sagt er, ‚warum haben Sie dann dabei in verschiedenen Stimmen gesprochen und den Lockenwickel gebraucht?'

„Darauf will ich mich rechtfertigen und aufbegehren, daß der Kerl auch noch mein Kofferl untersucht hat, aber der Richter ruft noch einmal voll Zorn und Ungeduld: ‚Das ist ja gleich, das geht uns hier nichts an,' und mein Advokat schreit noch mehr, und so hab'n sie mir das einzige Mal, wo ich mich glänzend hätt' verteidigen können, das Wort abg'schnitten.

„Aber die Einzelheiten da führen zu weit," sagte der Baron mit ermüdetem Gesichtsausdruck, „alles kann ich mich auch nimmer so genau erinnern. Ich weiß nur, daß der Richter sich immer mehr über den Kerl geärgert hat, und daß er schon drauf und dran war, die Klag' abzuweisen. Aber da hat mir mein Gedächtnis leider in dem wichtigen Moment einen Streich g'spielt. Denn ich hab' geglaubt, ich hätt' den Mietvertrag erst unterschrieben, wie ich das zweite Mal gekommen bin, während sich's beim zweiten Mal nur um eine Quittung gehandelt hat, und da hat mein Advokat alles drauf hinausg'spielt, daß ich am ersten Tag den Vertrag für den einen Monat mündlich fest abgeschlossen und sogar noch eine Anzahlung gemacht hätt' und daß die spätere Unterschrift des Zettels mit der Kündigung nur noch eine nebensächliche Formalität gegenüber dem Hauptvertrag am ersten Tag gewesen wär'. Das is natürlich für den moralischen Thatbestand gar nicht in Betracht gekommen, aber weil mein Advokat sich auf den Punkt g'stützt hat, so hat mein Gegner die Blöße benutzt und g'sagt, wenn man ihm nicht glaubt, dann holt er seine Frau, die wär' vor der Thür und könnt' es ihm bezeugen. Aber davon hat der Richter absolut nix wissen wollen. Die ganze G'schicht war ihm schon so peinlich, und daß jetz auch noch eine Dame mithereingezogen würde, um die paar Gulden, is ihm ganz gegen den Strich gegangen. Denn er war eigentlich ein feiner Kerl und hat mit seinem

schwarzen Schnurrbärtl und dem schmalen Backenbart wie ein Diplomat aus- g'sehn. Aber der andre hat drauf bestanden, und so hat er ihn schließlich doch noch die Frau holen lassen.

„Natürlich is jetz die Streiterei erst recht losgegangen, wo ein Frauenzimmer dabei war; obgleich sie wie ein eing'schüchtertes Huhn sich an den Katheder hingedrückt und ganz leis in den Richter hineing'redet hat. Aber sie hat mir doch das meiste zug'stehn müssen bis auf ein paar Nebensachen und den Zettel. Und auf den hab'n sie sich jetz beide g'stürzt, als ob ich deshalb für jeden vernünftigen Menschen um ein Haar weniger im Recht g'wesen wär', weil ich den Fetzen Papier nicht am zweiten Tag, sondern beim ersten Mal unterschrieben hab'. So hab'n sie jetz zu zweit die Hauptsach' ganz nebennaus gedrückt, und der Richter hat wieder g'schwankt, bis auf einmal mein Advokat den Mietzettel anschaut und schreit: ‚Ha, — da sieht man's — Herr Richter — ich bitte! Wenn das Datum, das auf dem Zettel steht, das des ersten Tages war, wie der Kläger behauptet, so ist der Kläger ein sehr interessanter Mann. Denn weil er den Zettel im voraus für seine Frau geschrieben hat und in der Anrede schon der Name meines Klienten genannt ist, so hat der Kläger also schon im voraus gewußt, daß der Herr Baron Randegg am 2. März bei ihm ein Zimmer mieten wird. Das ist wirklich interessant.' Und dabei wendet sich mein Beistand triumphierend seinem Gegner zu.

„Jetz hätten Sie aber den sehen sollen. ‚Ah, das ist infam! So etwas war noch nicht da! Den Namen hat der Herr selbst geschrieben, und jetzt behauptet er . . .' Währenddem hab' ich noch gar nicht g'wußt, worum sich's eigentlich handelt, und seh' mir den Zettel an und sag' ganz ruhig: ‚Freilich hab' ich das g'schrieben, ich hab' die Blankostellen beim Unterschreiben ausg'füllt.'

„‚Und doch behaupten Sie . . .'

„‚Ich behaupte ja nichts . . .'

„‚Aber Sie haben durch Ihren Advokaten versucht . . .'

„‚Ich hab' ja gar nichts davon gewußt.'

„Aber mein Gegner schreit trotzdem in höchster Entrüstung:

„‚Ah, das ist doch —! Frau, sprich nicht mehr mit dem Menschen!'

„Sagt der Ehrenmann von mir! Und ich steh' da verlegen und geärgert und unsicher geworden, und mein Advokat war auch betucht, weil er so eine scharfsinnige Dummheit g'macht hat, und alles das benutzt der geriebene Tropf, um uns als Lumpen hinzustellen, unsre Aussagen überhaupt anzuzweifeln, und kriegt dabei rein mit der Schnauz' ein solches Uebergewicht, daß der Richter achselzuckend und bedauernd zu mir sagt: ‚Da sich die Aussagen widersprechen, so kann ich leider nichts machen. Bitte, lesen Sie!' Und damit giebt er mir einen alten Schmöker, wo drin steht, daß im Zweifel, wenn bei Mietverträgen schriftliche und mündliche Abmachungen vorliegen, die schriftlichen den Vorzug haben.

„So bin ich also doch noch zum Zahlen verurteilt worden, und meine einzige Genugthuung war nur, daß der Richter zu mir g'sagt hat: ‚Sie haben moralisch

vollständig korrekt und einwandfrei gehandelt. Sie waren in bona fide. Sie konnten als Fremder das Gesetz nicht kennen.' Und auch der Kläger, wie er sein Geld g'habt hat, hat mir dasselbe noch einmal versichert und mich respektvoll gegrüßt, ich hab' ihn aber gar nimmer ang'schaut und bin fortgegangen.

„Das war also der Wahrspruch Gottes, des höchsten Richters, das war sein Eintreten für einen jungen Menschen, der vertrauensselig zu ihm aufg'schaut hat und den er selbst in die peinlichste Lag' seines Lebens gebracht hat! Denn ohne ihn hätt' ich sicher das Zimmer benutzt und wär' noch wochenlang drin geblieben, und dann wär' der ganze Streit nicht entstanden. Aber — lassen S' mich ausreden! — auch das hätt' ich ihm nicht übelg'nommen, wenn er wenigstens um die ganze Sach' sich nicht gekümmert hätt', weil ihm das Objekt zu geringfügig war. Denn auch dann hätt' ich mit dem Advokaten und dem Richter noch g'winnen müssen. Aber daß er, um alle anständigen Menschen in dem Prozeß zu verderben, mit dem Halunken noch unter einer Decke steckt, wie ma an dem ganzen Verlauf des Prozesses g'sehn hat, das hab' ich ihm nie verzeihen können; denn gegen eine solche Macht können selbst die besten Juristen nicht aufkommen."

Hier machte der Pfarrer, der schon lang etwas sagen wollte, wieder einen energischen Versuch zu Wort zu kommen, aber der Baron, der in der Aufregung über das alte Erlebnis immer frischer und feuriger geworden war, schnitt ihm sehr entschieden das Wort ab:

„Warten S' nur! Ich bin noch nicht fertig. Sogar das war noch nicht das Schlimmste. Denn wie ich wieder in die frische Luft und in die Sonn' gekommen bin, war ich so froh, daß die ganze Angst und Quälerei aus war, daß ich bei Tisch meinen ganzen Aerger mit Humor und Appetit hinunterg'fressen hab'. Erst gegen Abend, wie die Abspannung nach der langen Aufregung herausgekommen is, da bin ich melancholisch und weich g'worden, und wie ich dann im Dunkel das zerriss'ne G'sicht mit den scheuen gelben Augen und dem schäbigen Hinterkopf vor mir g'sehn hab', da hab' ich auch noch Mitleid mit dem Schubiak gekriegt und hätt' ihm am liebsten noch hundert Gulden dreingegeben. ‚Denn wenn ein gebildeter Mensch mit solchen Mitteln um seine Existenz kämpft,' hab' ich mir g'sagt, ‚dann is er zu bedauern, mag er sein, wer er will.'

„Aber am nächsten Morgen, wie ich die Zeitung in die Hand nehm', da war's vorbei mit Humor und Mitleid!

„Steht da in den Gerichtsanzeigen, wie ich zufällig hinschau', mein Name und dabei die ganze Anklag' und Verurteilung, und grad die Einzelheiten nicht, die alles ins richtige Licht g'stellt hätten.

„Ah bin ich da aufg'hupft, wie ich das g'lesen hab'! ‚Das is ja haarsträubend, das is ja entsetzlich!' ruf' ich. ‚Was fang' ich denn da an? Und das lesen meine Verwandten, die gar nicht g'wußt hab'n, daß ich hier bin, und alle Leut', die mich kennen und ganz Wien!' —

„Wie recht ich g'habt hab', und was für Brief' ich gekriegt hab', damit will ich Sie gar nicht aufhalten. Nur einen möcht' ich Ihnen sagen, den ich

am andern Tag von der Miezi bekommen hab' und wo ein paar eing'wickelte Sachen drin g'legen sin. Warten S' nur. Wie hat er denn g'heißen? Ja:

„‚Mein lieber kleiner Hamplmann!

„‚Zu meiner großen Ueberraschung habe ich heute Dein Geheimnis, warum Du mich nicht mehr in die Wohnung hast lassen wollen, in der Zeitung gelesen. Jetzt habe ich freilich Dein Zartgefühl begriffen, warum Du mir's allein nicht hast sagen wollen, weil ich Dich in die fürchterlichen Ausgaben gestürzt habe, die Dich beinahe mit dem Strafgesetz in Konflikt gebracht hätten. Aber das schrecklichste dabei ist mir, daß ich auch noch Andenken von Dir habe, die noch viel mehr wert sind und die ich Dir hiermit zurückschicke, daß Du wenigstens in der nächsten Zeit damit Dein Zimmer bezahlen kannst.

„‚Ach! Wenn ich das früher gewußt hätte, mein kleiner Gogo! Wie leid Du mir thust! Und das alles Deiner bösen, undankbaren Miezi wegen! Am meisten hat mich jedoch gerührt, daß Du mich in Deinem Prozeß nicht als Zeugin hast vorladen lassen. Denn das wäre mir doch peinlich gewesen. Herzlichsten Dank für Dein Taktgefühl! (Das Wort dreimal unterstrichen und dabei drei Ausrufungszeichen.)

„‚Lebe wohl, mein edler Freund! Denn Du wirst jetzt doch schleunigst von Wien abreisen wollen. Aber wenn ich Dich auch gewiß nicht so bald wiedersehen werde, so hab' ich doch den sicheren Trost, daß Du nach dem Erlebten nie vergessen wirst

Deine „teure“ Miezi.‘

„‚Teure‘ mit Anführungszeichen. Und als Nachschrift is drunterg'standen:

„‚Hätte ich nicht zum Abschluß die ganze Gesellschaft (die vor Gericht hat sie g'meint) noch zum Mittagessen einladen sollen?‘

„So,“ sagte der Baron, „das war der letzte Brief von der Miezi. Können Sie verstehn, daß ich den nach mehr als vierzig Jahren noch auswendig weiß? Können Sie sich denken, was so ein Brief auf einen schüchternen, ritterlichen jungen Mann von zwanzig Jahren für einen Eindruck macht? Zu einer Zeit, wo das Selbstbewußtsein und alle Ehrbegriffe fast krankhaft in uns ausgebildet sin? Können Sie sich denken, daß ich danach auch von meinem Christus nix mehr hab' wissen wollen und in keine Kirch' mehr gegangen bin, weil mich jedes Kruzifix an die miserable G'schicht erinnert hat?“

Der Pfarrer, der trotz des Ernstes seiner Lage doch so viel Humor besaß, um bei dem Brief der Miezi das Gesicht zu verziehen, war wieder sehr ernst geworden und wollte jetzt endlich mit der Verteidigung seines Herrn beginnen. Der Baron machte es ihm aber wieder unmöglich und rief:

„Ich weiß alles, was Sie sagen wollen: Wer Christus nur seines Vorteils wegen liebt und so weiter ... Sie haben recht, obgleich Sie auch nur beten, damit Sie vom Uebel erlöst werden und nicht damit Sie erst recht hineinkommen. Drauf sagen Sie, daß man um Christi willen dulden und Verfolgung erleiden müsse. Ja, das hab' ich g'merkt, da haben Sie wieder recht. ‚Daß ich alles

verdient hätt', weil mein Umgang mit der Miezi eine Sünde war'. Auch wahr. Hab' ich nicht selber gleich g'sagt, daß sie schön war wie die Sünde? Auch das is richtig, daß ich vielleicht noch bessere Erfahrungen g'macht hätt', wenn ich länger g'wartet hätt' — alles zugegeben. Aber — jetzt komm' ich: Wer sagt Ihnen denn, daß mein Christentum das Ihre war? Ihr's is das Christentum der Mühseligen und Sterbenden, die Angst haben müssen, damit sie an Gott glauben und ihn erst lieben, wenn sie geprügelt werden. Aber mein's war das Christentum der Uebermütig-Seligen, der zum Leben Erwachenden, das im Glück kommt wie die Melancholie und die Freude verklärt wie der Humor den Schmerz. Ihr Christentum is Entsagung und Demut, das meine war Sehnsucht und Wehmut, Ihr Christus is von der Jungfrau geboren und am Kreuz gestorben, der meine is am Kreuz geboren und am Witz eines leichtsinnigen Weibes gestorben. Ihrer is der Gott der Wahrheit, meiner war der der Dichtung und der Phantasie. Ihr Christus is der Allerweltsgott, den sich jeder vorstellen kann, wie er mag und der nach dem Tod wieder lebendig wird. Der meine is der Christus von Mariahilf, der ganz bestimmte, der nie mehr aufersteht, wenn er einmal gestorben is."

„Der überhaupt nie gelebt hat," sagte der Pfarrer mit blitzenden Augen, „der nur Wahn und Phantasie war, wie Sie selbst sagen, der das Licht nicht bringen kann, weil er die Nacht nicht kennt, der Sie sterben und verderben läßt, wie er Sie schon einmal ins Unglück gebracht hat."

„So?" sagte der Baron ruhig, „aber der Ihre? Lebt denn der? Hat der je so ein Wunder vollbracht, wie mich von einem schönen Weib zurückzuhalten? Warum bringen Sie ihn mir denn nicht? Wo is er denn? Auch nur in Ihrer Phantasie. Drum können Sie mir ihn ebensowenig verständlich machen wie Ihren Geschmack oder sonst was, das Ihnen ganz persönlich g'hört. Denn das wahrhaft Christliche in uns is das, was die Schulmeisterei der andern und die Furcht und das Jüdische in uns noch überlassen. Drum geben S' Ihnen keine Müh' mehr, mein Lieber! In dem Punkt verstehn wir uns doch nie. Und es is auch christlicher, wenn wir in Frieden und Eintracht noch ein Glas Wein mitsammen trinken, als wenn wir das letzte Mal in Streit auseinandergehn. Denn der größte Triumph und das größte Wunder in meinem Leben nach dem, was ich Ihnen erzählt hab', bleibt doch, daß wir zwei so gut mitsammen ausgekommen sin."

Und nach diesen Worten tranken sie noch einmal und schüttelten sich zum Abschied die Hände, aber keiner brachte mehr ein Wort hervor. Denn auch der Pfarrer war, nachdem er die letzte Hoffnung auf Bekehrung aufgegeben hatte, ganz Christ geworden und weinte sogar, als er das Schloß verließ.

Als er jedoch nach drei Tagen an der Gruft des alten Herrn stand, der seinem nächsten Anfall erlegen war, da wußte er die Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte, mit seiner christlichen Freundes- und Nächstenliebe trefflich zu vereinigen, indem er folgende Ansprache hielt:

„Geliebte in Christo!

„Wir stehen hier an dem Sarge eines Mannes, der uns allen die lange Zeit, die er unter uns weilte, ein lieber und verehrungswürdiger Herr gewesen ist. Denn er war nicht nur den wenigen, die ihm persönlich näher traten, ein treuer Freund, er war auch ein gerechter und wohlthätiger Mensch, der die wahren Schätze sammelte, die kein Rost und keine Motten fressen, getreu den Worten des Evangeliums, das er nur einmal im Auszug gelesen hat. Denn wo die andern in der Finsternis gestrauchelt wären, da hat Gott der Herr dem hochseligen Herrn Baron die Gnade gegeben, auch ohne die Leuchte des Glaubens im Dunkel den richtigen Weg zu finden. Freilich hat er dabei auch des hohen Glückes nicht teilhaftig werden können, das allen Strenggläubigen aus dem regelmäßigen Verkehr mit ihrem Gott und dem Genuß der heiligen Sakramente erwächst, aber es ist um so wunderbarer, daß bei seiner zurückgezogenen Lebensweise, in der er selbst mich oft längere Zeit nicht sah, doch das Licht zu ihm gekommen ist und ihn zu guten Thaten erleuchtet hat. Leider hat ihn eine allen einsamen Menschen eigne Scheu, ihr Inneres preiszugeben, davon abgehalten, sich mir als Beichtvater anzuvertrauen. Doch selbst in den minder wichtigen Fragen, in denen er mich zu Rate zog, hatte ich Gelegenheit, oft plötzlich einen Blick in seine Seele zu thun und dabei mehr Offenheit und Wahrheit zu finden als bei vielen von euch im Augenblick tiefster Zerknirschung und der Anklage vor Gott. Am meisten hat mich jedoch gefreut, daß der hochselige Herr Baron vor wenigen Tagen, als er sein Ende herannahen fühlte, noch selber nach mir geschickt und mir dabei ausdrücklich die Erlaubnis gegeben hat, dies öffentlich bekannt zu machen, denn das hätte ein Feind der katholischen Kirche nie gethan. Es ist ja wahr, die heiligen Sakramente habe ich ihm leider nicht mehr spenden können, aber der Sterbende hat mir in länger als einer Stunde gebeichtet, was über vierzig Jahre lang sein Gewissen bedrückt hatte. Und dabei kam der nun Verewigte selbst darauf zu sprechen, wie er einmal in seiner Jugend voll Andacht und Rührung vor einem Kruzifix gestanden und sich dadurch sogar von einem Pfade der Sünde habe zurückhalten lassen, so daß er infolge davon um Christi willen in die peinlichste Lage seines Lebens kam. Nun frage ich euch, Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge, ob einer unter euch ist, der sich durch das Bild des Erlösers jemals auch nur vom geringsten Vergnügen hätte abhalten lassen? Habt ihr doch selbst den gekreuzigten Leib unsers Herrn über euern Betten hängen und lehnt die Leiter an das Kruzifix, wenn ihr zum Fenster eurer Geliebten steigt. Darum nehmt euch ein Beispiel an unserm hochseligen Herrn Baron, der vielleicht schon jetzt mit demselben Christus vereinigt ist, vor dem er damals gestanden hat und mit dem er später infolge eines Mißverständnisses leider so auseinanderkam, daß er ihn nicht einmal mehr gegrüßt hat.

„Aber Gott ist nicht nur der König der Könige, sondern auch der erste Edelmann in seinem Reich, und ich bin fest überzeugt, daß er den hochseligen

Herrn Baron, wenn er ihn wiedersieht, sogar zuerst grüßen wird. Denn wen er einmal zu sich in den Himmel nimmt, den behandelt er auch als seinen Gast.

„Und damit beten wir noch ein stilles Vaterunser für unsern lieben gnädigen Herrn, dessen irdische Hülle wir jetzt zu seinen Vätern legen. Er ruhe in Frieden.“



Fürst Hohenlohe als Reichskanzler.

Von einem unabhängigen Politiker.

(Schluß).

Ein greiser Lotse hatte das Ruder des Reichsschiffes ergriffen, aber seine Faust steuerte es mit der nervigen Kraft eines Jünglings, und sein sicherer Blick durchdrang den Nebel und verachtete die Klippen. „Volldampf voraus!“ war sein Wahlspruch, nicht im Sinne der wagehalsigen, nimmer wägenden Jugend, aber mit der Zähigkeit und Bedachtsamkeit des vielerfahrenen Alters und der Kraft und dem Zielbewußtsein einer niemals alternden Vaterlandsliebe.

Der am 5. Dezember 1894 im Weißen Saale des Königlichen Schlosses von Seiner Majestät dem Kaiser eröffnete Reichstag sollte unter dem neuen Kanzler zum ersten Male in dem neuen prunkvollen Reichstagsgebäude tagen. Daß seine Leitsterne auch ein neuer Kurs und neue größere Gesichtspunkte sein würden, sollte sich bald erweisen.

Die erste Kanzlerrede, die der Fürst am 12. Dezember 1894 im Parlamente hielt, kann eine eigentliche Programmrede nicht genannt werden. Mit diplomatischer Zurückhaltung wies er er ganz im allgemeinen auf die Ziele hin, die seine Politik zu verfolgen gedenke. „Suum cuique“, die alte Hohenzollerndevise, war gewissermaßen der rote Faden, der seine Worte durchzog. Aber mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit betonte er, daß er nicht gesonnen sei, die Fußstapfen seines Vorgängers zu wandeln: „Ich will Ihnen kein Programm entwickeln, das würde nur dann am Platze sein, wenn es sich bei meinem Eintritt in das Amt um einen sogenannten Systemwechsel gehandelt hätte. Das war nicht der Fall und konnte um so weniger der Fall sein, als sämtliche Gesetzentwürfe oder die meisten Gesetzentwürfe, die Ihnen vorgelegt werden, schon zur Zeit meines Vorgängers beraten und teilweise abgeschlossen waren. Damit will ich nicht sagen, daß ich in allen Punkten die Wege meines Vorgängers gehen werde.“

Es möge mir gestattet sein, an dieser Stelle mit einigen Worten der Reden Hohenlohes zu gedenken. Man hat ihm, besonders von der linken Seite des Hauses, vielfach den Vorwurf mangelnder Redegabe gemacht, man hat ihm auch

verübeln zu müssen geglaubt, daß er gelegentlich seine Reden abzulesen pflegte. Und in der That, das wilde Feuer eines Bebel, der sarkastisch dozierende Ton Eugen Richters oder der schwülstige Pathos des seligen Dr. Lieber waren dem Fürsten nicht gegeben. Sein Organ war ein wenig klangvolles und die feine Nuancierung seiner Vortragsweise nicht für das Verständnis des großen Publikums zugeschnitten. Wie er sprach, mag darum begreiflicherweise nicht nach jedermanns Geschmack gewesen sein, — was er sprach aber war immer bedeutungsvoll, tiefgehend, von schärfster Logik und einer geradezu klassischen Form. Jede einzelne Rede des Fürsten ist in ihrer Art stilistisch und inhaltlich ein Kabinettstück. Dieser hochgebildete, in jeder Faser seines Seins und Lebens deutsch fühlende Mann beherrschte seine deutsche Muttersprache mit einer souveränen Meisterschaft, die an die besten Zeiten deutscher Sprachpflege erinnerte. Wer seine Reden gehört oder besser noch gelesen hat, wird mir ohne weiteres zugeben, daß wir ihresgleichen auch in der Glanzzeit des deutschen Parlaments kaum wiederfinden. Daß er zuweilen das Konzept zu benutzen pflegte, wird ihm kein Wohlgesinnter verübeln. Die übergroße Last von Arbeit, die der greise Fürst auf seine Schultern genommen hatte, und die körperlichen Beschwerden seines hohen Alters dürfen ihm hie und da wohl die Zeit und Kraft zur Memorierung seiner wundervollen Reden vorenthalten haben. Diesen selbst die vollverdiente Bewunderung zu versagen, wird nur dem Uebelwollenden gelingen.

Es ist wahrhaft staunenswert, mit welcher Schnelligkeit der Fürst sich in sein schwieriges Amt einarbeitete, und wie bald er mit scharfem und unbeeinflußbar klarem Blick das weite Feld der inneren und äußeren Politik übersah. Wenn es ihm anfangs nicht gelang, im Innern die Erfolge zu erzielen, die man von ihm erwartete — ich möchte hier besonders auf das Scheitern der sogenannten Umsturzvorlage hinweisen, so lag das einerseits daran, daß der Fürst das Vermächtnis seines Vorgängers nicht mit voller Ueberzeugung zu eignem geistigen Eigentum zu gestalten vermochte. Andrerseits war der Geist, den die Aera Caprivi über den Reichstag ausgegossen, ebensowenig dazu angethan, dem obersten Regierungsvertreter von vornhinein die Wege in gewünschter Weise zu ebnen, als die Zusammensetzung dieser Körperschaft geeignet war, einer Politik, die in ihrem Bestreben, allen gerechtfertigten Forderungen zu entsprechen, über den Parteien schwebte, förderlich zu sein. Agrarier und Ultramontane, Konservative und Christlich-Soziale, Kathedersozialisten und Sozialdemokraten, mit einem Worte die verschiedensten Opportunitätsparteien, deren jede sich die besten Brocken aus dem großen Kessel herauszufischen bemüht war, unter einen Hut zu bringen, das konnte auch einem Hohenlohe nicht ohne weiteres gelingen. Die Folge aber wird beweisen, daß seiner abwägenden Ausdauer und seinem durch nichts zu trübenden Scharfblick sowie seiner inneren, nie erlahmenden Energie dieses und noch manches andre in nicht viel späterer Zeit dennoch glänzend gelungen ist.

Vorerst erwies sich der Einfluß des Fürsten auf andern Gebieten in der

erfreulichsten Weise. Durch die Ernennung des Freiherrn v. Wilmowski zum Chef der Reichskanzlei hatte er es verstanden, einen Mann von ebenso vornehmem Charakter als eminenter Arbeitskraft und großzügiger Gesinnungsweise zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen. Aus der Zusammenarbeit dieser beiden hervorragenden Männer entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die bis zum Heimgang Hohenlohes ungetrübt fortbestanden hat. Weiter sei hier der Besuch erwähnt, den der Kanzler mit seinem Sohne Alexander dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruhe abstattete. Wir gehen in der Annahme wohl nicht fehl, daß durch diesen Besuch der Boden vorbereitet wurde, aus dem der neue Kontakt zwischen Kaiser und Altreichskanzler erwuchs, den das deutsche Volk mit Jubel begrüßte. Wie Kaiser Wilhelm II. mit dem Kronprinzen am 26. März 1895 Bismarck zu seinem 80. Geburtstage persönlich beglückwünschte und ihm mit Worten schmeichelhaftester Anerkennung und aufrichtiger Verehrung den Ehrenpallasch überreichte, wird noch in aller Gedächtnis sein. Nur wenige aber werden heute noch die Hand erblicken, die die Fäden der damals angeknüpften Aussöhnung zwischen Jung- und Altdeutschland zum bindenden Knoten verschlang.

Die Ernennung des Freiherrn Zorn von Bulach zum Unterstaatssekretär des Reichslandes berührte dort wie überall sympathisch. Der Fürst hatte in Straßburg Gelegenheit gehabt, diesen aufrichtig deutsch-national gesinnten reichsländischen Edelmann persönlich kennen, seine Gesinnung und seine Fähigkeiten schätzen zu lernen. Der Beweis persönlichen Wohlwollens, den der Fürst durch diese Ernennung den Reichslanden gab und in dem Hohenlohe zugleich seinen festen Entschluß dokumentierte, an der Politik der Versöhnung, die er als Statthalter im Reichslande geübt, auch als höchster Beamter des Reiches festzuhalten, hat nicht unwesentlich den Weg geebnet, der in allerneuester Zeit durch die Aufhebung des Diktaturparagraphen von Seiner Majestät dem Kaiser beschritten worden ist.

Auch die Berufung des Grafen Wilhelm Bismarck zum Oberpräsidenten von Ostpreußen, als Nachfolger des Grafen Udo zu Stolberg, ist der Initiative des neuen Kanzlers zuzuschreiben. Sie war nicht nur ein Akt der Courtoisie gegenüber dem großen Alten im Sachsenwalde, sie war ebenso der Ausdruck ehrlicher Anerkennung für die Qualitäten des Grafen Bismarck, die Hohenlohe allezeit sehr hoch eingeschätzt hat. Ich hörte den Fürsten nach dem frühen Hingang Wilhelm Bismarcks im Tone aufrichtigen Mitgefühles äußern, „daß Preußen in dem Entschlafenen einen seiner allertüchtigsten Beamten verloren habe!“

So konnte nach und nach auch die politische Gegnerschaft des Fürsten sich der Ueberzeugung nicht mehr verschließen, daß mit dem neuen Kanzler auch ein neuer Kurs eingesetzt habe. Dieser Ueberzeugung verlieh die „Tägliche Rundschau“ in anerkennenswerter Ehrlichkeit mit folgenden Worten Ausdruck: „Wir kommen doch vorwärts in der Aera Hohenlohe, unser deutscher Wuchs bricht allmählich wieder durch. Es kommen schon Augenblicke, wo man ganz

zuversichtlich aufatmet und den Frühling unsers Volkstums ganz deutlich wittert.

„So war's bei der Veröffentlichung des Gesetzentwurfes über den unlauteren Wettbewerb, so neulich auch bei den kräftigen Worten des Ministers v. Köller an die Polen, so auch bei dem Empfang des Bundes der Landwirte durch den Kaiser und bei der kräftigen Musik, die sich im Feenpalast darangeschlossen hat. Mit dem Falle Caprivis hat sich nicht nur ein Personen-, sondern ein Systemwechsel vollzogen. Wir kommen vorwärts!"

Langsam, aber zielbewußt griff der Kanzler mit fester Hand in die Zügel der inneren Politik, während die äußere, unter seiner bewährten, alle Chancen klug abwägenden Leitung die glänzendsten Erfolge zeitigte. Die unverhohlene Abneigung, die Hohenlohe der von den Konservativen ganz besonders eifrig betriebenen Verschärfung des preußischen Vereinsgesetzes entgegenbrachte, zeitigte eine Spannung zwischen ihm und der einflußreichen konservativen Partei, die während der Amtsthätigkeit des Fürsten wohl nie ganz gewichen, die Erfolge seiner Thätigkeit zu Deutschlands Heil aber nur wenig oder gar nicht beeinträchtigt hat.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch, das Börsengesetz, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, das Margarinegesetz u. a. m. wurden von Hohenlohe mit großem Geschick im Reichstage vertreten und zu ersprießlichem Abschluß gebracht.

Nach außen hin waren es vor allen Dingen die zielbewußte Dreibundspolitik, der freundschaftliche Anschluß an Rußland, die Politik der Versöhnung gegenüber Frankreich und das energische Eingreifen in die unlauteren Fäden der englischen Machenschaften, die die Position des Reiches dem Auslande gegenüber neu festigten und sein Ansehen hoben. Die Gerüchte einer schleichenden Kanzlerkrise, die im Februar 1896 hie und da auftauchten, konnten unter solchen Umständen von dem tiefer blickenden Politiker nicht ernst genommen werden. Es hieß, der Kaiser wünsche neue große Kriegsflottenpläne durchzusetzen, Hohenlohe aber sei dagegen; er weise darauf hin, daß die deutschen Schiffswerften gar nicht so rasch bauen, die Marineverwaltung nicht so rasch Mannschaften ausbilden und der Reichstag schwerlich so schnell für derartige weitgreifende Flottenpläne gewonnen werden können. Dem Kaiser wäre der greise Fürst zu langsam und bedächtig, und er sehe sich nach einer jüngeren Persönlichkeit mit mehr Initiative um. Die Möglichkeit, daß damals derartige Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler vorlagen, ist nicht ohne weiteres abzuleugnen. Jedenfalls hat sich der Kaiser durch die Thatsachen dann doch überzeugen lassen müssen, daß die Bedenken seines bewährten Ratgebers durchaus begründet waren.

Die Gelegenheit, mit England abzurechnen, bot der Reichstagsbeschluß betreffend die Einberufung einer internationalen Währungskonferenz (8. Februar 1896). Hohenlohe lehnte namens der Regierung diesen Beschluß ab, indem er zwar anerkannte, daß die Hebung und Befestigung des Silberpreises ein erstrebenswertes Ziel sei, worüber eine internationale Verständigung erzielt werden müsse.

Die Vorbedingung für eine solche aber sei die Wiedereröffnung der indischen Münzstätten für die unbeschränkte Silberausprägung. Er sei aber durch die englische Regierung dahin verständigt worden, daß hierauf in absehbarer Zeit nicht zu rechnen sei.

Der englische Staatssekretär Balfour beging hierauf die unbegreifliche Taktlosigkeit, gelegentlich einer Rede am 20. Februar diese Thatsache einfach abzuleugnen. Wie energisch das Vorgehen des Kanzlers gewesen sein muß, wird dadurch bewiesen, daß schon am 27. Februar Courzon die Haltlosigkeit der Balfourschen und die Richtigkeit der Hohenloheschen Erklärungen öffentlich anerkannte.

Dieser glänzende staatsmännische Sieg des Fürsten, dessen Ergebnis eine diplomatische Bloßstellung des englischen Kabinetts war, wie man sie sich beschämender kaum denken kann, ist ihm von der dortigen Diplomatie nie vergessen worden. Sie ließ in der Folge nicht nach in ihrem Eifer, die auswärtige Politik des deutschen Kanzlers zu durchkreuzen, allerdings stets mit negativem Erfolg. Den Fechterkünsten eines Salisbury war der greise Kämpe von des großen Wilhelm Tafelrunde allezeit gewachsen. Die für unsern italienischen Bundesgenossen niederschmetternden Ereignisse in Abessinien gaben Hohenlohe Gelegenheit, mit Nachdruck und dem gewohnten Erfolge zur Erhaltung und Kräftigung des Dreibundes sein Wollen und Können in die Wagschale zu werfen. Bei dieser Gelegenheit prallten deutsche und englische Politik wieder einmal hart aneinander. Hohenlohes Wunsch war es, den französischen Revanchegelüsten durch Freundschaft mit Rußland und Entgegenkommen gegen Frankreich innerhalb der europäischen Politik den Boden abzugraben; — Salisbury, eingedenk der blamablen Niederlage, die der Fürst ihm beigebracht, setzte alle Hebel in Bewegung, die Revanche-Idee und die Erinnerung an das verlorene Paradies Elsaß-Lothringen bei den Franzosen wieder anzufachen. Er verfolgte den Plan, Italien aus dem Dreibund herauszulocken und diesen, der sich nicht geneigt zeigte, die englische Politik gegen Rußland zu unterstützen, zu zersprengen. Es ist lediglich Hohenlohes Verdienst, wenn den englischen Bestrebungen der Erfolg versagt blieb. Sein Zusammentreffen mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Goluchowski legte die Grundlage zu neuer Festigung der Fundamente des Dreibundes. Wenn wir heute der Thatsache der Erneuerung dieses Staatenbundes gegenüberstehen, so dürfen wir auch hier nicht verkennen, daß es die Hand Hohenlohes war, die dem absterbenden Baum das frische Pfropfreis okulierte, aus dem er nun zu neuerem und frischerem Leben erblüht ist.

Wie vollständig die staatsmännische Weisheit Englands einem Hohenlohe gegenüber versagte, das ersehen wir aus der gemeinsamen Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs nach der für China unglücklichen Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges in vorwiegender Rücksicht auf die deutschen Handelsinteressen. —

Am 21. März 1896 feierte der deutsche Reichstag das 25jährige Jubiläum seiner ersten Sitzung. Das markanteste Moment dieser Sitzung war zweifellos

die herrliche Rede Hohenlohes, die in einer bewundernden und neidlosen Apotheose des großen Bismarck ausklang; er wies auf die Heldengestalt Kaiser Friedrichs, „unsers Kronprinzen“, hin, der durch die Liebe, die er sich im ganzen deutschen Volke, in Süd und Nord erworben, das erste Band geschlungen hat, das die deutschen Stämme zum gemeinsamen Kampf vereinte. Dann fuhrt er fort: „Einer aber, der größte unter den Männern jener Zeit, steht noch aufrecht da wie eine der Eichen des Sachsenwaldes, Fürst Bismarck, der mit sorgendem Blick den Geschicken des Reiches folgt und manch mahnendes Wort an die Epigonen der großen Zeit richtet. Der Mann, der, als wir nach den ersten gescheiterten Einheitsversuchen an der Zukunft Deutschlands verzweifeln wollten, seinerseits weder die Hoffnung noch den Mut sinken ließ, der in langer, mühevoller diplomatischer Arbeit die Wege ebnete, die zu der einheitlichen Gestaltung des Reiches führten, und der, als der Augenblick gekommen, als die Saat gereift war, den Augenblick erfaßte und mit der ihm eignen Kraft die Schwierigkeiten überwand, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellten. So ist er, der treue Diener seines Herrn, der eigentliche Schaffer des Reiches geworden.“ — Und dann zum Schluß: „Lassen Sie uns — und hier spreche ich zu den politischen Gegnern des ersten Kanzlers — lassen Sie uns die Tage des Kampfes und Streites vergessen, und vereinigen wir uns alle zu dem Rufe: Fürst Bismarck lebe hoch!“

Solch freie, mannhafte und schöne Worte waren an dieser Stelle lange nicht gehört worden. Der sie sprach, bewies durch sie die volle Würdigkeit zur Uebernahme der politischen Erbschaft des eisernen Kanzlers.

Es fehlte damals dem Fürsten nicht an der wohlverdienten Anerkennung. Der Schwager des Kaisers, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, brachte gelegentlich des 74. Geburtstages Hohenlohes einen Trinkspruch aus, der von Verehrung und Dankbarkeit getragen war. Er würdigte voll die Motive, die den greisen Kanzler seinerzeit zur Uebernahme seines mühseligen Amtes veranlaßten. Der Fürst sei, als der Kaiser ihn zum Reichskanzler berief, eingedenk der Traditionen seines Hauses, das seine Kräfte stets in den Dienst der deutschen Sache gestellt, gekommen, um dem Gebäude, an dessen Grundlagen er gearbeitet und woran er später bauen geholfen, als verantwortlicher Leiter vorzustehen. Seinem Wesen getreu, habe er gesucht, lieber zu verbinden, als zu trennen. Vor seiner Persönlichkeit, der alle Parteien ausnahmelos Ehrfurcht entgegenbringen, verstumme die Parteileidenschaft. Möge es dem Fürsten und dem Deutschen Reich vergönnt sein, daß er noch lange am Steuer des Staatsschiffes stehe und es durch die brandenden Wogen als erprobter Führer glücklich hindurchgeleite.

Heil dem deutschen Fürsten, der solche Worte gefunden, Worte, die im Herzen jedes patriotischen Deutschen begeisterten Wiederhall erwecken mußten.

Ein moralischer Sieg von besonderer Bedeutung muß es genannt werden, daß selbst die liberale Presse, die dem Fürsten von Anfang an Mißtrauen, wenn nicht feindliche Gesinnung entgegengebracht hatte, sich veranlaßt sah, in das

Urteil Ernst Günthers rückhaltlos einzustimmen. Die „Vossische Zeitung“ betonte, daß der heutige Reichskanzler nicht der Mann der krassen Reaktion und des Verfassungsstreites ist, als der er von den Feinden des Liberalismus begrüßt wurde. „In der auswärtigen Politik ist Fürst Hohenlohe ebenso bedächtig wie thatkräftig gewesen. Es ist ihm gelungen, gute Beziehungen zu allen Staaten zu unterhalten, insbesondere aber die Festigkeit des Dreibundes aller Welt vor Augen zu führen. Deutschland ist weder vereinsamt noch ohnmächtig. Es steht geachtet da nach außen und stark im Innern. Gewiß, wir haben viele Wünsche, die der Erfüllung harren, wir vermissen manches, was wir für nötig halten. Aber wir haben auch die Ueberzeugung gewonnen, daß der Vater dieser Hindernisse nicht der Fürst ist“ ...

Geradezu erstaunenswert ist es, daß Hohenlohe trotz seines hohen Alters und der ungeheuren Arbeitslast, die er zu bewältigen hatte, stets die Zeit fand, dorthin zu eilen, wo seine persönliche Anwesenheit nützlich oder notwendig war. So wohnte er der Eröffnung des Reichsgerichts in Leipzig bei, so sehen wir ihn im April 1896 in Paris, wo er in aller Stille in einem Privathaus Veranlassung nahm, mit dem französischen Ministerpräsidenten Bourgeois zu konferieren. Die Einladung der französischen Regierung an die deutsche zum Besuch der Pariser Weltausstellung darf wohl als eine Frucht dieser Konferenz betrachtet und als Faktor der Hohenloheschen Versöhnungspolitik nicht unterschätzt werden. — So begleitete er das deutsche Kaiserpaar nach Wien.

Inzwischen bereiteten sich im Innern kritische Dinge vor. Am 18. Mai erklärte Fürst Hohenlohe im Reichstage, daß er im Herbst die Vorlage einer Reform der Militär-Strafgerichtsordnung einbringen werde, die sich auf den Grundsätzen der modernen Rechtsanschauung aufbauen würde. Diese Absicht scheint in hohen, besonders militärischen Kreisen auf heftigen Widerstand gestoßen zu sein. Denn sie hatte die Verabschiedung des Abteilungschefs im Kriegsministerium, Generals v. Spitz, und den Rücktritt des Kriegsministers Generals Bronsart v. Schellendorf (14. August 1896) zur direkten Folge. Die Gerüchte einer akuten Kanzlerkrise konnten unter diesen Umständen nicht wohl ausbleiben, und es darf aller Wahrscheinlichkeit nach angenommen werden, daß sie dieses Mal schwerwiegender Gründe nicht entbehrten. Der zähen Ausdauer und Charakterfestigkeit sowie der sieghaften Ueberzeugungstreue des greisen Fürsten, der seinen Rücktritt gerade in einem solchen, politisch überaus bedrohlichen Moment aus dem Gesichtswinkel der Fahnenflucht ansehen mußte, gelang es, auch diesmal den Sturm zu beschwören. Er trotzte nicht allein dem gegen ihn gerichteten gefährlichen Ansturm, er schlug ihn gänzlich zu Boden, und es glückte ihm, seinen kaiserlichen Herrn von der Notwendigkeit der erstrebten Reform vollkommen zu überzeugen. Die radikale Presse ließ es natürlich an hämischen Angriffen gegen den großen Staatsmann, den sie mit den Kosenamen „Dekorativer Reichskanzler, Titular-Reichskanzler“ u. s. w. bedachte, nicht fehlen. Das von jenen Herren am wenigsten erwartete Resultat dieses Sturmes im Wasserglase war eine Publikation im Reichsanzeiger, die unzweideutig erklärte,

„Seine Majestät der Kaiser sei damit einverstanden, daß im Herbst eine Gesetzvorlage, betreffend die Militärgerichtsreform im Sinne Hohenlohes, eingebracht werde.“ Damit war der Kanzler aus allen Krisengerüchten und Anfeindungen ganz wesentlich gestärkt hervorgegangen.

Leider war es dem Fürsten beschieden, in diesen an politischen Mühen und Kämpfen reichen Tagen manchen herben persönlichen Verlust beklagen zu müssen. Nachdem am 14. Februar 1896 der Tod seinen Bruder, den österreichischen Oberhofmarschall Prinzen Konstantin, dahingerafft, verstarb auch sein zweiter Bruder, der Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe, mit dem ihn die herzlichsten Bande brüderlicher Liebe, Freundschaft und geistiger Interessengemeinschaft von Jugend auf eng vereinten, am 30. Oktober 1896 zu Tivoli bei Rom. In ihm schied ein römischer Kirchenfürst dahin, der allezeit ein treues deutsches Herz im Busen trug. Die „Neue Freie Presse“ sagte von ihm: „Einst gab es einen Papst von deutscher Abstammung; im Dom zu Bamberg liegt er begraben. Heute staunt man darüber, daß jemals ein deutscher Papst möglich war. Aber auch darüber wird man bald staunen, daß es einen Kardinal gab, der den Mut besaß, in Rom ein Deutscher zu sein. Und noch dazu einer, dessen Bruder der deutsche Reichskanzler ist ...“

Die korrekte und taktvolle Stellungnahme Hohenlohes zu den Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ über einen bis 1890 mit Rußland bestehenden Geheimvertrag ist genugsam bekannt. Der Fürst durfte hierzu mit ehrlicher Ueberzeugung bemerken, „daß die Beziehungen zu Rußland keinen Augenblick aufgehört hätten, gute und freundschaftliche zu sein.“

Von eminenter Bedeutung für die auswärtige Politik waren die Verhandlungen Hohenlohes mit dem Grafen Goluchowsky und dem Nachfolger des Fürsten Lobanow, dem russischen Minister des Aeußern Grafen Murawieff, zu Berlin im Januar 1897. Ersterer, der zum Fest des hohen Ordens vom Schwarzen Adler in der Reichshauptstadt erschienen war, galt schon seiner Nationalität wegen für wenig russenfreundlich gesinnt, und seine englischen und französischen Sympathien (die Gattin des Grafen ist eine Französin) waren kein Geheimnis. Der Kanzler hat es Goluchowsky gegenüber schwerlich an Deutlichkeit fehlen lassen darüber, daß es Deutschlands Politik sei, die Russen im Orient unbehindert ihre Wege gehen zu lassen, und daß der österreichische Bundesgenosse diese Ansicht notgedrungen teilen müsse.

Die Fabeln, die man über die angebliche Deutschenfeindlichkeit Murawieffs in die Welt gesetzt hatte, verflüchtigten sich schnell, als der russische Staatsmann, nachdem er in Berlin eingehend mit Hohenlohe konferiert hatte, Seiner Majestät dem Kaiser in Kiel seine Aufwartung machte. Dieser Höflichkeitsakt durfte mit Recht für einen ostentativen russischen Freundschaftsbeweis gelten.

Ueber allem Menschengetriebe walten die höheren Mächte. Leid und Freude wechseln im Leben des Geringsten wie in demjenigen des Mächtigen. So war es auch dem greisen Fürsten beschieden, nachdem er vor nicht langer Zeit zwei geliebte Brüder verloren, in körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische mit seiner

ihm in inniger Neigung verbundenen und geistig nahestehenden Gemahlin am 16. Februar 1891 das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. Die reichsten Sympathiekundgebungen von allen Seiten wurden ihm zu teil. Freunde und Verwandte sammelten sich um das Jubelpaar. Aber die Zeit beschaulicher Muße war dem Fürsten allezeit knapp zugemessen gewesen. Die Verhältnisse im Innern spitzten sich wieder einmal zu. Im März wurde vom Staatssekretär des Reichsmarineamtes v. Hollmann gänzlich unerwartet und zur größten Ueberraschung des Parlaments ein neuer Flottenvermehrungsplan eingebracht, wie man behauptet ohne Wissen des Kanzlers. Hohenlohes abdämpfende Erklärung wirkte kalmierend im Parlament. Die obligaten Krisengerüchte blieben natürlich nicht aus. Zwar ward Hollmann durch den Admiral Tirpitz ersetzt, aber Hohenlohe blieb, trotz der vom Freiherrn v. Stumm verbreiteten angeblichen kaiserlichen Worte über einen großen Ministerkladderadatsch, ruhig im Amt. Es war seiner bewundernswerten Vermittlergabe auch hier gelungen, allen Uebereilungen vorzubeugen.

Eine der schwersten Stunden seiner Amtsthätigkeit als Ministerpräsident muß es für den greisen Fürsten gewesen sein, als er nur ungern und entgegen seinen eignen Intentionen im Abgeordnetenhause den Entwurf zur verschärfenden Aenderung des preußischen Vereinsgesetzes einbrachte. Daß er es überhaupt that, ist, das dürfen wir wohl als sicher annehmen, nur dem Umstand zuzuschreiben, daß der Fürst im vornhinein von dem negativen Erfolge dieses Versuches überzeugt war. Seiner eignen Meinung verlieh er deutlich genug Ausdruck dadurch, daß er seinen Sohn und politischen Sekretär, Prinzen Alexander, im Reichstag für den als Gegendemonstration von einer großen Abgeordnetenmehrheit eingebrachten Antrag zu einem Vereinsnotgesetz stimmen ließ.

Die sattsam bekannten Prozesse Leckert-Lützow-Tausch befreiten den Kanzler von der Mitarbeiterschaft der Herren v. Böttischer und v. Marschall. Durch die Berufung des römischen Botschafters Bernhard v. Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes zog der Fürst einen hochgebildeten und bewährten Diplomaten zur Mitarbeiterschaft heran, dem er für die Folge die Zügel der auswärtigen Politik mit ganz anderm Vertrauen und in viel ausgiebigerem Maße überlassen durfte, als es bei Herrn v. Marschall der Fall gewesen war. Die Ernennung des inzwischen durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens in den Adelsstand erhobenen Herrn v. Miquel zum Vizepräsidenten mag den Wünschen des Kanzlers weniger entsprochen haben, denn die Wege dieser beiden Männer gingen je länger, je mehr auseinander. Persönliche Rancune indessen kannte der edle Charakter Hohenlohes nicht, auch war sein Gerechtigkeitsgefühl viel zu ausgeprägt, um gegen die Wahl des kaiserlichen Herrn zu opponieren, wo es einen Mann betraf, der sich zweifellos große Verdienste erworben hatte. (Juni 1897.) In diesen Tagen eilte der Kanzler, begleitet von seinem treuen Mitarbeiter Herr v. Wilmowski und Herrn v. Bülow, zum letzten Male zum großen Alten im Sachsenwald. Vier Stunden weilten die Herren in Friedrichsruh, um noch einmal den Rat Bismarcks in bewegter Zeit zu hören. — Fünfzehn Monate

später war der treue Diener seines Herrn, war der Gründer des Reiches seinem alten Kaiser in die Ewigkeit nachgefolgt.

Während selbst die hervorragende deutsche Presse von einem schweren Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler wegen der Reform der Militär-Strafprozeßordnung fabelte, einigte sich der Kaiser mit dem Prinzregenten von Bayern über diese Reform in Hohenloheschem Sinne. Daß eine solche Einigung mit dem Regenten des Landes, das, auf sein Reservatrecht pochend, gegenüber dem erwähnten Plan seither eine schroff ablehnende Haltung eingenommen hatte, überhaupt möglich war, wird eine gerechte Geschichtsschreibung in der Hauptsache dem Verdienste Hohenlohes zuschreiben müssen. So war der Fürst in der Lage, sein Versprechen glänzend einlösen zu können. Auch die auswärtige Politik brachte Ueberraschungen und Erfolge: das energische und erfolgreiche Auftreten Deutschlands in Haiti, die Besetzung von Kiautschou und, last not least, das langsame Einlenken der englischen Politik.

Im Innern mehrten sich leider die Anzeichen des Gegensatzes zwischen Herrn v. Miquel, der agrarische Politik machen wollte einerseits und dem Kanzler und Herrn v. Bülow anderseits. Charakteristisch hierfür war die Briefaffaire des Prinzen zu Schönaich-Carolath. Im Jahre 1898 wurden die Neuwahlen zum Reichstag vollzogen. Im Wahlkreis Guben-Lübben, der seit langen Jahren von dem nationalliberalen Prinzen zu Schönaich vertreten war, stellten die Konservativen nun einen eignen Kandidaten in der Person des Herrn v. Heydebrand auf. Im Wahlkreis wurde zugleich verbreitet, der Reichskanzler wünsche v. Heydebrands Wahl. Auf eine Anfrage Schönaichs erwiderte der Fürst, daß er auch dieses Mal die Wahl des Prinzen von Herzen wünsche, damit dieser seine ersprießliche Thätigkeit fortsetzen könne. Schönaich veröffentlichte das Schreiben. Die „Kreuzzeitung“ brachte hierauf eine Berichtigung des Inhaltes, der Brief Hohenlohes bedeute nur einen Höflichkeitsakt, wäre aber nicht geschrieben worden, wenn der Fürst etwas von der Kandidatur des Herrn v. Heydebrand geahnt hätte. Auch sei er unangenehm berührt, daß sein Brief im Wahlkampf „gemißbraucht“ worden sei. Die Berichtigung war in einer Form abgefaßt, die auf die Verfasserschaft des Fürsten Hohenlohe selbst oder doch auf seine Inspiration hinwies. Schönaich bat nunmehr brieflich den Kanzler um Aufklärung und erhielt die telegraphische Antwort, daß die Berichtigung in der „Kreuzzeitung“ von einem Unberufenen herrühre. Der Fürst habe seinem Briefe nichts hinzuzufügen und ermächtige den Prinzen ausdrücklich zur Veröffentlichung desselben. Als darauf die „Kreuzzeitung“ erwiderte, die Berichtigung sei ihr von autoritativer Seite zugegangen, erschien in den offiziösen „Berliner politischen Nachrichten“ eine Erklärung, die diese Behauptung in der schärfsten Weise als unwahr kennzeichnete. Die damals allgemein verbreitete Ansicht, das ganze Intriguenspiel sei von Miquel oder seinem Anhang in Scene gesetzt worden, ist bis heute unwiderlegt geblieben.

Ungemein sympathisch berührt gegenüber diesen unerquicklichen Quertreibereien die Auslassung des „Frankfurter Generalanzeigers“ zu Beginn der

neuen Reichstagsverhandlungen: „Eine Vorurteilslosigkeit, wie sie bei dem Fürsten Hohenlohe sich findet, ist selten. Er wußte wohl, wie die Strömung der Jahrhundertneige geht und stand trotzdem in ihr, ein aufrechter Mann, fest. Mochte in Sachsen das Wahlrecht geknebelt werden, mochte in Preußen die Köllerei Ueberwasser haben, er blieb in politischen Dingen in gutem Sinne liberal und zögerte keinen Augenblick, dem Parlament das Versprechen zu leisten, das Vereinswesen durch Abschaffung des Verbindungsverbots fördern zu wollen.

Fürst Bismarck zwang mit heldischer Faust den Widerstand auch an höchster Stelle unter das Joch seiner Staatsraison, Graf Caprivi führte darauf im strikten Gegensatz dazu nur die erhaltenen Befehle als getreuer Troupier zur Vollendung. Fürst Hohenlohe dagegen unterscheidet sich von beiden gar sehr. Weder ist er der gehorsame Vollstrecker, noch der gewaltige Erzwinger. Er ist ein stiller, vornehmer Mann, dem nichts Menschliches fremd ist und der den Widerstreit der Meinungen ruhig sich austoben läßt, bis seine abgeklärte Lebensweisheit zur Anerkennung gelangt.“ —

Der schwerste Schlag, den der greise Fürst erlitt, war der kurz vor Weihnachten 1897 (21. Dezember) erfolgte Tod seiner Gattin. Den Verlust der hochbedeutenden Frau, die ihm ein halbes Jahrhundert hindurch eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin gewesen war, hat er nie ganz verwinden können. Tief gebeugt, nahezu gebrochen, zögerte der Fürst dennoch nicht, die schwere Bürde des Reichskanzleramtes in opferwilliger Treue gegen Reich und Kaiser auch fernerhin zu tragen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß der große Staatsmann, der am 31. März 1899 seinen achtzigsten Geburtstag beging, zu ermüden begann. Die neuen Strömungen, der stetig wachsende Materialismus im Innern, die von hoher Stelle ausgehende Initiative zu einer Weltmachtpolitik nach außen, die dem fernschauenden Sinn des Fürsten eine uferlose bedünken mußte, die er aber nicht mehr einzudämmen vermochte, wirkten schwer verstimmend. Dazu kamen die verletzenden Intriguen, die die Kanalvorlage innerhalb Preußens gegen Hohenlohe zeitigten und deren geistige Vaterschaft sehr wahrscheinlich dem Herrn v. Miquel zuzuschreiben ist, die Schwenkung der deutschen auswärtigen Politik gegenüber England, die er nicht zu billigen vermochte, die Greuel des Burenkrieges und so manches andre, Undank und Unverstand von allen Seiten. Was ihn damals bewegte, fand bezeichnenden Ausdruck in der Rede, die er beim zweihundertjährigen Jubiläum der Akademie der Wissenschaften hielt: „... Diese ansehnliche Versammlung hat für mich eine besondere Bedeutung. Meine Herren, ich bin alt geworden in dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, an den aufsteigenden Fortschritt. Nun gestehe ich, daß mein Glauben in den letzten Jahren etwas erschüttert worden ist. Der naturnotwendige Kampf ums Dasein hat in neuerer Zeit eine Richtung, eine Form angenommen, die an Vorgänge in der Tierwelt erinnert und die einen Fortschritt in absteigender Linie befürchten läßt. Da ist es denn wohlthuend, zahlreiche hervorragende Vertreter der

Wissenschaft, die Heroen der Geistesarbeit hier versammelt zu sehen und daraus die tröstende Ueberzeugung zu schöpfen, daß noch genügend geistige Kraft und Macht vorhanden ist, um die drohende Flut der materiellen Interessen auf ihr richtiges Maß zurückzudämmen."

Wie gesagt, Fürst Hohenlohe war müde. Er mußte erkennen, daß die Ziele des scheidenden Jahrhunderts nicht mehr diejenigen waren, die er mit gutem Gewissen als die seinigen bezeichnen durfte. Die Kolonialpolitik hat der Fürst stets nur für ein notwendiges Uebel gehalten, die auswärtigen Angelegenheiten wußte er bei Herrn v. Bülow in Händen, die den von oben kommenden Wünschen aus Ueberzeugung die Wege ebneten. Nicht die Energie war ihm verloren gegangen, das bewies sein kräftiges und erfolgreiches Eingreifen zu Gunsten der Flottenvorlage; aber die Strömungen der Zeit sowohl wie sein hohes Alter berechtigten ihn zu dem Wunsche, die schwere Last der Kanzlerschaft niederzulegen. Als endlich die Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherrn v. Ketteler, die bewaffnete Aktion Deutschlands in Ostasien zeitigte, deren Folgen der Fürst wohl nicht mehr verantworten zu können glaubte, trat er am 18. Oktober 1900 freiwillig von seinem Amt zurück. Bereits acht Monate später starb er auf der Durchreise zu Ragaz in der Schweiz im Alter von 82 Jahren an Herzlähmung. Er starb sozusagen in den Sielen. Von Jugend auf hat er sich und seine Arbeitskraft bedingungslos dem Vaterland zur Verfügung gestellt, obwohl sein großes Vermögen ihm erlaubt hätte, ein freies und sorgloses Leben zu genießen. In der Arbeit ergraut, war er der Ruhe nicht mehr gewachsen. „Die Aufgabe des Fürsten Hohenlohe," sagte die „Tägliche Rundschau", „ist von der Mitwelt nicht immer richtig gewürdigt worden; nicht selten ist schnöder Undank sein Lohn gewesen. Man wollte wieder einen Kanzler haben, der groß und mächtig hervortrat, das parlamentarische Schlachtfeld beherrschte, die am Staatswerk mitarbeitenden Kräfte herrisch bezwang und dessen Hand überall zu spüren war. Ein solcher Mann ist Hohenlohe nicht gewesen, konnte und wollte er auch nicht sein. Die Geschichte wird darüber zu urteilen haben, ob ein solcher Mann überhaupt in jenen Jahren an jener Stelle möglich gewesen wäre. Wir wollen dem Mann uns dankbar bezeigen, daß er uns mit seltener Weisheit den Uebergang vermittelte zwischen der Epoche Bismarck und dem neuen Zeitalter."

Es liegt Wahres und Falsches in diesen Worten. Wahres, denn die weitblickende Politik des Fürsten kannte den Wert der Kompromisse und baute ihre Erfolge gerne auf deren Fundament; Falsches, denn Hohenlohe war eine durchaus positive Natur, die trotz aller Konziliang, wenn es not that, mit eiserner Faust einzugreifen verstand. Er hat als Kanzler viel und Bedeutendes positiv geschaffen und ließ sich niemals die Zügel der Reichsleitung aus der Hand nehmen. Er wußte die Leiter der einzelnen Ressorts, wenn es sein mußte, der eignen Ueberzeugung stets gefügig zu machen und übte in diesen selbst einen Einfluß aus, dessen Umfang der Oeffentlichkeit wenig bekannt geworden ist. Nichts konnte bezeichnender sein für den Fürsten als Mensch und als Staats-

mann, wie die Worte, die er in „das goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende“ [1]) eintrug:

„Fortiter in re, suaviter in modo.“



Die Lehre Lombrosos.

Von

Dr. Reinhard Frank,

o. Professor an der Universität Tübingen.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß die populäre Vorstellung von dem Wesen wissenschaftlicher Theorien deren wahrem Inhalte nicht entspricht. So begegnet man noch heute der Ansicht, daß die Sozialdemokratie „teilen“ wolle, und wenn das große Publikum den Darwinismus einfach als die Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen bezeichnet, so ist das zwar nicht gerade falsch, trifft aber nicht den Kern der Sache. Einem verhängnisvollen Mißverständnis war auch die Theorie des italienischen Irrenarztes Cesare Lombroso ausgesetzt. Als man vor etwa einem Vierteljahrhundert außerhalb seines Heimatlandes zum erstenmal von seinen Ansichten über die Natur des Verbrechers hörte, entstand in halb Europa Heulen und Zähneklappern: „Hat Lombroso recht, wenn er den Verbrecher für geisteskrank erklärt, so ist die Strafe fortan unzulässig, und der Wegfall der Strafe bedeutet den Untergang der menschlichen Kultur.“

Abgesehen von dem Schlußsatze ist an diesem Einwande nicht weniger als alles falsch.

Zunächst hat Lombroso niemals behauptet, daß der Verbrecher geisteskrank sei, sondern schon in der ersten Auflage seines grundlegenden Werkes Verbrecher und Geisteskranke als verschiedene Menschenklassen einander gegenübergestellt. [2]) Sodann trifft es in keiner Weise zu, daß Lombroso die Strafe beseitigen wolle. Wer freilich mit dem Begriffe der Strafe die Vorstellung einer vergeltenden oder sühnenden Gerechtigkeit verbindet, wird die von ihm vorgeschlagene „Strafe“ nicht als solche anerkennen, sondern auf eine Stufe mit den Maßregeln stellen,

---

[1]) Leipzig, J. J. Weber 1899.

[2]) L'Uomo delinquente (1876) S. 156 ff. — Eingehend wendet sich Lombroso in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 1. Bd. S. 108 ff. gegen das erwähnte Mißverständnis. Auch die Anhänger Lombrosos lehnen die Identifizierung der Verbrecher mit den Geisteskranken ab. Vergl. Garofalo, Criminalogia (1885) S. 94 ff. Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers (1893) S. 2.

die man gegen ein schädliches Tier ergreift. Indessen ist der begriffliche Zusammenhang von Gerechtigkeit und Strafe keineswegs sicher, dagegen soviel gewiß, daß Lombroso und seine „positive" Schule eine ganz besonders energische Reaktion gegen das Verbrechen empfehlen, ja gerade der von ihnen befehdeten „klassischen" Schule den Vorwurf machen, sie verhätschele den Verbrecher auf Kosten der menschlichen Gesellschaft.[1]) Und endlich! selbst wenn Lombroso Verbrecher und Irre vermengt hätte, so würde er dadurch nicht zu einem Verzicht auf die Strafe genötigt, weil er (mit seinen Anhängern) die Reaktion gegen das Verbrechen nicht nach der Schuld, sondern nach der Gefährlichkeit bemißt und deshalb in gleicher Weise gegen geisteskranke wie gegen geistig gesunde Verbrecher zuläßt.[2])

In Wahrheit muß also die Grundanschauung Lombrosos doch eine andre sein, als das große Publikum mit Einschluß vieler Juristen annimmt. Ich möchte sie dahin zusammenfassen, daß Lombroso in dem Verbrecher einen Wilden sieht. Genauer: der Verbrecher ist ihm ein mit geistigen und körperlichen Anomalien behaftetes Wesen. Diese Anomalien lassen einen Rückschluß auf jene zu, und beide weisen bei den verschiedenen verbrecherischen Individuen eine solche Uebereinstimmung auf, daß man von einem Typus der Verbrecher im allgemeinen oder doch von einem Typus gewisser Verbrecherklassen (zum Beispiel der Mörder, der Diebe) sprechen kann.[3]) Die Verbrechertypen sind atavistische Rückschläge, das heißt: so wie uns heute der Verbrecher entgegentritt, so waren vor Jahrtausenden unsre Urahnen und so sind noch heute die Wilden.

Wer solche Anschauungen vertritt, fühlt sich durch Regungen des Mitgefühls wenig bewegt und kann gegenüber dem Verbrecher Maßregeln ergreifen, vor denen zurückschrickt, wer in ihm den Menschen achtet und anerkennt. Denn ist der Verbrecher ein atavistischer Rückschlag, so verbinden uns mit ihm nicht wesentlich engere Beziehungen als mit unsern Vettern, die sich in den Tropen auf den Bäumen schaukeln und bei uns in Tierbuden zu sehen sind.

Aber auch diese Formulierung der Lombrososchen Lehre entspricht ihrem wahren Sinne nach nicht ganz, namentlich nicht dem, den sie in ihrer weiteren Entwicklung angenommen hat.

Schon in der ersten Auflage seines Uomo delinquente hatte Lombroso das Vorkommen des Verbrechertypus doch nur bei den schwersten Verbrechern behauptet (s. bes. S. 201), im Getöse des bald entbrannten Kampfes aber war diese Einschränkung nicht genügend beachtet worden. Die Diskussion hatte sich mehr und mehr auf die Frage konzentriert, ob es einen Verbrechertypus gebe

---

[1]) Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung. Uebersetzt von Kurella (1896) S. 5. (Das italienische Original führt den Titel: Sociologia criminale.)

[2]) Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. In deutscher Uebersetzung von M. O. Fraenkel 2. Bd. (1890) S. 259.

[3]) Vergl. Lombroso, L'Anthropologie criminelle (1896) S. 8. 9. Hier führt er aus, er habe eingesehen, daß es keinen einheitlichen Verbrechertypus gebe, wohl aber verschiedene Spezialtypen.

und wie eventuell seine Eigentümlichkeiten zu bestimmen seien. In diesen Kampf, der naturgemäß hauptsächlich von Medizinern geführt wurde, griff im Jahre 1887 als juristischer Kämpe Lombrosos Freund Garofalo ein, indem er ungefähr folgendes ausführte.[1] Ihr streitet über das Vorhandensein und das Wesen des Verbrechertypus, aber ihr vergeßt, daß die verbrecherische Persönlichkeit doch eine verbrecherische Handlung voraussetzt. Zunächst gilt es, den Begriff des Verbrechens festzustellen, und erst wenn diese Aufgabe gelöst ist, kann man fragen, ob der Verbrecher selbst bestimmte physische oder psychische Eigentümlichkeiten hat. Bei jener Definition müssen die Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten der Gesetzgebung außer Betracht bleiben; worum es sich handelt, das ist allein der Begriff des natürlichen Verbrechens. Nach eingehenden Erörterungen kommt Garofalo zu dem Ergebnisse, daß das natürliche Verbrechen in einer Handlung bestehe, die die fundamentalen altruistischen Empfindungen des Mitleids und der Rechtschaffenheit (pietà e probità) verletzt. Nun sind allerdings auch diese moralischen Empfindungen einer allmählichen Entwicklung und Umbildung ausgesetzt, aber die Eigentümlichkeit des Verbrechers liegt ja darin, daß er in einem Widerspruch zu dem moralischen Empfindungsleben der Gegenwart steht; gerade hierin zeigt sich der atavistische Charakter seines Wesens, und nur bei Verbrechen der bezeichneten Art kann von einem Verbrechertypus die Rede sein. Anderseits aber fehlt dieser auch nur bei denjenigen Verbrechen, die nicht zu den notürlichen gehören.[2]

Garofalos Definition des natürlichen Verbrechens hat auch unter seinen Freunden vielfach Widerspruch gefunden, jedenfalls aber zur Folge gehabt, daß Lombroso selbst eine Reihe von Verbrechen hervorhebt, bei denen weder von geistigen noch von körperlichen Anomalien des Thäters die Rede sein könne. Zu den „Pseudoverbrechern“ rechnet er namentlich alle, die nur fahrlässig delinquieren, sowie „solche, die Handlungen begehen, die der Gesellschaft nicht geradezu Schaden bringen, aber vom Gesetz auf Grund der öffentlichen Meinung oder des herrschenden Vorurteils als Verbrechen oder Vergehen angesehen werden.“[3] Als Beispiele der letzteren Art nennt Lombroso: Diebstähle, Brandstiftungen, Verletzungen, Zweikämpfe und Fälschungen, die durch außerordentliche Umstände veranlaßt werden.[4]

Aber noch nach einer andern Seite hin mußte die Lehre des Meisters schärfer ausgearbeitet werden. Zwar hatte Lombroso schon in der ersten Auflage manche Andeutungen gemacht, aus denen sich schließen ließ, daß er den Verbrechertypus selbst bei schweren Verbrechen nicht durchweg behaupte, sondern auch hier auf gewisse Verbrecherarten beschränke. Indessen hatte er diesen Gedanken nicht genügend betont, und später mußte er es selbst für einen Fehler erklären,

---

[1]) S. die S. 188, Anmerkung 2 citierte Schrift. Sie ist in das Französische übersetzt worden (4. édition 1895).

[2]) S. 95 ff. der französischen Ausgabe.

[3]) Der Verbrecher, 2. Band S. 275.

[4]) Das. S. 284. 286.

daß er ursprünglich den Verbrechertypus zu sehr generalisiert habe.[1]) In ähnlicher Weise nun wie Garofalo innerhalb der verbrecherischen Handlungen hat ein andrer Jurist, Ferri, innerhalb der verbrecherischen Persönlichkeiten unterschieden, indem er verbrecherische Irre, geborene Verbrecher, Verbrecher aus erworbener Gewohnheit, Gelegenheitsverbrecher und Leidenschaftsverbrecher einander gegenüberstellt.[2]) In den neueren Auflagen seines Uomo delinquente hat sich Lombroso dieser Einteilung völlig angeschlossen. Sieht man von den verbrecherischen Irren ab, so erscheint als der eigentliche Träger des Verbrechertypus der geborene Verbrecher, der delinquente nato. Bei den übrigen Kategorien ist der anatomische Typus entweder überhaupt nicht oder doch nur in geringem Maße nachweisbar. Im Mittelpunkt der Betrachtung wird deshalb immer die zweite Klasse stehen.

Was ist nun aber ein „geborener" Verbrecher? Selbstverständlich ist es weder in Italien noch sonst wo üblich, daß das Kind mit eigner verbrecherischer Vergangenheit belastet auf die Welt kommt. Geboren wird also ein Verbrecher niemals. Und doch soll es geborene Verbrecher geben. Noch merkwürdiger: ein geborener Verbrecher kann sogar sterben, ohne jemals ein Verbrechen begangen zu haben. Allerdings wird er meist zu den Leuten gehören, die sich in „latenter Kriminalität" befinden, das heißt auf gut deutsch, fortwährend mit dem Aermel an das Zuchthaus streifen.[3]) Aber auch ohne jemals ein Verbrechen zu begehen, ist er ein geborener Verbrecher, denn er gehört nach seinen physischen und psychischen Eigenschaften der Rasse der Verbrecher an.

Das klingt absurd und hat doch einen guten Sinn. Auch im gewöhnlichen Leben spricht man von einem geborenen Dichter und versteht darunter einen solchen, der die dichterische Beanlagung mit auf die Welt gebracht und nicht erst erworben hat. Vielleicht würde der Sprachgebrauch das Attribut des geborenen Dichters dem von Geburt zum Dichten Beanlagten auch dann zuerkennen, wenn er niemals von seiner natürlichen Begabung Gebrauch gemacht hätte. Erwägt man dies, so wird man den Grundgedanken Lombrosos in folgender Weise fassen können:

> Es giebt Menschen, die zufolge ihrer psychischen Eigentümlichkeiten in hervorragendem Maße geneigt sind, verbrecherischen Anreizen zum Opfer zu fallen. Ihre psychischen Eigenschaften sind vererbt und an physischen Anomalien erkennbar. Die psychischen und die physischen Anomalien lassen sich in ihrer Gesamtheit zu einem Typus des Verbrechers oder doch zu Typen einzelner Verbrecherarten zusammenfassen. Sie erklären sich als ein Rückschlag in frühere Entwicklungsstadien der Menschheit.

---

[1]) Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft 1. Bd. S. 128.

[2]) Das Verbrechen als soziale Erscheinung S. 85.

[3]) Garofalo, Criminalogie (franz. Ausgabe) S. 107.

Damit glaube ich das wesentlichste Dogma der Lombrososchen Schule richtig formuliert zu haben — vielleicht nicht zur Freude ihrer Gegner, aber auch nicht zu der ihrer Anhänger; denn daß es von Natur rohe oder besonders sinnlich veranlagte, der Bildung schwer zugängliche Menschen giebt, weiß jeder, namentlich der Pädagog. Auch darüber kann kein berechtigter Zweifel aufkommen, daß solche Menschen auf verbrecherische Anreize leichter reagieren als andre. Und endlich ist es nicht minder bekannt, daß sich zuweilen Menschen durch ihren abnormen äußeren Habitus, wie vorstehende Kieferknochen, schiefe Augen und andre körperliche Unregelmäßigkeiten auszeichnen. Das eigentlich Neue reduziert sich also auf die Behauptung des Zusammenhangs der körperlichen und der geistigen Anomalien sowie auf die andre Behauptung, daß beide als atavistische Erscheinungen aufzufassen seien.

Dieser letztere Teil der Lombrososchen Lehre kann hier, als dem Gebiet der reinen Hypothese angehörig, außer Betracht bleiben. Absolut neu ist freilich auch die Behauptung nicht, daß zwischen der Körperbildung und den Charaktereigenschaften ein Zusammenhang bestehe. Man braucht nur den Namen Gall zu nennen, um den meisten Gebildeten die Erinnerung daran wachzurufen, daß ähnliche Lehren schon ein halbes Jahrhundert vor Lombroso vorgetragen worden sind. Immerhin ist die Art und Weise, wie dieser Zusammenhang begründet wird, bei Lombroso eine wesentlich andre als bei seinen Vorgängern. Hierauf näher einzugehen, ist aber Sache des Mediziners; der Jurist muß sich mit dem Hinweise darauf begnügen, daß Lombroso in Deutschland außer dem schlesischen Arzte Kurella und bis zu einem gewissen Grade dem Wiener Psychiater Benedikt kaum einen namhaften Anhänger gefunden hat. Mit besonderer Ausführlichkeit haben sich die Gerichtsärzte Baer und Näcke gegen ihn gewendet;[1] eine kurze, geistvolle Abweisung hat ihm der Würzburger Psychiater Rieger zuteil werden lassen;[2] am schmerzlichsten aber mag es für Lombroso gewesen sein, daß selbst die unter seinen Auspizien berufenen kriminal-anthropologischen Kongresse wiederholt die Fundamente seiner Lehre als unhaltbar bezeichnet haben.[3]

Trotz aller Gegnerschaft kann Baer indessen nicht bestreiten, daß der psychische Zustand der Verbrecher hinter dem der freien Bevölkerung auch innerhalb derselben sozialen Schicht zurückbleibt.[4] In Beziehung auf diese und ähnliche Bemerkungen Baers hat der jetzige Gießener Psychiater Sommer auf der 1894 in Dresden abgehaltenen Jahresversammlung der deutschen Irrenärzte ausgeführt, daß Baer das Wesentliche der Lombrososchen Lehre anerkenne. Denn dies dürfe nicht in der Behauptung eines Zusammenhangs zwischen körperlichen

---

[1]) Baer, Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung (1893). Näcke, Verbrechen und Wahnsinn beim Weibe (1894).

[2]) Kriminal-Anatomie und Kriminal-Psychologie in der Beil. zur Allgem. Ztg. 1894 Nr. 142. 143.

[3]) S. bes. Rosenfeld in der Zeitschr. f. d. gesamte Strafrechtswissenschaft Bd. 13 S. 161 ff.

[4]) S. 245.

und geistigen Anomalien, sondern in der Konstatierung der Thatsache gefunden werden, daß die letzteren „endogen“ bedingt, das heißt auf Vererbung und nicht auf äußere Umstände zurückführbar seien. In diesem Sinne, aber unter scharfer Ablehnung des äußeren Verbrechertypus, sowie aller praktischen Konsequenzen bekennt sich Sommer selbst als Anhänger Lombrosos.[1])

Ob der italienische Gelehrte zugiebt, daß mit diesem Torso seiner Lehre deren wesentlicher Gehalt gerettet wäre, ist mir nicht bekannt. Von größerem Interesse ist folgendes. Während Sommer den Verbrechertypus leugnet und gleichwohl in gewissem Sinne zu den Anhängern Lombrosos gezählt werden kann, giebt es auf der andern Seite Forscher, die den Verbrechertypus gelten lassen, aber sich zu den Gegnern Lombrosos rechnen. Auf den ersten Blick scheint das nur so denkbar zu sein, als ob sie den Typus abweichend von Lombroso konstruierten. In Wahrheit aber besteht der Gegensatz in etwas anderm. Redet man nämlich von einem Verbrechertypus, so kann man diesen mit Lombroso als anthropologischen oder aber als sozialen auffassen. Ebenso wie man manche Leute schon äußerlich nach ihrer Berufsart unterscheidet, zum Beispiel den Städter von dem Bauern, den Geistlichen von dem Industriellen, ist es denkbar, daß sich auch der Verbrecher von dem ehrlichen Menschen äußerlich abhebt. Nach Lombroso sind also gewisse Menschen von Geburt aus mit körperlichen Eigentümlichkeiten behaftet, und diese Menschen werden Verbrecher. Nach der entgegengesetzten Richtung, als deren Hauptvertreter der Franzose Tarde zu nennen ist, fehlen diese Eigentümlichkeiten bei der Geburt, aber sie werden dadurch erworben, daß es den Menschen gefallen hat, in die Kaste der Verbrecher einzutreten.[2])

Wie die vorhergehende Darstellung zeigt, hat die Lehre Lombrosos nach den verschiedensten Seiten hin anregend gewirkt, aber auch selbst im Laufe der Zeit mannigfache Wandlungen erfahren. Mit beiden Umständen hängt es zusammen, daß seine Schule jetzt nicht mehr in dem Maße geschlossen ist, wie es früher der Fall war. Namentlich Ferri — nebenbei bemerkt derselbe, dessen impulsives Auftreten in der italienischen Kammer kürzlich so viel von sich reden machte — betont die in den sozialen Verhältnissen liegenden Ursachen des Verbrechens so stark, daß seine Auffassung die Brücke bildet zu der „dritten“ italienischen Schule, über deren Lehren ein Aufsatz von Rosenfeld im 4. Band der Mitteilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung S. 1 ff. vortrefflich orientiert. In einem Punkte aber — und zwar gerade in dem juristisch bedeutsamsten — sind die Anhänger Lombrosos noch heute einig, in der Forderung nämlich, daß die Strafe ihrer Art und ihrem Maße nach der Natur der verbrecherischen Persönlichkeit entsprechen solle.

Für die traditionelle Auffassung ist es selbstverständlich, daß der Mord strenger bestraft wird als der Diebstahl, und der schwere Diebstahl strenger als

[1]) Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 51 S. 781 ff.

[2]) Tarde, Criminalité comparée (1898) S. 53.

der leichte. Ebenso wie die Strafen stufen wir die Verbrechen gegeneinander ab, und besonders die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts, deren Ideen das positive Strafrecht auf das nachhaltigste beeinflußt haben, sah ihre Aufgabe darin, eine dem Verbrechen „gemäße“ Strafe zu finden. Nun leugnen zwar die Anhänger Lombrosos nicht die Möglichkeit, zwischen schweren und leichten Verbrechen und zwischen schweren und leichten Strafen zu unterscheiden, was sie aber mit Entschiedenheit bestreiten, ist die Kommensurabilität von Verbrechen und Strafen. Namentlich Ferri hat diesem Gedanken einen drastischen Ausdruck geliehen: die Frage, welche Strafe dem Verbrechen gemäß sei, ist nach ihm ebenso berechtigt, als ob man fragen wollte, wie vieler Hammerschläge es bedürfe, um einen Irrtum zu beseitigen.[1])

Im Gegensatz hierzu lautet die Fragestellung der positiven Schule: welche Strafe entspricht der Persönlichkeit des Verbrechers?

Auch dem geltenden Recht ist diese Frage nicht fremd. Denn wenn es auch grundsätzlich die Strafe nach der Schwere des Verbrechens bemißt, so trägt es doch der verbrecherischen Persönlichkeit wenigstens in einzelnen Beziehungen Rechnung. Dahin gehört es, daß das Reichsstrafgesetzbuch bei mehreren Delikten den Verbrecher deshalb strenger bestraft, weil er sich im Rückfalle befindet, und daß es andrerseits bei längerer Freiheitsstrafe eine Entlassung schon vor voller Verbüßung deshalb gestattet, weil sich der Verbrecher in der Anstalt gut geführt hat. Immerhin bildet im positiven Recht die Abmessung der Strafe nach der Persönlichkeit des Verbrechers eine Ausnahme, und die praktische Bedeutung der Lombrososchen Schule besteht wesentlich darin, daß sie die Ausnahme zur Regel erheben will.

Wie aber soll sich die Strafe dem Verbrecher anpassen? Für diese Frage ist die streng deterministische Weltanschauung Lombrosos von vornherein bestimmend gewesen. Das Verbrechen ist ihm ein Naturphänomen und ebenso notwendig wie Geburt und Tod. Kann von Willensfreiheit und Schuld des Verbrechers keine Rede sein, so ist es auch nicht möglich, die Strafe nach dem Grade des Verschuldens zu bemessen. Vielmehr bleibt als einziger Gesichtspunkt der der Gefährlichkeit des Verbrechens. Denn Aufgabe der Strafe ist der Schutz der Gesellschaft.[2])

Die Ausgestaltung dieser „Theorie der sozialen Verteidigung“ haben, wie bei andern Lehren Lombrosos, wieder Garofalo und Ferri übernommen. Jener verbindet mit den Gedanken des Meisters in genialer Weise Darwinsche Ideen, indem er die Prinzipien der Anpassung und der Ausstoßung als maßgebend für die Strafe erklärt. Genauer: die Strafe kann nach Garofalo nur einen doppelten Sinn haben: entweder den, daß sie den verbrecherischen Instinkten ein Gegengewicht schafft und den früheren Verbrecher auf diese Weise in ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft umwandelt (Anpassung)

---

[1]) La justice pénale (1898) S. 65.

[2]) L'Uomo delinquente (1. Aufl.) S. 202. 208.

— oder den andern, daß sie den Verbrecher aus der menschlichen Gesellschaft oder der durch ihn gefährdeten Umgebung entfernt (Ausstoßung). Als Mittel der Anpassung erscheinen bei Garofalo Geldstrafe und Entschädigung des Verletzten. Wo Anpassung nicht möglich ist, tritt die Ausstoßung ein, und diese vollzieht sich in verschiedenen Formen, die sich je nach dem Grade der Gefährlichkeit von der Todesstrafe bis zur Entfernung aus einem bestimmten Orte abstufen.[1])

Trotz vieler Abweichungen im einzelnen wird Ferri im Grunde von dem gleichen Gedanken beherrscht. Nur insofern glaube ich einen tieferen Gegensatz zwischen beiden konstatieren zu können, als sie die Anpassungsfähigkeit des Verbrechers nach verschiedenen Kriterien beurteilen. Während nämlich Garofalo den in Frage stehenden Schluß aus dem Verbrechen und dessen Nebenumständen ziehen will, gewinnt man bei Ferri den Eindruck, daß er das Hauptgewicht auf die anatomischen Abnormitäten legt. Im einzelnen empfiehlt Ferri gegen geborene und Gewohnheitsverbrecher Ausstoßung durch Verweisung in eine Ackerbaukolonie, gegen Gelegenheits- und Leidenschaftsverbrecher Zwang zur Schadloshaltung des Verletzten.[2])

Zeigt sich uns Ferri hinsichtlich der praktischen Ausnutzung des Verbrechertypus als besonders konsequenten Lombrosianer, so hat doch weder er noch meines Wissens irgend ein andrer Positivist die Folgerungen aus der Behauptung des Verbrechertypus voll und ganz gezogen. Denn ist es wahr, daß sich wenigstens der geborene Verbrecher aus körperlichen Abnormitäten erkennen läßt, so versteht man durchaus nicht, weshalb man ruhig warten soll, bis er wirklich ein Verbrechen begangen hat. Normalerweise muß er ja zu gegebener Zeit töten, rauben, stehlen — ist es da nicht eine Sünde gegen Staat und Gesellschaft, ihn so lange frei herumlaufen zu lassen, bis sich die äußere Veranlassung zum Verbrechen bietet? Ihre Pflicht würden die Behörden vielmehr nur dann erfüllen, wenn sie jeden Menschen nach Erreichung eines bestimmten Lebensalters körperlich oder auch geistig untersuchten und ohne weiteres alle die beseitigten, bei denen sich die Eigentümlichkeiten des geborenen Verbrechers vorfänden.

Tarde soll einmal gesagt haben: Lombroso wirkt wie Kaffee, er nährt nicht, aber er regt an. Jedenfalls hat sich das Anregende seiner Lehre auch in Deutschland gezeigt. Denn wer der Ansicht ist, daß sich das Wesen der Strafe in ihrer Wirkung auf die verbrecherische Persönlichkeit erschöpft, der ist — mag er heißen wie er will — von dem italienischen Irrenarzt in seinen Anschauungen zum mindesten bestärkt worden. Aber auch die am weitesten links stehenden unter den deutschen Kriminalisten unterscheiden sich von Lombroso dadurch, daß sie den Verbrechertypus leugnen, das Hauptgewicht auf die sozialen Faktoren des Verbrechens legen und als Erkenntnismittel für die verbrecherische Persönlichkeit die Strafanstalt verwerten wollen.

---

1) Criminalogie S. 201 ff. 403 ff.

2) Das Verbrechen als soziale Erscheinung S. 402 ff., Justice pénale S. 73 ff.

Hierauf beruht der Vorschlag der „unbestimmten Strafurteile“. Da nämlich der Richter den Verbrecher nicht genügend kennt, also nicht weiß, welche Strafe gerade für ihn paßt, so soll die Dauer der Freiheitsstrafe nicht von dem Richter bei der Urteilsfällung, sondern von andern Behörden auf Grund der Erfahrungen bestimmt werden, die man in der Strafanstalt mit dem Verbrecher macht. Dieser und andre Gedanken bedeuten ebenso wie die Lehre Lombrosos einen Bruch mit der Forderung des Gleichmaßes von Verbrechen und Strafe, einen Bruch mit der Idee der Gerechtigkeit in dem überkommenen Sinne.

Hierin und in der Leugnung der Willensfreiheit liegt das Bindeglied zwischen den italienischen Positivisten und den deutschen Reformern, irrtümlich ist aber die häufig behauptete Identität der italienischen und der deutschen Bewegung, ja, der neueste Stand der Dinge diesseits der Alpen läßt vermuten, daß die deutsche „soziologische“ Auffassung von Verbrechen und Strafe eher ein Kompromiß mit der „klassischen“ Richtung als mit der „positiven“ eingehen wird.



Das Sehen unter normalen und abnormen Verhältnissen.

Von

Dr. A. Bielschowsky, Dozent an der Universität Leipzig.

Im Sprachgebrauch bedeutet „Auge“ dasselbe wie „Sehorgan“. Man sagt: „Ich habe schlechte Augen“; es hieße richtiger: „Ich kann schlecht sehen.“ Es giebt nämlich Fälle von Schwachsichtigkeit und Blindheit, bei denen an den Augen gar nichts Krankhaftes zu finden ist. Das Sehorgan, von dessen Beschaffenheit das Sehvermögen abhängt, ist ein umfangreicher und komplizierter Apparat, zusammengesetzt aus drei Hauptbestandteilen: dem Auge, dem Sehnerven und dessen Wurzelgebiet im Gehirn. Der Prozeß des „Sehens“ spielt sich in letzter Instanz in der Hirnrinde ab: hier entstehen die Gesichtsempfindungen auf Grund eines seinem Wesen nach noch unbekannten Vorgangs, der in der Regel durch die vom Auge und Sehnerven zufließenden, aber auch durch direkte Reize hervorgerufen wird. Auch wenn Augen und Sehnerven zu Grunde gegangen sind, giebt es noch Gesichtsempfindungen, solange nur die Hirnrinde noch funktionsfähig ist. Man kann von Blinden, die nicht mehr im stande sind, hell und dunkel zu unterscheiden, eingehende Beschreibungen zu hören bekommen von eigentümlichen Figuren und leuchtenden Farben, die sie „sehen“. Derartige Gesichtsempfindungen, die natürlich keinerlei Beziehung zur Außenwelt haben, sind der Ausdruck für Er-

regungsvorgänge in der Hirnrinde, die durch deren direkte Reizung — z. B. durch Druckschwankungen in den Blutgefäßen — ausgelöst werden. Ist aber die Funktion jenes Bezirks der Hirnrinde, den man als Endglied des Sehorgans betrachten kann, vernichtet, so ist auch bei völliger Intaktheit von Auge und Sehnerv kein Sehen möglich.

Das Auge, dem wir beim Sehakt soeben nur eine vermittelnde Rolle zugestanden haben, hat jedoch eine besondere Bedeutung dadurch, daß es die Gesichtsempfindungen gewissermaßen zu Spiegelbildern der Außenwelt werden läßt und uns auf diese Weise die Orientierung im Raume ermöglicht, was der Tastsinn, das zweite Organ des „Raumsinns", nur in sehr beschränktem Umfange vermag. Hierzu verhilft dem Auge vor allem der Umstand, daß durch das („objektive") Licht in der Netzhaut eigenartige Prozesse von im wesentlichen chemischem Charakter hervorgerufen werden, die den in der Netzhaut endigenden Sehnerven und durch dessen Vermittlung auch seine Ursprungsstätte im Gehirn in Erregung versetzen. Weder das Gehirn noch der Sehnerv ist direkt durch Licht erregbar, wenn auch durch andersartige (mechanische, chemische, elektrische) Reizung jener beiden Lichtempfindungen ausgelöst werden.

Hierfür mögen folgende Belege angeführt werden:

Ein umschriebener Bezirk des Augenhintergrundes ist „blind", d. h. durch Licht unerregbar, wovon man sich durch einen einfachen Versuch überzeugen kann. Man schließe z. B. das linke Auge und fixiere mit dem rechten eine kleine Marke auf dunklem Grunde, während ein weißes Scheibchen in horizontaler Richtung langsam von der Marke aus nach rechts verschoben wird. In einer gewissen Entfernung von letzterer — die unablässig fixiert werden muß — verschwindet plötzlich die Scheibe und taucht erst bei weiterem Verschieben wieder auf. Das Unsichtbarwerden der Scheibe beruht darauf, daß ihr Bild im Auge in jenem Augenblick auf die Eintrittsstelle des Sehnerven in die Netzhaut fiel und der Sehnerv — wie wir gehört haben — durch Licht nicht direkt erregbar ist.

Bei der Entfernung des z. B. durch Krankheit zerstörten Auges wird im Moment der Durchschneidung des Sehnerven von (nicht narkotisierten) Patienten eine blendend helle Lichtempfindung angegeben, die also hier durch rein mechanischen Reiz ausgelöst wird.

Von den Bestandteilen des Auges interessiert uns außer der Netzhaut, dem lichtempfindlichen Endapparate des Sehnerven, namentlich auch der lichtbrechende (dioptrische) Apparat, speziell also die Hornhaut und die (Krystall-)Linse. Erstere ist eine durchsichtige, annähernd halbkugelig gekrümmte Membran, die in die Vorderwand des Augapfels eingefügt ist; letztere ein normalerweise krystallklarer Körper von breiiger Konsistenz und der Form einer bikonvexen Linse. Sie ist von einer elastischen Kapsel umgeben und in einem Bandapparat so aufgehängt, daß ihr vorderer Pol in der Ebene der Pupille gelegen ist. Ins Auge tretende Lichtstrahlen erleiden zunächst an der Hornhaut, dann an der Vorder- und zuletzt an der Hinterfläche der Linse eine Ablenkung von ihrer Verlaufsrichtung, und zwar im Sinne einer immer stärker werdenden Konvergenz. Um die Darstellung zu vereinfachen, wollen wir

uns die Brechkraft des ganzen dioptrischen Apparates in einer einzigen brechenden Fläche vereinigt denken: dann finden wir das Schema des Auges in einem primitiven photographischen Apparat, bestehend aus einem an der Innenfläche geschwärzten Kasten, der in seiner vorderen Oeffnung eine Konvex-(Sammel-) Linse und als Hinterwand eine lichtempfindliche Platte enthält. Soll die Platte scharfe Bilder von den Außendingen erhalten, so muß sie in der Brennebene der Linse gelegen sein, d. h. die durch letztere „gesammelten“ (konvergent gemachten) Lichtstrahlen, die von einem Punkte des Außenraums ausgehen, müssen sich auf der Platte wieder in einem Punkte schneiden.

Dementsprechend ist das normal gebaute Auge ein solches, bei dem die Netzhaut in der Brennebene des dioptrischen Apparates liegt.

Ist der photographische Apparat auf ein fernes Objekt eingestellt, so geben näher gelegene Dinge auf der Platte unscharfe, verwaschene Bilder. Warum? Das ferne Objekt entsendet annähernd parallel verlaufende, das nähere hingegen divergierende Strahlen. Wie aus der schematischen Zeichnung (Fig. 1a) hervorgeht, schneiden sich die von dem nahen Punkt P ausgehenden Strahlen erst hinter der Platte (AB). Jeder Punkt eines nahen Objektes giebt daher auf der Platte statt eines punktförmigen ein flächenhaftes Bild (C D in Fig. 1 a), das an Lichtstärke geringer und gegen die unbeleuchtete Umgebung nicht scharf abgesetzt ist („Zerstreuungskreis“). Als Bild einer senkrechten Linie würde man unter solchen Umständen ein mehr oder weniger breites Band mit verwaschenen Rändern erhalten. Ist der Apparat auf den nahe gelegenen Außenpunkt P eingestellt (Fig. 1b), was durch Verschiebung der Platte von E nach F erreicht wird, so werden die von ferneren Punkten kommenden, also parallel beziehungsweise weniger divergent verlaufenden Strahlen schon vor der Platte vereinigt und geben auf dieser Zerstreuungsbilder.

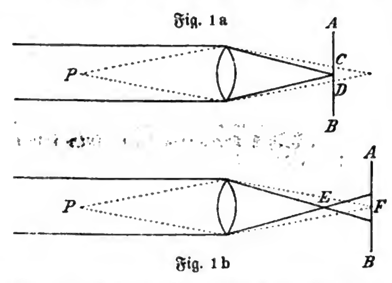


Fig. 1a

Fig. 1b

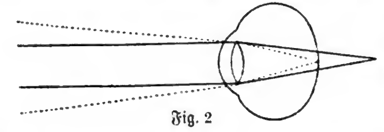
Auch das Auge kann entweder ferne oder nahe Objekte scharf sehen, nicht aber beides zur selben Zeit. Dies zeigt ein einfacher Versuch. Man halte einen feinmaschigen Schleier (oder ein Drahtnetz) zwischen Augen und ein in bequemer Lesewelte liegendes Buch. Betrachtet man den Schleier, so ist es unmöglich, zu gleicher Zeit mehr als ganz verschwommene Umrisse von der Druckschrift des Buches zu sehen. Blickt man aber durch den Schleier auf das Buch, so vermag man während des Lesens keinerlei Konturen von dem Maschenwerk des Schleiers zu erkennen.

Wie dieser Versuch und die tägliche Erfahrung lehrt, kann sich das Auge — wenigstens bei den meisten Menschen unter vierzig Jahren — in raschem und beliebigem Wechsel für nahe und ferne Objekte „accommodieren". Während aber beim photographischen Apparat hierzu eine jedesmalige Verschiebung der Platte notwendig ist, bleibt die Netzhaut im Auge unverändert an ihrem Platz, nur die Brechkraft des Auges wird nach Bedarf gesteigert oder verringert. Es ist eins der vielen Verdienste des genialen v. Helmholtz, den sinnreichen Mechanismus der Accomodation des menschlichen Auges richtig erkannt zu haben. Beim Sehen in die Ferne ist die Krystallinse unter dem Einfluß der straffen Spannung ihres Aufhängebandes abgeflacht, ihr Dickendurchmesser beträchtlich kleiner, als wenn sie aus ihrem Bande gelöst ist. Wandert der Blick von einem fernen auf ein nahes Objekt, so läßt die Thätigkeit eines Muskels, der mit dem Aufhängeband der Linse in Verbindung steht, ersteres erschlaffen, und alsbald strebt die Linse vermöge ihrer Elastizität der Kugelform so weit zu, als es durch Nachlaß der Spannung ermöglicht ist. Der Gewinn des normalen jugendlichen Auges an Brechkraft ist hierbei gerade so groß, daß die von jenem nahen, die Aufmerksamkeit fesselnden Objekt entsendeten Strahlen auf der Netzhaut ein scharfes Bild entwerfen können.

Wie alle Gewebe des Körpers, so verliert auch die Linse mit vorrückendem Alter an Elastizität; der Dickenzuwachs bei Entspannung ihres Aufhängebandes wird immer kleiner, und nach dem sechzigsten Lebensjahre ist die Linse überhaupt keiner Gestaltsänderung mehr fähig. Die ersten auf diesen Vorgang zu beziehenden Störungen stellen sich in der Regel Mitte oder Ende der vierziger Jahre ein: das Gefühl der Anstrengung und leichter Ermüdbarkeit der Augen beim Lesen sehr kleiner Schrift oder beim Sticken, Nähen u. s. w.; das Bestreben, die Naharbeit in möglichst große Entfernung vom Auge zu verlegen und schließlich die völlige Unfähigkeit zu derartigen Arbeiten. Daß nicht ein Nachlassen der Sehkraft diesen Störungen zu Grunde liegt, ergiebt sich aus der ungeminderten Sehtüchtigkeit beim Fernsehen, wie aus der Einfachheit und Promptheit, mit der den Beschwerden abzuhelfen ist: was die Linse im Auge nicht mehr zu leisten vermag, wird durch eine vor das Auge gesetzte Konvexlinse erreicht, nämlich die zur Einstellung des Auges auf nahe Objekte erforderliche Erhöhung seiner Brechkraft. Die Alterssichtigkeit, wie die eben erörterte Störung genannt wird, ist also keine Erkrankung, sondern nur der Ausdruck für den normalerweise und ganz regelmäßig eintretenden Elastizitätsverlust der Linse.

Wenn wir uns in Fig. 1a die lichtempfindliche Platte A B näher an die Linse herangerückt denken, so haben wir ein Schema des übersichtigen Auges vor uns. Früher hat man die Uebersichtigkeit mit der Alters- (oder Weit-) sichtigkeit identifiziert auf Grund der gemeinsamen Eigenschaft, durch Konvexgläser korrigierbar zu sein. Aber die beiden optischen Fehler sind prinzipiell verschieden voneinander: ein alters-(weit-)sichtiges Auge, wenn es sonst normal gebaut ist, empfängt von fernen Objekten scharfe Netzhautbilder, ist

also für parallele Strahlen eingestellt, nur vermag es sich für divergent einfallende, von nahen Objekten ausgehende Strahlen (durch Erhöhung seiner Brechkraft) nicht oder nur ungenügend zu accommodieren. Der Fehler des übersichtigen Auges hingegen liegt, wie der oben gemachte Hinweis auf die Lage von A B in der Fig. 1a andeutete, in einer abnormen Kürze des Augapfels bei ganz normaler Brechkraft und Accommodationsfähigkeit. Die Folge des zu kurzen Baues zeigt Fig. 2: parallel eintretende Strahlen vereinigen sich erst hinter der Netzhaut, da diese vor der Brennebene des dioptrischen Apparates gelegen ist.


Fig. 2

Ein übersichtiges Auge vermag — solange die Linse sich im Ruhezustande befindet — nicht einmal von fernen, geschweige denn von nahen Gegenständen scharfe Netzhautbilder zu erhalten. Dies wäre nur möglich, wenn die Lichtstrahlen schon vor dem Eintritt ins Auge konvergent verliefen (vergl. die punktierten Linien in Fig. 2); solche Strahlen giebt es aber nicht, denn die allerfernsten Objekte senden nur parallele Strahlen aus. Dem Uebel kann auf zweierlei Art abgeholfen werden: durch willkürliche Erhöhung der Brechkraft (Accommodation), wobei die Brennstrecke des dioptrischen Systems gerade um so viel verkürzt wird, daß die Netzhaut wieder in die Brennebene zu liegen kommt, oder mit Hilfe eines Konvexglases, das, vor das Auge gesetzt, den Lichtstrahlen denjenigen Grad von Konvergenz giebt, den sie haben müssen, um auf der Netzhaut zur Vereinigung zu gelangen. Hieraus ergiebt sich folgendes: ist der Fehler im Bau des Auges, d. h. also die Uebersichtigkeit nicht zu hochgradig und verfügt das Individuum noch über ein ausreichendes Accommodationsvermögen, so ist deutliches Sehen schon ohne Konvexgläser möglich. Der Beginn der Alterssichtigkeit fällt jedoch beim Uebersichtigen in eine frühere Periode als beim Normalsichtigen, da der erstere stets einen Ueberschuß von Accommodation zum Ausgleich des Baufehlers seines Auges aufzubringen hat. Während der Normalsichtige auch im Alter stets ohne Brille gut in die Ferne sehen kann, braucht der Uebersichtige, sobald seine Linse die Fähigkeit der Wölbungsvermehrung eingebüßt hat, neben seiner Nahebrille noch eine zweite Brille für die Ferne, was nach dem oben Gesagten leicht verständlich ist.

Ganz analoge optische Verhältnisse wie bei dem Uebersichtigen im Alter bestehen bei Fehlen der Linse, z. B. nach ihrer operativer Entfernung wegen Trübung (Star). Die Brechkraft eines solchen Auges ist so vermindert, daß sich parallele Strahlen erst weit hinter der Netzhaut schneiden, ebenso wie bei einem hochgradig übersichtigen Auge. Da ohne Linse der Brechungsfehler nicht spontan ausgleichbar ist, bedarf es zum deutlichen Sehen für jede Entfernung eines Konvexglases, das deutliches Sehen nur innerhalb eines eng begrenzten Spielraumes gestattet. Ein am Star operierter Handwerker, der seine Arbeit in 50—60 Centimeter Entfernung vom Auge verrichtet, hätte also drei

Brillen nötig: die schwächste zum Sehen in die Ferne, eine stärkere für seine Arbeit, die stärkste zum Lesen und Schreiben (in 30—40 Centimeter).

Kehren wir nochmals zu Fig. 1 zurück. Läge die Netzhaut nicht entsprechend der Line A B in Fig. 1a, dem Schema eines für die Ferne eingestellten normalsichtigen Auges, sondern weiter zurück, also hinter der Brennebene des dioptrischen Systems (wie A B in Fig. 1b), so haben wir ein Schema des kurzsichtigen Auges vor uns. Dieses ist — im Gegensatz zu dem abnorm kurzen übersichtigen — ein abnorm langes Auge. Wir entnehmen jenem Schema, daß parallel eintretende Strahlen sich vor der Netzhaut schneiden (E in Fig. 1b), ferne Objekte also unscharf — in Zerstreuungskreisen — erscheinen müssen. Nur wenn die Strahlen, von einem relativ nahen Punkte (P in Fig. 1b) ausgehend, mit einer gewissen Divergenz ins Auge gelangen, kann auch ein punktförmiges Bild (F in Fig. 1b) auf der Netzhaut zu stande kommen. Jener Außenpunkt, der Fernpunkt des kurzsichtigen Auges, liegt diesem um so näher, je höher die Kurzsichtigkeit, d. h. je länger das betreffende Auge ist. Der Accommodation bedarf der Kurzsichtige nur zur Einstellung auf noch näher, also diesseits des Fernpunktes gelegene Objekte. Demzufolge zeigt sich bei ihm die Alterssichtigkeit nur für den Fall, daß der Abstand des Fernpunktes vom Auge größer ist als die Entfernung, in der die betreffende Naharbeit verrichtet werden muß. Liegt der Fernpunkt z. B. in 30 Centimeter, so braucht der Kurzsichtige bis an sein Lebensende zum Lesen und Schreiben keine Brille, da die Objekte in dieser Entfernung im nichtaccommodierten Auge scharfe Netzhautbilder geben.

Wie aber verhilft man dem Kurzsichtigen zum deutlichen Sehen ferner Objekte? Damit die Netzhaut in die Brennebene des dioptrischen Systems zu liegen kommt, müssen wir dessen Brennweite entsprechend verlängern, das heißt also die Brechkraft des Auges mindern. Dies geschieht durch Konkav- oder Zerstreuungslinsen, deren Wirkung Fig. 3 veranschaulicht. Die ausgezogenen Linien zeigen den Strahlengang ohne Konkavlinse, die punktierten Linien seine Abänderung durch Vorsetzen der die Kurzsichtigkeit eben korrigierenden Linse. Wir sehen, daß die parallel zum Auge verlaufenden Strahlen, nachdem sie die Konkavlinse passiert haben, divergent sind, als kämen sie von einem Punkt P her. Dieser ist der Fernpunkt des kurzsichtigen Auges, die von ihm ausgehenden Strahlen vereinigen sich in der Netzhaut (p).

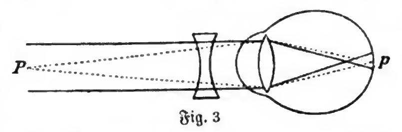
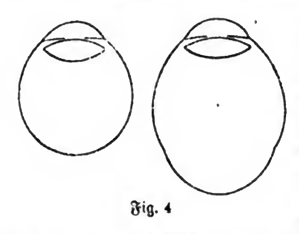


Fig. 3

Als optischer Fehler des Auges bildet die Kurzsichtigkeit, wie wir gesehen haben, das vollkommene Gegenstück zur Uebersichtigkeit. Eine Sonderstellung nehmen indessen diejenigen Fälle von Kurzsichtigkeit ein, die während des Wachstums des Individuums eine rapide Zunahme zeigen und außerordentlich hohe Grade erreichen können. Denn die abnorme Verlängerung des Aug-

apfels, die in der Zunahme der Kurzsichtigkeit zum Ausdruck gelangt, bedingt eine so starke Dehnung seiner Wandung, daß deren zartere Bestandteile, namentlich Aderhaut und Netzhaut, sehr häufig ernsten Schaden nehmen. Die nebenstehende Fig. 4 zeigt die natürlichen Größenverhältnisse eines annähernd normalsichtigen und eines höchstgradig kurzsichtigen Auges im Umriß; der Unterschied im Längsdurchmesser beträgt 8 Millimeter. Für die schweren Formen der Kurzsichtigkeit muß man wohl eine angeborene Disposition der betreffenden Augen annehmen, die darin besteht, daß eine zu schwache Wandung den während des Lebens einwirkenden, gleich zu erörternden Schädlichkeiten gegenüber nicht genügende Widerstandsfähigkeit besitzt. Durch eingehende statistische Untersuchungen (H. Cohn) ist festgestellt, daß die Augen der Neugeborenen ebensowenig wie die Augen wilder Völkerschaften kurzsichtig sind, daß unter den Kindern der Prozentsatz der Kurzsichtigen steigt mit der Höhe der Schulklasse und der Höhe der an die Schüler gestellten Anforderungen (unter den Gymnasiasten sind viel mehr Kurzsichtige als unter gleichaltrigen Volksschülern), und daß endlich die Kurzsichtigkeit in Berufszweigen, in denen dauernd feine Arbeit in der Nähe zu verrichten ist (bei Lithographen, Schriftsetzern), außerordentlich verbreitet ist. Hieraus folgt, daß wir in der Nahearbeit Schädlichkeiten zu suchen haben, die ein abnormes Längenwachstum des Auges wenn nicht veranlassen, so doch zweifellos unterstützen. Wahrscheinlich ist es der Druck der beim Nahesehen zur Verwendung kommenden äußeren Augenmuskeln, wodurch eine seitliche Abplattung und bei krankhafter Nachgiebigkeit der Wandung eine Ausdehnung des Auges in der Längsrichtung bewirkt wird. Die Thatsache, daß die schwersten Formen der Kurzsichtigkeit bei Kindern hochgradig kurzsichtiger Eltern gefunden werden, spricht für die wichtige Rolle, die der Vererbung bei der Anlage zur Kurzsichtigkeit zukommt. Was zur Einschränkung und Verhütung der Kurzsichtigkeit zu thun ist, ergiebt sich nach dem Gesagten eigentlich von selbst: die Nahearbeit muß unter Bedingungen geleistet werden, die die erwähnten schädlichen Einflüsse so wenig als möglich zur Wirkung gelangen lassen. Für diesen Zweck hat die moderne Schulhygiene schon viel geleistet durch gute Beleuchtung der Schulzimmer und rationell gebaute Sitzplätze und Schreibpulte, die eine aufrechte und bequeme Körperhaltung ermöglichen. Die Einrichtung regelmäßiger Untersuchungen der Kinder durch behördlich verpflichtete Schulärzte läßt frühzeitig das Bestehen eines fehlerhaften Baues der Augen erkennen und durch Verordnung korrigierender Brillen, die namentlich den Kurzsichtigen erst das Arbeiten in der normalen Distanz (35—40 Centimeter vom Auge) ermöglichen, eventueller Verschlimmerung vorbeugen. Kinder, bei denen die Höhe der vom Arzt gefundenen Kurzsichtigkeit schon eine unmittelbare Gefahr bedeutet,


Fig. 4

sind von feineren Arbeiten in der Nähe, z. B. Zeichnen, weiblichen Handarbeiten und dergleichen, am besten ganz zu befreien; ihre Widerstandsfähigkeit muß durch gute Ernährung, reichlichen Aufenthalt im Freien, regelmäßige und häufige Erholungspausen während der Arbeit möglichst zu heben versucht werden.

Die Behandlung der höchstgradigen Kurzsichtigkeit hat in neuester Zeit eine bedeutende Vervollkommnung erfahren durch die operative Entfernung der Krystalllinse.

Die hieraus resultierende Minderung der Brechkraft des dioptrischen Apparates bringt eine derartige Verlängerung der Brennweite des letzteren mit sich, daß die Netzhaut in die Brennebene oder wenigstens in deren unmittelbare Nähe zu liegen kommt. Die Operierten sehen dann günstigsten Falls ferne Objekte ohne (Konkav-)Gläser deutlich und brauchen nur für die Nähe eine schwache Konvexbrille als Ersatz für das (mit der Linse) verloren gegangene Accommodationsvermögen.

Der unmittelbare Erfolg der operativen Behandlung beruht somit auf der zweckmäßigen Abänderung der Brechungsverhältnisse im kurzsichtigen Auge; weiterhin wird dadurch, daß dem Betreffenden eine bequeme Naharbeit in hinreichend großer Entfernung ermöglicht ist, die Gefahr des fortschreitenden Längenwachstums des Auges vermindert, wenn nicht dauernd beseitigt.

Im obigen sind nur die wichtigsten und darum meist interessierenden Formen derjenigen Sehstörungen besprochen worden, die in normaler Weise eintretenden Veränderungen (Alterssichtigkeit) und in fehlerhaftem Bau der Augen begründet sind (Kurz- und Uebersichtigkeit). In eine andre Kategorie gehören die Störungen, die aus einer schlechten Beschaffenheit des dioptrischen Apparates selbst entspringen. Außer den Linsentrübungen, die als angeborene oder im Leben entstandene „Stare" bekannt sind, zählen hierzu namentlich die so häufig vorkommenden Flecken in der Hornhaut, die als die Reste ehemaliger Hornhautentzündungen oder -geschwüre die betreffenden Hornhautpartien für Lichtstrahlen entweder unpassierbar machen oder aber eine so unregelmäßige Brechung der letzteren verursachen, daß keine scharfen Netzhautbilder zu stande kommen können. In Fällen dieser Art kann durch Brillen natürlich höchstens eine geringe, auch durch operative Maßnahmen nur unter besonderen Umständen eine nennenswerte Besserung erzielt werden.

Die bisher erörterten Sehstörungen haben das Gemeinsame, daß sie rein physikalischen Ursprungs sind, indem sie nur von der Art und Weise des Strahlenverlaufs innerhalb des Auges abhängig sind. Ihnen gegenüber kann man als zweite Hauptgruppe die Störungen des lichtempfindlichen oder nervösen Apparates des Sehorganes aufstellen, der sich zusammensetzt aus der Netzhaut, innerhalb der dem Licht ein erregender Einfluß auf die Endausbreitung des Sehnerven ermöglicht wird, dem Sehnerven, der die Erregung fortleitet, und seinem Wurzelgebiet in der Rinde des Hinterhauptlappens des Gehirns, aus dessen Erregung die Gesichtsempfindungen hervorgehen. Bleibt bei jemand, der über „schlechtes Sehen" klagt, auch nach Korrektur einer

eventuellen Bauanomalie der Augen durch entsprechende Brillengläser das Sehvermögen mangelhaft und liegen keine Hindernisse im dioptrischen Apparat vor, so gehört diese Sehstörung in die erwähnte zweite Hauptgruppe, und es gilt nur zu ermitteln, welcher Teil des lichtempfindlichen oder des nervösen Apparates erkrankt ist. Auf die daraufbezüglichen subjektiven und objektiven Untersuchungsmethoden und deren mögliche Ergebnisse näher einzugehen, ist in dem engen Rahmen dieser Abhandlung nicht angängig.



Welchen Nutzen hat das Studium des Erdmagnetismus dem Menschen gebracht?

Von

J. Ch. A. Nippoldt

am K. Meteorologisch-Magnetischen Observatorium Potsdam.

Es ist ein Lieblingswort unsrer Tage, wenn wir sagen: wir stehen im Zeitalter der Naturwissenschaften. Forscht man jedoch genauer nach, so findet man, daß es, wenigstens während der letzten Jahrzehnte, weniger die Wissenschaft der allumfassenden Natur ist, unter deren Zeichen wir leben, als vielmehr die angewandte Physik und Chemie, die Naturwissenschaft des Laboratoriums. Gewiß ist es eine des Menschengeistes würdige Sache, wenn er die Ergebnisse von Theorie und Experiment zu seinem direkten Nutzen verwertet, allein darüber darf nicht vergessen werden, daß es der Forschung letztes Ziel und Ende nicht ist, die Naturkräfte anzuwenden oder lediglich unter den vereinfachten Umständen eines Laboratoriumversuches zu verfolgen, sondern daß die Aufgabe eine höhere ist, die darin besteht, die gesammelten Erfahrungen zur Ergründung der Natur im weitesten Sinne zu verwenden. Das Wechselspiel der Naturkräfte im gesamten Weltall bietet die zu lösende Aufgabe; die Resultate der Theorie und Laboratoriumspraxis stellen lediglich die hierzu notwendigen Werkzeuge und Hilfsmittel dar. Diese letzteren vollständig kennen zu lernen und ihrer Herr zu werden, hat lange Zeit mühsamer Arbeit gekostet und wird solche noch viel kosten. Es ist sogar eine weitgehende Spezialisierung des einzelnen nicht zu umgehen gewesen. Um so freudiger vernehmen wir heutzutage, wie viele, scheinbar weit voneinander entfernte Spezialwissensgebiete einander begegnen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, betrachtet man doch jetzt die Vorgänge des galvanischen Elementes, der Gewitter- und Luftelektrizität, das Wesen des Blutes und der andern tierischen und pflanzlichen Säfte u. a. m. von dem einheitlichen Gesichtspunkt der Jonen-

theorie aus. Je mehr Wissensgebiete sich aber vereinen, desto umfassender wird die moderne Naturwissenschaft, desto näher kommt sie dem Ideale. Es kann also recht wohl ein ganz spezialisiertes Wissensgebiet von Wert, von Nutzen für die Erkenntnis des Naturganzen werden; es kann auch einen gewissen Wert für die momentanen Bedürfnisse des Menschen haben, was wir dann einen praktischen Nutzen nennen.

Die Kräfte, wie sie im Weltall vorkommen, die Medien, auf die sie einwirken, sind keine andern, als sie dem Physiker zu Diensten stehen. Wir sprechen daher von einer kosmischen Physik, zu der in erster Linie die Astrophysik und die Geophysik gehören, d. i. die Physik des Weltalls und die der Erde allein. Der Erdmagnetismus ist ein Zweig der letzteren Wissensart.

Bis vor kurzem war es dem, der nicht gerade Fachmann war, wohl unbekannt geblieben, daß es überhaupt für den Erdmagnetismus eigne Pflegestätten giebt, sogenannte „magnetische Observatorien". Da auf einmal wurde man, und recht unliebsam, an ihre Existenz erinnert, indem sie gegen die Errichtung so mancher elektrischen Straßenbahn Einspruch erhoben. Es dauerte nicht lange, und man stellte den Vertretern der erdmagnetischen Forschung die Frage, zu was denn der Erdmagnetismus nütze sei. — Diese Frage zeugt von einer gewissen Undankbarkeit gegen das bisher von diesem Wissenszweige Geleistete, die unsrer schnell denkenden und rasch vergessenden Zeit charakteristisch ist.

Man zählt die Einführung des Kompasses in Europa mit zu einem der Momente, die den Beginn der Neuzeit im historischen Sinne kennzeichnen, und dies mit Recht. Man stelle sich nur einmal vor, es existiere keine solche Kraft wie der Erdmagnetismus, dann wäre die nächste Folge die, daß unsre Schiffahrt an die Küste gebunden wäre, wie ehedem. Dies aber zöge nach sich, daß auch heute noch Italien die größte See- und Handelsmacht wäre, China könnte seine Waren nutzbringend nur über Rußland auf dem Landwege zu uns gelangen lassen; Australien und die ozeanischen Inseln wären womöglich noch nicht einmal entdeckt und überhaupt unsre Kenntnis der Erde sehr lückenhaft. Eine Reihe wichtiger Kolonialprodukte flösse uns sehr spärlich zu, und die daher geringe Menge an Nutz- und Edelmetallen, an Kautschuk und anderm Rohmateriale würden eine solche Entwicklung der Industrie, wie wir sie heute so froh genießen, unmöglich gemacht haben. Daß die politische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft der Erde eine total andre wäre als jetzt, ist ebenfalls klar, wenn es auch vielleicht zweifelhaft, ob man dies als einen Nachteil auffassen sollte.

Daß dem heute nicht so ist, verdanken wir zum Teil auch dem Erdmagnetismus mit seiner Richtkraft, die die kleine Nadel des Kompasses zwingt, eine bestimmte Richtung anzunehmen.

Allerdings ganz so einfach, wie man es ursprünglich erwartete, liegen die Verhältnisse nicht: die Nadel zeigt nicht genau nach Norden, sondern schließt mit der wahren Nordrichtung einen Winkel ein, den der Seefahrer die „Variation" nennt, der aber allgemeiner unter dem Namen „Deklination" bekannt ist. Kolumbus war bekanntlich der erste, der entdeckte, daß diese Deklination sich ändert, wenn

man seinen Aufenthaltsort ändert. Seine verschiedenen Reisen führten ihn zur Annahme einer Linie ohne Deklination, einer Linie, wo also die Nadel nach dem wahren Norden zeigte.

Diese Entdeckung ist nachmals von einer großen praktischen Bedeutung geworden, indem Papst Alexander VI. bestimmte, daß alles Land, das östlich von dieser Linie ohne Deklination noch entdeckt werde, Portugal zugehören, und alles Land westlich von ihr, Spanien zufallen solle. Man ahnte damals nicht, daß diese Linie ihre Lage einst ändern werde.

Es lassen sich natürlich auch solche Orte durch Linien miteinander verbinden, die alle eine bestimmte Deklination zeigen; man nennt solche Kurven „Isogonen". Da man auch sie für unveränderlich hielt, so hoffte man, lediglich aus der Mißweisung des Kompasses den Ort des Schiffes auf See bestimmen zu können, was namentlich dann von Wert gewesen wäre, wenn trübes Wetter oder andre Umstände astronomische Ortsbestimmungen unmöglich gemacht oder vereitelt hätten. So erwuchs das Problem der Längenbestimmung auf See mit Hilfe des Kompasses, und um dies Problem zu lösen, sind mehrere staatlicherseits organisierte Expeditionen ausgesandt worden, die dann zur Anfertigung von Seekarten führten, die für die damals hauptsächlich befahrenen Meere die Deklination zu finden gestatteten. Diese verlief in vielen Gegenden so ungünstig, daß eine Ortsbestimmung auf diese Art nicht auszuführen war, weswegen man versuchte, mit Hilfe einer andern Eigenschaft des Erdmagnetismus der Lösung näher zu kommen. Diese Eigenschaft besteht darin, daß eine z. B. wie eine Wage aufgehängte Magnetnadel sich geneigt einstellt gegen den Horizont, und zwar um einen Winkel geneigt, den man die „Inklination" nennt. Auch der Wert dieses Winkels ändert sich auf der Erde von Ort zu Ort, und man kann daher auch für ihn Linien gleicher Inklination ziehen, die „Isoklinen". Auch die ersten Isoklinenkarten hatten keinen andern Zweck, als den der Längenbestimmung auf See.

Heute hat man es aufgegeben, mit Hilfe des Erdmagnetismus allein eine sichere Ortsbestimmung zu bekommen, und stützt sich auf die inzwischen vereinfachten und doch präziser gewordenen astronomischen Ortsbestimmungen, während die Deklination dazu dient, den Kurs zu halten, d. h. diejenige Richtung einzuhalten, die man nach der letzten astronomischen Ortsbestimmung einhalten muß, um dorthin zu gelangen, wo man hin will. Dazu ist aber das erste Erfordernis, daß man gute Isogonenkarten besitzt, und das zweite, daß man gute Instrumente zur Verfügung hat.

Es ist mit eine der Hauptaufgaben der erdmagnetischen Observatorien, die Richtigkeit dieser Isogonenkarten auf die Dauer zu gewährleisten.

Da naturgemäß auf hoher See selbst erdmagnetische Messungen seltener vorgenommen werden können, so beruht unsre ganze Kenntnis von der Verteilung des Erdmagnetismus über die Erde hauptsächlich auf den Messungen an Land, seien es nun Kontinente oder Inseln. Die Pflege dieser Beobachtungen und die dauernde Kontrolle über die allmählichen Aenderungen sind die Aufgabe der erdmagnetischen Observatorien. Ihre dauernde Störung durch die

vagabundierenden Ströme elektrischer Straßen- oder Fernbahnen würde dies unmöglich machen und somit dem Seeverkehr schaden. Der Einwand, ein magnetisches Observatorium dürfe dem Verkehr kein Hindernis in den Weg legen, ist also hinfällig. Es dürfte wohl auch in weiterem Kreise bekannt sein, daß namentlich die deutschen, vom Direktor der Deutschen Seewarte, Geheimrat v. Neumayer, herausgegebenen magnetischen Karten als gute Karten gelten, und wir Deutschen dürfen daher uns nicht durch augenblickliche Interessen die Führung auf diesem Gebiete nehmen lassen.

Was die Güte der Kompasse an Bord betrifft, so ist es hier mit der exakten mechanischen Arbeit allein noch nicht gethan; es muß ein solches Instrument auch gut „kompensiert", d. h. von dem Einfluß befreit sein, den das am Schiffskörper befindliche Eisen auf die Nadel ausübt. Diese Kompensation ist eine schwierige Aufgabe, muß aber mit aller Sorgfalt durchgeführt werden, falls man nicht Gefahr laufen will, entweder nur auf Umwegen an sein Reiseziel zu kommen, oder an unerwarteten Klippen oder Küsten zu scheitern. Jedes Schiff, besonders aber eiserne, müssen daher vor jeder Fahrt den Einfluß des Eisens, d. i. die sogenannte „Deviation" sorgfältig bestimmen. Die praktische Bedeutung, die dadurch die erdmagnetische Meßkunst für die Marine gewinnt, hat (namentlich für die Zwecke unsrer Kriegsflotte) zur Erbauung des kaiserlichen Marineobservatoriums in Wilhelmshaven geführt, aber auch an der deutschen Seewarte selbst beschäftigt sich eine eigne Abteilung mit dem Untersuchen des Schiffskompasses, einer Arbeit, deren Durchführung zurzeit große Schwierigkeiten bereitet, da man eben der elektrischen Straßenbahnen wegen nur nachts beobachten kann und dann nur wenige Stunden.

Wie wichtig genaue Kenntnis des Erd- und Schiffsmagnetismus für die Schiffsführung ist, illustriert folgende, den Annalen der Hydrographie (herausgegeben von der deutschen Seewarte) aus einer Uebersicht über die Seeunfälle deutscher Schiffe entnommene Zusammenstellung:

Am 24. Oktober 1895 strandete an der holländischen Küste der Dampfer „Thasos", da er auf Umbauten am Schiff nicht genügend Rücksicht genommen hatte, so daß sein Kompaß falsche Angaben lieferte. Noch gröber war die Fahrlässigkeit bei dem Vollschiff „Andromeda", das am 15. März 1888 an der englischen Küste verunglückte, da der Einfluß der Ladung, die aus Eisen bestand, nicht in Betracht gezogen wurde. Noch sehr glimpflich kam die eiserne Bark „Gutenberg" davon, die am 27. Dezember 1887 bei Hasborogh auf Strand geriet, aber wieder abgebracht werden konnte. Hier war der Kompaß in einer Verfassung, die ihn zum Navigieren unbrauchbar machte; hatte doch der eine Kompaß sogar eine derartige Beule, daß sich die Nadel kaum bewegen konnte. Einen Monat vorher strandete der Dampfer „Hektor" an der englischen Ostküste, da er zwar vor der Ausreise seine Kompasse hatte reparieren lassen, nicht aber eine Bestimmung der dadurch doch geänderten Deviation vorgenommen hatte. Am 5. Dezember desselben Jahres strandete ebenfalls infolge nicht berücksichtigter Eisenladung der Dampfer „Union" bei Lemvig.

Es giebt auf See Stellen, wo die Richtung der Deklination von Natur aus so gestört ist, daß ein Schiff, das unerwarteterweise in ein solches Gebiet segelt, vollkommen vom Kurs abkommt und Gefahr läuft, zu scheitern. Eine solche, ganz besonders berüchtigte Gegend ist die Schäreninsel Jussarö im Finnischen Meerbusen, wo innerhalb 20 Jahren fünf Schiffe verunglückten. Nunmehr ist die Gegend eingehend magnetisch aufgenommen. Gerade die Ostsee birgt viele solcher Stellen, so z. B. bei Söderarm, Oeland und Bornholm. Der praktische Wert guter magnetischer Aufnahmen erhellt hier ohne weiteres.

Auch auf dem Lande spielt die Orientierung mit Hilfe der Magnetnadel eine Rolle; soll doch gerade auf Landreisen, nämlich in der Mandschurei, die Südweisung der Nadel (wie die Chinesen sagten) zu allererst in Anwendung gekommen sein. Reisende in unkultivierten Ländern bedienen sich ihrer heute noch mit Vorteil, und es liest sich interessant, wie die englischen Berichterstatter die Niederlage ihrer Landsleute gegen die Buren bei Stormberg aus der mangelhaften magnetischen Vermessung der Gegend erklären. Am ausgedehntesten ist jedoch die Anwendung des Erdmagnetismus im Bergbau und zwar nach mancherlei Richtung hin, so zur Untersuchung des Erzes auf Eisengehalt, der Auffindung von Eisenerzlagern und zur geodätischen Aufnahme der unterirdischen Stollen und Gänge. Hier bekommt der Erdmagnetismus eine solche Bedeutung, daß Bergwerke sogar für ihre eignen Zwecke erdmagnetische Observatorien anlegen. Es hat sich hier eine eigne Nomenklatur, eine besondere Beobachtungskunst und ein anders geartetes Instrumentarium ausgebildet, als dies sonst an Land üblich ist. Was für einen großen praktischen Nutzen die Einführung magnetischer Vermessungen in die Markscheidekunst — sie geschah im 14. Jahrhundert — mit sich führte, zeigen die zeitraubenden und umständlichen Methoden, deren man sich bis dahin bediente, und die sehr häufig den mit ihrer Hilfe gebauten Stollen an ganz andrer Stelle münden ließen, als beabsichtigt war. Sehr oft gingen solche Stollen, statt einander zu treffen, neben- oder übereinander vorbei, und man sah sich genötigt, quere Durchhaue von einem zum andern zu schaffen.

Gelegentlich der Besprechung der verderblichen Einflüsse der Insel Jussarö wurde oben erwähnt, daß es auf See Stellen abnormen magnetischen Verhaltens gäbe; man trifft solche Gebiete auch auf dem festen Lande, zunächst überall da, wo größere Massen eisenhaltigen Gesteines, sei es unter dem Seespiegel, sei es unter der festen Erdoberfläche, gelagert sind. Um solche „Anomalien“, wie sie der Erdmagnetiker nennt, zu finden, genügt es nicht, lediglich die Richtung der Nadel zu bestimmen, man muß auch bestimmen, wie stark sie vom Erdmagnetismus von der wahren Nordrichtung abgezogen wird; denn nur aus der Größe einer Kraft kann man berechnen, wie weit ihr Sitz entfernt ist. Die systematische Untersuchung einer Gegend, d. h. die Bestimmung von „Intensität“ des Erdmagnetismus und seiner Richtung nennt man eine „magnetische Aufnahme- oder Landesvermessung“. Mit Hilfe solcher Aufnahmen gelingt es, Eisenlager zu entdecken, wo sie vielleicht nicht vermutet wurden. Jussarö selbst bietet ein solches Beispiel, da nach den Ergebnissen der magnetischen Aufnahme eine Gesellschaft

von Finanzleuten und Industriellen sich bildete, die den gewerblichen Abbau der so gefundenen Eisenlager in Angriff nahm. Auch das europäische Rußland ist reich an solchen ausgedehnten Anomalien. Im Gouvernement Kursk ist man eifrig dabei, Bohrlöcher in die Tiefe zu treiben, um die allerdings tiefliegenden Eisenlager zugänglich zu machen. In Südrußland war der Betrieb zwar schon lange im Gange, ehe magnetische Aufnahmen das Vorhandensein einer Anomalie ergaben; doch zeigt diese nunmehr erst die Ausdehnung des Gebietes an.

Nicht immer rühren Anomalien von verborgenen Eisenlagern her. Auch die Abwesenheit von Gestein, d. h. Hohlräume der Erdrinde machen sich bemerkbar, wenn hier auch noch nicht volle wissenschaftliche Sicherheit herrscht. Jedenfalls zeigen sich an vielen Orten, wo magnetische Anomalien auftreten, auch geologische Spalten oder gar auch ein anormales Verhalten der Erdschwere, was eben auf Hohlräume schließen läßt. Beispiele sind die Anomalie, die, schon in Südengland nachweisbar, mitten durch Frankreich von Nord nach Süd zieht, die andre, die man in Pennsylvanien entdeckte, und das magnetische Verhalten in der Gegend der fossa magna, einer großen Erdbebenspalte in Japan. Alles dies führt auf einen gewissen Zusammenhang der erdmagnetischen mit geologischen Verhältnissen, und es scheint recht wahrscheinlich, daß wir im Erdmagnetismus ein Mittel finden, die Geologie tiefer Schichten der Erdrinde, die uns sonst nicht zugänglich, zu ergründen. In vulkanischem Gebiete, wo außer den erkalteten Lavenschichten auch Thonlager vorhanden, besteht sogar die Möglichkeit, die Reihenfolge prähistorischer Ausbrüche und damit das relative Alter der einzelnen Schichten festzustellen. Der Erdmagnetismus verspricht also einen praktischen Nutzen für die Geologie.

Außerordentlich groß ist die Bedeutung dieser Naturkraft für unsre gesamte physikalische und technische Meßkunst geworden. Nicht nur die Vielseitigkeit in der Verwendung der verschiedenen Typen von Magnetometern und Galvanometern kommt hier in Betracht; es dürfte bekannt sein, daß die Grundlage unsers so praktischen Maßsystems im Verfolg erdmagnetischer Untersuchungen geschaffen worden, die Gauß und W. Weber einst in Angriff genommen; ich meine das absolute Maßsystem. Denselben Forschern verdanken wir ferner eine große Zahl neuer erdmagnetischer Apparate und Beobachtungsmethoden, die dann zum Teil später auch in andre Zweige der messenden Physik eingeführt wurden, so den Erdinduktor, die Bifilaraufhängung, die Spiegelablesung, das Galvanometer und last not least den magnetelektrischen Telegraphen. Ganz gewaltig und in wenigen Worten gar nicht zu schildern ist der Nutzen, den die theoretische Physik und Mathematik aus der Theorie des Erdmagnetismus schöpfte und stetig weiter erfährt. Allein Gauß verdanken wir die Idee und Theorie des Potentials, die höheren Kugelfunktionen, die Bestätigung des Coulombschen Gesetzes auch für die Fernewirkung der Magnete, den Begriff magnetisches Moment, magnetische Achse u. a. m. Der Gesichtskreis, der uns hier eröffnet wurde, ist heute noch unabsehbar. Ohne diese Hilfe ständen die Theorie und Technik heute nicht so stolz da, wie sie es nunmehr thun können. Es ist ein richtiges, zutreffendes

Wort, das v. Bezold in einem Vortrage über den Erdmagnetismus vor dem Elektrotechnischen Verein zu Berlin aussprach, indem er sagte, der Erdmagnetismus sei gewissermaßen die Mutter der Elektrotechnik.

Mögen die vorliegenden Zeilen darthun, daß damit seine Rolle noch nicht ausgespielt ist, er im Gegenteil verspricht, noch manchen auch praktischen Nutzen zu leisten. Im übrigen ist ein jedes Wissensgebiet so gut existenzberechtigt wie z. B. irgend ein noch so sehr individualisiertes Kunstgebiet, wenn nur beide ihren Zweck darin sehen, den Menschengeist auf eine höhere Erkenntnis des Guten, Wahren und Schönen zu heben. In unsrer natur-philosophischen Zeit verleben die um ihrer selbst willen getriebenen Wissenschaften aber gewissermaßen das, was in rein philosophischen Zeitaltern die Poesie und Dichtkunst war: sie verkörpern das Zeitideal. Einst waren die Lessing und Schiller die geistigen Heroen der Nation, heute heißen sie Helmholtz und Hertz.



Die Komödie im Leben.

Von

Tommaso Salvini.

Keiner ist mehr dazu berufen, einen prüfenden Blick auf die Mängel und die Eigentümlichkeiten, auf die Tugenden und die Verschuldungen des Menschengeschlechts zu werfen, als wir, die wir die dramatische Kunst ausüben; keiner kann diese Dinge besser als wir erklären und auf ihren Grund zurückführen, da uns dabei, wenn auch nicht Unfehlbarkeit, so doch gründliche Sachkenntnis leitet.

Ich will nicht von den kriminellen Verschuldungen reden, sie fallen in den Bereich des Strafgesetzbuchs, auch nicht von den Tugenden, für die unser Gewissen und die Anerkennung unsrer Mitmenschen uns entschädigen, sondern mich nur mit den Fehlern beschäftigen, die, wenn auch nicht strafbar, so doch zu mißbilligen sind.

Neid, Scheelsucht, Eitelkeit, Eifersucht, Geiz, Begehrlichkeit, Dünkel, Stolz und anmaßende Unwissenheit — das, und wenn wir allenfalls noch die Sinnenlust dazu nehmen, möchten, wenn nicht alle, so doch die hauptsächlichsten der verkehrten Triebe des Gesellschaftslebens sein.

Um gerecht und billig zu sein, darf man über den schlechten die guten Eigenschaften nicht übersehen. Ich leugne sie nicht, sondern lasse sie gelten, aber mein Vorhaben ist, die Fehler zu beleuchten, und nicht, den Lobredner der Tugenden abzugeben. Die ersteren müssen gebessert und bekämpft werden; wohl denjenigen, die nur die letzteren besitzen!

Shakespeare hat einmal gesagt, die Welt sei ein Schauspiel, und die Menschen seien die Schauspieler, die die Scene des Lebens beträten und von ihr wieder verschwänden; ich möchte hinzufügen, daß der Mensch von seiner Geburt an ein Komödiant ist. In der That, das kaum geborene Kind stellt sich, als ob es weine, um dieses oder jenes zu erhalten; es spielt daher Komödie. Hat es auch kein andres Mittel, sich verständlich zu machen, so ruft es doch immerhin die Verstellung zu Hilfe; es ist um so mehr der geborene Egoist, als ihm die Schmerzen der Mutter, an deren Brust es ruht, nicht zu Herzen gehen, und es allzu oft nur über die Leiden lacht, die es ihr verursacht. Es thut das unbewußt, wird man sagen, aber nichtsdestoweniger beginnt der Instinkt sich zu offenbaren. Niemand erweist sich als einen scheußlicheren Wüterich gegen unschuldige Insekten als ein kleiner Junge, niemand als einen größeren Vandalen, wenn es gilt, eine Wand zu beschmieren oder zu besudeln, und wenn sie eben auch erst frisch getünscht wäre. Aus dem kleinen Burschen wird ein Lügner und Betrüger, ein Prahlhans, und das um so mehr, je unwissender er ist; er möchte sich gern den Anschein eines Erwachsenen geben, allein er wählt dazu sehr ungeeignete Mittel; er zieht das Spiel, die Frauenzimmer, die Vergnügungen dem Lernen vor, und wenn die Eltern oder die Lehrer nicht wären, die ihn zu ernster Beschäftigung anhalten, würde er sich dem Laster oder dem süßen Nichtsthun ergeben. Und der Erwachsene? Ihm stehen jedenfalls weniger mildernde Umstände zur Seite, als dem erst Heranwachsenden. Die Zellen seines Gehirns sind größer, reifer, stabiler und gestatten ihm eine bessere Selbstkontrolle. Nichtsdestoweniger ist er nicht gegen Fehler gefeit und vor allem nicht gegen denjenigen, sich für etwas zu halten oder halten zu lassen, was er nicht ist. So behaupten z. B. die Päpste, sie seien unfehlbar, und maßen sich ein Vorrecht der Gottheit an. Die Könige wollen unnahbar sein, als ob ihr Fleisch und Bein verschieden von dem der übrigen Menschen wäre. Die Adligen behaupten seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien, das blaue Blut ebenso wie das rote zu besitzen. Die Priester denken an den Totenbahren und Altären an das leckere Mittagsmahl, das sie erwartet, oder an die schönen Sünderinnen, die im Beichtstuhl zu ihnen kommen werden. Die Staatsminister räumen mit den dem Interesse des Landes dienenden, von ihren Vorgängern getroffenen Maßnahmen auf, um etwas Neues zu bieten. Die Advokaten führen mit Vorliebe die Prozesse der Reichen, auch wenn sie wissen, daß diese ungerecht sind. Die Aerzte heilen stets die Kranken, wenn sie nicht sterben. Dem Beamten fehlt niemals die Zeit, daran zu denken, wie er wenig oder gar nichts thun könne! Die Künstler sind meistens unzufrieden mit dem Lohne, den sie für ihre Mühe erhalten. Die Arbeiter klagen, sie seien schlecht bezahlt, und im allgemeinen lungern die Leute herum, um weniger zu arbeiten und mehr zu verdienen. Alle aber spielen im Leben ihre Komödie! Die Gesellschaft ist ein großes Theater, die Menschen sind auf ihm die Darsteller, und die öffentliche Meinung ist das Publikum; je nach dem Verlauf der einzelnen Fälle zischt es oder spendet es Beifall; wenige Stücke und wenige Darsteller werden beifällig aufgenommen, viele abgelehnt und ausgezischt.

Diese Ansichten, die viele für die Ausgeburt eines Pessimisten halten werden, sind das Ergebnis einer langen Lebenserfahrung; sie beruhen auf der genauen Beobachtung des gesellschaftlichen Lebens im allgemeinen; sie sind die Urteile eines Mannes, der Glauben, Gewissen und Religion besitzt! Gott allein entzieht sich der Beurteilung. Allein, wenn das göttliche Wesen nicht erörtert werden kann und darf, so ist ein gleiches nicht der Fall mit den fehlerhaften Bestrebungen der Menschheit. Wäre diese Menschheit nicht wie sie ist, wie sie (leider allzu oft nur!) gewesen ist, und wie sie immer sein wird, so würde es mich von Herzen freuen, ihr Loblied zu singen; aber wie soll ich meinem Herzen nicht Luft machen gegenüber der Böswilligkeit und dem Unverstand dieser Schauspieler, die so schlecht spielen und noch schlechter ihre Rolle in der Komödie der Welt zur Geltung bringen? Sie drängen sich so unverschämt in meine Domäne ein, daß ich für sie vor Scham erröte!

Ich gebe zu, daß einzelne Rollen vortrefflich gespielt werden. Zum Beispiel die der Mutter, ein Musterbild der Liebe und Selbstaufopferung; die der Naiven, der gehorsamen Tochter und tugendhaften, zärtlichen Liebhaberin; die des jugendlichen Helden, der sein Leben für das Vaterland opfert — und schließlich die des Wohlthäters, der, ohne auf Lohn zu rechnen, die Leiden der Armen und Elenden lindert; die übrigen aber sind alle miteinander Hunde, Hunde und nochmals Hunde! Ich bediene mich dieses etwas starken Ausdrucks, der gleichwohl im Sprachgebrauch ist, wenn auch ein Edelmann aus Florenz gesagt haben soll, es sei ein Lob, wenn man jemand „Sohn eines Hundes nenne", und man müsse, um ihn zu beleidigen, eher „Sohn eines Menschen" zu ihm sagen. Der Mann hatte gar nicht so unrecht. Und da sage mir noch einer, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen! Eine unerhörte Gotteslästerung! Ein schlechter und tadelnswerter Ausdruck! Ist er oft nicht schlimmer als ein wildes Tier? Gebraucht er nicht die Vernunft, das Gottesgeschenk, um schändliche Thaten zu begehen? Und wenn er sich nicht zu diesen Ausschreitungen hinreißen läßt, ist er nicht ein Neidhammel, ein Lügner, ein Betrüger, ein Schelm, ein Egoist, ein Prahlhans? Wer darf sich berühmen, daß er in seinem Leben frei auch von nur einem dieser Fehler gewesen? Niemand. Und wenn irgendwo die Grabschrift vorkommt oder vorgekommen ist: „Hier ruht eine Ausnahme," kann man sich darauf verlassen, daß es sich dabei um einen anständigen und ehrlichen Mann gehandelt hat.

Man sagt, die Urvölker hätten den Luxus nicht gekannt: sie seien einfach, schlicht und ehrlich gewesen; ja man behauptet, das lateinische Wort „æquitas" (Rechtschaffenheit) stamme von den alten Aequiern her, die das rechtschaffenste und bravste Volk Italiens gewesen seien. Ach, warum gleichen die heutigen Völkerschaften ihnen nicht! Die einen suchen unwirtliche und noch niemals bewohnte Gegenden zu kolonisieren; die andern eignen sich mit Gewalt in fremdem Besitze befindliche Gebiete an und nehmen unter dem Vorwande, die Zivilisation dorthin zu tragen, oder unter dem, es handle sich um strategisch oder kommerziell wichtige Positionen, dem Fremden sein Eigentum weg. Komödie und immer wieder

Komödie! Eine ernste Komödie, betitelt: Raub, Verlogenheit, Korruption!... Man wird mir sagen: „Warum bleibst du denn in diesem Theater der Welt, wenn es dir Aergernis bereitet und du darüber erröten mußt? Niemand wehrt dir den Ausgang.“ Etwas gemach! Es geschieht sicherlich nicht deinetwegen, wenn ich dort bleibe; ich habe mein Eintrittsgeld bezahlt und will nichts von dem Schauspiel verlieren, wie wenig erbaulich es auch sein mag!

Ich habe etwas weiter oben gesagt, der Schreiber dieser Zeilen sei ein Mann von Gewissen, Glaube und Religion. Das Gewissen legt mir die Verpflichtung auf, die schlechten Tendenzen der Schauspieler zu bekämpfen und womöglich den Versuch zu ihrer Besserung zu machen. Der Glaube weist mich auf die Familie hin, und die Religion verbietet mir, ein Geschenk zu vernichten, das nicht mir gehört. Ach, wenn die Welt kein andres Hilfsmittel hätte, als die Gemeinschaft mit euch, ihr Menschen, wer weiß, ob dann der Glaube, das Gewissen und selbst die Religion es fertig gebracht hätten, es mich auf ihr aushalten zu lassen! Aber die Liebe zu den Familienangehörigen, das Mitgefühl für die großen Verstandeskräfte, die Bewunderung für die großartigen Wunder der Natur sind ein großes Gegengewicht, ein Reizmittel, das einen verführt, zu sich heranzieht und, Gott sei Dank, vergessen läßt.

Wenn ich bis jetzt von der ernsten und schlimmen Komödie gesprochen habe, freut es mich, daß ich nunmehr von der scherzhaften Komödie handeln kann, von der, die lediglich zum Lachen reizt, und deren Darsteller wohl kleine Fehler haben, aber Fehler, die man leicht verzeiht, weil sie zur Heiterkeit stimmen. Ich will einige kleine Geschichtchen erzählen, die mir passiert sind, und die zum Teil von der Unwissenheit und zum Teil von der Oberflächlichkeit der sogenannten Gebildeten handeln. So unglaublich es klingt, so hat es dennoch Leute gegeben, die, nachdem sie mich im „Othello“ gesehen hatten, mir eine Schmeichelei sagen wollten und mich fragten, ob der Autor wohl noch andre Stücke für mich schreiben werde. Eines Abends, als ich aufgefordert worden war, das „Gastmahl des Königs Alboin“ von Prati zu deklamieren, in dem erzählt wird, wie Alboin seine Gemahlin Rosamunde gezwungen habe, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, sagte mir eine Dame der Aristokratie: „Ach, wie großartig haben Sie diesen Monolog Hamlets vorgetragen!“ Arme Dame! Sie verwechselte den Schädel eines Königs mit dem eines Hofnarren! Andre fragten mich, aus wie vielen Akten die Tragödien Alfieris beständen, wieder andre, ob Goldoni aus Rom oder aus Florenz gebürtig gewesen sei, und nochmals andre, ob die Oper „Die Favoritin“ von Rossini sei! Ich könnte noch tausend andre derartige Stückchen erzählen, über die man sich die Seiten vor Lachen halten möchte. Und das alles wurde ganz ernsthaft, im Tone der Ueberzeugung und mit Kennermiene vorgebracht. Warum denn, frage ich, muß man, wenn man etwas nicht weiß, sich den Anschein geben, als verstünde man es? O Welt, bessere dich!

Ruhm und Preis euch, ihr Anständigen, ihr alten Aequier, ihr Geistesbegabten, ihr wirklich Gebildeten und doch Bescheidenen, ihr mit Billigkeit

Urteilenden; ohne euch wäre die Welt unerträglich! Soweit auch ihr Komödie spielt, ist es eine gesunde, moralische und belehrende Komödie; sie unterhält und fesselt mich. Aber man wird mir sagen: „Und Sie, mein Herr, haben Sie keine Fehler?“ Ach, mein Gott, wer hat keine? Ich vielleicht mehr als mancher andre, doch keine unerträglichen, sondern verzeihliche, und darunter ganz besonders einen, den man selbst nicht bemerkt oder über den man doch leicht hinwegsieht, den, mit allzuviel Freimut das zu sagen, was ich denke. Willst du ihn mir verzeihen, lieber Leser? Ich hoffe es, und du wirst es wohl um so eher thun, wenn du in Betracht ziehst, daß diese sich gegen einen großen Teil der Gesellschaft richtenden Kritiken und Ausstellungen von dem lebhaftesten Wunsche eingegeben sind, die Mehrheit zum Heile der anständigen Minderheit gebessert und vervollkommnet zu sehen.

Florenz, 1902.



Lola Montez.

Ein geheimer Bericht über Bayern im Jahre 1847.

Mitgeteilt von

August Fournier.

An dem ersten Märztage des Jahres 1847 war ganz München in unerhörter Bewegung. Zwei Wochen zuvor war ein Ministerium gefallen. Dann war die Universität auf den Plan getreten und ein beliebter Professor Knall und Fall quiesciert worden. Darob große Entrüstung der Studentenschaft, die, mit der unvermeidlichen Unterstützung des Straßenpöbels, einen Tumult in Scene setzte, der schließlich sogar zur Beschimpfung des Königs führte. An alledem Schuld trug ein abenteuerndes schönes Weib, geistreich und frech, die Tänzerin Lola Montez, die im Oktober des Vorjahres nach München gekommen war und alsbald den für Frauenreize ungemein empfänglichen Ludwig I. derart zu ihrem Sklaven gemacht hatte, daß auch das Gebiet der Staatspolitik ihrem Einfluß nicht entrückt blieb. Das hat sie in die Geschichte gebracht, in der ihr ein kleines Plätzchen nicht bestritten werden kann.

Das Ministerium Abel hatte durch seine immer kräftiger auftretenden ultramontanen Tendenzen bereits zu Ende des Jahres 1846 das Mißtrauen des Königs erweckt. Auch er, der Romantiker, blieb der Ueberzeugung nicht unzugänglich, die selbst in konservativen Kreisen Bayerns bereits offen ausgesprochen worden war: die Klerikalen gebrauchten die Religion nur als Vorwand für ihre rückschrittliche Politik. Im Bewußtsein der Unsicherheit ihrer Stellung benutzten Abel und seine Genossen die erste Gelegenheit, die sich darbot, um zu gehen,

ehe sie dazu aufgefordert wurden. Diese Gelegenheit fand sich, als Ludwig I. die schöne Spanierin zur Gräfin erheben und ihr zu diesem Zwecke das bayrische Indigenat verleihen wollte. Zu solchem Akte war die Kontrasignatur der Regierung erforderlich. Das Ministerium verweigerte sie und bat um seine Entlassung. Das geschah mit einem dem Monarchen überreichten Memorandum, das die Sache des Königtums in Gefahr erklärte, „weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.“ Da diese für den König geradezu verletzende Urkunde, von der man ihm versichert hatte, sie sei nur in einem einzigen Exemplare vorhanden, doch auffallend rasch den Weg durch das Land und in die Presse fand, war das Ministerium in der erwünschten Lage, mit einem gewissen Eklat aus dem Amte scheiden zu können; es erhielt die erbetene Demission. Zu Abels Nachfolger ernannte Ludwig den Freiherrn Zu-Rhein, in dem er einen Mann zu finden wünschte, „der namentlich in religiöser Hinsicht ernst seiner Kirche zugethan ist, ohne die Uebergriffe in die Sphäre des Staates gutzufinden, zu denen ohne Festhalten der staatsrechtlichen Grenzen jede Kirche geneigt ist.“

Diese Vermengung ihrer Persönlichkeit mit großen staatlichen Veränderungen, die der fortschrittlichen Richtung dienten, hat Lola Montez damals, trotz ihrem schamlos dreisten Wesen, in weiteren Kreisen eine Art Anerkennung finden lassen. So schrieb z. B. Grillparzer nach den Münchener Ereignissen folgende Verse nieder:

„So eint sich unserm Geist die Leidenschaft,
Die ihn beirrt, zum Schlimmen oft erregt.
Doch liegt in ihr auch unsres Guten Kraft;
Dem Blinden gleicht sie, der den Lahmen trägt.
Denn harrtest du, bis aus Vernunft und Recht
Entstünde, was das Recht und die Vernunft gebot,
Schlimm wär's bestellt ums menschliche Geschlecht;
Der Trieb erzeugt die Handlung, die uns not.
Drum kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In deren Arm ein König ward zum Mann:
Sie gab dem besseren Gedanken Leib,
Verlor sich selbst, allein die Welt gewann.“

Vorgänge, die weit über Bayerns Grenzen hinaus Aufsehen erregten, waren vor allem für die Regierung des benachbarten Oesterreich von begreiflichem Interesse. Seit Jahrzehnten schon verfolgte man in Wien die Regungen des süddeutschen Volksgeistes mit der größten Aufmerksamkeit, und ab und zu sandte die oberste Polizeihofstelle ihre geheimen Agenten dahin, um von der öffentlichen Stimmung möglichst genaue Kunde zu erhalten, genauere als sie auf dem Wege der diplomatischen Vertretung zu erlangen war. Jetzt schien dies insbesondere geboten, da der Posten eines österreichischen Gesandten in München unbesetzt war. So ging denn, sofort nachdem die Wirren in der bayrischen Hauptstadt in Wien bekannt geworden waren, ein Vertrauter des Polizeiministeriums Namens

Hineis dahin ab, um schleunigst „über die letzten Ereignisse, politischen Wirren und die Volksstimmung nähere Notizen zu sammeln.“ Er hat seinen Auftrag rasch und pünktlich ausgeführt und konnte, schon am 20. März wieder nach Wien zurückgekehrt, seinem obersten Chef einen umfassenden Bericht erstatten. Aus welchen Quellen er seine Informationen schöpfte, hat er nur in einzelnen Fällen angedeutet. Er ist bescheiden genug, „für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen“ zu wollen. Aber gerade diese Einschränkung sichert ihm ein gewisses Zutrauen, wenn er andrerseits erklärt, nichts aufgenommen oder berichtet zu haben, „was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert.“ Jedenfalls dürfte es, da die Münchener Vorgänge, die zu dem Sturze des Ministeriums Abel führten, die verschiedenartigste Darstellung und Beurteilung gefunden haben, nicht überflüssig erscheinen, diese neue, aus den Archiven des ehemaligen österreichischen Staatsministeriums stammende Quelle in die historische Litteratur einzufügen.

Der Bericht, aus dem wir allgemein Bekanntes fortlassen, lautet nach einigen einleitenden Worten folgendermaßen:

1. Die letzten Ereignisse in München.

Als die Lola im vorigen Jahre nach München kam, wollte sie im Theater tanzen, was ihr jedoch von der Intendanz nicht gestattet werden wollte. Sie verfügte sich hierüber sogleich zu dem König, hatte gleich im Vorzimmer mit dem diensthuenden Kammerdiener einen heftigen Streit, weil er sie nicht vorlassen wollte, bis endlich der König, von dem anmaßenden und kecken Auftreten unterrichtet, befahl, sie vorzulassen, er würde ihr schon selbst den Kopf waschen. Als sie eintrat, ward der König sichtlich überrascht und sogleich für sie eingenommen, und hier soll die auch in München vielseitig erzählte Scene vor sich gegangen sein, daß die Lola, als der König einigen Zweifel über die Realität der ersichtlichen Wölbung ihres Busens andeutete, eine Schere von des Königs Schreibtisch nahm und sich damit das Kleid vor der Brust aufschnitt. Von diesem Momente an soll die Anknüpfung des jetzigen Verhältnisses sich datieren, das mit der Zeit sich bis zu seiner jetzigen Intensität ununterbrochen fortgesponnen hat.[1])

Der König wurde späterhin darauf sehr bedacht, die Lola in Bayern zu naturalisieren. Schon im vorigen Jahre versuchte er es bei dem Münchener Magistrate, der Lola durch Ankauf eines Bürgerhauses das Münchener Bürgerrecht zu verschaffen, soll aber mit diesem Plane an der Energie und dem Widerwillen des Magistrates und des Bürgerausschusses gegen die Lola gescheitert sein. Nun nahm er sich vor, ihr das bayrische Indigenat zu verschaffen, was

[1]) Constantin v. Höfler, einer der gemaßregelten Professoren der Münchener Universität, pflegte die Scene ebenso zu erzählen und fügte nur noch hinzu, es sei nicht nur die herrliche Form der Büste Lolas gewesen, die des Königs Sinne gefangen nahm, sondern insbesondere ein Reiz Lolas, wie ihn Homer dem Peleiden Achilleus nachrühmte.

jedoch wieder im Staatsrate durchfiel und wogegen besonders der Staatsrat und Regierungspräsident in München v. Hörmann sich energisch in einem votum separatum ausgesprochen haben soll, weshalb er auch augenblicklich quiesciert wurde. Im Volke wird jedoch erzählt, er sei deshalb abgesetzt worden, weil man ihm hinter sehr viele administrative Mißbräuche und Schlechtigkeiten gekommen sei.[1]) Der König wollte den einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufgeben und befahl dem ehemaligen Minister Grafen Bray, das Indigenatsdekret für die Lola auszufertigen, was Graf Bray jedoch entschieden verweigerte und zugleich seine Entlassung nahm. Nun richteten die übrigen Minister v. Abel, Gumppenberg, Seinsheim und Schrenk das bekannte Memorandum, datiert vom 11. vorigen Monats, an den König, wovon ich eine Abschrift beizuschließen unterlasse, da es ohnehin hohen Orts bereits bekannt ist.[2]) Das Memorandum verursachte ein furchtbares Aufsehen und bedeutende Aufregung, die Minister traten ab und das neue Ministerium vom 1. März trat an deren Stelle, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, der König werde die Indigenatsfrage der Lola nicht neuerlich in Anregung bringen.[3]) . . .

Nun entstand eine bedeutende Aufregung und Machination in München, besonders in den höheren, politisch durchgebildeten Kreisen. Der Magistrat und die Stadtverordneten Münchens sandten an Abel eine Adresse mit dem Ausdrucke des Dankes, und eine ähnliche Adresse wurde vom akademischen Senate der Universität, jedoch mit mehr politischer Färbung, vorgeschlagen, beraten, jedoch nicht angenommen. Hiebei hat sich besonders der Professor an der philosophischen Fakultät, Dr. Lassaulx, bemerklich gemacht und nichts weniger als im königlichen Sinne debattiert, was der König, wie einige behaupten, durch eine Indiskretion des Universitätsrektor Weißbrodt erfahren und hierüber den Lassaulx mit einer ganz unbedeutenden Pension quiesciert hat. Kaum war dies den Studenten, bei denen Lassaulx sehr beliebt war, am 1. d. M. bekannt geworden, als sie sich noch am Vormittage vor der Wohnung des Lassaulx versammelten und ihm eine öffentliche Ovation durch Vivat- und Pereatrufen darbrachten. Sie wollten damals unmittelbar von Lassaulx in der ersten Aufregung zu der Wohnung der Lola, als der Veranlasserin aller dieser Ereignisse, ziehen, woran sie jedoch von Lassaulx selbst durch Vorstellungen verhindert wurden, und man

[1]) Die Parteischrift Erdmanns, Lola Montez und die Jesuiten, Hamburg 1847, S. 107, weiß von dem Regierungspräsidenten von Oberbayern, Hörmann, nur zu erzählen, daß er bei den politischen Untersuchungen 1833 mit Härte gegen die angeklagten Studenten vorgegangen und dadurch unpopulär geworden sei. Seine Quiescierung erfolgte am 24. Februar 1847.

[2]) Das Memorandum ist gedruckt bei Erdmann, S. 80 ff., und neuerdings in der „Deutschen Revue“ Mai-Heft 1900, im Auszuge erwähnt von Heigel, König Ludwig I. S. 262.

[3]) Der neue Justizminister v. Maurer unterzeichnete zwar das Indigenatsdekret, warnte aber den König, davon Gebrauch zu machen. Ob dieser eine förmliche Zusage gab, ist nicht bekannt und wohl kaum anzunehmen, da die Standeserhöhung der Tänzerin alsbald erfolgte; sie wurde zur Gräfin Landsfeld erhoben.

ist in München allgemein der Ansicht, daß, wenn die Studenten damals gleich über die Lola hergefallen wären, als sie von Militär noch unbewacht war, ihr von dem allgemein gegen sie äußerst erbitterten Volke wahrscheinlich der Garaus gemacht worden sein dürfte.

Von den Studenten wurde damals unter anderm ein Fackelzug verabredet, den sie abends dem Professor Lassaulx bringen wollten, zu welchem Endzwecke sie sich nachmittags abermals versammelt hatten. Da dieser Fackelzug von der Polizei verhindert wurde, begaben sie sich in die Theresienstraße zu dem Hause der Lola und machten den bekannten Skandal. Obgleich den Kern dieses Krawalls die Studenten ausmachten, so sollen hierbei nicht mehr als höchstens 60 bis 80 von ihnen anwesend und thätig gewesen sein, so daß der übrige Auflauf aus den verschiedenartigsten Elementen der Bevölkerung, meistens jedoch aus der untersten Volksklasse, bestanden hat, während die bessere Bevölkerung mehr den Zuschauer von der Ferne spielte, jedoch auch insofern mithetzte, daß unter das gemeine Volk und an die Gassenbuben Geld verteilt wurde, um nur recht mitzuschreien. Die ganze Geschichte konzentrierte sich bei dem Hause der Lola, das jedoch bereits früher vom Militär besetzt war. Man begnügte sich sonach lediglich mit Schreien und Fenstereinwerfen, und als der König mit dem Polizeidirektor Mark und umgeben von Gendarmen selbst am Platze erschien, wurde er mit so heftigem Geschrei empfangen, daß er die Notwendigkeit einsah, sich zurückzuziehen, wobei ihn der Schwarm unter fortwährendem Schreien und Höhnen bis zur Residenz begleitete und zuletzt auch dort einige Fenster einwarf, bald darauf aber von dem ernster einschreitenden Militär zerstreut wurde.[1])

Schon vormittags sah man sich durch die bedenkliche Haltung und die bekannt gewordenen Pläne der Studenten veranlaßt, für den Nachmittag auch die Bürgermiliz zu entbieten, und Herzog Max, als ihr Kommandant, erhielt die notwendige Weisung. Um die Bürgermiliz nicht unmittelbar in die Theresienstraße, wo Lola wohnt, beordern zu müssen, wurde sie zum Erscheinen in voller Armatur zum Residenzschloß aufgeboten. Die Milizordonnanzen jedoch, die das Ansuchen zum Ausrücken zu besorgen hatten, thaten es, wie in München allgemein erzählt wird, in folgender Form: „Nachmittags um 4 Uhr ist zur Residenz in voller Armatur auszurücken; es kommt aber kaner.“ Von der Bürgerkavallerie sind auch nur 4, und von der Infanterie nur 60 Bürger erschienen, da viele zum Schutze der Lola nicht ausrücken wollten, sehr vielen aber, die doch erschienen wären, von ihren Weibern die Uniformröcke versteckt wurden, da besonders unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung Münchens gegen die

---

[1]) Nach andern Berichten hätte der König unbehelligt von der Menge das Haus der Montez betreten können und wäre erst beim Verlassen des Hauses insultiert worden. S. Heigel, S. 266. Erdmann, dessen Schrift die Tendenz verfolgt, den König nicht im Zwiespalt mit dem Volke zu zeigen, erwähnt nur die Steinwürfe gegen die Fenster der Residenz. Dagegen sagt ein Brief an Bray über diese Vorgänge, der König sei beim Hin- und Herwege nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt worden („Deutsche Revue“, Mai 1900, Seite 183).

Lola die heftigste Aufregung und Haß vorhanden ist. Der Herzog Max erhielt vom König einen schriftlichen Verweis wegen der bewiesenen schlechten Haltung der Bürgermiliz.

Den andern Tag, am 2. d. M., versammelte sich abermals eine sehr große Menge Volkes in der Theresienstraße, wurde jedoch von Gendarmen und Militär an jedem weiteren Ausbruche verhindert, da auch ein sehr großer Teil hiervon nur aus Neugierigen bestand, um die Spuren des Auflaufs, den angerichteten Schaden an Fenstern und dergleichen zu sehen. Zugleich erließ am 2. d. M. die Polizeidirektion an das Publikum und der akademische Senat an die Studenten kräftige Aufforderungen zur Ruhe, unter Androhung gesetzlicher Strafe, und es wurde verboten, daß sich auf der Straße größere Volkshaufen als von höchstens 8 bis 10 Personen versammeln dürfen. Da unter anderm am 5. d. M. der philosophische Lehrkurs mit Aufschiebung der üblichen Semestralprüfungen geschlossen wurde, so ist weiters die Ruhe nicht gestört worden. Auch Dr. Thiersch, Dekan der philosophischen Fakultät, richtete am 5. d. M. eine kräftige Rede an die im Atrium der Universität versammelten Studenten, worauf von ihrer Seite mit dem Rufe: „Es lebe der König" erwidert wurde. Die Tage darauf haben die meisten Hörer der Philosophie, die an diesem Tumulte am meisten beteiligt waren, München verlassen und gingen auf Ferien.

Am 7. d. M. wurde übrigens der König und die Königin, als sie in ihrer Loge im Theater erschienen, von seiten des zahlreich versammelten Publikums mit Vivatrufen und Applaus empfangen, und wenn auch diese Ovation, wie in München allgemein behauptet wurde, früher vielleicht vorbereitet gewesen sein mag, so schien sie mir, der ich zugegen war, so ziemlich allgemein und aufrichtig gewesen zu sein.

Seit dem 2. d. M. wurden auch infolge königlicher Verordnung sämtliche ausländische Zeitungen einer Nachzensur unterworfen, die jedoch gegenwärtig de facto nur gegen politische Zeitungen geübt wird, und es erregte in München eine bedeutende Sensation, als selbst deutsche Blätter mit ausgeschnittenen Stellen ausgegeben und mehrere Nummern französischer Zeitungen, selbst der „Débats", gänzlich verboten und selbst dem Münchener Leseverein nicht ausgefolgt wurden.

Gegenwärtig ist München insoweit ruhig, daß nichts weiteres in der nächsten Zeit zu befürchten stehen dürfte, wenn es die Lola unterläßt, das Volk durch ihr keckes, freches und aufforderndes Auftreten und Benehmen zu reizen, und andrerseits die sich entgegenstehenden Parteien es nicht versuchen, das Volk in ihrem Sinne und zu ihren Parteiendzwecken zu bearbeiten und aufzuhetzen.

2. Parteien, Volksstimmung, Münchener öffentliche und soziale Zustände und Verhältnisse.

Die vorangeschilderten Ereignisse und Zustände werden nun von den beiden sich entgegenstehenden Parteien in der verschiedenartigsten Richtung und Sinne benutzt und ausgebeutet. Es dürfte übrigens bald ein völliger Umschwung in der Lage der sich gegenüberstehenden Parteien bewerkstelligt werden, und auch

ihre bisherigen Namen: „Katholische" und „Akatholische Partei" bald geändert werden.

Die jetzt am Ruder stehende sogenannte akatholische Partei will alle konfessionellen Zänkereien, Religionsinteressen und das Sektenwesen von den gegenwärtigen Wirren gänzlich fern halten, sich mit Vermeidung aller religiösen Anfeindung oder Bekämpfung, rein nur am politischen Felde bewegen, und nennt sich auch bereits die „liberale" oder „intelligente Partei", im Gegensatze zu der abgetretenen katholischen Partei, die im vorliegenden Streite allerdings die Religionsinteressen für gefährdet hält und das religiöse Volksgefühl und den in Bayern sehr vorherrschenden Religionseifer als Waffe sich zu bewahren bemüht ist. Nach meiner Wahrnehmung und gewonnenen Ueberzeugung muß ich hier als eine zu sehr in die Augen springende Thatsache unumwunden aussprechen, daß sich der größte Teil des höher stehenden, gebildeten Publikums in München, ohne Unterschied der Religion, zu der neuen Partei offen hinneigt und über den geschehenen Umsturz der Dinge allgemein frohlockt.

Die neue Partei ist in voller Thätigkeit und macht alle Anstrengungen, um ihre Pläne und Entwürfe weiter fortzuspinnen und sich vor allem andern zu verstärken und zu konsolidieren. So sollen die meisten polemisierenden, die jetzige Regierung und ihre Richtung verteidigenden Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" aus der Feder des jetzigen Ministers Zu-Rhein unmittelbar herrühren. Ueber die Personen der jetzigen Minister und ihre Fähigkeiten herrscht jedoch keine besondere vorteilhafte Meinung, mit Ausnahme der Minister Zu-Rhein und Maurer, die als mehr fähige Männer geschildert werden, die vielleicht Meister der gegenwärtigen Bewegung bleiben dürften. Um sich zu verstärken, will man den Wiedereintritt des Grafen Bray bewerkstelligen, weshalb Unterhandlungen im Zuge sein sollen, und zugleich den Fürsten Wallerstein aus Paris zurückrufen, um ihm das Ministerium des Aeußern anzuvertrauen. Er wird als ein Mann von Fähigkeit, Talent und vieler Rednergabe geschildert.[1])

Die neue Partei beabsichtigt insbesondere die Presse mehr zu entfesseln und für sich wirken zu lassen. In dieser Beziehung werden die verschiedenartigsten Pläne gehegt. Einige wollen die „Allgemeine Zeitung" für ihre Endzwecke benützen, obgleich dieses Blatt andern wieder gar nicht zusagt und in ihrer gegenwärtigen Richtung und Haltung gänzlich unbrauchbar erscheint. Andre wollen sich mit der im Badischen projektierten „Deutschen Zeitung" liieren und sie zu ihren Parteiendzwecken benützen, während der größere Teil die Errichtung eines neuen politischen Organs in der Form der französischen Zeitung

---

[1]) Das Ministerium Zu-Rhein-Maurer war in der That nur von kurzer Dauer. Der letztere, dem Bayern die Trennung der Justiz von der Verwaltung dankt, hatte es zur Bedingung gestellt, dem Kreise der Gräfin Landsfeld fern bleiben zu dürfen, was diese als Beleidigung auffaßte. Ihren Vorstellungen beim König erlag der Minister, worauf auch Zu-Rhein das Portefeuille niederlegte. Nun wurde thatsächlich Fürst Oettingen-Wallerstein mit der Bildung der Kabinetts betraut, in das auch der Reisekavalier der neuen Gräfin, Staatsrat Berks — zum allgemeinen Verdruß — Aufnahme fand.

„La Presse" mit einem Feuilleton beabsichtigt und die notwendigen Fonds hiezu durch Aktien aufbringen will. Auch Saphir soll für dieses Blatt gewonnen werden, weshalb ihm auch schon Anträge gemacht worden sein sollen. Die „Allgemeine Zeitung" macht jedoch die möglichsten Anstrengungen, um das Auftauchen eines solchen bedeutenden politischen Organs in München selbst zu verhindern, und deshalb ist jetzt der Mitinteressent der „Allgemeinen Zeitung" und Schwager des Cotta, Baron Reischach, in München anwesend, um ein Kompromiß mit der neuen Partei zu stande zu bringen und jene Bedingungen festzusetzen, unter denen sich die „Allgemeine Zeitung" der neuen Partei zur Verfügung stellen könnte. Man zweifelt jedoch, daß eine solche Uebereinkunft zu stande kommen kann, da die „Allgemeine Zeitung" schon wegen Oesterreich auf alle Pläne der neuen Partei nicht eingehen könne. Ich habe unmittelbar in Augsburg, sowohl im Redaktionsbureau als von technischen Offizianten des Cotta erfahren, daß die „Allgemeine Zeitung" gegenwärtig in einer Auflage von 10000 Exemplaren gedruckt werde, wovon nach Oesterreich allein 5000 Exemplare versendet werden. Dieser bedeutende Absatz in die österreichischen Staaten wird für Cotta als ein viel zu wichtiger Grund angesehen, als daß er sich mit der neuen Partei besonders liieren und auf alle ihre Pläne eingehen könnte. Doch selbst von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" werden gegenwärtig auf die zu erfolgende größere Entfesselung der bayrischen Presse bedeutende Hoffnung gehegt und in dieser Beziehung vollkommene Zufriedenheit mit dem geschehenen Umschwunge der Dinge geäußert."

Die neue Partei will sich auch durchaus an Preußen anschließen, eine Richtung, die insbesondere die jetzige Kronprinzessin in Bayern anbahnen und begünstigen soll.[1]) Auch ist die neue Partei der Ansicht, die gegenwärtige Vakanz des österreichischen Gesandtschaftspostens werde bei so wichtigen Vorfallenheiten nicht lange dauern.

Die vorangeschilderten Interessen und Verhältnisse bewegen jedoch nur einen kleinen Teil der Bevölkerung Münchens, nämlich den sogenannten politisch durchgebildeten Teil und die bestehenden politischen Parteien und Koterien. Das Volk selbst in Masse, ja selbst der größte Teil der Münchener Bürger, Gewerbsleute und sonstiger Einwohner bis zu einer ziemlichen Höhe ihrer bürgerlichen oder sozialen Stellung, wissen von allem diesen sehr wenig oder gar nichts, kümmern sich auch nichts um diese oder jene Minister und haben für die Folgen dieser politischen Wirren und des hieraus sich ergebenden Umschwungs, außer einem dunkeln und unklaren Gefühle, gar kein oder sehr wenig Verständnis, kurz, werden von der herrschenden Partei im Schlepptau mitgezogen. Doch scheint die neue Partei sehr geneigt zu sein und diesfalls schon Versuche gemacht zu haben, politische Gährung selbst unter die untersten Volksschichten zu verbreiten, da ich von Leuten, von denen ich die vollkommene Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie nicht wissen und verstehen, was sie reden, wiederholt die

---

[1]) Prinzessin Marie von Preußen, die Gemahlin des nachmaligen Königs Max II.

Aeußerung vernommen habe, die Lola habe wenigstens den „schwarzen Schleier“, oder wie andre sich ausdrücken: „den Pfaffenschleier“ gehoben.

Ein einziges Gefühl scheint Bayern und zwar sämtliche Volksklassen und Individuen zu durchglühen, und das ist die Verachtung und der Haß gegen die Lola, mit Ausnahme der neuen Partei, die sie wohl auch gründlich verachtet und verabscheut, jedoch ihr doch zum Danke verpflichtet zu sein scheint. Schon in Schärding, wo ich in Bayern eintraf, durch das ganze Land bis München und von da bis Salzburg, wo ich Bayern verließ, herrscht in dieser Beziehung nur ein Gefühl und eine Stimmung. Landgerichtsbeamte, die ich zufällig in München traf, und zwar aus verschiedenen Gegenden, versicherten mich, dieses sei überall der Fall. In welches Bräu- oder Wirtshaus oder sonst was immer für ein öffentliches Lokal man am Lande in Bayern eintritt, überall hört man von diesem Skandal erzählen, oder kann die Leute sehr leicht hiezu veranlassen, wenn man nur diese Saite anschlägt, wobei man schauderhafte Dinge und Uebertreibungen der vorgefallenen Thatsachen erfährt. In München selbst ist dies weniger der Fall, weil sich die Leute, wie man sagt, wegen der erst jetzt errichteten geheimen Polizei, doch mehr und besonders gegen Unbekannte genieren.

Wie sehr sich der Bayer in seinem Nationalstolze durch das Verhältnis dieser Person zum König gekränkt fühlt, beweist der in München für die Lola allgemein geltende Spitzname: „Die Gouvernante vom Lande“. Eine politische Aufregung habe ich bei der Volksmasse in Bayern nicht wahrgenommen, noch ein Verständnis oder Interesse an den gegenwärtigen politischen Wirren des Landes vorgefunden, und nur der Lolahaß, bigottische Hetzereien oder die Bierpreise scheinen die Handhaben zur Bewegung des gemeinen Volkes in Bayern zu sein. Der Bauer spricht über teure Zeiten, über Getreidepreise, Auswintern der Saaten, über die vom König erteilte Bewilligung zur Getreideausfuhr in die Schweiz und nach Frankreich, ein Umstand, der gegen den König im Lande sehr viel Aufregung, und zwar in den verschiedenartigsten Volksklassen, veranlaßt, wobei jedesmal auf Oesterreich hingewiesen wird, das die Ausfuhrzölle für Getreide erhöht. Der Münchener Bürger und das Volk redet über die Lola und die hierauf bezügliche Verirrung des Königs, über die Bierpreise, Lokalangelegenheiten und Vorfälle, über den Getreidehandel und Viktualienpreise, Ausfuhr des Getreides, Gewerbs- und Handelsangelegenheiten, und klagt auch darum über den König, daß er die Münchener Bürger und Kommune zu so vielen Bauten gezwungen und veranlaßt habe, die ihr bedeutendes Kommunalvermögen gänzlich verschlangen, so daß die Stadt gegenwärtig schon 8000 (?) Gulden Schulden zu machen gezwungen war. In der Beamtenwelt ist vielseitige Bewegung lediglich jedoch wegen der durch die letzten Ministerialänderungen berührten persönlichen und individuellen Interessen, und es wird von nichts anderm als von Versetzungen, Beförderungen und dergleichen Amtssachen gesprochen. Die Beamtenwelt, insbesondere jene der niederen Kategorie, scheint dem König vollkommen ergeben zu sein. Unter dem Militär erregt das Verhältnis des Königs zu der Lola ein großes Aergernis und Abscheu und wird

auf die skandalöseste Weise besprochen. Da dieses zu den Ohren des Königs gelangen mußte, so wurde den Offizieren der Wille des Königs im geeigneten Wege bekannt gegeben, sich über dieses Verhältnis aller Gespräche und Bemerkungen zu enthalten. Seitdem reden die Offiziere zwar nichts mehr vom König und der Lola, sondern von einem gewissen „Herrn Maier“ und der „Pepi“, substituierte Namen des Königs und der Lola. Die Treue des Militärs scheint übrigens noch in keiner Beziehung zu wanken oder gewankt zu haben, außer der bedenklichen Haltung des Prinz Karl-Kürassierregiments bei dem letzten Lola-Tumulte, wo die Kürassiere keineswegs die ihnen erteilten Befehle pünktlich vollzogen, sondern mit dem Publikum fraternisiert haben sollen. Dies ist auch keineswegs zu wundern, wenn man einen Blick auf die Militärverfassung und Militärverhältnisse in Bayern wirft.

Der Bayer hat 6 Jahre Kapitulation, dient dabei in der Regel nur 2 oder 3 Jahre, sehr oft aber nur einige Monate oder ein Jahr, und jeder bleibt selbst als Soldat immer vorherrschend das, was er früher war, ohne daß man ihm einen besonderen militärischen Geist oder Haltung absehen könnte. Der bloße Anblick des bayrischen Militärs beweist dies schon hinlänglich. Der Gemeine hat die Erlaubnis zum Nebenverdienste und besonders zum Fortbetriebe seiner Profession in einem nicht zu billigenden Grade. Er arbeitet als Geselle für einen Meister in dienstfreien Stunden, putzt Stiefeln, verrichtet Taglöhnerarbeit oder pfuscht als Gewerbsstörer auf seiner erlernten Profession und verkauft dann ungeniert die zusammengeflickten Hosen, Leibeln, Westen und dergleichen hausierend in Schankhäusern. Kann er Nebenverdienst ausweisen, so wird ihm der Dienst sehr erleichtert, und er muß in die Menage nicht mitzahlen. In der Kaserne ist der Gemeine ganz allein ohne unmittelbare Aufsicht und Einwirkung des Offiziers, da nur der Regimentsadjutant in der Kaserne wohnt, während die übrigen Offiziere in Privathäusern einquartiert sind. In allen Bräu- und Wirtshäusern, Schenken, Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten findet man das Militär mit dem Zivil vollkommen und ohne alle Absonderung gemischt und mit einander vollkommen fraternisierend. Man trinkt und spielt zusammen, neckt und hetzt sich wechselseitig in so derben und kernigen Ausdrücken, die hart an Beleidigung anstreifen, kurz die Haltung des Militärs gegen das Zivil ist von der Art, als wenn beide ganz und gar einer und derselben Kaste angehören würden. Im Dienste benimmt sich der Soldat vollkommen ungeniert und frei. Man kann mit dem am Posten stehenden Manne ungescheut diskurieren, sich Auskünfte geben lassen, die sehr bereitwillig und umständlich erteilt werden und geschickt angebotene Gratifikationen hierfür werden selbst am Posten angenommen. Kurz, es existiert eine solche Mischung und Fraternität des Militärs mit dem Zivil, daß man in kitzligen Fällen kaum etwas mit dem bayrischen Militär gegen das dortige Volk und Publikum in München ausrichten dürfte, insbesondere, wenn die Lola abermalige Veranlassung zu Unruhen geben sollte. Ich selbst hörte in einem Kaffeehause über den letzten Lola-Tumult von einem ziemlich bejahrten Offizier die Aeußerung ungeniert machen: „Wenn ich noch

einmal zu dieser Sch........ kommandiert werden sollte, so rücke ich ganz bestimmt nicht aus," was unter seinen mitanwesenden Kameraden nur Anklang fand.

In Beziehung auf die königliche Familie herrschen die verschiedenartigsten Sym- und Antipathien im Volke. Ueber den König bezüglich seines jetzigen Verhältnisses zu der Lola herscht allgemeiner Unwillen, Abscheu und Entrüstung, und es werden über ihn die skandalösesten Dinge erzählt. Dies Volk scheint ordentlich vergessen zu haben, was er für das Land und insbesondere für München gewirkt hat, und nur dann und wann wird sich begütigend dieses Wirkens erinnert. Allgemein wird der König von der mittleren und niederen Volksklasse für verwirrt erklärt und die Notwendigkeit berührt, daß er einen Mitregenten erhalten müsse. Man wartet hiebei auf die Rückkunft des Kronprinzen und meint, dann müsse etwas geschehen. Den Gerüchten, der Kronprinz sei lebensgefährlich in Sizilien verwundet worden, wird im Volke noch immer Glauben beigemessen, indem man meint, man will diesen Unfall vertuschen. In den mittleren und unteren Volksklassen ist übrigens die beklagenswerte Ansicht festgewurzelt, der König lasse lieber seinen Thron als die Lola fahren und daß es in dieser Beziehung zum Bruche kommen müsse. So oft irgendwoher, und besonders aus Oesterreich, ein Kurier ankommt oder abgeht, so wird sogleich von Vorbereitungen zur Thronentsagung, Außerlandgehen des Königs und von Geldsendungen hierzu gesprochen, da der „Alte" (i. e. König) wohl wisse, daß es nicht mehr lange dauern könne.

Die Königin ist hingegen sehr beliebt, und durch die letzten Ereignisse wurden alle Sympathien und das Mitgefühl für sie, besonders aber bei der weiblichen Bevölkerung, nur gekräftigt. Die Ueberzeugung herrscht überall vor, daß es jetzt für Bayern ein Unglück wäre und wahrscheinlich zum völligen Bruche der Dinge beitragen müßte, wenn die Königin außer Landes gehen sollte. Zum Glücke scheint sie durch das Verhältnis des Königs zu der Lola nicht in dem Grade berührt und gekränkt zu sein, als man es vermuten sollte, und es verlautet in München nicht das geringste, daß die Königin bis jetzt die Absicht oder den Willen zu erkennen gegeben hätte, außer Landes zu gehen. Für ihre Hinwegsetzung über diesen Skandal dürfte auch der Umstand sprechen, daß sie auch jetzt noch, nach dem Lola-Exzesse, mit dem König zugleich im Theater erscheint, wenn auch die Lola zugegen ist, wie es am 12. d. M. der Fall war.

Sehr zu bedauern ist es, daß der Kronprinz gar nicht im Volke beliebt zu sein scheint. Es wird über ihn von nichts anderm als von seinen Liebesverhältnissen und Abenteuern, Liederlichkeiten und von jenen Vernachlässigungen und Kränkungen gesprochen, die er seiner liebenswürdigen Gemahlin zufügt. Letzterer Punkt schadet ihm im Volke am meisten und um so mehr, als die Kronprinzessin eine außerordentlich liebenswürdige Prinzessin sein soll, die allgemein geliebt und verehrt wird. Man kann in der That die Wahrnehmung nicht verhehlen, daß der Kronprinz noch weniger Sympathien für sich im Volke hat als sogar der König selbst in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Die übrigen

Glieder der königlichen Familie als Prinz Karl, Herzog Max, die Prinzen Luitpold und Adalbert stehen dem Volke mehr ferne und haben dafür weniger Interesse, als daß sie besondere Volkssympathien veranlassen sollten; doch scheinen gegen sie auch keine Antipathien vorzuherrschen.

Daß das abgetretene Ministerium der katholischen Geistlichkeit zu viel Macht einräumte und Uebergriffe erlaubte, wird allgemein behauptet und selbst im niederen gläubigen Volke gefühlt. So erzählten mir zwei Landgerichtsbeamte übereinstimmend, wovon einer in Oberbayern und der andre in Unterfranken angestellt ist, daß die Pfarrer am Lande Konduitlisten über den moralischen Wandel der Beamten an die Regierung regelmäßig einzuschicken pflegen, wobei sie sich den Uebergriff erlaubten, auch die amtliche Haltung und das Benehmen des Beamten mit zu zensieren, und daß auf diese Konduitlisten von der Regierung sehr viel gehalten würde. Da die Bestätigung der Patrimonialgerichtsbeamten in Bayern von der Regierung abhängt und sie in königliche Dienste avancieren, so war der Beamte bisher so ziemlich in der Hand der Geistlichkeit, daher aufgebracht und gedrückt, und freut sich auch des gegenwärtigen Umschwungs, von dem er erwartet, daß solche Sachen aufhören würden. In diesen Verhältnissen sei auch die Ursache des übermütigen Auftretens der Geistlichkeit am Lande zu suchen, wo jeder Koadjutor (eine niederere Charge als Kaplan) die Anforderung mache, alles müsse sich vor ihm beugen. Die Geistlichen hätten sich auch Uebergriffe in rein politisch-administrativen Gegenständen und Amtshandlungen erlaubt, und für die von ihnen begünstigten Parteien in politischen und polizeilichen Entscheidungen Vorstellungen oder Rekurse an die Regierung ergriffen, die oft berücksichtigt, niemals jedoch als ganz ungesetzlich oder unstatthaft der Geistlichkeit verwiesen worden wären. Wegen dieses bisherigen Einflusses der Geistlichkeit und seiner gegenwärtigen Gefährdung durch den Umschwung der Dinge fürchtet die neue Partei sehr die herannahende Osterzeit, wo das Landvolk in ganz Bayern beichtet, und man hegt die Besorgnis, diese Gelegenheit werde von der Geistlichkeit sicher dahin benutzt werden, um das Landvolk gegen den König und das Lola-Verhältnis noch mehr aufzuhetzen, um so die neue Partei vom Ruder zu bringen, die dieses Verhältnis des Königs dulde. Auch dem König dürften alle diese Bestrebungen wohl bekannt sein, und es wird in München als wahres Faktum erzählt, daß der König kurze Zeit nach dem Lola-Tumulte zwei Landgeistliche in München auf der Gasse begegnet und in seiner excentrischen Weise mit der Frage überrascht hätte: „No! betet ihr denn fleißig am Lande für euern narrischen König?" worauf die verblüfften Geistlichen lediglich nur ein: „Ja, Euer Majestät" hervorgebracht hätten. Ebenso soll in einer französischen Erziehungsschule in München der Religionslehrer die diese Schule besuchenden Mädchen alle Tage ungescheut für den verwirrten König beten lassen, daß ihn Gott bald erleuchte und er seine Maitresse wegjage, indem es ihn nichts nütze, Kirchen gebaut und sonstige gute Werke verrichtet zu haben, wenn er nunmehr einen so sündhaften Lebenswandel führe. Eine Frau v. Sennefelder, deren Tochter aus dieser Schule

nach Hause kam und die Mutter fragte, was eine Maitresse sei, erzählte diesen Vorfall dem Saphir und nahm ihre Tochter aus dieser Schule sogleich heraus. In dieser Weise, fürchtet man, werde die Geistlichkeit wirken und wahrscheinlich eine noch größere Aufregung des Volkes oder gar Excesse veranlassen. In München fürchtet man auch insbesondere, daß es dann wieder von seiten des Volkes losgehen dürfte, wenn die Lola in ihr neues im Bau begriffenes Hotel [1]) übersiedeln werde, was ohne bedeutendes Aufsehen nicht ablaufen wird.

3. Notizen über Lola Montez und ihre Verhältnisse.

Man ist in München vielseitig der Ansicht, hätte die Lola getanzt und der König hätte sie zum ersten Male im Theater als Tänzerin gesehen, ohne eine so stürmische, teilweise interessante Introduktion bei ihm, so wäre die Geschichte wahrscheinlich in dem Genre der früheren Liebesverhältnisse des Königs mit der Vespermann, Dahn ꝛc. abgegangen und hätte keinen so excentrischen Charakter angenommen.

Lola wohnte anfangs im Hotel zum Hirschen beim Harvar und kam in Gesellschaft eines Engländers nach München, ihres wahrscheinlichen Souteneurs. Gleich im Anfange hatte sie in diesem Hotel mit dem Dienstpersonal die heftigsten Auftritte und Kämpfe und prügelte einmal den dortigen Hausknecht mit der Reitpeitsche durch, was das ganze Dienstpersonal gegen sie sehr erbittert hatte. Einmal gaben die Münchener Bürger einen geschlossenen Ball in dem Saale dieses Hotels, wobei die Lola mit ihrem Engländer unverschämt genug war, sich in die Thüre des Tanzsaales zu stellen, die Gesellschaft frech zu lorgnettieren und unverschämte Bemerkungen über sie zu machen. Als der Wirt, von der Gesellschaft aufgefordert, ihr hierüber Vorstellungen machte und deshalb mit ihr in einen Streit geriet, gab sie ihm eine Ohrfeige, worüber sie samt ihrem Engländer von dem Wirte und einem Schneidermeister über die Stiege herabgeworfen wurde. Den andern Tag mußte sie ausziehen und wohnt jetzt seit langer Zeit in der vom König für sie gemieteten Wohnung in der Theresienstraße Nr. 8 a, wo auch der letzte Exceß vorfiel.

Ihrer Figur und ihrem äußeren interessanten Wesen nach sieht sie so ziemlich der hiesigen Hofschauspielerin Peche gleich, ist jedoch üppiger und hat ein volleres Gesicht, sehr schöne dunkelblaue Augen bei kohlschwarzen Augenbrauen und Haaren, hat einen hübschen Mund, einen gesättigten brünetten Teint, sieht jedoch ziemlich abgelebt aus und dürfte bei dreißig Jahre alt sein.[2]) Sie muß ein Wesen von einem äußerst unverschämten, excentrischen Charakter und mit einem mehr als gewöhnlichen männlichen Mute begabt sein. In ihrem Verhält-

---

[1]) In der Barerstraße Nr. 7.

[2]) Sie war 1820 zu Montrose in Schottland als uneheliches Kind eines schottischen Offiziers und einer Kreolin geboren worden. Jedenfalls war ihre spanische Herkunft für Ludwig I., der eben damals das Spanische erlernt hatte, mit ein besonderer Anreiz gewesen. Er liebte es, sich mit ihr in dieser Sprache zu unterhalten und von ihr sich Cervantes und Calderon vorlesen zu lassen. (Heigel, S. 258, „Deutsche Revue“, Mai 1900.)

nisse zum König übernimmt sie sich auf eine sehr beklagenswerte Weise und trägt es ganz offen zur Schau. So unterschrieb sie sich anfangs wiederholt in ihren Briefen „Maitresse du Roi", bis es ihr der König verboten hatte. In den Läden Münchens zahlte sie selten die bedeutenderen Einkäufe, sondern pflegte zu sagen: „Sie kennen mich schon, der König, oder mein Louis, wird es schon zahlen." Sie war sogar frech genug, in den Münchener Lokalblättern Anzeigen einrücken zu lassen, daß sie weiterhin keine Gnadengesuche annehmen könne. Einem Schaffer, dessen Hund das Hündchen der Lola auf der Gasse gebeutelt hatte, gab sie in conspectu populi mehrere Ohrfeigen, und damals schon wäre ein Aufstand entstanden, wenn die Gendarmerie nicht zur rechten Zeit bei der Hand gewesen wäre. Nach dem letzten Tumulte vor ihrem Hause soll sie einem sie besuchenden Fremden auf die Frage, wen sie am häufigsten bei sich sehe, geantwortet haben: „La Canaille et le Roi". Mit den Parteien in dem Hause, wo sie wohnt, hatte sie anfangs sehr viel gemeine Excesse und Reibungen, wobei sie H... und Packerlmensch tituliert wurde, bis endlich mehrere Parteien zur Polizei gefordert und ihnen Ruhe bei sonst exemplarischer Bestrafung aufgetragen wurde. Schuhe, Mieder und sonstige Kleidungsstücke soll sie sich von den betreffenden Gewerbsleuten ungescheut an jedem Teile des Körpers nackt anmessen lassen ...[1])

Der König baut gegenwärtig für die Lola ein ganz neues Haus in der Barerstraße, das mit eisernen Fensterläden versehen ist, damit sie bei einem abermaligen Aufstande vor Steinwürfen und Schüssen gesichert sei. Mit dem Hauseigentümer Irlein, bei dem die Lola gegenwärtig wohnt, ist der König in Unterhandlung, um der Lola auch das jetzt von ihr bewohnte Haus zu kaufen, und hat zugleich dem Irlein, der ein Maurermeister ist, den Auftrag gegeben, noch einen dritten Platz auszusuchen und anzukaufen, worauf der König ein drittes Haus für sie bauen lassen will. Der Irlein war vor kurzem ein mittelloser Mann, jetzt wird sein Vermögen infolge königlicher Munificenz auf 60000 Gulden geschätzt. Auch hat ihm der König erlaubt, sich noch eine besondere Gnade auszubitten, was jedoch Irlein bis jetzt zu thun unterlassen hat. Nach der Versicherung dieses Irlein soll der König alle Tage drei- bis viermal zu der Lola kommen.

Nach dem Lola-Excesse, besonders als sich am zweiten Tage abermals zahlreiche Volkshaufen in drohender Haltung vor dem Hause der Lola versammelten, war sie willens, München zu verlassen, wovon sie der König jedoch abgehalten und bei fünfzehn ihm ergebene Offiziere zu ihr geschickt hat, um sie der Treue und des Schutzes der Truppen versichern zu lassen.

Seit dem Tumulte steht ein Gendarm Posten mit Ober- und Untergewehr

---

[1]) Hier folgt in dem Berichte eine Stelle über die Art ihres Verkehrs mit dem Könige, der ihr den vertrauten Umgang mit dem Artillerieoberleutnant N. gestattet habe. Mit dem letzteren habe dann das gesamte Offizierscorps alle Beziehung abgebrochen. Die Montez selbst hat später in ihren Vorträgen über ihre Erlebnisse des Königs Leidenschaft für sie als eine edlere bezeichnet. (Heigel, S. 258.)

gegenüber von ihrem Hause, um sie zu sichern, und häufige Patrouillen durchziehen diese Gasse. Wenn sie ausfährt, so reitet beiläufig zwanzig Schritte vor und hinter ihrem Wagen ein Gendarm. Unter solcher Bedeckung sah ich sie wenigstens am 8. d. M. in ihr neues Haus fahren, wo sie ausstieg und bei einer halben Stunde verweilte, während die berittenen Gendarmen bei ihrem Wagen hielten. Vor dem Hause versammelten sich sogleich mehrere Menschen, die neugierig durch die Spiegelfenster in die ebenerdigen Zimmer guckten, worauf ein dritter Gendarm aus dem Hause kam und sie sämtlich abschaffte, und zwar die Widerspenstigen, die nicht gehen wollten, hiezu „im Namen des Königs“ aufforderte. Bei einem späteren Besuche in ihrem neuen Hause, wobei sie der König begleitete, gefiel der Lola ein Plafond nicht, und sie drang in den König, ihn übermalen zu lassen, worauf der König nicht eingehen wollte. Hierauf fragte sie den mit seinem Gehilfen anwesenden Maler, was der Plafond koste, der ihr erwiderte: „Fünfhundert Gulden.“ Die Lola bemerkte darauf, sie wolle sich ihn aus Eignem malen lassen, und zum König gewendet, sagte sie in gebrochenem Deutsch: „Du bist ein alter Geizhals,“ der über diese deutsche Phrase von der Lola, die er immer zum Deutsch lernen antreibt, so erfreut war, daß er sogleich die Umarbeitung des Plafonds anordnete.

In München wird allgemein erzählt, der König habe der Lola zum letzten Geburtstage 40000 Gulden und ein Silberservice um 6000 Gulden geschenkt. Im Theater erscheint sie ungeniert, selbst wenn der König und die Königin anwesend sind, und zwar in einer neben der großen mittleren Hofloge befindlichen und für sie bestimmten Loge. Uebrigens wird in München jedermann, der mit ihr umgeht, von der öffentlichen Meinung proskribiert und von der übrigen Gesellschaft ausgeschlossen, so daß der Schriftsteller Plötz, als von ihm bekannt wurde, er besuche das Haus der Lola, von der Table d'hote, wo er täglich speiste, von den übrigen Gästen sogleich ausgeschlossen worden ist. Saphir wurde sowohl vom Könige als der Lola bereits eingeladen, sie zu besuchen, was er jedoch erst unmittelbar vor seiner Abreise zu thun gedenkt, um nicht in der öffentlichen Meinung derart zu sinken, daß er mit seinen Vorlesungen scheitern dürfte.

Ihre Tendenz, sich in politische Dinge zu mischen, dürfte gleich anfangs nicht zu verkennen gewesen sein, denn sie soll gleich im Anfange der wegen ihr zwischen dem Könige und den Ministern entstehenden Reibungen wiederholt und offen sich geäußert haben, sie werde nicht eher ruhen, bis das „Pfaffen-“ oder „Kuttenministerium“ gestürzt sei. Ihre Umgebung und Gesellschaft besteht aus ihrer Gesellschafterin, der ehemaligen Tänzerin am Kärnthnerthortheater Angioletta Maier, ihrem Liebhaber, dem Oberleutnant N., der in politischer Beziehung eine Null sein soll, dann aus dem königlichen Stabsarzte Curtius, dem Ministerialrate und Professor Herrmann und dem Schriftsteller und stehenden Münchener Korrespondenten für die „Allgemeine Zeitung“ Plötz, und die zwei letzteren dürften für sie wahrscheinlich die Einflüsterer in politischen Dingen abgeben. Die neue Partei verabscheut wohl die Lola ebenfalls vom Grunde des Herzens,

glaubt aber doch zum Danke gegen sie verpflichtet zu sein für den durch sie veranlaßten Umschwung der Dinge. So soll sich der Herzog Max hierüber offen geäußert haben: „Wir alle in Bayern sind der Lola wohl viel Dank schuldig, denn ohne sie wäre es noch nicht zum Bruche gekommen; nur schade, daß alles aus einer so schmutzigen Quelle kömmt."

Diese Notizen bilden beiläufig das erzielte Resultat meiner Sendung nach München, und wenn ich auch, wie es in der Natur der Sache schon an und für sich gelegen ist, für die absolute oder objektive Wahrheit jeder einzelnen Notiz nicht bürgen und vollkommen einstehen kann, so hielt ich mir doch die durch das in mich gesetzte Vertrauen bedingte Pflicht stets und streng vor den Augen, nichts dabei aufzunehmen und zu berichten, was sich nicht in der öffentlichen Meinung, in dem Volksgefühle und der gegenwärtigen Volksstimmung Bayerns deutlich abspiegelt und manifestiert, so daß die vorliegende Schilderung ein ziemlich treues Bild der gegenwärtigen Bewegung und Volksstimmung in München abgeben dürfte.

Wien, 20. März 1847.

Hineis.

*

Soweit der Bericht. Die Ruhe im Innern, die er für Bayern herankommen sah, war nicht oder doch nur ganz vorübergehend eingetreten. Das überdreiste Benehmen der Gräfin Landsfeld ließ die Bevölkerung auch weiterhin an dem Verhältnis des Königs zu ihr Anstoß nehmen. Studenten, die sich in ihrer Gesellschaft einfanden, wurden in Verruf erklärt, und es erfolgten neue Auftritte an der Universität. Die Aufregung hatte sich nicht gelegt, als das „tolle Jahr" anbrach. Vergebens suchte der Premierminister, Fürst Oettingen-Wallerstein, die Parteien auf dem Boden moderner Reformen zu einigen und zu versöhnen; er mußte abtreten. Im Februar 1848 kam es bei Görres' Leichenbegängnis — er war der erbittertste Gegner der Favoritin gewesen — zu neuen Tumulten, die endlich zur Verabschiedung der Montez führten. Noch nach ihrer Abreise tobte der Pöbel in der Barerstraße und begann ihre Villa zu demolieren. Aber nun zeigte es sich, daß die Bewegung doch tiefer ging: das Volk forderte in lauten Demonstrationen vom König den Zusammentritt der Stände, ein gerechtes Wahlsystem und größere politische Freiheiten, und Ludwig, der ernste Zusammenstöße vermeiden wollte und vielleicht auch der Haltung des Militärs nicht ganz sicher war, gab nach. In einem Manifest vom 6. März verhieß er vollständige Preßfreiheit, ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, eine Wahlreform, die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung und dergleichen mehr. Als diese Zugeständnisse in den Kreisen seiner Familie Widerspruch fanden, und als das bloße Gerücht, die Landsfeld sei zurückgekehrt, einen neuen Aufruhr erzeugte, legte er am 19. März die Krone nieder. Für die Montez ist er nicht mehr eingetreten. Er selbst hatte noch am 17. ein Dekret unterzeichnet, das sie des bayrischen Indigenats verlustig erklärte. Nach dem, was ihm über sie zu Ohren gekommen war, schien er sie seines Schutzes nicht mehr wert zu halten. Nur

mit materiellen Mitteln unterstützte er sie, als sie sich in England verheiratet hatte, bis ihm ein Erpressungsversuch vollends die Augen öffnete. Von ihrem Manne geschieden, ging Lola nach Amerika, wo sie aus ihren Münchener Erlebnissen und mancherlei phantastischer Erfindung ein Spektakelstück zusammenbraute, in dem sie selbst zum Gaudium der kalifornischen Goldsucher auftrat. Im Jahre 1861 starb sie in New York an den Folgen eines Nervenschlags. In der letzten Zeit war sie in Wort und Schrift für die Emanzipation der Frauen aufgetreten. Ihr Leben war just keine Empfehlung für ihre Idee gewesen.



Ueber Entstehung und willkürliche Bestimmung des Geschlechts.[1])

Von

Prof. Dr. **Albert Döderlein** in Tübingen.

Es ist Ihnen, m. H., gewiß erinnerlich, welches Aufsehen vor einigen Jahren durch die sensationellen Mitteilungen des Wiener Embryologen Schenk erregt worden ist, die dahin gingen, daß es ihm gelungen sei, ein Verfahren zur willkürlichen Bestimmung des Geschlechts bei der Zeugung des Menschen aufzufinden. Es wäre dies eine geradezu weltbewegende Entdeckung, die ebenso in das Schicksal des einzelnen Familienlebens eingreifen würde, wie sie auch die ganze Menschheit, ja das ganze Weltgetriebe infolge durchgreifender Aenderung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander zu revolutionieren vermöchte, und Schenk wäre die Lösung eines Problems gelungen, an dem schon seit Jahrtausenden der Forschungsgeist vergeblich sich abgemüht hat.

Wenn ich mir heute erlaube, Ihnen unsre gegenwärtige Kenntnis über die Entstehung des Geschlechts und die auf die willkürliche Bestimmung des Geschlechts gerichtete Forschung mitzuteilen, so möchte ich Sie mit der geschichtlichen Darlegung der durch so vielfache Irrtümer verwirrten Frage verschonen, Sie vielmehr nur mit den recht interessanten Untersuchungsergebnissen der modernen Wissenschaft bekannt machen.

Lassen Sie mich damit beginnen, daß ich Sie mit jenem Vorgang bekannt mache, der in geheimnisvollster Verborgenheit den Beginn des Lebens markiert, dessen Kenntnis durch zwei Entdeckungen, die für alle embryologischen Entwickelungsfragen das Fundament abgeben, geoffenbart wurde, nämlich die Entdeckung der männlichen Samenzellen durch Leeuwenhoeck (1677) und die des Säugetiereies durch Karl Ernst v. Baer (1827).

---

[1]) Nach einem am 12. November 1901 in Tübingen gehaltenen Vortrag.

Diese beiden anatomisch nun gut bekannten und natürlich jetzt mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik wohl durchforschten Samenzellen müssen in eine Konjugation eintreten und vollkommen miteinander verschmelzen, soll ein neues Wesen entstehen.

Das Zusammentreffen dieser beiden Samenzellen erfolgt innerhalb der weiblichen Geschlechtsorgane und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit im Eileiter, wo das aus dem Graafschen Follikel ausgetretene Ei auf seiner mehrtägigen Wanderung von den dank ihrer Eigenbewegung lokomotionsfähigen und dem Ei entgegenschwimmenden Spermatozoen erwartet und aufgesucht wird.

Der Konzeptionsvorgang selbst besteht darin, daß eine vollkommene Verschmelzung der beiden Samenzellen stattfindet, so daß aus diesen eine Zelle wird, aus der sich dann durch fortgesetzte, ins Unendliche gehende Teilung und bestimmte Gruppierung und Differenzierung dieser entstehenden Massen der Organismus aufbaut. Beide Samenzellen haben dabei den gleichen Kernanteil abgegeben, so daß beide Erzeuger den gleichen Anspruch auf Vererbung ihrer selbst haben. Man war nicht zu allen Zeiten von der gleichen Wertigkeit der beiden Samenelemente überzeugt. So glaubte man früher, daß dem Ei selbst keine wesentliche Qualität zur Hervorbringung eines neuen Individuums fehle, daß es also nicht notwendig sei, daß das Spermatozoon noch eine Kernmasse hinzutrage. Mit der Entdeckung, daß zwei körperliche Elemente in eines verschmelzen müssen, so daß jedes der beiden Erzeuger eine substantielle Masse zur Bildung des neuen Wesens beitragen muß, ist die stoffliche Verwandtschaft der beiden Eltern zu den Kindern klargelegt, und Goethes Xenie kennzeichnet nicht nur in poetischer Schönheit, sondern auch in anatomischer Wahrheit die vielumstrittene Vererbungsfrage:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder.
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Nach einer älteren Anschauung haucht der Same dem Ei die Seele ein, daher die alte Bezeichnung aura seminalis, den Stoff zum neuen Wesen liefert aber Ei und Mutter allein. Es ist ohne weiteres klar, daß für viele Fragen, und auch die uns heute interessierende Entwicklungsfrage, diese abweichenden Anschauungen über das Verhältnis der beiden Erzeuger zu dem Erzeugten sehr verschiedene Schlußfolgerungen zeitigten und daß durch die nunmehr gegebene anatomische Grundlage die Forschung sich wesentlich einheitlicher gestaltet.

Wann erfolgt nun bei der Entstehung eines Individuums die Bestimmung des Geschlechts?

Wir müssen hier drei aprioristische Möglichkeiten anerkennen.

1. Das Ei selbst könnte Geschlechtscharakter tragen, so daß also aus dem Eierstock männliche und weibliche Eier zur Lösung gelangen und zur Befruchtung kommen.

2. Die Bestimmung des Geschlechts könnte bei der Konzeption, also bei der Verschmelzung der beiden Samenelemente erfolgen; wird doch in diesem Augenblick und gerade durch die Verbindung der beiden Samenelemente der Stempel des neuerstehenden Individuums in physischer und psychischer Beziehung geprägt. Die Samenzellen selbst wären dann als geschlechtslos anzusehen, und erst ihre Vereinigung würde aus ganz unbekannten, vielleicht auch ganz unerforschbaren, sagen wir dem Zufall oder sagen wir der Vorsehung anheimgegebenen Umständen das Geschlecht bestimmen.

3. Muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß das Geschlecht sich erst später, innerhalb der ersten Entwicklungswochen bis -monate, bestimmt. Dann wären nicht nur die Samenzellen geschlechtslos, sondern auch die aus ihrer Vereinigung hervorgegangene Bildung, und es könnten Einflüsse geltend gemacht werden, die erst nachher, nunmehr natürlich von der Mutter, ausgehen. Diese Anschauung hat ihre Stütze in der Thatsache, daß die Geschlechtsanlage bis zum dritten Monat hin für beide Geschlechter vollkommen gleich ist, daß wir also von einem Hermaphroditismus sprechen könnten, der uns allen in der ersten Entwicklungsjugend zu eigen war.

Betrachten wir nun, was für Forschungsergebnisse wir diesen theoretischen Voraussetzungen gegenüberstellen können.

Es bethätigte sich der Erforschungseifer für diese Frage in zwei ganz verschiedenen Richtungen. Die eine und ältere ging darauf aus, bestimmte und immer wiederkehrende Unregelmäßigkeiten in dem Auftreten des Zahlenverhältnisses der Geschlechter zu einander im großen nachweisen zu lassen, wodurch der Statistik Gesetze abzulauschen wären, die vielleicht schließlich der Willkür die Thür öffnen könnten.

Die zweite Richtung geht in biologischen Bahnen und sucht durch das Studium der Entwicklung bei einfachen, niederen Tieren, deren Entstehung in eine kurze Beobachtungsdauer zusammengedrängt ist, deren Eier außerhalb des Körpers befruchtet und deren Embryonen künstlich gezüchtet werden können, dem Geheimnis der Natur auf die Spur zu kommen.

Wenden wir uns nun zuerst der Populationsstatistik zu, die uns hochinteressante Dinge lehrt. Dank der staatlichen Einrichtung der statistischen Aemter und der Anzeigepflicht sind wir im stande, auf viele Millionen einzelner Fälle sich belaufende Berechnungen anzustellen, die ergeben, daß in Europa allseitig ein Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen von 106,3 Knaben zu 100,0 Mädchen besteht. Es wird also ein bedeutender Ueberschuß an Knaben geboren, dessen Größe uns dann noch eindringlicher vor Augen tritt, wenn wir

ihn auf eine Million Lebewesen beziehen, bei welcher wir einer *männlichen Majorität von 63000 begegnen.* Ueber die Ursache dieses Knabenüberschusses liegen natürlich zahlreiche Vermutungen vor, mit denen ich Sie aber nicht belästigen will. Nur die eine Auffassung möchte ich erwähnen, die wohl am meisten für sich hat, daß wir hier einer Vererbung im großen Sinn gegenüberstehen. Wie einzelne Ehen, so sollen auch einzelne Rassen ausgezeichnet sein durch die Neigung, mehr Knaben oder mehr Mädchen zu produzieren. Man unterscheidet demzufolge arrhenotoke und thelytoke Ehen, denen als Mittelding die tropotoken gegenüberstehen. Arrhenotoke Völker, also solche mit konstantem Knabenüberschuß, gelten als günstiger gestellt im Kampf ums Dasein als thelytoke. Sie bleiben also im Darwinschen Sinn die Sieger und erlangen das Uebergewicht über die thelytoken Rassen. Der Knabenüberschuß würde sich als eine Nützlichkeitseinrichtung vererben. Allerdings muß auch hier eine Grenze eingehalten werden. Ein Uebermaß wirkt schädlich, wie der Umstand zeigt, daß das Aussterben von Volksstämmen mit einem ungewöhnlichen und übermäßigen Ansteigen der Männer Hand in Hand geht. Die Sandwichinsulaner, die von 1832 bis 1872 um 68 Prozent in der Bevölkerungszahl abgenommen hatten, zeigten im Jahr 1856 ein Geschlechtsverhältnis von 109 : 100, und dieses stieg bis zum Jahr 1872 auf 125,3. Aehnliches wurde beim Aussterben der Neuseelandbewohner beobachtet.

In Europa bleibt das Geschlechtsverhältnis von 106,3 seit langem konstant, und wir erfreuen uns also gegenwärtig bei einer konstanten Bevölkerungszunahme noch eines gesunden Knabenüberschusses, so daß wir zum Kampfe der Völker untereinander wohl gerüstet sind. Sie werden vielleicht über diese Thatsache des Knabenüberschusses nicht wenig erstaunt sein, lesen wir doch tagtäglich von der Frauenfrage, die ihre Entstehung und ihr Wachsen nur einem immer mehr überhandnehmenden Mädchen- oder Frauenüberschuß verdanken kann. Es verfehlen bei uns zu viele Mädchen ihren naturwissenschaftlichen Daseinszweck, eine Ehe einzugehen mit den sich daraus ergebenden Folgerungen. Der Widerspruch löst sich ungezwungen. Wäre das Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen auch für die späteren Altersklassen vorhanden, dann schrumpfte die Frauenfrage wohl von selbst in sich zusammen. Es ergiebt aber die Statistik die unbarmherzige Thatsache, daß sich das Geschlechtsverhältnis im Lauf der späteren Lebensjahre umkehrt.

In dem Kindesalter bis zum zehnten Lebensjahre läßt sich noch ein Uebergewicht der Knaben feststellen, in der Entwicklungszeit aber vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr gleicht sich das Geschlechtsverhältnis langsam aus, die Geschlechtskurven kreuzen sich im Paritätspunkt, und im dritten Lebensjahrzehnt kommen auf 100 Knaben bereits 102,7 Mädchen. In unserer monogamischen Bevölkerungsmillion entfällt also schon ein Ueberschuß von 27000 Mädchen. Dieser steigt nun andauernd so, daß in dem Alter von über 70 Lebensjahren das Verhältnis 100 : 122,3 beträgt.

Diese statistischen Ergebnisse führen zu dem folgewichtigen Schluß, daß der

in Europa herrschende Ueberschuß von erwachsenen, weiblichen Individuen nicht einem physiologischen Naturgesetz entspringt, sondern vielmehr dem gewaltsamen Eingreifen krankhafter Veränderungen. Dem Werden steht ein zu frühes Vergehen gegenüber, dem Entstehen das Sterben.

Bei näherem Nachforschen ergiebt sich ursprünglich sogar ein für das männliche Geschlecht noch viel günstigeres Zahlenverhältnis, insofern sich schon vor der Geburt die größere Vergänglichkeit des männlichen Geschlechts geltend macht. Das Geschlechtsverhältnis der Konzeption ist nämlich nicht, wie das der Neugeborenen 106 : 100, sondern sogar 115 : 100, schon in der Entwicklungszeit also fallen mehr zu Knaben bestimmte Lebewesen dem Untergang anheim. Bei den Totgeburten ist das Geschlechtsverhältnis 129,4. Bei allen wichtigen Lebensalten also droht dem männlichen Geschlecht größere Gefahr.

Es ergiebt sich daraus die naheliegende Folgerung, daß wir das Geschlechtsverhältnis der Lebenden dadurch zu beeinflussen vermögen, daß wir die Ursache für diese Dezimierung des männlichen Geschlechts erforschen und aus der Welt schaffen, wodurch wir einen Zustand erreichen könnten, daß in unserer Bevölkerungsmillion 450000 Frauen 550000 Männern gegenüber ständen. Durch diese der Hygiene, der Bekämpfung von Schädlichkeiten, aufzugebenden Steigerung des männlichen Geschlechts würde sich dann das weibliche Geschlecht derart reduzieren, daß die Frau ein sehr viel mehr begehrtes Wesen darstellt. An Stelle der Frauenfrage träte der Kampf um die Frau. Wir hätten damit eine Möglichkeit der Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses der Lebenden respektive der Erwachsenen, die wir umsomehr festhalten und verfolgen müssen, als sie einmal durchaus im Bereiche des Erreichbaren liegt und andrerseits eine wenn auch vielleicht nicht mehr allseitig gewünschte, so doch natürliche Ablenkung der „Frauenfrage“ mit sich brächte.

Die Anschauung, daß etwa die höhere Zahl der Knabengeburten nur deshalb von der Vorsehung gestattet und gewollt ist, weil ihr ein größeres Vergehen des männlichen Geschlechts als ein unbezwingbares Naturgesetz gegenübersteht, dürfen wir doch wohl nur als eine Phrase bezeichnen. Ebenso müssen wir wohl auch von der Hand weisen, daß die Entwicklung der Knaben zu welcher Zeit ihres Daseins auch immer eine schwierigere wäre, weil wir etwa, wie dieses behauptet worden ist, aus einem edleren Stoff wären, also ein besseres Gewächs darstellten, das mehr Sonne und Licht und besseren Bodens bedarf, wodurch das weibliche Geschlecht gewissermaßen als ein stofflich „minderwertiges“ gekennzeichnet wäre.

Formieren wir nun aber in unsrer Populationsstatistik des Geschlechtsverhältnisses einzelne Gruppen nach besonderen Gesichtspunkten hinsichtlich der Erzeuger, z. B. nach deren absolutem oder relativem Alter, nach Rasseneigentümlichkeiten, Kreuzung oder Verwandtschaft, Ernährungsverhältnissen um, so ergeben sich höchst bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten, deren Abweichung von dieser Normzahl diese Statistik besonders verwertbar für unsre Frage macht.

Einem Tübinger Professor der Tierheilkunde, Johann Daniel Hofacker, der

vom Jahr 1813 bis 1828 hierorts thätig war, verdanken wir eine Erkenntnis, die von dem Engländer Sadler bestätigt worden ist und als das Hofacker-Sadlersche Gesetz in der Wissenschaft gilt.

Die Schafzüchter wurden zuerst darauf aufmerksam, daß das Geschlechtsverhältnis der Nachkömmlinge ein verschiedenes ist, je nach dem Alter der Erzeuger. Sind die Eltern beide gleich alt und zwar weder ganz jung noch sehr alt, so ist das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten ungefähr ein gleiches, also 100 : 100. Das weibliche Geschlecht der Erzeugten prävaliert, wenn die Widder jung oder alt sind, während andrerseits die männliche Nachkommenschaft überwiegt, wenn die Mütter jung oder alt waren.

Diese bei Schafherden gewonnene Beobachtung prüfte zuerst Hofacker an Menschen, zu welchem Zweck er 1996 Geburten nach den hiesigen Familienregistern mit den Altersverhältnissen der Eltern in 386 Ehen feststellte.

Er fand:

War der Vater jünger als die Mutter oder gleich alt, so ist das Geschlechtsverhältnis 90,1,

Vater 4—6 Jahre älter als die Mutter . . .	108,
„ 6—9 „ „ „ „ „ . . .	124,
„ 9—12 „ „ „ „ „ . . .	143,
beide Eltern jung	116,
beide Eltern alt	164.

Diese von Hofacker für den Menschen gefundene Thatsache, die dann Sadler in England bestätigte, gilt als eine der wichtigsten Stützen für die Anschauung, daß beide Erzeuger auf die Geschlechtsbestimmung einen Einfluß haben. Es wäre danach nicht zulässig anzunehmen, daß das Ei von Haus aus geschlechtlich veranlagt ist, sonst würde ja selbstverständlich das Altersverhältnis der Erzeuger an der Geschlechtsbildung keinen Teil nehmen können, wie es aus dem Hofackerschen Gesetz abgeleitet werden muß. Auch für die Anschauung, daß mütterliche Einflüsse innerhalb der ersten Entwicklungszeit das Geschlecht des bis dahin hermaphroditischen Embryo determiniere, läßt sich nicht mit dem Hofackerschen Gesetz vereinbaren, auch danach wäre ja eine Beeinflussung durch den Vater ausgeschlossen. Das Hofackersche Gesetz, das übrigens nicht unbestritten geblieben ist, würde das Hauptargument für die Annahme geben, daß durch die Verschmelzung der beiden Samenzellen, also bei der Konzeption selbst, das Geschlecht bestimmt wird, und beide Samenzellen respektive beide Erzeuger die Geschlechtsbestimmung beeinflussen. Aber auch ein anderes würde sich aus der Bestätigung des Hofackerschen Gesetzes ergeben, daß wir in der That eine gewisse Willkür in der Geschlechtsbeeinflussung möglich hätten. Es ist nicht recht schicklich, diese Schlußfolgerungen auf das Menschengeschlecht zu beziehen, und ich möchte es Ihnen selbst überlassen, sich darüber Ihre Gedanken auszumalen. Wohl aber könnte ein derartiges Gesetz für die Tierzüchter Bedeutung gewinnen, wie dies ja auch thatsächlich bereits der Fall ist.

Aus großen Gestüten sind Berechnungen von rund 70000 Geburten bei

Pferden vorliegend, wobei sich ergeben hat, daß das Geschlechtsverhältnis sich folgendermaßen gestaltet:

Bei bis zu 8 Jahr alten Hengsten stellt sich das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten auf 91,0, vom 9. bis zum 14. Jahre erzeugten die Betreffenden ein Geschlechtsverhältnis von 103,9, worauf in der späteren Zeit das Verhältnis wieder auf 91,6 sank. Waren Pferd und Stute gleich alt und jung, so war das Geschlechtsverhältnis 95, waren die Eltern gleich alt und beide in höherem Alter, so ergiebt sich ein Geschlechtsverhältnis von 160. Die Pferdezüchter stellten deshalb folgende Norm auf:

„Paare alte Stuten mit jungen Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr männliche Fohlen haben willst“ und:

„Paare junge Stuten mit alten Hengsten, wenn du verhältnismäßig mehr weibliche Fohlen haben willst.“

Ueber die Verhältnisse bei den Schafen liegen die vorher schon erwähnten Beobachtungen vor, und auch für andre Tierklassen wurden schon ähnliche Ratschläge erteilt und befolgt.

Außer diesen Altersbeziehungen der Erzeuger aber sind den statistischen Forschungen noch manche andre merkwürdige Einflüsse auf das Geschlechtsverhältnis des Neugeborenen bei Tieren und Menschen bekannt geworden. Dahin gehört z. B. die Beobachtung, daß nach Kriegsjahren, die einen großen Teil der männlichen Bevölkerung der betreffenden Nationen dahingerafft haben, der Knabenüberschuß beträchtlich steigt.

Die Deutung dieser Thatsache ist nicht leicht. Man kann sie sich freilich sehr leicht machen, indem man die Vorsehung anruft und ausspricht, daß das weise Walten der Natur den Ausfall an Männern rasch zu decken sucht. Der nach Thatsächlichem aber suchende Naturforscher begnügt sich auch hier nicht mit solchen Phrasen, sondern will eine besondere Qualität der Samenzellen für diese merkwürdige Erscheinung ansprechen. Aber auch hier sind wir nur auf Vermutungen und Deduktionen angewiesen. Ein um diese Frage sehr verdienter Forscher Namens Düsing hat die Anschauung ausgesprochen, daß das Alter des Spermas von gewissem Einfluß auf die Geschlechtsbildung ist. Ist die geschlechtliche Inanspruchnahme der Männer eine sehr starke, wie eben zu den Zeiten, wo sie dezimiert sind, dann kommen relativ viel junge Spermatozoen zur Befruchtung, während andrerseits bei einem Ueberschuß von Männern die Spermatozoen zu langer Reife Zeit haben. Ich verkenne natürlich nicht auch hier die schwache Seite dieser Schlußfolgerung, möchte aber doch hervorheben, daß auch bei Tieren ähnliche Beobachtungen vorliegen. Eine starke geschlechtliche Inanspruchnahme der Zuchthengste z. B. oder der Stiere erhöht das Geschlechtsverhältnis.

Weiterhin von Einfluß auf das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten soll die Rassenverwandtschaft der Erzeuger sein. Kreuzung begünstigt die Erzeugung von Mädchen, Inzucht von Knaben. Die Juden erfreuen sich bei ihren Stammesehen einer hohen Knabenziffer, nämlich 107,64, während bei den Mischehen sich

das Geschlechtsverhältnis auf 103,8 stellt. Es sprechen dafür, daß der Knabenüberschuß bei der Inzucht ein höherer ist, auch noch andre Umstände, so der, daß bei einer Berechnung aus 13 Millionen Geburten in Preußen bei den ehelichen Kindern das Geschlechtsverhältnis 106,3 beträgt, während bei den unehelichen dasselbe auf 105,5 sinkt und zwar, wie man annimmt, infolge der stärkeren Kreuzung der unehelichen Erzeuger. Auf denselben Umstand wird weiterhin die Thatsache zurückgeführt, daß in Städten ein niedrigeres Geschlechtsverhältnis sich findet als auf dem Land. Bei der fluktuierenden Bevölkerung der Stadt und der größeren Auswahl wird hier eine größere Kreuzung stattfinden, während auf dem Lande mehr Inzucht statthat, worauf allerdings auch die Unterschiede der jeweiligen Ernährungsverhältnisse von Einfluß sein sollen.

Auch bei Tieren ist eine konforme Beobachtung gemacht. Das Geschlechtsverhältnis des englischen Vollbluts beträgt 108,6, das des englischen Halbbluts aber 89,1.

Eine gewisse, wenn auch vielleicht nur temporäre Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses soll auch den Ernährungsverhältnissen zukommen. In Zeiten von Hungersnot ist ein merkwürdiger Anstieg des Knabenüberschusses beobachtet, und im Frühling und Sommer unter den günstigeren Ernährungsbedingungen werden allenthalben mehr Mädchen erzeugt, während im Herbst und Winter der Knabenüberschuß ansteigt.

Dies sind, meine Herrn, die wesentlichsten aus den statistischen Beobachtungen sich ergebenden Thatsachen und Schlußfolgerungen. Vermögen sie uns auch einerseits nicht befriedigende Aufschlüsse zu geben, insofern wir keine einheitliche Beeinflussung der Geschlechtsbestimmung kennen lernten, vielmehr eine ganze Reihe von heterogenen Einflüssen anerkennen müssen, so lehren sie uns andrerseits, daß die Geschlechtsbestimmung von zahlreichen Faktoren beeinflußt wird.

Als positives Ergebnis darf hervorgehoben werden, daß weder das Ei allein noch das Spermatozoon allein, weder Vater noch auch die Mutter ausschließlich das Geschlecht der Nachkommen bestimmen, sondern daß es gewisse Beziehungen sind, in denen die beiden Erzeuger zu einander stehen, die von Einfluß auf die Bewegung der Geschlechtsziffer werden. Ferner ergiebt sich aus diesen mannigfachen Feststellungen, daß es allerdings nur bis zu einem gewissen recht bescheidenen Wahrscheinlichkeitsgrade in die Willkür der Erzeuger gesetzt wird, das Geschlechtsverhältnis der Erzeugten nach der einen oder andern Richtung hin zu beeinflussen. Im einzelnen Fall allerdings ist die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens der beabsichtigten Wirkung eine so geringe, daß sich wohl mehr Enttäuschungen als Erfüllungen ergeben würden. Wollte ein Mann oder eine Frau auf einem dieser angedeuteten Wege die Bestimmung des Geschlechts der Nachkommen beeinflussen, so müßten die Erzeuger wenigstens mit einer größeren Zahl von Kindern das Exempel erproben, abgesehen davon, daß Umstände in Betracht gezogen werden müßten, die eigentlich recht unbequem werden

könnten. Ich will nicht jetzt die Kriegszeiten oder die Hungersnotperioden heranziehen, die wohl nicht in die willkürlichen Beeinflussungsmomente eingereiht werden dürften, ich will nur auf die Altersbeziehungen und Rasseneigentümlichkeiten hinweisen, die bisher wenigstens wohl noch nicht ausschlaggebend bei der Wahl der oder des Erkorenen mitsprachen.

In einem empfindlichen Gegensatz zu diesen Ergebnissen der Statistik steht nun die neuere Richtung der Forschung über die Geschlechtsbestimmung, die auf biologischen Studien sich aufbaut und zu dem Hauptergebnis führt, daß das Ei von Haus aus Geschlechtscharakter trägt und die Bestimmung des Geschlechts nicht durch bei der Befruchtung sich geltend machende Einflüsse geändert wird. So wurde z. B. in einem kleinen Wurm des Seewassers nachgewiesen, daß der Eierstock zwei durch ihre Größe leicht unterscheidbare Arten von Eiern trägt, große, aus denen sich stets weibliche Tiere entwickelten, und kleinere, aus denen männliche wurden.

Eine andre Beobachtung verdanken wir Pflüger, der an Fröschen der verschiedensten Herkunft, nämlich in der Umgebung von Bonn, Utrecht und Königsberg gesammelt, einen bedeutenden Unterschied des Geschlechtsverhältnisses fand. Dieses im Bonner Laboratorium zu Tage tretende Geschlechtsverhältnis der dort aufgezüchteten Tiere war, mochten auch die Entwicklungsbedingungen wie immer sein, stets in Uebereinstimmung mit dem der in Freiheit geborenen Tiere. Ob die ostpreußischen, holländischen und rheinischen Frösche somit an ihrem Geburtsort oder unter den ganz andern Bedingungen des Aquariums zur Welt kamen, das Geschlechtsverhältnis behielt das heimatliche Gepräge.

Man kann solchen verdienstvollen Untersuchungen gegenüber keinen Zweifel laut werden lassen, wohl aber dürfen wir der Anschauung Raum geben, daß dies Erscheinungen sind, die eben den bestimmten Tierarten eigen sind, und es wäre doch sehr trügerisch, ohne weiteres solche, noch dazu an niederen Tieren erbrachte Thatsachen auf andre höher gestellte oder gar den Menschen übertragen zu wollen. Es ist eben im Tierreich so vieles Eigentümliche, und z. B. die Thatsache, daß bei den Bienen sich wiederum eine ganz andre Erscheinung zeigt, lehrt eben die Schwierigkeiten derartiger Schlußfolgerungen. Bei den Bienen haben wir sowohl eine parthenogenetische als auch geschlechtliche Fortpflanzung. Die unbefruchteten Eier entwickeln sich ausschließlich zu männlichen Nachkommen, zur Hervorbringung von weiblichen Individuen ist die Befruchtung der Bieneneier nötig. Wie trügerisch wäre es, aus dieser Thatsache irgend welche Schlußfolgerung für andre Tierspezies zu ziehen!

Es fehlt auch nicht an Beobachtungen aus dem Tierreich, die der Beeinflussung der Geschlechtsbildung durch die Ernährung das Wort reden. Landois gelang es, bei einer bestimmten Schmetterlingsart, den Eckflüglern, je nach der Ernährung der jungen Räupchen Männchen oder Weibchen aus ihnen entstehen zu lassen, eine allerdings jetzt wieder bestrittene Beobachtung.

Die Reblaus (Phylloxera) legt für gewöhnlich Eier, aus denen nur ungeflügelte Weibchen auskommen; tritt Nahrungsmangel ein, so tritt eine ge-

flügelte parthenogenetische Generation auf, die außer Weibchen auch Männchen enthält.

Bei dem grauen Polypen des Süßwassers konnte man im selben Individuum je nach der Ernährung Ovarien oder Hoden beliebig erzeugen.

Sie sehen also eine Vielseitigkeit der Variationen, die irgend welche Uebertragungen und Schlußfolgerungen ausschließen, und wir müssen am Ende gestehen, daß sowohl die Populationsstatistik wie auch die Biologie wohl viele interessante Dinge hinsichtlich der Geschlechtsbestimmung zu Tag gefördert hat, daß sich aber alles nicht vereinen läßt zu einer verwertbaren Nutzanwendung.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die genannten Beobachtungen den Schluß rechtfertigen, daß bei niederen Tieren mit ihren einfachen Entwicklungsverhältnissen eine Geschlechtsbestimmung ohne weiteres ausführbar ist, es wäre aber durchaus verfehlt, daraus vollgewichtige Schlüsse für die Geschlechtsbestimmung bei den höher gestellten Säugetieren oder gar beim Menschen zu machen, wo die Verhältnisse so außerordentlich mehr verwickelt liegen. Es ist wahrscheinlich, daß hier sehr zahlreiche Faktoren das Geschlecht beeinflussen und bestimmen können, wodurch natürlich die Möglichkeit einer Beeinflussung ferngerückt ist.

Schenk freilich macht sich die Sache außerordentlich einfach, indem er ohne weiteres annimmt, daß das Geschlecht im Ei festgelegt sei und während der Entwicklung des Eies innerhalb des Eierstocks bestimmt werde, und zwar sollen es die Ernährungsverhältnisse der Mutter sein, die hierauf von entscheidendem Einfluß werden.

Es wäre eine ebenso undankbare als müßige Aufgabe, wollte ich Ihnen aus den verschiedenen Publikationen von Schenk die zum Teil sich widersprechenden Argumentationen vorführen. Sie gipfeln in der Anschauung, daß ein weiblicher Körper, der einen nicht vollkommenen Stoffwechsel aufweist, der Art, daß zum Teil unverbrannte Stoffe den Körper verlassen, keinen vollen Reifegrad der Eier hervorzubringen vermöchte. Sie bleiben auf einem gewissen unvollständigen Entwicklungsgrad stehen, sind „vielleicht auch minder gut genährt" und deshalb „nicht so vollkommen veranlagt und scheinen daher nur geeignet, sich zu einem weiblichen Individuum zu gestalten". (!) Welche Zahl von irrtümlichen Voraussetzungen und auch ganz und gar in der Luft stehenden Schlußfolgerungen sind schon in diesen wenigen aus Schenks Publikationen entnommenen Worten enthalten!

Als Anhaltspunkt für die Beurteilung, ob der Körper einen vollkommenen Stoffwechsel besitzt oder nicht, sieht Schenk das Vorhandensein oder Fehlen von Spuren von Zucker im Harn an. Hat eine Frau Zuckerspuren im Harn, so ist ihr Stoffwechsel nicht genügend geregelt, und in ihr wachsen weibliche Eier; regelt man den Stoffwechsel durch eine entsprechende Ernährungskur, so daß diese letzten Reste von Zucker verschwinden, so ist der Stoffwechsel ein regerer, die Eier werden besser ernährt, reifen mehr aus, wie er sagt, die Frau gebärt Knaben.

Diesen Standpunkt vertrat Schenk in seiner ersten Veröffentlichung, während er in seiner zweiten neueren noch hinzugefügt hat, daß er außer der Beeinflussung der Zuckerausscheidung auch das Körpergewicht berücksichtige. Er verlangt einen bis zu einem gewissen Grade vorherrschenden Eiweißzerfall und zwar in 24 Stunden einen Stoffumsatz von 110 Gramm Eiweiß. Nimmt bei einem solchen nebenher das Körpergewicht ab, und zwar in der Vorbereitung um mindestens 2—3 Kilogramm, so sind wiederum die Bedingungen zur Erzeugung von Knaben gegeben. Um noch sicherer zu gehen, empfiehlt Schenk für den Fall, daß vielleicht auch die ersten Embryonalmonate beeinflussend auf die Geschlechtsbestimmung werden, daß die Frau diese Knabenernährungskur auch in den ersten Schwangerschaftsmonaten fortsetze. Auf wie schwachen Füßen wissenschaftlich die Hypothese von Schenk beruht, dürfte wohl nach dem, was wir als die Ergebnisse der Forschung sowohl bezüglich der Populationsstatistik, wie bezüglich der Biologie kennen gelernt haben, ohne weiteres einleuchtend sein.

Sie werden aber fragen, welche Beweise hat denn Schenk nun für seine Theorie erbracht? Er verfügt nunmehr im ganzen über 36 Fälle, die ihn zu dem Ausspruch berechtigen sollen, daß er „mit einer gewissen Sicherheit“ für die Richtigkeit seiner Lehre eintreten kann. Ob er Mißerfolge mit seiner Kur auch erzielte, ist nicht gesagt, es ist aber wohl anzunehmen, daß er sie erlebt hat, denn er selbst hält ja seine Beeinflussung nur bis zu einem gewissen Grade für möglich. Wenn wir noch dazu erfahren, daß sein Material keineswegs solche Frauen nur betraf, die bis dahin nur Mädchen geboren hatten, wie dies eigentlich Voraussetzung für seine Versuche hätte sein sollen, sondern wenn wir lesen, daß es zum Teil junge Erstgebärende gewesen sind, die mit dem Wunsche eines Knaben sich an ihn gewandt haben, oder solche, die schon mehrere Kinder, teils Knaben, teils Mädchen geboren hatten, so dürfte wohl jeder Unbefangene ohne weiteres zu der Annahme hinneigen, daß Schenk einer Selbsttäuschung unterlegen ist.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß die willkürliche Bestimmung des Geschlechts beim Menschen nicht oder wenigstens noch nicht möglich ist.

Ist es wünschenswert, dieses Problen zu lösen? — Kaum! Denn wahrscheinlich würde sich ja dann der Knabenüberschuß bedenklich steigern. Man male sich die daraus sich ergebenden Folgezustände aus, und wir würden wahrscheinlich keine angenehmen Weltzustände finden.

Aber auch das Glück der einzelnen Familien würde keineswegs dadurch gefördert, wenn auch solche, die zu den thelytoken gehören und dies schmerzlich empfinden, die Lösung dieses Problems in ihrem Interesse sehnlichst herbeiwünschen.

Eines aber dürfte aus den Ergebnissen der Forschungen über dieses Gebiet fruchtbar hervortreten, nämlich daß wir den physiologischen Knabenüberschuß durch hygienische Maßregeln mehr als bisher zu erhalten bestrebt sein müssen. Die Natur in ihrem weisen Walten zu unterstützen, was wir ja damit thun,

führt zweifellos zu gesünderen Zuständen, als etwa die gewaltsame Umkehr des Natürlichen anstreben zu wollen. Wir müssen wünschen, daß das Geheimnis der Geschlechtsbestimmung beim Menschen gehütet, nicht aber zerstört wird.



Napoleon I. als Brautwerber um Josephinens Hand.

Nachweis einer Brieffälschung.

Von

Aloys Schulte.

Wie es eine napoleonische Legende giebt, so hat sich eine solche auch um Josephine gebildet. Die Ehescheidung gab ihr einen Schein von Tugenden, und über ihre Fehler und Sünden wurde ein Schleier gelegt. Die feinsinnige Forschung Massons hat uns Josephine gezeigt, wie sie wirklich war. Dieser reichverdiente Forscher hat ein hochbedeutendes Stück aus der Korrespondenz Josephinens nicht mehr benutzt, das bis dahin die Auffassung der Werbung des jungen Generals vollständig beherrschte. Gründe für die Verachtung dieser Quelle hat er nicht angegeben, und so hat auch Turquan in seinem etwas romanhaften Buche über die Generalin Bonaparte den Brief wieder benutzt.

Es gilt nachzuweisen, daß dieser Brief wirklich eine Fälschung weit jüngerer Zeit ist, und daß die alte Auffassung der Werbung um Josephine für immer einer neuen weichen muß.

Wir wissen nicht, an wen der Brief gerichtet ist; wenn der Oberst Jung in seinem bekannten Werke: „Napoléon et son temps“ als Empfängerin eine Tante Josephinens bezeichnet, die um den Vater ihres ersten Gemahls lebte, so ist das lediglich eine vage Vermutung, die mit den ersten Sätzen in direktem Widerspruch steht. Zunächst möge der Wortlaut in der Uebersetzung folgen:

„Man will, daß ich mich wieder verheirate, meine teure Freundin. Alle meine Freunde raten dazu, meine Tante befiehlt es mir fast, und meine Kinder bitten mich darum. Warum sind Sie nicht hier, um mir Ihre Ansicht über diese wichtige Angelegenheit mitzuteilen und mich davon zu überzeugen, daß ich diese Ehe nicht verweigern kann, die die Unbehaglichkeit meiner jetzigen Lage ändert? Ihre Freundschaft, der ich schon so vieles verdanke, würde Sie klar in meine Interessen eindringen lassen, und ich könnte mich ohne Schwanken entschließen, sobald Sie gesprochen hätten.

„Sie haben bei mir den General Bonaparte gesehen, wohlan, er ist es, der als Vater den Waisen Alexandre de Beauharnais' dienen will und als Gemahl seiner Witwe.

„Sie lieben ihn? werden Sie mich fragen. — Aber . . . Nein. — Sie haben also gegen ihn eine Abneigung. — Nein, aber ich bin in einem Zustande der Lauigkeit, der mir mißfällt, und den die Frommen ärgerlicher finden als das Ganz und Gar. Die Liebe ist eine Art von Kultus, und mit ihr müßte ich mich ganz anders fühlen, als ich es thue, und deshalb wollte ich gern Ihren Rat, welcher der ständigen Unentschlossenheit meines schwachen Charakters ein Ende machen würde. Partei zu ergreifen, war für meine kreolische Gemächlichkeit immer zu anstrengend, sie findet es unendlich viel bequemer, dem Willen andrer zu folgen.

„Ich bewundere den Mut des Generals, den Umfang seiner Kenntnisse über alle Dinge, von denen er gleichmäßig gut spricht, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die ihn den Gedanken andrer erfassen läßt, bevor er ausgesprochen ist; aber mich erschreckt, ich gestehe es, die Herrschaft, die er über alles, was ihn umgiebt, ausüben will. Sein forschender Blick hat etwas Eigentümliches, Unerklärliches, der selbst den Direktoren imponiert; urteilen Sie, ob er nicht eine Frau einschüchtern wird. Endlich, was mir eigentlich gefallen sollte, die Kraft einer Leidenschaft, von der er mit einer Energie spricht, die an ihrer Wahrhaftigkeit nicht mehr zweifeln läßt, ist gerade das, was die Zustimmung verhindert, die ich oft bereit bin, zu geben.

„Da ich die erste Jugend hinter mir habe, darf ich da hoffen, lange diese stürmische Zärtlichkeit zu bewahren, die beim General einem Anfall von Delirium gleicht? Wenn er, nachdem wir einmal vereint sind, aufhören würde, mich zu lieben, wird er mir nicht das vorwerfen, was er für mich gethan hat? Wird er nicht glänzendere Partien bedauern, die er hätte machen können? Was werde ich antworten können? Was werde ich thun? — Ich werde weinen. — Dieses schöne Hilfsmittel! rufen Sie aus. — Mein Gott, ich weiß, daß das zu nichts dient; aber zu allen Zeiten ist das die einzige Zuflucht, die ich habe finden können, wenn man mein armes, so leicht verletzbares Herz verwundet. Schreiben Sie mir sofort, und fürchten Sie nicht, mich zu schmälen, wenn Sie finden, daß ich unrecht habe. Sie wissen, was von Ihnen kommt, ist guter Aufnahme sicher.

„Barras versichert, daß, wenn ich den General heirate, er ihm den Oberbefehl über die in Italien kämpfende Armee verschaffen wird. Als gestern Bonaparte mir von dieser Gunst sprach, über die seine Waffenbrüder sehr murren, obwohl sie ihm noch nicht erteilt ist, sagte er mir: ‚Glauben Sie denn, daß ich eine Protektion brauche, um vorwärts zu kommen? Sie werden alle eines Tages sehr glücklich sein, wenn ich ihnen meine schenke. Mein Degen ist an meiner Seite, und mit ihm werde ich hoch hinaufkommen.‘

„Was sagen Sie von dieser Zuversicht auf den Erfolg? Ist das nicht der Beweis eines Vertrauens, der aus übermäßiger Eigenliebe entspringt? Ein Brigadegeneral will die Häupter der Regierung protegieren! Das ist in der That sehr wenig wahrscheinlich. Ich weiß nicht, aber mitunter reißt mich diese lächerliche Zuversicht fort, alles für möglich zu halten, was dieser eigenartige Mensch

mir in den Kopf setzt; und bei seiner Einbildungskraft, wer kann da berechnen, was er unternehmen wird?

„Wir vermissen Sie alle hier, und wir trösten uns nur dadurch über Ihre verlängerte Abwesenheit, indem wir jeden Augenblick von Ihnen sprechen und Ihnen auf Schritt und Tritt in dem schönen Lande, das Sie durcheilen, folgen. Wenn ich sicher wäre, Sie in Italien zu finden, so würde ich morgen heiraten, unter der Bedingung, dem General folgen zu dürfen; aber wir würden uns vielleicht auf dem Wege kreuzen, so finde ich es klüger, auf Ihre Antwort zu warten, ehe ich mich entscheide. Beschleunigen Sie die Antwort und auch Ihre Heimkehr.

„Madame Tallien beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie Sie zärtlich liebt. Sie ist immer schön und gut, ihren unbegrenzten Kredit verwendet sie nur dazu, um für die Unglücklichen, die sich an sie wenden, Gnaden zu verschaffen, und indem sie zu den Gnaden eine Art von Befriedigung hinzufügt, erscheint sie fast als diejenige, die verpflichtet ist. Ihre Freundschaft für mich ist erfinderisch und zart; ich versichere Sie, daß mein Freundschaftsgefühl, ihr gegenüber, dem gleicht, das ich für Sie hege: das giebt Ihnen meine Idee von einer Zuneigung zu ihr.

„Hortense wird immer liebenswürdiger: ihr reizender Wuchs entwickelt sich immer mehr, und wenn ich es wollte, so hätte ich eine schöne Gelegenheit, ärgerliche Betrachtungen über die böse Zeit anzustellen, die die einen auf Kosten der andern verschönert. Es ist ein Glück, daß ich andre Dinge im Kopf habe, wahrhaftig, und ich gleite leicht über dunkle Gedanken hinweg, um mich mit einer Zukunft zu beschäftigen, die verspricht, glücklich zu werden, da wir beide ja bald vereinigt sein werden, um uns nicht mehr zu trennen. Ohne diese Ehe, die mir Kopfzerbrechen macht, würde ich trotz allem sehr lustig sein, aber solange ich damit zu thun haben werde, werde ich mich foltern. Ich habe mich daran gewöhnt, zu leiden, und wenn ich zu neuen Schmerzen bestimmt sein sollte, so glaube ich sie ertragen zu können, wenn nur meine Kinder, meine Tante und Sie mir erhalten bleiben.

„Wir sind übereingekommen, die Schlußformeln der Briefe zu unterdrücken, daher adieu, meine Freundin."

Der Brief ist zu schön, um echt sein zu können. Die „schönen" Schriftstücke, die das Entzücken des Publikums sind, wecken beim kritischen Historiker nur den Verdacht.

Wer andre Briefe Josephinens gelesen, sieht sofort, daß bei ihrer vernachlässigten Bildung sie einen solchen Brief überhaupt nicht schreiben konnte. Der Stil und die Ausdrucksweise veranlaßten schon 1857 Aubenas, den Geschichtschreiber Josephinens, den Brief für eine Fälschung zu erklären, womit er aber nicht durchdrang. Wie scharf findet sie die Grundlage des Lebens Napoleons heraus, die Kunst, die Menschen mit Vertrauen auf sich zu erfüllen! Josephine sollte sich so genau gekannt haben, und sie sollte es über sich gebracht haben, sich selbst als Kreolin zu charakterisieren? Sie erzählt Dinge, die der Wahrheit

direkt widerstreiten. Freilich hat Barras sich selbst als den gerühmt, der Bonaparte das Kommando verschafft habe; aber gegen das Wort eines der verlogensten Menschen, die je die Erde gesehen, steht das Wort von Carnot, der ausdrücklich die Mitteilungen von Barras' bestreitet. Carnot war die Autorität für das Kriegswesen, er kannte Bonaparte und seine Entwürfe, die auszuführen oder auch nur zu begreifen nun schon seit zwei Jahren alle Generale sich als unfähig erwiesen. Das Kommando war nicht eine Morgengabe für Josephinens Gemahl, es war direkt von ihm erstritten. Und Bonaparte sollte bei all seinem Selbstvertrauen sich so verwegen über die Direktoren erhoben haben? Die Erzählung wie die Charakteristik stammt nicht aus dem Winter 1795/96, sondern sie gehören einer weit späteren Zeit an. Eine Person, die den Charakter des Kaisers und der Kaiserin gut kannte, hat nachträglich den Brief gefertigt. Ihre Kinder sollen sie um die Ehe gebeten haben? Von Hortense wissen wir im Gegenteil, daß der General ihr mißfiel. Ihre Freundin reist in Italien, und sie hält es für möglich, sie als Generalin Bonaparte dort zu treffen? Für eine, die zum Vergnügen reist, war aber hinter den französischen Linien nichts zu suchen, da gab es Lazarette, unsichere Straßen und die Ausschreitungen der Truppen, und die Generalin Bonaparte konnte nur dort sich aufhalten, sie konnte sich in die friedlichen Teile der Halbinsel nicht wagen. Dieser Passus kann nicht vor dem Feldzuge 1796 geschrieben sein, er ist erst verständlich aus dem überraschenden Erfolg. Die Aeußerungen über die berühmte Notre Dame de Thermidor enthalten eine allgemeine Charakteristik; aber die in Italien reisende Dame kennt sie ja, und sie würde von ihr lebensvolle Einzelheiten gewünscht haben. Der Schlußpassus ist wiederum ein Verräter. Hatten die Damen wirklich das Fortlassen der Schlußredensarten abgemacht, warum wird denn nicht einfach so verfahren?

Neben all diesen Einzelmomenten stehen zwei Gründe, die an sich vollständig zwingend sind. Josephine giebt ihrem ersten Gemahl das Adelsprädikat, und das in einer Zeit, in der das Adelsverbot vollständig unerschüttert aufrecht stand. Ein solcher Fehler ist auch bei der Denkweise Josephinens ausgeschlossen; sie hatte sich vollständig in die Revolution und ihre Anschauungen eingelebt. Absolut entscheidend ist aber, daß sie, die Witwe eines Generals, die Freundin von Hoche, also eine Dame, die ganz genau die militärischen Titulaturen und Aemter kannte, Bonaparte einen falschen Titel giebt. Sie bezeichnet ihn als Brigadegeneral, er war aber seit dem 24. Vendémiaire (16. Oktober) bereits Divisionsgeneral, und vor dem 1. November allerfrühestens kann der Brief nicht geschrieben sein; denn in ihm ist von den Direktoren die Rede, und deren Wahl erfolgte am 9. beziehungsweise 13. Brumaire (31. Oktober beziehungsweise 4. November). Es giebt keinen Ausweg. Seit dem 16. Oktober wußte Josephine den Rang Bonapartes sicherlich ganz genau, sie konnte ihn nicht falsch angeben, zumal nicht, wenn sie gerade die Niedrigkeit des Ranges in den Gegensatz zum Direktorium bringen wollte.

Der Brief erschien als ein undatierter Brief der Madame Beauharnais an

Madame *** im Jahre 1840 in dem Buche des hochverdienten Forschers und Sammlers, des alten Offiziers Baron de Coston, der vor allem in Südwestfrankreich Zeugnisse für die Anfänge seines alten Kaisers suchte und sie in seiner Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte veröffentlichte. Leider hat Coston fast niemals die Herkunft seiner Briefe und mündlichen Mitteilungen angemerkt, auch in unserm Falle fehlt jede Angabe, woher das früher so hochgeschätzte Stück stammt.

Es giebt aber noch einen älteren Druck des Briefes als den bei Coston. Er findet sich zuerst in den 1829 erschienenen Mémoires sur l'Imperatrice Joséphine, ses contemporains, la cour de Navarre et de la Malmaison Bd. 3, S. 196 ff. Die Verfasserin dieser Erinnerungen war Georgette Ducrest, Tochter des Marquis Ducrest, Kanzler des Herzogs von Orleans, die erst nach der Ehescheidung in die Umgebung der Kaiserin kam. Sie hat möglichst viele Briefe mitgeteilt, aber jeder Anflug von Kritik fehlt ihr. Einige Jahre vorher waren in Paris die Mémoires et correspondance de l'Impératrice Joséphine (Paris, Plancher 1820) erschienen, von denen Prinz Eugen sofort im Moniteur erklärte, daß in dem Buche nicht eine Zeile sei, die wirklich von seiner Mutter herstamme, ebensowenig eine Zeile, die seine Schwester oder er geschrieben. Diese denkbarst vollständige Ableugnung ist wohl nicht zur Kenntnis des Fräuleins Ducrest gekommen, sie nahm vielmehr ruhig fast alle Briefe in ihr Buch hinüber. Zähle ich richtig, so hat sie von 59 nur 9 verschmäht und selbst solche Stücke geduldig aufgenommen, die der Fälscher selbst nicht als echt verbürgen zu können erklärte. Dem Fräulein fehlte jede kritische Ader, sie hat denn auch noch weiter eine Reihe von Stücken aufgenommen, die gefälscht sind. So einen Brief Josephinens an ihre Kinder aus dem Kerker, einen an ihren Gemahl Bonaparte, die beide ohne Zweifel gefälscht sind. Unser Stück taucht also in durchaus übler Umgebung auf.

Der Brief ist somit eine Fälschung, und damit fällt von den wenigen gleichzeitigen Zeugnissen über die Werbung das Umfangreichste fort.

Wir behalten eine Einladung vom 23. Februar 1796 für den Bürger Réal, die beweist, daß sie noch damals die Honneurs im Hause des sittenlosen Barras machte, und drei Stücke des Briefwechsels zwischen den Liebenden. Ich will hier zwei von ihnen mitteilen, um zu zeigen, wie scharf die wirkliche historische Josephine von der Josephine der Brieffälschung abweicht. Erst nach dem 13. Vendémiaire hat Napoleon seine zukünftige Gemahlin kennen gelernt. Sie schreibt ihm am 6. Brumaire (28. Oktober):

„Sie kommen nicht mehr zu einer Freundin, die Sie liebt. Sie haben sie ganz vergessen und Sie haben unrecht, denn sie ist Ihnen zärtlich zugethan. Kommen Sie morgen zum Dejeuner; ich fühle das Bedürfnis, Sie zu sehen und mit Ihnen über Ihre Interessen zu plaudern. Gute Nacht, mein Freund, ich umarme Sie. Witwe Beauharnais."

Man ist erstaunt über die Freiheit der Dame, die nur durch den Ton der Zeit einigermaßen verständlich wird. Ein Brief Bonapartes hat folgenden Wortlaut:

„Ich erwache voll von Gedanken an Dich. Dein Bild und der bezaubernde gestrige Abend haben meinen Sinnen keine Ruhe gelassen. Süße und unvergleichliche Josephine, welch seltsame Wirkung üben Sie auf mein Herz aus. Sie sind betrübt, ich sehe Sie traurig, sind Sie unruhig ... Meine Seele ist von Schmerz zerrissen, es giebt für Ihren Freund keine Ruhe mehr. Aber soll es für mich denn noch eine geben, wenn ich dem tiefen Gefühle, das mich beherrscht, folgend auf Ihren Lippen und an Ihrem Herzen die Flamme sauge, die mich verbrennt? Ach, in dieser Nacht habe ich wohl gesehen, daß Ihr Bild nicht Sie selbst sind. Du reisest zu Mittag ab. Ich werde Dich in drei Stunden sehen. Darauf wartend, mio dolce amor, tausend Küsse, aber gieb mir nicht einen, sie versengen mein Blut.“

So heiß brannte in Napoleon die Liebe. Aber beide Briefe verbieten uns, Josephine die Rolle zuzuweisen, die ihr angeblicher Brief an die Freundin darbietet. Sie war nicht im Schwanken, sie hatte den General mit der Kunst ihrer Grazie an sich gezogen, mit ihren seelischen und körperlichen Vorzügen hatte sie ihn gefesselt. Sie selbst empfand nicht die stürmischen Gefühle des Generals, aber sie gab ihnen nach. In jener Zeit waren die sittlichen Begriffe völlig abgestumpft, die kirchliche Ehe war verschwunden, die staatliche wurde leicht gelöst; und in dieser Zeit hätte dieses schwache, kokette, gutmütige, arme und doch so unendlich vergnügungssüchtige Wesen, das allein auf sich gestellt war und dem keinerlei moralische oder religiöse Grundbegriffe anerzogen waren, nicht erliegen sollen? Bonapartes Ehe ist aus einer Liaison hervorgegangen, und Josephine war es, die den General an sich gezogen. Sie hat später die Sünden ihrer Jugend schwer gebüßt. Doch ich habe meine Aufgabe schon überschritten, der angebliche Brief der Generalswitwe an eine Freundin ist die fein durchgeführte Stilübung eines Fälschers.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Kambodscha. Der Große See und seine Fischerei.[1]

Von

Adhémard Leclère, franz. Minister-Resident in Kambodscha.

II.

Die Vorrichtungen zum Fischfang können in zwei Klassen geteilt werden, in solche, die aus Stricken, und solche, die aus Bambus und Rotang bestehen.

[1]) Im ersten Teil (Juliheft) dieses Aufsatzes muß es überall statt Pnom Pen Phnom Pénh heißen; statt Inglor Angkor und statt Kampong-Jvai Kampong-Svay.

Zur ersten Klasse gehören: 1. Das Mong, ein Schleppnetz, das oft 1600 bis 2000 Meter lang und 1,80 Meter breit ist und aus Teilen von 10 bis 12 Metern Länge besteht, die am untern Ende mit Steinen oder Blei beschwert sind. Der mittlere Teil, Mea (der Onkel) genannt, ist der breiteste und hat Maschen von 45 bis 50 Millimetern; rechts und links davon befinden sich je ein Teil mit Maschen von 60 Millimetern; die andern haben Maschen von 75 Millimetern.

Wenn dieses Riesennetz in den Flüssen verwendet wird, ist es natürlich kürzer, und seine einzelnen Netze haben einheitliche Maschenweite. Das Netz, dessen Maschen 75 Millimeter weit sind, heißt Mong-Vos (das fegende Netz), das mit 65 Millimetern heißt Mong-Dok (das geschleppte), und das mit den engsten Maschen, das für die kleinsten Fische, heißt Mong-Peak (das enge).

Das eigentliche Mong oder das Mong-Thom, das große Netz, wird nur im Großen und Kleinen See angewendet. Es wird in der Mitte geteilt, und jeder Teil liegt sorgfältig gerollt auf einer Barke, so daß er im gegebenen Augenblick rasch ins Wasser gelassen werden kann. Wachen werden ausgestellt, um den See und das Verhalten der darüber hinfliegenden Vögel zu beobachten und das Kommen der Fischzüge anzukündigen. Sowie ein solcher in Sicht und seine Richtung angegeben ist, setzen sich die das Netz enthaltenen Barken in Bewegung, treffen sich an einem möglichst weit entfernt liegenden Punkte, vereinigen die beiden Teile des Netzes, werfen das Mea ins Wasser und entfernen sich dann voneinander, indem sie einen möglichst großen Bogen beschreiben, so daß das ins Wasser gleitende Netz so viel Fische als möglich einschließt; endlich binden sie das Netz an ein transportables Gitter aus Bambusstäben, das in aller Eile durch in den weichen Bodenschlamm eingetriebene Pflöcke befestigt wird und das 16 bis 20 Meter lang und etwa 2,50 Meter hoch ist. Wenn zwei Drittel des Netzes ausgeworfen sind, beginnen die Leute in den weiter hinten postierten Barken einen schrecklichen Lärm mit Gongs und Tamtams, um die Fische zu erschrecken und sie in den eingeschlossenen Raum zu treiben. Sobald die beiden Barken das Gitter erreicht haben, greifen alle Hände zu, um das Netz heraufzuziehen, bis das Mea, das höher ist als die übrigen Teile, die Oeffnung verschließt. Diese Arbeit dauert oft mehrere Stunden, denn das Netz schleift über den weichen Schlamm hin, und das Wasser und die Fische bieten einen gewissen Widerstand. Ist endlich das Mea gehoben und mit Pflöcken gut befestigt, so lassen die Leute die Fische ermatten, hoffnungslos werden, wie die Kambodschaner sagen; sie sind gefangen, und es ist keine Gefahr mehr, daß sie entkommen. Die Leute essen, trinken Branntwein, den der Patron freigebig verteilt, und ruhen sich aus. Das von dem Netz und dem Gitter umschlossene Reservoir ist voll von Fischen, die darin herumwimmeln wie in dem Bottich eines Fischhändlers. Es ist ein fesselndes Schauspiel, wie die armen geängstigten Tiere in dem Gehege hin und her schießen, um einen Ausgang zu finden, und sich aus dem Wasser schnellen, um das Netz zu überspringen, was ihnen auch manchmal gelingt. Wenn dann die Fischer sich gestärkt und ausgeruht haben, springen sie ins Wasser, ergreifen die Fische einen nach dem andern und werfen sie in die Boote, die, bis an den Rand gefüllt mit all dem Leben, zum Ufer hinfahren, wo die Köpferinnen und Ausweiderinnen ihre Opfer mit dem Messer in der Hand erwarten.

2. Das Thnang besteht aus einer großen, von zwei Bambusrohren gebildeten Gabel, die sich auf einen kurzen Stiel stützt, und deren Schenkel durch einen Querstab auseinandergehalten werden. An diese Gabel ist ein Netz befestigt, das aus Schnüren von kaum einem Millimeter Durchmesser geknüpft ist und dessen Maschen höchstens zehn Millimeter weit sind. Das Thnang wird mit der Oeffnung gegen die Strömung gekehrt ins Wasser gesenkt und mit der Hand herausgezogen. Man wendet es zuweilen auch im See an, aber lohnend ist seine Verwendung nur in den Flüssen und nur in schmalen Flüssen mit starker Strömung.

3. Das Son Tonh ist eine Art Grundangel, bestehend aus einer langen, festen Leine aus bestem, stark gedrehtem Thmey (chinesischem Nesselgarn), von der in Abständen von etwa

einem Meter 100 bis 200 an ebensolchen Schnüren befestigte starke Messingangeln herabhängen. Als Köder werden kleine Fische verwendet, die derart am Rücken auf die Angel gespießt sind, daß sie noch eine geraume Weile leben und durch ihre Bewegungen die großen Tiere anlocken, auf deren Fang es abgesehen ist. Dieses sehr einfache Gerät wird selten im See verwendet; es leistet aber sehr gute Dienste in kleinen Flüssen und Bächen, wo es quer über den Wasserlauf gelegt und so an Baumästen oder Wurzeln befestigt wird, daß es nur wenig unter der Oberfläche des Wassers horizontal hängt.

4. Das Samnanh ist eine Art Wurfgarn, dessen unterer Teil durch eine bleierne Kette beschwert ist. Es kann im See verwendet werden, wo ich es habe auswerfen und mit 20 bis 30 ansehnlichen Fischen herausziehen gesehen, aber die Fischer bedienen sich seiner hauptsächlich in den Flüssen mit schlammigem oder sandigem Grunde.

Die Vorrichtungen aus Bambus und Rotang, die die Fischer des Sees und seiner Zuflüsse, die Fischer von Beruf verwenden, sind das Thnos oder die Sperre, und das Lop oder die Reuse.

Das Thnos besteht aus sehr langen und 2,50 bis 3 Meter hohen Gittern aus Bambusstäben, die durch Rotangbänder miteinander verbunden sind. Es wird an Pfählen befestigt, die ins Flußbett eingerammt werden, und gliedert sich in drei Teile: Das Kien ist gebildet aus zwei im spitzen Winkel gegeneinander gestellten Gittern, die sich nicht in der Mitte des Flußbettes treffen, sondern nahe dem einen Ufer, dort, wo die Strömung am stärksten ist; dieser Teil mündet in den zweiten Teil, das Hum, eine ebenfalls aus zwei Bambusgittern gebildete ovale Kammer, an die sich dann der dritte Teil, das Song, anschließt. In das Song führt aus dem Hum, ebenso wie aus dem Kien in dieses, ein elastischer Schlitz, der wohl den Fischen Durchlaß gewährt, ihnen aber den Rückweg unmöglich macht. Das Song bildet ein großes Reservoir, umschlossen von ebensolchen Bambusgittern wie die vorhergehenden, deren Enden aber am Ufer befestigt sind. Wir sehen also, wie die Fische, mit der Strömung herabkommend, von den Seitenwänden des Kien in das Hum geleitet werden, aus dem sie keinen andern Ausweg finden, als in das Song, wo sie dann gefangen sind. Das Kien, sagen die Kambodschaner, ist die Falle, das Hum der Vorhof und das Song das Gefängnis. Den Fischern, die gegen Zahlung der betreffenden Gebühr das Recht erworben haben, diesen Apparat im Flusse aufzurichten, gewährt er den Vorteil, daß sie schon im Monat Januar, sowie das Wasser um die Hälfte gefallen ist, und drei Monate früher als im See, mit dem Fischen beginnen können.

Das Lop ist ein aus Bambusstäben und Rotang verfertigter, drei „Brassen“ (5 Meter) langer und 75 Centimeter im Durchmesser haltender Cylinder. Sein hinteres Ende ist geschlossen, das vordere ist offen und enthält einen Bambustrichter von 1,25 Meter Länge, der die Fische gegen einen zweiten, ebenfalls 1,25 Meter langen Trichter, den Vorhof leitet, dessen elastische Spitze in den letzten Teil, das Reservoir mündet, das 2,50 Meter lang ist. Das Lop wird in seichten Wasserläufen, an schmalen Stellen unter dem Ufergebüsch ausgelegt. Es ist das Gerät des kleinen Fischers, der nur fischt, um seinen Hunger zu stillen, oder um sich einen Leckerbissen zu verschaffen. Es wird abends ausgelegt und am nächsten Abend eingezogen; manchmal auch des Morgens und des Abends, wenn es viel Fische giebt.

III.

Soll ich nun erzählen, wie die Fische in Haufen vor die Weiber geworfen, von diesen geköpft, aufgeschlitzt, mit Händen und Füßen geöffnet, mit Hilfe langer Perlmuttermuscheln ausgeweidet, wenn sie groß sind in drei lange Streifen geschnitten und endlich eingesalzen werden? Soll ich erzählen, wie die Fischblase herausgenommen und beiseite gelegt wird, um den Chinesen verkauft zu werden, die Gelatine für ihre Speisen daraus bereiten; wie dem Halse des Preas ein kleines Stück Fleisch, das Tou, entnommen wird, das, gesalzen und getrocknet, einen sehr geschätzten Leckerbissen bildet, und den Kiementeilen des Ran andre kleine Stücke, das Kaun phlieng, das, bloß an der Sonne getrocknet, nicht minder seine

Liebhaber findet; wie man diese Gattung brät, jene Gattung einsalzt; wie man den Preas so lange verwesen läßt, bis er auf dem Wasser schwimmt, ehe er eingesalzen wird? Soll ich erzählen, wie die Fische, die an der Sonne trocknen, alle Tage abgebürstet werden müssen, um sie von den Würmern zu reinigen, die aus den Eiern gekrochen sind, die die großen Fliegen hineingelegt haben? Das würde mich zu weit führen, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, und das Bild, das ich von all dem entwerfen könnte, würde niemals eine Vorstellung von dem Schauspiel geben, das sich mir in jenem April 1893 bot, während die glühende Sonne aus einem wolkenlosen Himmel auf den See niederbrannte, der ihre Strahlen wie ein Spiegel zurückwarf. Die nassen, schlüpfrigen Fische glänzten silberig, das Blut floß in Strömen, die dunkelgrünen Fliegen summten mir um die Ohren, der Rauch erhob sich kerzengerade aus den Herden, auf denen in großen eisernen Kesseln das goldgelbe Oel gekocht wurde, und ein entsetzlicher Gestank erfüllte die Luft und verursachte mir Uebelkeiten. Noch sehe ich vor mir die in Fetzen gekleideten, zerzausten, schmutzigen, übelriechenden, über und über mit Oel und Fett beschmierten Weiber mit scheußlichen Gesichtern, schwarzen Lippen und Zähnen, Tabak und Bethel kauend und ihren roten Speichel in das rote Blut spuckend; es sind entsetzliche Weiber, die häßlichsten aller menschlichen Rassen, sie sind berauscht von all dem Blutgeruch, sie lachen und schwitzen, kreischen sich gegenseitig Abscheulichkeiten zu, trinken Reisbranntwein, und morden, morden, morden ohne eines Augenblicks Pause, bekleidet mit bis übers Knie aufgeschürzten Beinkleidern und kurzen, den Gürtel nicht bedeckenden Jacken, aus denen die langen, schlaffen Brüste herabhängen.

IV.

Kehren wir zum Fischfang zurück. Dieser ist keineswegs frei; nicht jeder darf fischen, der Lust dazu hat. Die Fischereirechte des Sees und der Flüsse werden vom Staate Kambodscha verpachtet und bringen dem Protektorat eine bedeutende Summe: zwischen 537000 und 550000 Francs jährlich ein. Die Pachtkontrahenten geben ihre Rechte an kleinere Unternehmer weiter und erzielen, wie es heißt, beträchtliche Gewinne. Nicht jeder kann Fischereiunternehmer sein, denn es gehört dazu ein gewisses Kapital. Man muß entweder selbst wohlhabend sein oder Kapitalisten finden, die einem vertrauen, und muß das Geschäft gut genug verstehen, um sich zu getrauen, noch einen erheblichen Gewinn über die 24 bis 36 Prozent zu erzielen, die man als Interessen für das Kapital bezahlen muß. Eine Fischerei im Großen See erfordert Barauslagen von ungefähr 15000 bis 20000 Francs, dreimal so viel als in einem der Flüsse. Diese Summen begreifen die Gehalte der Arbeiter und Arbeiterinnen, ihren Unterhalt, die Kleider, den Branntwein, Tabak und Bethel, worauf sie Anspruch haben, nicht aber den Pachtschilling für das Fischereirecht, der sehr bedeutend ist, da die Großpächter dafür 550000 Francs an den Staat bezahlen. Trotzdem erzielen die Fischereiunternehmer, selbst im ersten Jahr, wo sie alles neu anschaffen müssen, einen Gewinn von 5000 bis 6000 Francs im Großen See und von 2000 bis 3000 Francs in den Flüssen. Das zweite Jahr und die folgenden können bis 10000 Francs im See und 5000 Francs in den Flüssen abwerfen. „Aber welche Mühe und Plage erfordert das," sagte mir ein Unternehmer, „welche unablässige Beaufsichtigung aller der Leute: der Fischer, damit sie einen recht weiten Bogen mit dem Netz beschreiben, damit sie kräftig und ausdauernd rudern; der Frauen, damit sie die Fische sorgfältig ausweiden, einsalzen und abbürsten. Es müssen weit vorgeschobene Wachen ausgestellt werden, um das Herankommen des Fischzuges anzukündigen. Wir dürfen niemals in unsern Anstrengungen nachlassen, aus Freude einen guten Fang gemacht zu haben, sondern müssen immer wieder trachten, einen besseren zu machen. Und wenn alles vorüber ist, sehen Sie mich an, ist man so schwarz und gebraten, wie ein am Feuer getrockneter Fisch." Mein reicher Unternehmer sprach wahr. Ein kleiner, dürrer Mensch, nur Haut, Knochen und Sehnen, mit nah beisammenstehenden kleinen Augen, die Haut gelb und fettglänzend, mit zwanzig grauen Haaren am Kinn und sechs auf der Oberlippe, sah er thatsächlich aus wie am Feuer geröstet. Aber

welche Energie in den Augen, welche Kraft in den mageren Armen und Beinen, in dem dürren, sehnigen Körper, an dem Krankheiten, das sah man, keinen Angriffspunkt fanden.

Einige Monate später, im September, fuhr ich den Fluß in einer Schaluppe hinab. An einem großen Floß und zwei kleinen Dschunken vorbeikommend, die mit Fischen beladen waren, erkannte ich meinen Unternehmer. Ich ließ anhalten. „Nun," fragte ich ihn, „sind Sie mit dem Fang zufrieden?" „Ja," sagte er, „sehr zufrieden. Ich habe 13000 Pikuls[1]) Fische eingesalzen, viel mehr als im letzten Jahr, und werde einen guten Gewinn erzielen, mindestens 12000 Francs, denn die Fische werden zu guten Preisen verkauft werden. China verlangt große Quantitäten, und die chinesischen Käufer werden sich darum reißen. Auch Singapore hat größeren Bedarf als im letzten Jahr, und Java hat große Bestellungen gemacht. Das Oel wird sehr teuer sein, und ebenso der Fischleim, da dieser nun auch nach Europa geht. Leider habe ich davon nicht so viel produzieren können, als ich Material gehabt hätte, denn der Fang war diesmal so groß, daß ich alle meine Leute beim Fischen, Ausweiden und Einsalzen beschäftigen mußte; kaum waren die Weiber mit einem Fischzuge fertig, da brachten die Männer schon einen neuen. Da mußten denn die Köpfe, die Blasen mit den Eingeweiden weggeworfen werden; es waren zu viel. Ich hätte zehn Weiber mehr gebraucht und hatte sie nicht. Mit noch zehn Weibern hätte ich 1200 Francs mehr verdient."

Er beschenkte mich mit einem sehr schönen und vor allem sehr guten Fisch, den er aus einem Behälter auf dem Floß holen ließ. In diesem Behälter führte er etwa 500 Fische mit, die er lebend auf dem Markte von Phnom-Pénh innerhalb zweier Tage nach seinem Eintreffen zu verkaufen gedachte. Mit einem kräftigen Händedruck nahm ich Abschied von ihm.

So gehen auf dem Großen See ungezählte Tonnen Oeles, ungezählte Tonnen von Fischleim verloren, die leicht Käufer finden, die bis auf unsre heimischen Märkte gelangen könnten, wenn ein Unternehmer sich mit einer armseligen Dampfschaluppe auf den See begeben, alle die weggeworfenen Abfälle für so gut wie nichts erwerben und an Ort und Stelle verkochen würde. Ich bin überzeugt, daß er mit viel weniger Mühe als mein Fischer einen beträchtlichen Gewinn erzielen würde. Nun sind es 37 Jahre, daß wir in Kambodscha sind, und während dieser 37 Jahre hat sich noch kein Franzose gefunden, der diese Fabrikation versucht und der obendrein den Ankauf aller gesalzenen Fische und den Salzverkauf an die Fischer unternommen hätte. Noch keiner, der all diesen Reichtum aufgelesen hätte, der jetzt nutzlos den Fluß hinabschwimmt und sein Wasser verpestet. Leider!

---

[1]) 1 Pikul = circa 60 Kilo.



Die Veröffentlichung der

„Erinnerungen aus meinem Berufsleben"

von Generaloberst Frhr. v. Loë

ist durch dessen Mission zum Papstjubiläum nach Rom sowie durch die rheinischen Festlichkeiten ꝛc. unterbrochen worden. Der Herr Verfasser hat sich aber bereit erklärt, so bald als möglich mit seinen „Erinnerungen" in der „Deutschen Revue" fortzufahren.

Die Redaktion.

Litterarische Berichte.

Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs. Von Max v. Eyth. Heidelberg 1901. Verlag von Karl Winter,

„Greif nur hinein ins volle Menschenleben", das gilt von den Büchern, mit denen Herr v. Eyth die deutsche Litteratur bereichert hat. Gerade weil er kein berufsmäßiger Schreiber ist, der auf jedem Weihnachtsmarkt mit einem neuen Buch erscheinen muß, tragen seine Werke den starken persönlichen Zug, der ihre Dauer verbürgt. Die Poesie in der Welt der modernen Technik ist seine Domäne; auch im vorliegenden Buch bilden seine Erlebnisse als Kulturtechniker im Dienst des ägyptischen Prinzen Halim den Zettel einer Geschichte, die sich den großen humoristischen Schöpfungen der Weltlitteratur zur Seite stellt. Es ist kein regelrechter Roman, und der Kunstrichter, der ängstlich auf die Grenzen der Kunstformen bedacht ist, wird den Kopf schütteln über die Art, wie der Erzähler von der Ichform in die epische Darstellung hinüberspringt oder umgekehrt, je nachdem es ihm paßt. Ihm ist's wie seinem großen Landsmann und Vorgänger Friedrich Vischer nur um die Wirkung zu thun. Und die Gestalten des englischen Ingenieurs, dem die Cheopspyramide als Baumaterial für ein großes Stauwerk ihre schönste Bestimmung erfüllen soll, und seines gelehrten Bruders, der in derselben Pyramide eine Uroffenbarung, den Schlüssel zum Verständnis des Weltalls verehrt, sind dem Leser unvergeßlich als Typen unsrer Zeit, wie Don Quichote und Sancho Pania es ihrer Zeit waren. Von tiefster Poesie getränkt ist die indische Fürstentochter und Nichte der feindlichen Brüder, und der Märchenwettkampf, in dem sie und der deutsche Maler die innerlichen Hindernisse ihrer Liebe überwinden. —lth—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. Von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart und Leipzig 1901. Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Der Hauptinhalt dieses Romans läßt sich im wesentlichen kurz wiedergeben. Esther v. Westrem, die Gattin eines Rittmeisters, trifft mit einem ehemaligen Kameraden ihres Mannes, einem Herrn v. Dühling, in einem Ostseebad des Samlandes zusammen. Sie findet diesen liebenswürdiger als ihren Gatten, mit dem sie nicht harmoniert. Ersterer hat den Militärdienst quittiert, um dem Gerede zu entgehen, da er sich, wie bekannt wurde, in die Gattin seines Regimentskommandeurs ernstlich verliebt hatte. Letztere freilich hatte, ohne daß es Dühling merkte, mit ihm nur kokettiert. Jetzt nimmt nun Esther allmählich sein ganzes Herz gefangen. Sie ist es, die jetzt auch die Entscheidung herbeiführt: sie erlangt von ihrem Gatten die Einwilligung zur Ehescheidung. Aber in diesem Augenblick erhält Dühling von der „Kommandeuse" die Mitteilung von dem Tode ihres Mannes. Zugleich aber klärt sie ihn auch über ihr Verhältnis zu ihm auf. Durch diese Nachricht niedergeschmettert, verzichtet jener auf jedes Glück, auch auf Esther. Diese scheidet daher freiwillig aus dem Leben, während er sich der Bewirtschaftung seines Guts hinzugeben gedenkt.

Die Ausführung dieses Romans ist durchweg spannend, mit großer Kunst geschrieben. Die Schilderung des Badelebens, der Badegesellschaft, der Dünen u. s. w. ist vorzüglich. Die Heldin des Romans ist Esther, eine trefflich herausgearbeitete Gestalt voll Kraft und Leben. Ihr Partner Dühling besitzt nicht ihre Energie; er erreicht nicht die sittliche Höhe dieser Frau. Durch ihn als Kontrastfigur wird aber Esther bedeutend gehoben.

Mit diesem neuen Roman wird der berühmte Verfasser wieder großes Lob ernten. Der ganze Aufbau und die Entwicklung der Liebesgeschichte Esthers und Dühlings verdient und erregt Bewunderung. E. M.

Die gelbe Gefahr als Moralproblem. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Berlin 1902. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke).

Bei dem Eintritt normaler Verhältnisse in China wird für uns eine möglichst objektive Kenntnis von Land und Leuten daselbst noch mehr wie früher von Vorteil sein; Verfasser hat sich bemüht, diese zu vermitteln, zwar nicht aus eigner Kenntnis, aber auf Grund sorgfältigsten Studiums von Werken der hervorragendsten Kenner Chinas aller Nationen von der ältesten bis zur Neuzeit. Des Verfassers systematische Schilderung der hauptsächlichen Lebensverhältnisse in China klärt uns auch über deren Werdeprozeß auf, so daß wir im stande sind, die uns meist fremdartig anmutenden Einrichtungen zu würdigen und nicht allzusehr zu erstaunen, wenn Verfasser zeigt, wie das religionslose chinesische Volkstum erhebliche sittliche Werte in sich birgt, zu deren Vermehrung die christliche Mission bisher nicht gerade beigetragen

hat. Die Ueberlegenheit der westlichen intellektuellen Kultur ist dem Verfasser selbstverständlich, die Eigentümlichkeit seines Buches sowie die Erklärung von dessen nicht ohne weiteres zu verstehenden Titel liegt also in dem sittlichen Maßstabe, mit denen Verfasser die chinesischen Dinge mißt. Verfasser sieht voraus, daß der dereinst sicher zu erwartende Wettbewerb der noch in einfachen Lebensverhältnissen befindlichen chinesischen Masse für die europäischen Kulturstaaten zu einer großen Gefahr werden muß, zumal wenn nach der über kurz oder lang unvermeidlichen Beseitigung der unfähigen verbrauchten Mandschudynastie die Leitung der gewaltigen chinesischen Volksmenge sich in zielbewußten Händen befinden wird. Dann sei dem Ansturme der gelben Rasse nur zu widerstehen, wenn die Nationen des Abendlandes zu gesunderen Lebensverhältnissen zurückkehrten, die vor allem in verbesserter Moral ihren Ausdruck finden müßten; nur wenn sie von ihrem Hochmute lassen würden, der sie bisher zu ganz unberechtigten Eingriffen in die von den Chinesen in vieltausendjähriger Entwicklung erworbenen Rechte und Güter jeder Art veranlaßt hat, nur dann sei der feindliche Zusammenstoß der weißen und gelben Rasse vermeidbar, nur dann vermögen beide ihr Teil zu liefern zur Gesamtsumme der menschlichen Kultur und Zivilisation. Diese kurzen Andeutungen über das eigenartige Buch müssen hier genügen; ein näherer Einblick wird den Leser durch eine Fülle von Merkwürdigem und Ungeahntem belohnen.

J. Friedheim.

Das Schloß des Tiberius und andre Römerbauten auf Capri. Von C. Weichhardt. Leipzig, K. F. Köhler. Geb. M. 10.

Der Herausgeber, ein Architekt, der mit dem Zeichenstift und der Feder mit gleicher Gewandtheit umzugehen weiß, hat sich durch seine genialen, aber durchaus sachgemäßen und wohlbegründeten Rekonstruktionen der Bauwerke des alten Pompeji und seiner Umgebung die Zustimmung aller Kenner und den Dank aller Kunstfreunde erworben. Seine auf die bildliche Wiederbelebung der Schöpfungen der klassischen Baukunst gerichteten Bestrebungen hat er, wie wir sagen dürfen, mit gleichem Erfolge und mit gleich überzeugender Beweiskraft in dem obigen reich und geistvoll illustrierten Werke fortgesetzt. Neben der Rekonstruktion des stolzen, von unheimlichen Sagen umwobenen Palastes des Tiberius (der sogenannten Villa Jovis), der in drei bis vier Geschossen auf einem jäh ins Meer abfallenden Vorgebirge emporstieg, hat Weichhardt auch die Wiederherstellung der übrigen Römerbauten auf der Insel versucht, von denen noch Ruinen oder doch für die Feststellung der Grundrisse ausreichende Reste vorhanden sind. Seine Annahme, daß der größte Teil der capresischen Römerbauten bereits von Augustus ausgeführt und von Tiberius nur übernommen und für seine Zwecke umgebaut worden sei, bedarf freilich einer kräftigeren Begründung, als der Verfasser sie zu bieten vermag. Seine phantasievolle Rekonstruktion einer augusteischen Palastanlage wird trotzdem mit Dank aufgenommen werden. Das kleine Prachtwerk wird jedem Freunde Capris die unvergeßlichen Erinnerungen, die er heimgenommen hat, noch vertiefen.

A. R.

Unser Herz. Roman von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen übersetzt von M. zur Megede. Vierte Auflage. (Nr. 7 der Romansammlung „Deva“). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1901. 160 Seiten.

Guy de Maupassant ist noch immer trotz aller Nacheiferer der erste Novellist des modernen Frankreich. Er ist nicht bloß ein Wirklichkeitspoet, der die äußeren Erscheinungen des Lebens kennt und plastisch wiedergiebt, sondern auch ein Ergründer der geheimsten und verworrensten Seelenregungen und ein technisch vollendeter Darsteller dessen, was er erforscht. Zu seinen aufrichtigsten und bedeutungsvollsten Büchern gehört der hier in trefflicher Uebersetzung vorliegende Roman. Die Schwächlichkeit des Helden wird man nicht dem Autor zur Last legen, wenn man verständig genug ist, eine epische Dichtung nicht nach dem moralischen Wert oder Unwert der in ihr geschilderten Charaktere und Ereignisse zu beurteilen, sondern danach, ob es dem Dichter gelungen ist, ein lebensvolles, nicht nur technisch interessierendes, sondern auch durch geistige Tiefe ausgezeichnetes Kunstwerk zu schaffen.

Br.

Ein Wort zur Schulfrage. Eine ernste und dringliche Mahnung zu einer zeitgemäßen Reform unsrer höheren Schulen, namentlich der Gymnasien. Von Eduard Freiherrn v. Lade. Dritte Auflage. Wiesbaden 1901.

Freiherr v. Lade, als Verfasser der „Hygienischen Winke“, als Gründer der Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim und wegen andrer gemeinsinniger Leistungen hochverdient, unternimmt es in der vorliegenden kleinen, nunmehr bereits in dritter Auflage verbreiteten Schrift, die Sache des Realienunterrichts gegen die alte philologische Methode der Jugenderziehung zu verfechten. In den heutigen Naturwissenschaften eine wesentliche Grundlage unsrer Bildung erblickend, und die moderne Philosophie, Poesie und Geschichte der antiken unendlich vorziehend, sieht er nicht ab, was wir vieles von Homer, Herodot, Sophokles, Thukydides, Cicero, Plato, Tacitus u. s. w. lernen können, da sie einer so

viel unwissenderen Zeit entstammen. Was sind sie gegen Kant, Humboldt und Goethe? Daß die Alten obenein in fremden Sprachen geschrieben haben, die der Schüler mühselig erlernen muß, ehe er zu dem relativ weniger kennenswerten Inhalt gelangt, macht dem Verfasser die Sache nicht besser. Er hält auch die Erwerbung selbständigen Denkens um so mehr gefördert durch naturwissenschaftliche als durch grammatische Methoden, als im ersteren Fall nützlicher Stoff, im letzteren unnütze Vokabeln der schließliche Materialgewinn des ganzen Zeitaufwandes zu sein pflegen. Man sieht, die kleine Schrift ist aus dem Ganzen gegossen. Mit dem Freimut die Wärme der Ueberzeugung vereinigend, giebt der Verfasser eine konzise Skizze des neuzeitigen Einspruchs gegen die alte Bildungs- und Schulungsansicht und Praxis. Vom Kaiser geführt, macht sich die neue Auffassung in Preußen mehr und mehr geltend. Giebt sich die alte deshalb überwunden? Die alte, die dem Studium der beiden klassischen Sprachen einen selbständigen logischen und psychologischen Wert beilegt und den klassischen Litteraturen Vorzüge vindiziert, die die modernen Litteraturen, eben weil sie in andern Richtungen excellieren, niemals besitzen können? Die alte, die von Popes Axiom ausgeht: The principal study of man is man? A.

Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert von Richard Maria Werner. Mit 19 Porträts. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag 1900.

Zwanzig Essays sind es, die uns hier der Lemberger Professor der deutschen Sprache und Litteratur R. M. Werner darbietet. Drei der behandelten Dichter sind „vollendete“: Leitner, Frankl, Geibel. Zwei andre sind seit dem Erscheinen des Buches ebenfalls vom Leben geschieden: Ad. Pichler und L. Jacobowski. Dramatiker sind aus dem Werke absichtlich fern gehalten. Von Romantik über Realismus zu neuer Romantik, das ist nach des Verfassers eigner Bezeichnung der führende Gedanke bei der Auswahl der Aufsätze. Außer den erwähnten sind es noch folgende Dichter, in deren geistiges Sein uns der Verfasser einen Blick thun läßt: Heyse, Waldmüller, Maximilian Schmidt, Baron Torresani, Cl. Viebig, R. Dehmel, C. Busse. Daneben hat Werner mit Recht auch noch unbekanntere Dichter und Dichterinnen wie Th. Justus, W. Fischer, J. J. David, S. Höchstetter aufgenommen. In allen diesen Abhandlungen verrät sich eine feine Empfindung und ein klares, gesundes Urteil. Dazu kommt, daß Werner überall mit seinem persönlichen Gefühl hervortritt; was er giebt, ist keine objektive Darstellung, sondern durchweg subjektive Schilderung. Dadurch hat das Buch an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewonnen. Schließlich seien die Schlußabschnitte „Tod und Sterben“, „Moderne Messiasdichtungen“, „Unsere Zeit“, die von außerordentlicher Belesenheit zeugen, noch besonders hervorgehoben. E. M.

Philosophische Bibliothek. Band 20, 80, 102. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1901.

Der Dürrsche Verlag, der den reichen und wertvollen Bestand der philosophischen Bibliothek neuerdings übernommen hat, bemüht sich mit Erfolg, dem Unternehmen die erhöhte Teilnahme des Publikums zuzuführen, indem er Neuausgaben älterer Bände veranstaltet und neue Bände als Fortsetzung anreiht. Uns liegt Band 80 vor: Platos Staat, von Schleiermacher übersetzt, von Kirchmann (1870) erläutert und von Siegert bearbeitet. Die Schleiermachersche Uebersetzung hat gewiß noch heute ihre Vorzüge, indessen die Kirchmannschen Urteile sind veraltet und dem gegenwärtigen Leser herzlich gleichgültig. Erträglicher und lehrreicher sind die erläuternden und prüfenden Anmerkungen, die Ueberweg der von ihm übersetzten Abhandlung Berkeleys über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis beigefügt hatte. (1869, Band 20). Am frischesten wirkt natürlich die Einleitung und Uebersetzung von Berkeleys drei Dialogen, die der Leipziger Privatdozent Hr. Raoul Richter im 102. Bande bietet. M. D.

Zwei Novellen (Malwa—Konowalow). Von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 199 Seiten.

Warum wohl dieser Russe so rasch und nachhaltig das Interesse aller Gebildeten erweckt hat? Nicht glänzender Stil, sprühender Witz oder Bilderreichtum ist's, was ihn anziehend macht. Davon ist auch das vorliegende Werk eine neue Bestätigung! Grau in grau liebt Gorjki zu malen, und ein dumpfer Druck bemächtigt sich des Lesers bei diesen traurigen Bildern aus einer trostlosen Lebenssphäre. Aber die Macht der Wahrheit, gepaart mit einer naiven Kunst, sie darzustellen, übt einen Zauber aus, dem sich empfängliche Herzen nicht leicht entziehen werden. In „Malwa“ lernen wir ein Naturkind kennen, in dessen Seele sich Laune und Berechnung, wilder Egoismus und opferwillige Liebe, rohe Sinnenlust und Durst nach Höherem seltsam mischen. Noch mehr jedoch interessiert „Konowalow“, in dem wir deutlicher als in irgend einer seiner Figuren die eigne Lebensgeschichte des Verfassers abgespiegelt finden. Man wünscht nur, der Mann, den herbe Erfahrungen zu seinem Schriftstellernamen führten (Gorjki = „der Bittere“) möchte vor dem traurigen End-

geschick seines Konowalow bewahrt bleiben und er möchte in einer sonnigeren Schaffensperiode uns freundlichere Bilder mit gleicher Kraft und Lebenswahrheit bieten dürfen.

Die Uebersetzung verdient volle Anerkennung, zumal wenn man die Schwierigkeit der Uebertragung aus der eigenartigen Sprach- und Gedankenwelt niederer Schichten eines fremden Volks kennt und würdigt.

--ck.

Hinter der Maske. Sudermann und Hauptmann in den Dramen „Johannes“, „Die drei Reiherfedern“, „Schluck und Jau“ von Arnim Gimmerthal. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1901. 154 S. 3 Mark.

Gimmerthal sucht mit viel Scharfsinn den Charakter des „Johannes“ als einen einheitlichen nachzuweisen. Kurz und präzis ist seine Darstellung. Ausführlich hat er dagegen die „Reiherfedern“ besprochen. Er kommt zu dem Resultat, daß Sudermann sich in diesem Werk selbst charakterisiere, daß Witte (-Lorbaß) der Dichter selbst sei. Diese Auffassung vertritt neuestens, ohne daß Gimmerthal darum zu wissen scheint, auch Oskar Blumenthal („Federkrieg“ S. 29 ff.). Sie hat sehr viel für sich und ist auch von Professor Paulsen in Berlin gebilligt worden. G. Hauptmanns „Schluck und Jau“ faßt Gimmerthal als das zu den „Reiherfedern“ gehörige Satyrspiel. — Die ganze Schrift bietet wertvolles Material zum Verständnis der genannten Dichtungen. E. M.

Haeckel und seine Gegner. Von Dr. Rudolf Steiner. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag, 1900.

Der Kampf um die „Welträtsel“. Ernst Haeckel, die „Welträtsel“ und die Kritik. Von Heinrich Schmidt (Jena). Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1900.

Wie der Referent über Haeckels Philosophie denkt, hat er den Lesern dieser Zeitschrift ausführlich darlegen dürfen. Sein Standpunkt gegenüber den beiden genannten Schriften, die eine Verteidigung Haeckels darstellen, ergiebt sich daraus von selbst. Doch muß auch ein Gegner Haeckels anerkennen, daß Schmidt mit Geschick und Energie die von ihm zusammengestellten Kritiken teils verteidigt, teils angreift, und daß Steiner den materialistischen Monismus auf die denkbar beste Weise begründet und weiterführt. Steiner verwirft den Glauben an eine übernatürliche Weltordnung und will die Welterklärung auf das Gebiet der Erscheinungen beschränken. Er sucht nachzuweisen, daß auch anscheinend vorurteilsfreie, den theologischen Vorstellungen nicht unterworfene Gelehrte thatsächlich doch in alten und unwissenschaftlichen Ueberlieferungen befangen seien, und er bestimmt Haeckels Verdienst in folgenden Sätzen: „Haeckel hat also dadurch, daß er das Verhältnis der individuellen Entwicklungsgeschichte (Ontogenie) zur Stammesgeschichte (Phylogenie) suchte, die naturwissenschaftliche Erklärung der mannigfaltigen organischen Formen gegeben. Er hat als Naturphilosoph die menschliche Erkenntnisforderung erfüllt, die Schiller aus der Beobachtung des Goetheschen Geistes gewonnen hat: er ist aufgestiegen von der einfachen Organisation Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen.“ M. D.

Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze, im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge“ herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolf Wagner. Zwei Bände. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 208 und 246 Seiten.

Diese Aufsätze begründen in fesselnder Form vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die Ueberzeugung, daß Deutschland nur mit Hilfe einer starken Flotte fähig sei, die errungene politische und wirtschaftliche Stellung zu wahren und sich die Bedingungen für eine glückliche und große Zukunft zu sichern. Wir nennen die Titel einiger der wichtigsten Abschnitte: „Die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage“ von G. Schmoller, „Weltpolitik und Sozialreform“ von E. Francke, „Deutschland und der Weltmarkt“ von P. Voigt, „Die Handelspolitik der Großstaaten und die Kriegsflotte“ von M. Sering, „Die Flottenverstärkung und unsre Finanzen“ von A. Wagner, „Die Entwicklung und Bedeutung der deutschen Reederei“ von E. v. Halle, „Deutschlands Interessen in China“ von H. Schumacher. Br.

Aus Kunst und Leben. Studien und Reisebilder von Friedrich Schaarschmidt. München 1901. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 226 Seiten.

Wie es der Titel des geschmackvoll ausgestatteten Bandes schon andeutet, haben wir eine Sammlung einzelner Aufsätze zur Kunstgeschichte und Naturschilderungen vor uns. Daß die letzteren von dem so oft beschriebenen Italien handeln, soll niemand abhalten, das Werk zur Hand zu nehmen, denn was Schaarschmidt von den Mediceischen Villen und Gärten bei Florenz, von Neapel und der von Fremden selten besuchten Insel Ischia zu plaudern weiß, trägt so den Stempel eines liebenswürdigen und feinobbeachtenden Geistes, daß diese Reisebriefe auch einem verwöhnten Geschmacke zusagen

werden. Besonders hingewiesen sei auch auf den Aufsatz über das Galilei-Museum in Florenz, in dessen Beschreibung eine fesselnde Darstellung der Tragödie dieses Märtyrers der Inquisition verflochten ist. Von den wissenschaftlichen Arbeiten, die das Buch Schaarschmidts enthält, erwähnen wir eine Monographie über „die Lampe im Altertum", ferner die Untersuchung „Goethe in seinen Beziehungen zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit," durch die der Verfasser das Verhältnis Goethes zu den damaligen Düsseldorfer Malern und vor allem zu dem von dem Dichter verkannten Cornelius klarlegt. Ein Aufsatz endlich „Nationale Kunst" tritt nach einem Rückblick auf die auch für die deutsche Kunst glorreiche Zeit der Reformation dafür ein, daß „der nationale Charakter unsrer Kunst sich schärfer ausprägen muß, wenn sie der Bedeutung des deutschen Volkes entsprechen soll." Indem Schaarschmidt sich aber ausdrücklich dagegen verwahrt, als wolle er diesen nationalen Charakter etwa in der bloßen Wahl der Mittel finden, verlangt er zur Verwirklichung seiner Forderung in erster Linie die Erziehung „des Volkes im allerweitesten Sinne" zur Kunst und zwar zunächst zur deutschen Kunst. Dann erst würden wir lernen, daß es auch in der Kunst eine Muttersprache gebe, und die Künstler würden „in dieser ihrer ureignen Sprache singen und sagen." F. W. J.

La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Volume primo. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una concordanza della Divina Commedia. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1900.

Der berühmte Danteforscher, der zu den hervorragendsten Kennern des großen italienischen Dichters gehört, veröffentlicht hier den ersten Band der zweiten Auflage seines groß und umfassend angelegten Kommentars über das Hauptwerk Dantes, das wegen der Schwierigkeit seines Verständnisses wohl mehr genannt als wirklich gekannt wird. Bei der Menge der Streitpunkte, die sich gerade in der Danteforschung vorfinden, hat die Diskussion zum Teil einen gereizten Charakter angenommen, der der sachlichen Förderung recht wenig dienlich ist. Um so mehr ist es Scartazzini anzurechnen, wenn er niemals aus der vornehmen Ruhe, die allein der Würde der Wissenschaft entspricht, heraustritt und lieber auf die Anführung von Ansichten verzichtet, deren Erörterung ohne persönlich verletzende Schärfe nicht möglich war, als selbst in den gerügten Fehler zu verfallen. Es ist eine Riesenarbeit, die der Herausgeber hier bewältigt hat, und es werden sich wenige Punkte finden, in denen sein Kommentar, der sich natürlich durchweg auf die neuesten Forschungen stützt, versagt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Arber, Lilli, Hysterisch. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Bäck, Dr. Leo, Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums. Breslau, Wilh. Koebner. 60 Pf.

Brendli, Rudolf, Vom Wildhag. Leichte Strophen. 2. Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Brenner, Prof. Dr. O., Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—

Bruns, Margarete, Der Stil unsrer Kleidung. Mit einer Einleitung von Max Bruns und 24 Abbildungen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.—

Chiavacci, Vincenz, Bei uns z' Haus. Genrebilder aus dem Wiener Leben. Dritte Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 2.40.

Cosby, Dudley S. A., The Irish Land problem and how to solve it. A defence of the Irish Landlords. London, R. Brimley Johnson.

Crane, Walter, Die Grundlagen der Zeichnung. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 14.—

Dreyfus-Brisac, Edmond, Un faux classique. Nicolas Boileau. Etudes littéraires comparées. Paris, Calmann-Levy. Fr. 3.50.

Dufmeyer, Friedrich, Die Deutschen in Tolstois Schilderung. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 50 Pf.

Falzari, F., Oroto. Ein Sommernachtstraum in drei Bildern. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Glaube an unser Volk, Der. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 1.—

Greyerz, Dr. Otto v., Albrecht Haller als Dichter. Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern. Dresden, Hans Schultze. M. 1.—

Guilbert, Yvette, Der Brettlkönig. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Paul Bornstein. München, Alb. Langen.

Hansjakob, Heinrich, Letzte Fahrten. Erinnerungen. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. VIII. Band 1. Hälfte: Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Richard, Jugend und Natur. Unmoderne Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Zweiter Band: Die ultramontane Moral. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12.—

Kirchhoff, Prof. Dr. Alfred, Was ist national? Vortrag im Thür.-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle a. S. am 26. Februar 1902. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 80 Pf.

Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und einem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 2.—

Kressmann, Major a. D. Albert, Zur Gründung einer Deutschen National-Schule. Denkschrift. Karlsruhe i. B., Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei. M. 1.—

Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Untersuchung der Kunststile für Schulen und zum Selbstunterrichte. Mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 248 Abbildungen auf 32 Tafeln. Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 2.—

Leinhaas, G. A., Erinnerungen an Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich. Mainz, V. v. Zabern. M. 2.—

Orano, Domenico, Il sacco di Roma del m. d. XXVII. Studi e Documenti. Vol. I. I Ricordi di Marcello Alberini. Roma, Ermanno Loescher & Co. M. 8.—

Ott, Adolf, Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Paulsen, Prof. Friedrich, Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 40 Pf.

Perfall, Anton Frhr. v., An der Tafel des Lebens. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.80.

Reichenau v., Generalleutnant z. D., Einfluss der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.60.

Renan, Ernest, Das Leben Jesu. Aus dem Französischen von Paul Seliger. Meyers Volksbücher Nr. 1302 bis 1306. Leipzig, Bibliographisches Institut. 50 Pf.

Scholz, Wilhelm v., Der Spiegel. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 2.50.

Schwager, Friedrich, Die katholische Mission in Südschantung. Heft 7 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm, Breer & Thiemann. 50 Pf.

Seltene und wertvolle Werke aus allen Wissenschaften. Katalog 5 gratis und franko bei Stähelin & Lauenstein, Wien I, Hoher Markt 5.

Storch, Dr. E., Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Function der Grosshirnrinde. Mit 27 Abbildungen. Berlin, S. Karger. M. 4.—

Strecker, Reinhard, Maifrost. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Strecker, Dr. Reinhard, Der ästhetische Genuß. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.

Sutermeister, Eugen, Klänge aus stiller Welt. Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Tiring, Dr. Gustav, Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. I. Band: Grundlegung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Tobias, Wilhelm, Theodor v. Bernhardi und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Vendramin, Lorenz, High Life. Groteske Komödie in vier Akten. München, Albert Langen. M. 1.50.

Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rich. Friedrich, Prof. Dr. E. Lehmann, Prof. Dr. Frz. Moldenhauer und Prof. Dr. E. Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Zweiter Band: Mittelalter. Vollständig in vier Bänden à M. 6.—. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wihan, Prof. Robert, Menschenglück und Veredlung. Ein Versuch, alle unanfechtbaren Thesen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Trautenau (Böhmen), Selbstverlag des Verfassers. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage.

Von

Generalleutnant z. D. Metzler.

Mit dem Friedensmanifest des Kaisers von Rußland trat seit einigen Jahren die Frage des „Ewigen Friedens" in die erste Etappe der bis zu einem gewissen Grade ernsthaft zu nehmenden Projekte. Seit dieser Zeit wurde viel Für und Wider geschrieben — aber auch viel kriegerische Erscheinungen zogen an unsern Augen vorüber und — Krieg folgte auf Krieg in schnellster Reihenfolge! Die „Ewige Friedensfrage" könnte mithin durch die Wucht der Thatsachen als gelöst, und zwar zu Ungunsten der Friedensfreunde à tout prix, betrachtet werden. Da es sich aber gebührt, eine so überaus tief ins Leben einschneidende Frage objektiv und mit weit ausschauendem Auge zu betrachten, so gebührt es sich auch, die letzten Kriege als Argumente nicht heranzuziehen. Nordamerika ging gegen Spanien, England gegen Südafrika vor, ohne zum Krieg gerüstet zu sein, einfach im Gefühl des Stärkeren den richtigen Augenblick zur Besitzvergrößerung ergreifend. Solche Kriege sind nie aus der Welt zu schaffen, sie werden auch nie durch ein Haager Schiedsgericht inhibiert werden. Auf ihren Erfolgen beruhte und beruht auch in Zukunft die Größe aller Staaten. Solche Kriege, auch die im Ausland und selbst die der kleinen europäischen Staaten schalten wir aus unsern Betrachtungen vollständig aus. Wir konzentrieren sie nur auf die großen europäischen Landmächte.

Wir stellen uns auf den Standpunkt, daß jetzt eine gewisse Kriegsfurcht bei manchen, ein Friedensbedürfnis bei andern besteht und daß als Resultat dieser Gefühle der Wille, den Frieden zu erhalten, zum Ausdruck kommt.

Thatsächlich sind alle Staaten, mit Ausnahme Rußlands, fast auf dem Höhepunkt ihrer Rüstungen angelangt; sie stehen sich mit Gewehr bei Fuß ein-

ander gegenüber. Dies ist doch sicherlich ein Zeichen, daß es thöricht wäre, sich in die in nebelhafter Ferne liegende Aera zu versetzen, in der von der Unmöglichkeit jedwelcher Kriege geträumt werden könnte. Wer sich hierüber belehren will, der nehme den trefflichen Aufsatz des Generals Vogel v. Falckenstein „Der ewige Frieden" (Februarheft der „Deutschen Revue" 1902, D. Red.) zur Hand.

Kriege sind unvermeidbar, solange Nationen mit ihren Bedürfnissen bestehen und solange Nationen gewillt sind, mächtig zu sein oder mächtiger zu werden und solange sie ihre Ehre wahren wollen. Bei dem augenblicklichen Stand der politischen Verhältnisse in Europa und der durch sie bedingten Bündnisse balancieren so ziemlich die Kräfte der beiden Hauptgruppen. Es ist daher anzunehmen, daß es zu keinem Kriege kommt, solange politische Verschiebungen nicht stattfinden. Jede einzelne Gruppe und jeder einzelne Staat entschließt sich jetzt schwerer zu einem Krieg wie in früherer Zeit, da das ganze Volk weit mehr in Mitleidenschaft gezogen wird. Im jetzigen Wehrsystem liegt mithin eine gewisse Friedensgarantie, und wir stellen die Behauptung auf, daß die Spanne Zeit bis zum Ausbruch eines großen Krieges um so länger wird, je länger die Großmächte auf ihrem jetzigen Wehrsystem beharren und je länger sie volkswirtschaftlich gleichmäßig gut den Stand auf dem Quivive-Fuß ertragen können. Entschließt sich in Zukunft ein Staat zur Kriegserklärung, so muß der Politiker nicht nur vom Kriegsminister und vom Chef des Generalstabes, sondern auch vom Finanzminister die Antwort erhalten haben, daß die militärische wie die finanzielle Mobilmachung beendet ist.

Nehmen wir an, dem letzteren sei diese schwierige Arbeit gelungen und er habe Vorsorge getroffen, daß Massenheere auf ziemlich lange Zeit verpflegt werden können, ohne daß die Existenzfähigkeit des Landes zerstört würde.[1]) Fragen aber der Politiker und der Finanzminister den Militär, auf wie lange Zeit die Mittel zum Kriegführen wohl bereitgestellt werden müßten, so wird dieser nicht in der Lage sein, eine auch nur einigermaßen bestimmte Antwort zu geben, denn mit der Verwendung von Millionenheeren stehen wir vor einem Novum. Im nachstehenden seien die Gedanken entwickelt, die sich dem beobachtenden Militär im Hinblick auf die Gegenwart und den Zukunftskrieg aufdrängen.

Zunächst ein Blick auf die jetzige Rüstung im Frieden!

Daß jeder Staat sucht, seine gesamte männliche Bevölkerung zur dereinstigen Wahrung seiner Interessen in den Waffen auszubilden, ist ein Gebot der jetzigen Verhältnisse. Sieht man von den Unterschieden ab, die in den einzelnen Staaten

---

1) Für einen Krieg auf dem Festlande hat v. Renauld in der „Finanziellen Mobilmachung der deutschen Wehrmacht" pro Mann und Tag nur 6 Mark, gegen 5 Mark im Kriege 1870/71 ermittelt. Dies würde bei der Mobilisierung der gesamten deutschen Wehrkraft in Höhe von 4 Millionen 330000 Mann eine tägliche Ausgabe von 26 Millionen Mark bedingen. Hierzu tritt der Ausfall, der durch die Störung von Handel und Wandel eintritt, und es kommen ferner die Ausgaben für die mobilisierte Marine hinzu.

im Ergreifen der Mittel zu Tage treten — Länge der Dienstzeit, Schonung der Privatinteressen, Mindestmaß der Größe und Tauglichkeit — so ist zu erkennen, daß durch die allgemeine Wehrpflicht die Gesamterziehung der jungen Männer, die während ihrer Einziehung die Hochschule der Volkserziehung besuchen, in eine bessere Bahn geleitet wird. Diesem Vorteil tritt hinzu, daß die männliche Jugend körperlich gekräftigt und hierdurch ein Mittel zur Hebung des Nationalwohlstandes gewonnen wird, und schließlich ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß die allgemeine Wehrpflicht zur Erhaltung des mit den Existenzbedingungen eines Volkes aufs engste verbundenen kriegerischen Geistes wesentlich beiträgt.

Diesen Vorteilen, die die allgemeine Wehrpflicht im Gefolge hat, stehen aber auch Nachteile gegenüber, wenn sie allzu straff durchgeführt wird. Sie treten sowohl bei der Friedensarmee wie beim Uebergang auf den Kriegsfuß und bei der Kriegführung mit Massenheeren zu Tage. Von diesen Nachteilen seien angeführt:

Die militärische Ausbildung des einzelnen kann bei der Jahr für Jahr hinzutretenden starken Rekrutenquote und bei der großen Anzahl von einzuziehenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes zur Auffrischung ihres militärischen Wertes nicht so intensiv betrieben werden wie bei geringerem Friedensstand, da das Ausbildungspersonal nicht in demselben Verhältnis gewachsen oder an Güte gewonnen hat. Bei dem Bedürfnis nach großen Armeen ist man in den Anforderungen an die Felddienstfähigkeit und Größe heruntergegangen. Das Gesamtmaterial der Friedensarmee sinkt mithin an Wert mit einem gewissermaßen forcierten Drang nach ihrer Größe.

In dem Streben des Ausbildungspersonals, insbesondere in dem der Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich aufwärts, mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Material möglichst viel zu leisten, liegt eine Last, die ihm eine nur geringe Zeit zu seiner eignen wissenschaftlichen und militärisch-theoretischen Weiterbildung beläßt.

Je größer die Armeen sind, desto schwerer entschließt sich eine Heeresverwaltung, Aenderungen in der Bewaffnung, Ausrüstung, Bekleidung, die als Verbesserungen erkannt werden, einzuführen, weil weit höhere Kosten entstehen und weil die Einberufung einer weit größeren Anzahl von Reservisten zu ihrer Neuausbildung notwendig wird. Es kann mit diesem schwieriger gemachten Entschluß zur Einführung von Verbesserungen der Nachteil verknüpft sein, daß andre Armeen eine technische Ueberlegenheit gewinnen. Bei dieser Frage fällt die jetzige Schnelligkeit in der Reihenfolge der Fortschritte auf technischem Gebiet erschwerend ins Gewicht.

Der Uebergang auf den Kriegsfuß ist für große Heere schwieriger wie für kleine, der strategische Aufmarsch erfordert mehr Zeit, und das Moment der Ueberraschenden kann demgemäß in geringerem Grad ausgenutzt werden.

Die Kriegführung selbst aber mit den Massenheeren, so wie diese jetzt von allen Staaten beabsichtigt wird, muß in ihrem Verlauf die größten Ueberraschungen bringen. Der vorbereitenden Heeresverwaltung, dem Strategen und

dem Taktiker eröffnet ein in Aussicht stehender Krieg mit Millionenmassen das weiteste Terrain zu Ueberlegungen, zu Kombinationen und zu Zweifeln.

An ausgebildeten Mannschaften kann mit den nachstehenden Zahlen gerechnet werden:

Rußland	mit	5	Millionen	400 000	Mann
Deutschland	„	4	„	330 000	„
Frankreich	„	4	„	110 000	„
Oesterreich	„	2	„	340 000	„
Italien	„	1	„	900 000	„

An Mannschaften im aktiven Dienst plus den in der Reserve stehenden und ausgebildeten Leuten reduzieren sich die Zahlen für

Rußland	auf	3	Millionen	970 000	Mann
Deutschland	„	3	„	527 000	„
Frankreich	„	3	„	365 000	„
Oesterreich	„	1	„	346 000	„
Italien	„	1	„	262 000	„

Die in der ersteren Uebersicht gegebenen Zahlen der waffenfähigen Mannschaften bilden im Verhältnis zu der Gesamtzahl der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung im Alter von 21 bis 60 Jahren 21% für Rußland und Oesterreich, 24% für Italien, 36% für Deutschland und 41% für Frankreich. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus wird demnach bei Ausbruch eines Krieges Frankreich am schärfsten, Rußland und Oesterreich am geringsten in Anspruch genommen.[1]) Nimmt man nur die Hälfte der in der zweiten Uebersicht gegebenen Zahlen als solche an, mit denen vorm Feinde zu rechnen ist, so erhellt, daß das Schlagwort „Millionenheere“ nicht unberechtigt ist. Es wird zur Beleuchtung der Schwierigkeiten, die der Führung und Verpflegung dieser „Millionenheere“ erwachsen, nicht uninteressant sein, uns einiger Zahlen aus dem deutsch-französischen Krieg zu erinnern. Die höchste Gesamteffektivstärke der deutschen Truppen wurde im Februar 1871 mit 1 Million 350 000 Mann erreicht, hiervon gehörten aber nur 937 000 zur mobilen Armee, und von diesen gehörten 684 000 zur Feldarmee. Also nur für 684 000 Mann hatte der Generalstab die Operationsentwürfe zu machen. Die höchste Zahl der in Frankreich stehenden und zu verpflegenden Mannschaften erreichte nie die Million, und der höchste Rationssatz war für 233 000 Pferde von der Intendantur zu beschaffen. Das sind recht kleine Zahlen im Vergleich zu den jetzt in Aussicht stehenden!

Ueber die Schwierigkeiten, die den Operationen der Massenheere erwachsen, über die Einwirkungen der Waffenverbesserungen, die voraussichtliche Dauer des nächsten Krieges, die neuartigen Faktoren, die zur Beendigung eines Krieges mitsprechen, über die vorteilhafteste Gliederung der Massenheere und vieles andre

---

[1]) Diese Zahlen sind dem trefflichen Werke des Generals Rediger und Oberst Gulewitsch im russischen Generalstabe entnommen.

ist schon unendlich viel geschrieben worden. Wir verschonen den Leser mit Wiederholungen und verweisen zur allgemeinen Orientierung über fast alle in Betracht zu ziehenden Fragen nur auf „Das Volk in Waffen" und zum Zweck eingehender Orientierung auf „Krieg- und Heerführung" von Colmar, Freiherrn v. d. Goltz. Wir beschränken uns hier, im Hinblick auf die deutsche Armee, zur Betonung des Ernstes, der in der jetzigen Situation mit ihrer Zahlenwut liegt, auf die Feststellung eines einzigen Satzes und auf das Aufwerfen einer einzigen Frage.

Der Satz lautet: Die Massen sind da, weit beträchtlicher als 1870/71, sie sind aber sehr viel weicher geworden, und es liegt im Schoße der Zukunft, ob sie noch dieselben blutigen Verluste ertragen können; der Zukunftskrieg aber, der für unsre Existenz zu führen ist, muß durchgekämpft werden, ohne daß der Armee vorher die köstliche Gelegenheit gegeben war, wie in den Feldzügen 1864 und 1866 vom Kleineren zum Größeren sich kriegerisch emporzuarbeiten; Führer mit Kriegserfahrung und hochberechtigtem Selbstvertrauen zogen 1870 gegen den Feind, den Führern im Zukunftskriege aber gähnt die „Oede des Schlachtfeldes" entgegen, gegen dessen Ueberraschungen sie nur durch theoretisches Wissen und Exerzierplatzerfahrungen gerüstet sein können.

Die Frage lautet: Werden wir wieder einen Moltke haben mit seinem genialen „System der Aushilfe" als Strategie, mit der Uebertragung des Wissens auf ein Kriegshandwerk unter veränderten Verhältnissen, mit der Kunst des Handelns unter schwierigen Bedingungen und schwierig, ja zeitweise unglücklich sich gestaltenden Kriegslagen? Auf das ununterbrochene Glück von 1870/71 kann man doch nicht rechnen, und dem neuen Führer wächst die neue, jetzt niemals in Rechnung gestellte Aufgabe hinzu, auch unter ungünstigen Verhältnissen sich zu bewähren.

Die Zeit scheint uns gekommen zu sein, da man die Verlegenheiten ernsthaft empfindet, in die die Massenheere die Führung wie die Intendantur versetzen können, trotz der neuesten Verkehrstechnik und der Erleichterung des Nachrichten- und Meldedienstes. Nachstehend ein Beweis für diese Annahme. C. v. B.-K., ein von uns hochgeschätzter Militärschriftsteller, der stets den Wert der Psyche und des Schneids betonte, der demnach recht genau den Minderwert von Reserveformationen kennen muß, kommt, zweifellos im Banne des jetzigen Systems des Operierens mit Massen, in erster Linie zu dem überraschenden Ausspruche: „Sowohl das Wechselvolle und Rasche in der modernen Kriegführung, als das Bedürfnis, eine Zahlenüberlegenheit möglichst bald zur Geltung zu bringen, legt den Gedanken nahe, die Reserven der Infanterie derart mit den aktiven Truppen zu vermischen, daß zwischen beiden qualitativ und quantitativ kein Unterschied bestehe, daß der Name ‚Reservetruppen' ganz abzuschaffen sei."

Wenn C. v. B.-K. sagt: „Wir glauben, mit einem so gebildeten Feldheer würde man des Sieges sicher sein, wenn man dadurch eine erhebliche örtliche Ueberlegenheit an Zahl erzielt und sofort offensiv wird, gegenüber einem Feinde,

der seine Reservedivisionen absichtlich zurückhält oder noch nicht heran haben kann," so erkennen wir in diesem bei Beibehalt des jetzigen Systems zweifellos diskutierbaren Vorschlag einen durch das Massensystem hervorgerufenen Notbehelf. Daß ein solcher Vorschlag selbst von dem Psychologen C. v. B.-K. überhaupt gemacht wird, das ist für uns der Beweis, daß ein Verlegenheitsmoment im Hinblick auf die Zukunftskriegführung eingetreten ist.

Wir sind auf der äußersten Rüsthöhe angelangt. Die Völker und die Heere beobachten einander. In strategischen wie in taktischen Fragen stehen alle Armeen einem gewissen Unbekannten gegenüber, und in der Bewaffnungsfrage, die bezüglich ihrer Lösung ein gewichtiges Wort bei der Frage Krieg oder Frieden mitredet, befindet sich die Feldartillerie auf dem Höhepunkt ihrer Spannung. In taktischen Fragen herrscht bei der Kavallerie zurzeit weniger Unklarheit wie bei der Infanterie und Artillerie.

Dies sind Momente, die dem militärischen Beobachter einen baldigen Ausbruch eines Krieges, selbst bei starkem politischen Unwetter, nicht gerade als militärisch zeitgemäß erscheinen lassen.

Sollte die jetzige Zeit, da wir auf der von uns selbst geschaffenen oder von andern uns aufgedrungenen Höhe der Massen stehen, nicht dazu angethan sein, Einkehr zu halten und zu überlegen, ob es nicht besser sei, eine Elite an Stelle einer weichen Masse dem Feinde gegenüber zu stellen, nicht abzurüsten, aber schärfer innerhalb der Armee zu rüsten und hierdurch beizutragen, das Volk in der Rüstung zu entlasten, die Armee aber qualitativ zu stärken und vorm Feind handlicher und zuverlässiger zu gestalten?

Bei der Beantwortung dieser Frage darf von zwei Sätzen nicht Abstand genommen werden: von der allgemeinen Wehrpflicht und von der zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen. Im übrigen könnten die im nachstehenden skizzierten Gedanken wohl diskutierbar sein:

1. Nur ganz kräftige Leute zum Dienst mit der Waffe einzustellen, im Sinne eines Rundschreibens des preußischen Kriegsministeriums aus dem Jahre 1883, wonach es als nicht wünschenswert bezeichnet war, den Infanteristen um mehr als ein Drittel des eignen Körpergewichtes zu belasten. Das eigne Gewicht des deutschen Minimalsoldaten (154 Centimeter) beträgt 57,5 Kilogramm. Er hat 27 Kilogramm (Mindestgewicht des Gepäcks aller europäischen Großstaaten), also nahezu die Hälfte seines Eigengewichts zu tragen! Die Frage Erleichterung des Gepäcks oder größeres Eigengewicht durch Erhöhung des Minimalmaßes spitzt sich immer mehr zu. Da Fachautoritäten erstere als unausführbar erklären, so bleibt nur der letztere Ausweg übrig, der eine Verbesserung der physischen Kraft des Mannes auf Kosten der Quantität bedeutet.

2. Bei dem Verfahren ad 1 wären die minder Kräftigen, also im wahren Sinne des Worts nicht Felddienstfähigen, nur so weit, also während kurzer Zeit, auszubilden, daß sie in der Lage wären, beim Volkskrieg nützliche Dienste zu

leisten. Aus der Masse der Nichtfelddienstfähigen wären unter Berücksichtigung der Erwerbs- und häuslichen Verhältnisse diejenigen zum aktiven Dienststand und zur Verpflegung über den jährlich etwas wechselnden Etat heranzuziehen, die mit Berücksichtigung der Bedürfnisse im Krieg im Rechnungs-, Verpflegungswesen u. s. w. auszubilden sind. Ein andrer Teil würde auf die Dauer eines Jahres einzuziehen und in Garnison- und Arbeitercompagnien zusammenzustellen sein, der im Dienst als Burschen, Ordonnanzen, Arbeiter zur vollkommenen Entlastung der mit diesen Sachen überlasteten Truppenteile dienen würde.

3. Bei Durchführung von 1 und 2 erwächst sowohl der Armee wie der Arbeitskraft des Volkes zur Erhöhung des Nationalwohlstandes ein Nutzen. Die Mannschaften des aktiven Dienststandes können weit intensiver ausgebildet werden, und die Armeen, die vor den Feind geführt werden — die aktive Friedensarmee plus der in ihr ausgebildeten Reservisten —, sind durchgebildeter, zuverlässiger, beweglicher. Trotzdem könnte die Stärke der gesamten, in erster Linie vorm Feind verwendbaren Infanterie, der Hauptmasse, für die deutsche Armee gerade 1 Million Streiter betragen. Dies ist doch eine allmählich einzusetzende Zahl, die mit Wucht in die Wagschale geworfen werden kann. Dem in letzterer Zeit aufgetauchten Wunsch nach Aenderung des Stärkeverhältnisses zu Gunsten der Kavallerie wäre Rechnung getragen ohne eine Vermehrung der kostspieligeren Reiterwaffe.

4. Aus den Betrachtungen ad 3 ist eine Freiheit in der sofortigen Ausrückestärke der Infanterie zu ersehen. Von den in Masse bei der Mobilmachung zuströmenden Reservisten wären zur Ergänzung der aktiven Truppenteile nur diejenigen zu entnehmen, die als die kriegstauglichsten erscheinen. Sie bilden in ihren Jahrgängen über das Doppelte des aktiven Standes, und es bleibt mithin nach dem Ausrücken der Elite vor den Feind ein vorzügliches Material zurück, das, sofort in scharfe Ausbildung und Trainierung genommen, in kurzer Zeit ein völlig brauchbarer Ersatz zur Ausfüllung der nach dem Ausmarsch entstehenden Lücken bilden wird. Alle in letzterer Zeit in der Militärlitteratur ausgesprochenen Ansichten berechtigen die Aufstellung des Satzes: Truppen, auf die wir uns für den ausschlaggebenden Angriff verlassen können, werden nur Linientruppen sein, und zwar nur dann, wenn deren Charakter nicht durch allzu starke Abgabe von Offizieren und Unteroffizieren an Neuformationen gemindert wird. Je geringer diese Abgabe sein kann, desto geringer wird auch der innere Wert dieser Neuformationen. Man verwende also solche nicht in andrer Linie, sondern nur nach Bedarf zur Deckung der rückwärtigen Verbindung, überhaupt nur zu untergeordneten Zwecken. Eine innere Kräftigung sollen sie erfahren durch Zuteilung einzelner Batterien des Friedensstandes. Die numerische Stärke der Feldartillerie wird bereits von vielen Stellen als zu groß, bei aller Anerkennung der vorzüglichen Organisation, angesehen; es wird gesagt, daß 24 Batterien für ein Armeecorps von 24 bis 30 Bataillonen, dessen Gefechtsstärke bald auf 15000 bis 20000 Mann herabgesunken sein wird, zu viel seien. Eine

allzu starke Zuteilung von Artillerie hat den Nachteil, daß die Gefechtsfronten auf Kosten ihrer inneren Kraft zu sehr verlängert werden, und operativ wirkt sie hemmend durch die Verlängerung der Marschkolonnen. Es tritt daher nicht vereinzelt der Wunsch zu Tag, unter Beibehalt der jetzigen Artillerieformationen, auch unter Berücksichtigung der Schwierigkeit der jetzigen Ausbildung von Artillerieführern und Mannschaften, Reserve- und Landwehrbatterien in der Folge nicht mehr aufzustellen.

Faßt man die vorstehenden Betrachtungen in wenigen Worten zusammen, so kann man sich etwa dahin ausdrücken:

Die gespannten politischen Verhältnisse drängte alle Nationen zu einer höchsten Anspannung ihrer militärischen Kräfte, insbesondere in quantitativer Richtung hin. Die Konsequenzen werden allmählich weder für die Friedens- noch für die Kriegszeit als vorteilhaft erkannt. Es scheint die Zeit zu beginnen, da der vor zwei Decennien ausgesprochene Gedanke des Generals Freiherrn v. d. Goltz: „Läßt man den Blick in die Zukunft schweifen, so ahnt man selbst eine Zeit, wo die Millionenheere der Gegenwart ihre Rolle ausgespielt haben," als durchführbar erkannt wird — zur Schärfung des Schwertes und zur Erleichterung des Volkes, letzteres zwecks der Erhöhung der nationalen, materiellen Kraft und der Erleichterung eines mehr wie je gebotenen finanziellen Mobilmachungsplans.

Nur in dem Sinne der qualitativen Kräftigung der bewaffneten Macht auf Kosten ihres Massenumfangs könnte das Wort „Abrüstungsfrage" ausgesprochen werden. Wir hätten dabei Gelegenheit und Muße, auf Erhöhung der Disciplin[1]) hinzuwirken, und wir müßten es uns angelegen sein lassen, das Volk in der Pflege des kriegerischen Geistes zu erziehen, so — wie die Japaner jetzt in der Welt vorbildlich dastehen!

[1]) General v. Leszczynski sagte im Mai-Heft (1902) der „Deutschen Revue": „Die Disciplin der Armeen ist ja überhaupt die Grundlage der Regierung in den großen Staaten. Geht sie zu Grunde, oder ist sie nur zersetzt, so helfen Brüsseler und Genfer Konventionen nichts. Die Humanitätsbestrebungen, so achtbar und edel sie sind, werden den Lauf der Dinge nicht ändern."



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Beirut, 9. 11. 69.

Wenn Du unsern Weg auf der Karte verfolgst, wirst Du Dich wundern, daß wir erst in Jaffa und dann hier landeten, um auf der Fahrt nach Aegypten denselben Weg noch einmal zu machen. Das ist aber nur geschehen, weil die Transportmittel nach Jerusalem für zwei solche Züge, wie den des Kaisers und unsern, nicht ausreichen; auch würde unser Herr nach seiner Ansicht auf den zweiten Platz gedrückt worden sein.

Gestern habe ich noch meinen Bericht über die Zukunft des in Jerusalem acquirierten Bauplatzes gemacht; ich schließe mit der Hoffnung, daß der Kultusminister mit dem Bau bald Ernst machen möge. Vielleicht auch könne der Johanniterorden zur Beteiligung aufgefordert werden; vielleicht sei es überhaupt am Platze, diesen Orden mit seiner Thätigkeit wieder dem Orient zuzuführen, wo er entstanden sei, indem man ihm die Aufgabe stellte, die protestantischen Gemeinden hier zu schützen und zu fördern. Es widersteht zwar der Natur des Protestantismus, sich unter solches Patronat zu beugen, aber hier fühlt er sich hilflos, ist vereinzelt, in allen seinen Instituten von den momentanen Vorständen abhängig, mal kräftig, mal elend situiert. Jetzt leitet Kaiserswerth den Protestantismus im Orient, und so hoch man diesen Quasi-Orden schätzen muß, so fehlt doch jede Freiheit der Anschauung, und er verträgt wohl eine Beeinflussung durch die Johanniter. Diese aber würden mit größeren Aufgaben nur wachsen, wie wir es schon 1866 sahen, und die Leitung würde immer besser werden.

Wir haben heut hier wieder drei Anstalten besucht, Schule und Pensionat und Hospital; alle drei von Diakonissinnen geleitet und in vorzüglicher Verfassung. Demnächst sahen wir eine englische und eine französische Anstalt, auch lobenswert, wenngleich der edeln Einfachheit der unsrigen entbehrend.

Hier werden circa 2000 arabische und türkische Kinder unausgesetzt und unentgeltlich unterrichtet. Mit 14 Jahren kehren sie in die Heimat zurück. Es ist nicht denkbar, daß Christentum und Kultur dabei nicht gewinnen sollten.

Beirut ist außerordentlich schön; 80000 Einwohner, blühender Handel, lauter neue, von Gärten umgebene Häuser. Die Stadt erhebt sich auf sanfter Höhe und wird rückwärts von dem hochaufsteigenden Libanon geschlossen. Wir

wohnen sehr schön im Hause des Gouverneurs und fühlen uns als Gäste des Sultans ganz wohl, nachdem die letzte Tour aus eigner Tasche netto 7000 Thaler gekostet hat."

*

Damaskus, 12. 11. 69.

„Gestern und vorgestern haben wir eine sehr interessante Tour durch den Libanon gemacht und dabei ein gutes Stück wirklich orientalischer Kultur gesehen. Ueberall prachtvolles Grün, freilich auch überall Wasser, denn die in Wolken gehüllten Spitzen des Libanon spenden unausgesetzt Feuchtigkeit zur Speisung der Quellen. Die Landschaft ist sehr großartig, um so mehr, als man gleichzeitig die gewaltigen Gebirgsformationen und das Meer mit dem Blick umspannt; die Wege führen so steil auf die Höhe und wieder hinunter, und abermals hinauf und hinab, daß man sie nur mit so vorzüglichen Pferden und gar noch in starker Gangart durchreiten kann.

Wir wohnten bei dem Gouverneur des Libanon, Franco Pascha, dessen Residenz, zur Bändigung der häufig revoltierenden Einwohner, eine Festung ist. Sie thront auf der Höhe wie die Rheinburgen, entstammt auch vielleicht noch der Kreuzfahrerzeit. Im ersten Hof lag Infanterie, in den Souterrains 800 Pferde, Gräben umgeben das Ganze. Als Elitetruppe unterhält der Pascha eine Art Fremdenlegion mit nur polnischen Offizieren, unter denen aber kein Preuße; ein französischer Instrukteur leistete augenscheinlich sehr Anerkennenswertes.

Auf den Höfen sind Springbrunnen und grüne Bäume, aus den Fenstern unsrer Wohnungen prächtige Aussichten; eine große Menge Volks ist herbeigeströmt, und abends sind die Berge von flammenden Holzstößen beleuchtet, und die Burg selbst erglänzt in Lichterpracht. In den Dörfern waren Häuser und Straßen geschmückt, und der Prinz wurde mit Zurufen empfangen. Weiber bespritzten ihn mit Rosenwasser und verbrannten wohlriechende Hölzer; das Ganze etwas theatralisch, aber nicht unwirksam.

Am Abend des 11. waren wir um acht per Wagen in Damaskus, der bedeutendsten Stadt und dem Zentralpunkt für allen Handel bis nach Persien, sehr schön am Fuße des Antilibanon gelegen und reich mit Wasser versehen. Der Kronprinz bewohnt ein ganzes Haus, die Höfe frisch und prächtig, die Räume hoch und luftig, mit kostbaren Diwans geschmückt; in jedem Saal ein Wasserspiel. Alles ist für die Faulheit eingerichtet, die Arbeit muß sehn, wo sie sich niederlassen kann."

Den 13. 11. schrieb der Kronprinz:

„Gestern blieb ich in Damaskus, der Perle des Orients; heut besichtigte ich auf einem Gewaltmarsch die mächtigen Ruinen von Baalbek. Auf einem Ruhepunkt war eine Eskadron Kamelreiterei aufgestellt, 80 Kamele und 150 Mann, Infanteristen, von denen je zwei auf einem Tier sitzen, sie marschieren in Schritt und Trab, feuern von oben herunter ganz regelmäßig; der hintere Mann ladet für den vorderen. Die Kamele werden nur mit der Stimme und

der Halfter gelenkt und erscheinen als ein sehr widerstrebendes Element. Die Hauptsache ist, daß sie bequem zwölf Meilen hintereinander laufen."

*

An Bord, zwischen Beirut und Port Said, 15. 11. 69.

„Wir haben drei furchtbar strapaziöse Tage hinter uns; zum Schluß benahm sich noch das Meer sehr unmanierlich, als wir uns einschifften, und die Brandung schleuderte uns wiederholt zurück, bis es den Kräften der Matrosen gelang, uns hinauszubringen. Aber auch die Besteigung des Schiffes lief nicht ohne Schwierigkeiten ab. Unsern Leuten ging es noch schlechter, und Witte erklärte mir, es sei ein Wunder, daß er noch lebe. Es ist übrigens das letzte Mal, daß wir auf offener Reede an Bord gehen, fortan verkehren wir nur in wirklichen Häfen."

*

Ismaila, 18. 11. 69.

„In der Masse von Menschen, die sich hier versammelt hat, verschwindet alles Einzelne, selbst unser Herr fängt an, keine unbedingte Spitze mehr zu bilden. Ich verweise Dich also auf die Zeitungsberichte und hebe nur einzelnes hervor, was ich als Persönliches erachte.

Wir lagen in der Nacht vom 15. zum 16. vor Port Said, am andern Morgen fuhren wir unter dem Schalle der Kanonen zwischen hochbeflaggten, mit Matrosen bis in die Toppen besetzten Schiffen hindurch und gewannen mit großer Mühe unsern Platz. Dann begannen die Visiten; ich nenne unter den Markantesten: Abd el Kader, den früheren langjährigen Feind der Franzosen in Algier. Ein brillanter Kopf, voller Energie, das Beduinenkleid bedeckt mit Ordenssternen aller Potentaten.

Dann kam der Vizekönig, ein kleiner dicker Mann mit pfiffigem Banquiergesicht, wie aus der Burgstraße.

Herr v. Lesseps, ein runder kluger Kopf mit weißem Haar und französischem Selbstbewußtsein.

Unsre Visiten begannen bei der Kaiserin Eugenie. Ich war doch überrascht von ihrer Erscheinung. Sie ist groß und schlank, schön gebaut, aber das Gesicht sehr viel älter, als ich dachte. Dafür hatte die Kunst alles gethan, um das Alter zu verwischen. Es war mir interessant, zu sehen, wie der Teint rot und weiß unter Zuziehung von etwas hellem Grün angestrichen war, während die Augen schwarz über- und untermalt waren. Höchst geschmackvolle Toilette und überraschende Leichtigkeit und Sicherheit der Konversation. Bei allen späteren Gelegenheiten erschien sie mit kleinem Hut und kurzem schwarzem Schleier, unter dem dann die Farbenkunst verschwand und ein jugendfrisches Gesicht im Zauber der Klugheit und Liebenswürdigkeit durchleuchtete.

Weit weniger erfreulich wie diese Parvenüfürstin trat uns gleich darauf die Prinzessin Heinrich der Niederlande mit ihrem erlauchten Gatten entgegen.

Nachmittags drei Uhr war die kirchliche Eröffnungsfeier, bei der ein moham-

medanischer Altar neben einem katholischen aufgestellt war, und wo erst ganz kurze arabische Gebete und dann eine lange, hochdramatische französische Rede vorgetragen wurde. Es ist dies ganz bezeichnend für die hiesigen gekünstelten Verhältnisse; aber es ist doch zu sagen, daß die hohen ägyptischen Beamten einen weit gebildeteren Eindruck machen als die türkischen Kollegen, man steht hier unter allen Umständen ein paar Stufen höher als in Konstantinopel.

Die Feier war entsetzlich langstielig und heiß, der Abend aber sehr schön. Klarer Himmel, heller Mondschein, rings umher Illumination, Leben, Heiterkeit und Musik. Auf unserm Schiff wurde getanzt.

Gestern am 17. begann die Befahrung des neuen Kanals; wir mußten die Hertha verlassen und uns auf der kleinen Grille einpferchen, aber es ging. Kahle Sanddämme auf beiden Seiten, hier und da ein Blick in die Wüste, öde und gelb, in sanften, anscheinend vom Winde bewegten Wellen; gelegentlich kleine Salzpflanzen eine Art Grün verbreitend, das Wasser dick weiß von Millionen von Vögeln.

Mit Dunkelwerden waren wir in Ismaila. Hier war das originellste orientalische Lager errichtet: 20000 Araber in illuminierten Zelten, bei Musik, Tanz, Gesang und Märchenerzählen; Derwische. Der Kronprinz war empfindlich, in den neugetauften Straßen neben der „Rue de l'Impératrice“ und „François Joseph“ keine „Rue de Hohenzollern“ zu finden.

Am 19. war voller Ruhetag, d. h. es wurde nicht gereist; von offiziellen Feierlichkeiten gab es mittags eine Spazierfahrt in die Wüste in schönen Pariser Equipagen mit dito Livreen, Pferden und Kutschern. Daneben gaben mehrere Hundert Araber zu Pferde und auf Dromedaren das Schauspiel einer Fantasia und machten fürchterlichen Staub.

Abends um 11 fing der Ball beim Vizekönig an. Der Palast ist in sechs Monaten aufgebaut; der Garten, durch den ein Süßwasserkanal geleitet ist, enthält die schönsten Palmen und Orangen. Es war ein wahres Völkerfest; ich traf Hübner, Eck und Etzel mit Sohn; um eins ging es zum Souper. Ich saß neben Prokesch-Osten, dem langjährigen Gesandten Oesterreichs in Konstantinopel. Er kennt den Orient seit 49 Jahren und konnte mir sehr viel Interessantes erzählen. Ich selbst habe noch zu wenig gesehen, um kontrollieren zu können, und behalte mir mein Urteil vor.

Es hat sich plötzlich herausgestellt, daß der Kanal noch nicht tief genug ist, man braucht 24 und hat höchstens 15 Fuß Wasser, und die Eröffnung entsprang nur dem Bedürfnis nach neuem Kredit. Zudem kommt, daß die zu vertiefende Stelle nicht Sand-, sondern Felsboden hat, was die Arbeit ungeheuer erschwert. Wir haben ein ganz kleines Boot und wollen morgen mit der Flut die Durchfahrt versuchen, um Suez zu Mittag zu erreichen, von dort nach Kairo und auf den Nil zu gehen. Ein Korrespondent der Vossischen Zeitung begleitet uns, auf dessen Bericht ich Dich verweise.“

*

Auf dem Nil, 22. 11. 69.

„Einen Blick warfen wir in das Rote Meer, sahen den belebten Hafen von Suez und fuhren nach Kairo. Je näher man der Nilniederung kommt, desto mehr tritt man aus der Wüste in die üppigste Kultur; Baumwolle, Zuckerrohr und Mais, fleißige Menschen und schaffendes Vieh. Der Abend bot das heimische Bild der mit ihren Tieren heimkehrenden Landleute, nur fehlen bei uns die Kamele dabei.

In Kairo war es Nacht, der Vizekönig empfing den Herrn, wundervolle Equipagen nahmen uns auf, ein Cortège von Offizieren setzte sich dahinter, und fort ging es durch ein Spalier von schönen Truppen, die das Preußenlied spielten, durch Ehrenbogen, die öffentlichen Gebäude brillant erleuchtet, nach dem Nil, wo drei Dampfboote für uns bereit lagen; das erste für den Prinzen und wenige Begleiter, zu denen auch ich gehöre, das zweite für die andern Begleiter, das dritte für Dienerschaft und Proviant.

Wir fanden zunächst ein großes Diner, schliefen und fuhren früh am Morgen ab. Als ich um sieben auf Deck kam, lag die ganze Reihe von Pyramiden vor mir; es ist kühl geworden, und so klar die Sonne scheint, fühlt sich die Haut von der Kälte unangenehm berührt. Die Ruhe der Fahrt thut wohl nach der Hetze der letzten Zeit; wir gleiten unaufhaltsam den mächtigen Strom hinauf und sehen behaglich das Neue, das sich uns bietet. Dazwischen eine Partie Whist mit dem Kronprinzen, Schweinitz und Etzel. Ganz heimisch.

*

23. 11. 69.

„Heut, 20 Tage voraus, fange ich Deinen Geburtstagsbrief an, damit Du sicher einen direkten Wunsch erhältst. Welcher das ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du bist so sehr eins mit mir, daß das Leben Dir nichts bieten kann, was nicht mir gehörte. So möge uns der Himmel noch lange im gegenseitigen Besitz erhalten und uns in unsern Kindern segnen. Also Glück auf!"

*

Kairo, 5. 12. 69.

„Ich fasse unsre Nilfahrt kurz zusammen; wollte ich über alles Einzelne berichten, so müßte ich Bücher schreiben, denn was unsre Archäologen, Lepsius und Dümichen, uns täglich an Felsengräbern und Tempeln vorführen und aus den Hieroglyphen vorlesen, das geht ins Wunderbare.

Es war auch zum Teil ziemlich anstrengend, lange Ritte auf Kamel oder Esel durch Hitze und Wüstensand, gelegentlich auch bei Theben böse Klettereien; auch gab es Zwischenfälle, als unser Remorqueur mit allem Küchenapparat sich in den Katarakten festfuhr, aber interessant war es doch, in Vergangenheit und Gegenwart, in Natur und Kunst, und als wir oberhalb Philae den Wendekreis passierten, da waren wir wirklich in den Tropen.

Dann wurde Kehrt gemacht und sanft thalwärts geschwommen. Ich hatte viel zu schreiben; einen Bericht an Bismarck über die auswärtigen Beamten, die wir getroffen hatten; ein Promemoria über den Kirchenbau in Jerusalem. Dazu

las ich im Herodot, der mir in der Art seiner Darstellung und Beobachtung unendlichen Spaß machte.

Eine Unterredung mit Ratif Pascha, dem Général en Chef, will ich noch erwähnen. Er sprach von der Armee, die 20000 Mann stark sei, aber jederzeit auf 100000 gebracht werden könne, alles Material sei vorhanden. Man rechne darauf, unser Kronprinz werde Europa in kriegerische Politik verwickeln. Dann sei der Augenblick für Aegypten da, sich von der Türkei los zu machen.

Ob die Rechnung wohl stimmen wird? Die französische Bevormundung wird aber wohl bald aufhören müssen."

*

Kairo, 6. 12. 69.

„Meine Reiseberichte sind über Cannes durch die Hand der Kronprinzessin gegangen; heut kam ein anerkennendes Wort des Königs über sie.

Bei unserm Ausflug nach Sakkara entschloß sich der Kronprinz, meinem Beispiel zu folgen, und forderte einen Esel anstatt des niederträchtigen Kamels; es war spaßhaft, wie jetzt plötzlich die ganze Gesellschaft auf den Esel stieg. Der einzige von uns allen, der ein guter und passionierter Kamelreiter geworden, ist der Prinz von Hessen.

Wir lernten hier den Vorstand aller ägyptischen Altertümer kennen, Herrn Mariette, den bekannten Franzosen; als er mit seinen Schätzen geendigt, führte er uns in ein kleines, mitten in der Wüste gelegenes Haus und gab uns eine Kollation von Rheinwein, Champagner, Kaviar u. s. w. Schon Herodot nennt Aegypten das Land der Gegensätze.

Das Palais in Kairo hat sehr schöne Räume, sticht aber gegen unsre Behausung in Konstantinopel sowohl in Pracht wie in Bequemlichkeit und Reinlichkeit sehr ab.

Der Vizekönig ist durchaus Kaufmann; er verschwendet unglaubliches Geld zu ostensibeln Zwecken, sonst aber hält er es zusammen und ist direkt knauserig in den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen. So werden wir z. B. in Beleuchtung außerordentlich knapp gehalten. Alle seine kleinen Geschenke sind Kapitalsanlagen; mir fällt, so oft ich ihn sehe, Strousberg ein, er ist genau dasselbe Genre von Mensch, und niemand weiß, wie er enden wird.

Bei unserm Gegenbesuch fanden wir sein Palais sehr unschön und von dem intensiven Luxus des Sultans keine Spur, die Möbel in Ueberzügen, die Tapeten verbraucht, nur kolossale Prunkspiegel zeigten Reichtum. Bei seinen Söhnen ist es noch schäbiger."

*

An Bord der Elisabeth, 9. 12. 69.

„Es ist hohe See, und alles hat sich zurückgezogen; nur der Kronprinz promeniert auf Deck, wobei ich ihm bei dem starken Schwanken des Schiffes mit meinem lahmen Bein nicht folgen kann. Schreiben geht noch eher, ich hole also nach.

Die Tage in Kairo waren voll angefüllt mit Visiten, Besichtigungen,

Diner und Theater, was Du Dir alles denken kannst. Ein sehr schönes Fest aber war die Grundsteinlegung der protestantischen Kirche am letzten Sonntag.

Der Vizekönig hat bei der Verteilung der Grundstücke, die sich aus dem neuen Bebauungsplane ergaben, ein solches an die protestantische Gemeinde geschenkt. Wir fuhren in Uniform, im großen, rot- und goldstrotzenden Galawagen hin. Es fand Gottesdienst statt unter einem Zelt, und es war mir wieder eine Wohlthat zu sehen, wie Preußens Könige als ausschließliche Schutz- und Schirmherren des Protestantismus im Auslande angesehen werden. Ganz eigentümlich trat mir dies gestern in Alexandrien entgegen, wo sogar die französischen Protestanten sich in diesem Sinne äußerten.

Der Eindruck der Feier wurde noch wesentlich gehoben durch die Mitteilung des Kronprinzen, daß der König telegraphisch 20000 Francs zu diesem Bau schenkte.

Abends brachten die Deutschen Kairos dem Prinzen einen Fackelzug. Das deutsche Lied erklang dabei in aller Fülle und that dem Herzen wohl. Der Prinz war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, bezaubernd; er sprach mit jedem einzelnen, und wie ich gestern von Aegyptern gehört, hat Kairo noch kein so schönes Fest gesehen und noch keinem so schönen Prinzen gehuldigt. Man ist so voll von der Gegenwart des Herrn gewesen, daß die andern Nationalitäten sich geärgert haben, und das ist immer ein gutes Zeichen.

Am Dienstag passierte während des Frühstücks das Unglaubliche: es regnete, und wir mußten warten, die projektierte Promenade zu beginnen. Als wir noch so standen, kam der Dragoman und meldete, der Schatzmeister würde gleich erscheinen, um die Geschenke des Vizekönigs zu überbringen. Da nun Tags zuvor an Eulenburg die Frage ergangen war, was wir wohl haben wollten, dieser aber geantwortet hatte, er könne nur sagen, zwei von uns seien verheiratet und die beiden andern rauchten, so war ich in Deinem Interesse natürlich sehr neugierig. Doch die Täuschung kam. Der Prinz bekam einen silbernen Tisch mit Türkisen, Eierbecher und verschiedene antike Gemmen und zwei Armbänder, alles schön und originell, aber der Herr war unzufrieden, denn er hatte durchaus etwas für die Kronprinzessin erwartet.

Der Prinz von Hessen bekam ein paar prächtige Tschibuks und Eulenburg ein tadellos schönes Perlenkollier, mit der Bemerkung, er hätte es schon im Sommer in Berlin erhalten sollen. Wir andern kriegten nichts und machten dazu möglichst unbefangene Gesichter.

Abends war Diner beim Vizekönig in dem schönen Palais von Gesireh mit den gesamten Großwürdenträgern des Reichs, im ganzen kluge Gesichter. Ich saß zwischen dem ältesten Sohn und dem Schwiegersohn des Vizekönigs. Ein üppiges Mahl mit schwächlicher Unterhaltung, dann Feuerwerk in dem prachtvollen Garten. Um elf großer Ball in einem andern Palais, und zwar in Uniform. Der Kronprinz zeigte sich der erstaunten Welt als Kürassier und sah pompös aus.

1200 Personen, schöne Toiletten, hübsche Erscheinungen. Aber auch eine Menge von Gesichtern, vor denen ich ungern Silberzeug gezeigt hätte.

Am 8. früh ging es per Extrazug nach Alexandrien, wo uns die Deutschen des Orts empfingen; es leben etwa 1000 Köpfe hier. Wir durchfuhren die Stadt, und dann nach Ramleh zu unserm Konsul Théremin, der ein schönes Fest in seinem Landhaus arrangiert hatte, mit den Spitzen der deutschen Gesellschaft; die andern kamen zu einem Fackelzug. Es wurde wieder gesungen, und dann trat der Herr unter sie und richtete ein paar Worte an sie über das deutsche Vaterland. Ein donnerndes Hoch antwortete.

Die Lebhaftigkeit des Verkehrs und die Größe des Handels von Alexandrien sieht und fühlt man nirgends so sehr, als am Hafen, wo mindestens 1000 Schiffe lagen, beschäftigt, Ladung einzunehmen oder zu löschen. Das Pikante dabei ist die Verbindung des Orients mit dem Occident, die überall in bunter Mischung hervortritt, aber nirgends so schön als in den Gartenanlagen. Hier hat europäische Kultur die Produktionskraft des Klimas gesteigert, und die Ueppigkeit ist zu voller, abgerundeter Schönheit gestaltet.

Um neun Uhr abends gingen wir an Bord, um andern Tags in aller Frühe abzufahren; nunmehr liegt der Orient schon weit hinter uns.

Gerade in den Tagen unsers Aufenthalts in Kairo traf der türkische Gesandte ein mit einem Ultimatum, das, von allem andern absehend, dem Vizekönig verbietet, ohne Erlaubnis des Sultans Anleihen zu machen. Der Vizekönig unterließ die vorgeschriebene Veröffentlichung dieses Fermans, um schriftlich zu protestieren, der türkische Gesandte erklärte aber, diese Protestation nicht annehmen zu können, und wurde vom englischen Gesandten unterstützt. So lag die Sache, als wir abreisten.

Kreta ist in Sicht, wir nähern uns immer mehr der Heimat, ich muß noch den offiziellen Bericht über unsern ägyptischen Aufenthalt machen und außerdem einen Rapport allerhöchsten Orts abstatten über alles, was wir von der Marine gesehen haben. Es waren fünf Schiffe unter dem Befehl des Kronprinzen, und da ist vieles aufgefallen, was zwar manchen ärgern wird, aber deshalb nicht verschwiegen werden darf."

*

An Bord, 13. 12. 69.

„Ich begrüße Dich an Deinem Feste; Du weißt, daß ich den ganzen Tag bei Dir war, ich habe Dir auch im Vorbeifahren von Messina aus einen telegraphischen Gruß gesandt. Eigentlich wollte ich Dir von Neapel aus die Landung melden, aber der Himmel hat es anders gemeint.

Wir hatten bei sehr gutem Wetter uns der Küste von Kalabrien und Sizilien genähert und lagen gestern bereits vor der Straße von Messina, als der Wind sich in einen heftigen, mit schwerem Regen durchsetzten Sirocco verwandelte, der uns in dichten Schleier hüllte. Unter diesen Umständen erklärte der Kapitän nicht weiter fahren zu können, sondern die hohe See aufsuchen zu müssen. So geschah es denn, wir lavierten bis heut früh in furchtbarem Wetter,

und fast alles wurde seekrank; ich habe mich gehalten, aber ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir wohl war. Selbst der Kronprinz, der sich sonst seefest erwies, versagte beim Mittagessen. Das Schlimmste war die furchtbare Luft in den Kajüten, wo alles fest geschlossen und dunkel war, aber ich konnte bei der Bewegung mich nicht an Deck halten. Heut früh sah es nicht besser aus, und man machte sich schon darauf gefaßt, noch weitere 24 Stunden so herumzuliegen, da klärte es sich gegen neun auf, und wir durchfuhren bei herrlichem Wetter die landschaftlich so reiche Straße von Messina."

*

Neapel, 15. 12. 69.

„Als wir uns der Küste näherten, war der Himmel so gütig, sich aufzuklären und uns das wundervolle Panorama des Golfes mit den Inseln, der Stadt und dem Vesuv im vollsten Sonnenlicht zu zeigen, und stolz fuhren wir in den Hafen ein. Zunächst empfingen uns Briefe, dann Prinzen.

Ich muß von dem italienischen Kronprinzen sagen, daß er sich seit seiner Verheiratung ganz außerordentlich vorteilhaft entwickelt hat. Er ist männlicher geworden, erscheint zufrieden und ist lebendig und von zuvorkommender Höflichkeit.

Wir besahen das Palais; alles stammt aus der bourbonischen Zeit, aber man ist so vernünftig gewesen, keinerlei Erinnerungen oder Inschriften zu verwischen, und so lebt man ganz in der vergangenen Zeit, die übrigens eine miserable war. Der Aufenthalt des Kronprinzen und der schönen Kronprinzessin soll für den Uebergang sehr vorteilhaft wirken.

Das Museum sahen wir äußerst flüchtig, dann fuhren wir auf die Promenade, die sich längs des Meeresstrandes hinzieht; viel Welt im Wagen und zu Pferde, alles in höchster Eleganz. Dieser Korso ist, glaube ich, der schönste der Welt; hier ist die Pracht der Natur mit den feinsten Blüten menschlicher Kultur verbunden. Wir fuhren lange hin und her und dann an Bord, um Toilette zu machen und zum Kronprinzen zu Diner zu gehen. Die Kronprinzessin erschien zum erstenmal in der Welt und sah in blauem Kleide matt und angegriffen aus.

Ich saß zwischen der Herzogin von Aosta und dem General Cuggia; die erstere, eine wohlwollende Dame, fragte mich unter anderm, welche Sprache wir in Preußen sprächen, der General, der der Matador am kronprinzlichen Hofe ist, sprach mir viel Politik, aber ich glaubte ihm nicht alles. Nach Tisch erzählte mir der Kronprinz von Italien in auffallend langer Unterhaltung, daß sie im Begriff wären, ein außerordentlich leichtes und doch weittragendes Geschütz einzuführen. Er sprach sehr wohl informiert."

*

Florenz, 18. 12. 69.

„Am 15. früh führte uns der Kronprinz von Italien zunächst nach Pompeji. Obgleich diese Stadt alles Schmuckes beraubt ist, der aus praktischen Rücksichten in das Museum von Neapel wanderte, empfängt man hier doch einen weit lebendigeren Eindruck der Vergangenheit wie in den ägyptischen Ausgrabungen;

leider trieb unser Herr, der keine Ruhe mehr hat zum Sehen, auch Pompeji schon kennt, fortwährend zur Eile, und der einzige Ruhepunkt war ein vorzügliches Frühstück, das uns in einer schön erhaltenen antiken Halle serviert wurde.

Dann stiegen wir in Wagen, um längs der Küste nach Sorrent zu fahren. Der Vesuv, der Golf, die gebirgige und doch reich angebaute Gegend, die Orangenhaine, dies alles war von einem Zauber heitrer Schönheit übergossen, daß man glaubte, nie Herrlicheres gesehen zu haben. Das Amüsante dabei war, daß weder der Kronprinz Umberto, noch einer seiner Herren diesen Weg jemals gemacht hatte, trotzdem er alle Jahre längere Zeit in Neapel wohnt. Wir bestiegen ein Dampfboot und kamen in Neapel bei Sonnenuntergang gerade recht zum Diner an. Die Nacht fuhren wir nach Rom.

Mit dem anbrechenden Tage sahen wir die weiten Flächen der Campagna vor uns; die Kuppel von St. Peter ragte hoch über die Wolken hervor, die immer wieder auftauchenden Bögen der langen Aquädukte und viele Ruinen machten die Neugierde immer reger. Aber die wahrhaft antediluvianische Wirtschaft auf dem Bahnhof, bis man allen Umständlichkeiten der römischen Paß- und Zollbehörde genügt hat, stimmen gleich gehörig herunter.

Wir frühstückten auf der Gesandtschaft und sahen dann in einer achtstündigen Rundfahrt das Merkwürdigste und Imposanteste der Stadt. Natürlich nur im Fluge, aber man hat doch den Vorteil, all diese Punkte, die man von jeher aus Bildern und aus Lektüre genau kennt, besser gruppieren zu können. Schließlich dinierten wir beim Gesandten v. Arnim, der uns in Coblenz gegenüber wohnte. Mit ihm hatte ich eine lange Unterredung über das Konzil. Es ist sehr schwer, das Ende oder Resultat vorauszusehen; der Accent der Opposition liegt in den deutschen Bischöfen, geführt von dem Mainzer Kettler; nur vier bayrische und ein preußischer Bischof (Paderborn) sind dem päpstlichen Einfluß unterworfen. Frankreichs Bischöfe werden durch die Kaiserin, die spanischen, österreichischen und italienischen aber durch ihre antiklerikalen Regierungen in das päpstliche Lager geführt und stimmen für alles, was die Jesuiten wollen.

Arnim ist durch seinen sechsjährigen Aufenthalt in Rom selbst päpstlich geworden und stellt meiner Ansicht nach die dortige Macht in ihrer geistigen Bedeutung viel zu hoch. Möglich aber auch, daß ich diese bei dem versumpften Wesen, das hier überall zu Tage tritt, zu gering einschätze."

*

Florenz, 19. 12. 69.

„Wir haben also vorgestern früh 8 Uhr hier unsern stillen Einzug gefeiert; stille im Vergleich mit dem vorigen Jahr, sonst war alles Offizielle da. Dann Visite beim König, der noch zu angegriffen ist von seiner Krankheit, um zu empfangen; dann Galerien, um die Vergangenheit aufzufrischen, und endlich ein sehr nettes Diner in einer Restauration mit hier anwesenden Preußen. Der Prinz aß nämlich bei der Großfürstin Marie, die die Königin von Württemberg, ihre Schwester, bei sich zu Besuch hatte.

Gestern Kirchen, Galerien, Visiten. Abschied vom Kronprinzen, der nach Cannes reist und zu Neujahr in Berlin sein will. Dann aßen wir bei Brassier.

Morgen früh um 10 fahre ich nach Verona, am 20. wir gemeinsam von dort nach Berlin, wo wir am 22. nachmittags auf dem Anhalter Bahnhof ankommen.

Also auf frohes Wiedersehen, und Gruß und Kuß für Euch alle."

* * *

Mit dem neuen Jahr trat ich in meinen alten Wirkungskreis zurück.

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 1. 70.

„Man hat mir mit großer Liebe alle diejenigen Sachen aufbewahrt, die von einiger Tragweite sind, und wenn ich mühevoll mein Tagewerk vollbracht habe, so findet mich der Abend vor neuer Arbeit.

Bismarck hat die Geschäfte wieder übernommen; er sieht zwar äußerlich ganz frisch aus, aber die Nachrichten über seine Gesundheit lauten nicht günstig."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 16. 1. 70.

„Ich fange an, allmählich in das alte Geleise zu kommen, die Arbeiten sind abgethan, und ich bin im laufenden orientiert. Freilich giebt mir der Kronprinz manchmal Aufträge, die mich dann die Nacht kosten, aber ich bin ihm für die Reise so vielen Dank schuldig, daß ich mich freue, wenn ich Gelegenheit finde, ihn zu erweisen. Im übrigen sehe ich den Herrn nur wenig und nie allein, aber die Welt lebt in dem Wahn, ich stehe in ununterbrochenem und intimstem Verkehr mit ihm. Daß die orientalische Reise einen schlechten Einfluß gehabt haben soll, bin ich erstaunt, von Dir zu hören; ich habe den Herrn immer denselben gefunden. Eine Reise nach Nordamerika lockt ihn gar nicht; als ich sie neulich für das nächste Jahr anregte, glitschte der Vorschlag einfach an ihm ab.

Freytags Buch über Mathy lese ich mit großem Vergnügen. Da Du Mathy selbst gekannt hast, wirst Du manchmal Poesie statt Wahrheit finden. Das stört mir aber den Genuß nicht, denn ich lerne viel bei diesem Studium."

An Gustav Freytag.

Berlin, 11. 2. 70.

„Gestern auf dem Ball beim König habe ich Friedberg zum ersten Mal eingehend zu sprechen versucht; als ich ihn hörte, war es mir aber, als liefe mir kaltes Wasser über den Rücken. Er sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er macht allgemeine politische Redensarten, wo ich klare Vorbereitung fordere, um das Fundament zu bauen, das die Zukunft unsers Staates sicher stellt; er bildet sich ein, den Herrn lehr-

reich zu behandeln, erzählt mir vor, was er ihm alles sagt u. s. w., während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will.

Denn der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Herrn nur dadurch angenehm, daß diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt. Friedberg begnügt sich mit schönen Worten, denn er besitzt keine Kräfte, sie auszuführen.

Sie sehen, daß an mir die Sache nicht liegt; ich kann ebenso wenig wie Normann die Menschen, die vielleicht berufen sind, Minister zu werden, auffordern, so vorzubauen, wie es wohl wünschenswert ist. Das verbietet unsre Stellung. Es ist also an Ihnen, zum Wohle des Vaterlandes hierher zu kommen und selbst in Aktion zu treten. Roggenbach ist ja auch hier."

An G. Freytag.

Berlin, 5. 4. 70.

„Unser Freund Normann ist etwas aufgeregt, weil er nicht ganz klar ist, was Bismarck eigentlich will, und weil man im Frühjahr immer einige Bewegungslust bei ihm wittert. Die größte Sorge ist dort, daß Bismarck die Kaiserfrage selbständig löst, was man gern selbst besorgen möchte. Mir ist bei der ganzen Sache nur eins merkwürdig, nämlich daß Bismarck, der doch sonst die Größen, mit denen er rechnet, richtig einschätzt, die Fürsten als lebendige Kräfte hierfür mit in Anschlag bringt. Das können sie in diesem Fall nicht sein, und so wenig wie das Altpreußentum selbst werden sich die Südstaaten dazu bringen lassen, um den Kaiser zu bitten, wenn sie nicht durch äußeren Anstoß dazu gezwungen werden.

Bismarck verfolgt unausgesetzt sein großes Ziel, die Einigung Deutschlands, und möchte sie ohne Krieg gewinnen. Er muß vorwärts auf diesem Wege, ist also unruhig, sucht und muß sich am Ende doch wieder mit den Liberalen vereinigen. So ist unsre politische Lage, und von da aus wird der Erfolg unsrer Gesetzesvorlagen, Todesstrafe u. s. w. zu beurteilen sein. Unsre große Gefahr ist das Militärbudget pro 72, und manche Fragen drängen zur Entscheidung, ehe es in jener Sache zu einem Konflikt oder Bruch kommt.

Und doch, vergleiche ich unsre Verhältnisse mit denen in Oesterreich oder Frankreich, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir zu einer großen Machtentwicklung berufen sind. Das Haus Hohenzollern ist der Repräsentant einer göttlichen Ordnung in Europa, und wir wollen hoffen, daß der junge Herr den Stolz und den Willen für solchen Beruf hat."

An G. Freytag.

Berlin, 28. 5. 70.

„Was haben Sie denn zu unsern Reichstagsverhandlungen gesagt, ich war ganz überrascht von dem Schlußverlauf. Ich habe in meinem vielfachen Verkehr noch nie einen Menschen gefunden, der sich für die Abschaffung der Todesstrafe interessiert hätte, wohl aber das Gegenteil. Dann war mir neu, wie das

Ministerium dem Drängen der Kammern auf diesem Gebiet nachgab. Hätte nicht Roon mit seinem ursprünglichen und kräftigen Verstande an der Todesstrafe festgehalten, so würde auch der König nachgegeben haben. Der alte Herr war bereits ganz weich, aber Roon half ihm wieder auf das Roß des Monarchen.

Unser Kronprinz hat bei dieser Angelegenheit sehr wacker gekämpft, und ich habe ihm infolgedessen den Wunsch ausgedrückt, er möge sich überhaupt dem König mehr nähern, damit er den alternden Herrn unterstütze, es sei eine Pflicht des Patriotismus und der eignen Erhaltung. Es ist ja auch möglich, daß ich Wasser aus dem Felsen schlagen kann.

Der Kronprinz hat mir vor einigen Tagen einen Abdruck seines Tagebuches von unsrer letzten Reise geschickt. Er hat meiner darin mehrfach sehr vorteilhaft gedacht, aber auch sonst ist das Buch gut geschrieben. Ich habe dem Herrn dagegen eine zwölf Bogen lange Abhandlung über die Militärfrage gesandt. Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Arbeit an die „Grenzboten" zu schicken, aber je mehr ich mich vertiefte, desto mehr floß mein ganzes dienstliches Wissen hinein, und desto weniger durfte ich es der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist ein sehr reicher Stoff, und ich habe mir Mühe geben müssen, knapp zu bleiben; ein zu langes Opus wäre nicht durchgesehen worden.

Wie die große Militärfrage selbst verlaufen wird, darauf bin ich sehr neugierig und thue mein möglichstes, wenigstens alle Zahlen klarzulegen; aber an entscheidender Stelle fürchtet man sich, dem Feinde ins Auge zu sehen. Man macht die Augen zu und denkt, schlimmer wie nach 1861 kann es nach 1866 nicht kommen. Und doch ist es umgekehrt.

Graf Bismarck, dem ich von der Möglichkeit eines neuen Militärkonfliktes sprach, meinte, es wäre dummes Zeug, der sei nach der Bundesverfassung gar nicht möglich.

Wir haben aber eine Menge neuer Provinzen, die nur auf Schwächen und Fehler der Regierung warten, wir haben die meisten verbündeten Fürsten der kleinen Staaten gerade in der Militärfrage gegen uns. Wer den Militärkonflikt erneuert, vergeht sich gegen Krone und Vaterland. Die Militärfrage ist die Lebensfrage des Staates, da sie aber die größte Belästigung des Einzelnen durch die Staatsgewalt mit sich bringt, so ist sie nur durch die Einsicht der leitenden Männer ohne Konflikt zu lösen.

Windthorst sagte mir kürzlich: „Sie kennen meine Neigungen und Interessen; aber ich muß doch wünschen, daß der König seine Macht wahrt. Dann darf er es aber nicht zum Konflikt kommen lassen. Die Macht der Krone ist noch so groß, daß sie das Heer in ganzer Kraft erhalten kann, wenn sie den Willen hat, den Konflikt zu vermeiden."

Das Interessanteste bei den Reichstagsverhandlungen ist, daß sie Gelegenheit gewähren, die großen Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zu dokumentieren. Man muß sich immer wieder sagen: Freiwillig kommen die beiden nicht zusammen, dazu gehört eine große Krisis innerer oder äußerer Art. Die Kaisergedanken bedürfen darum einer andern Zeit, um Wirklichkeit zu werden."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 12. 6. 70.

„Ich war neulich veranlaßt, in alten Briefen zu kramen, und da fiel mir auf, wie arm unsre Korrespondenz gegen früher geworden ist. Ich bin durch meine Geschäfte gebunden, so wie Du durch die Deinen, jetzt erweiterten, — aber es thut mir doch weh, Deine geistige Anregung auf so vielen Gebieten zu vermissen, und auf dem der Politik fehlst Du mir positiv. Freytag mit seinem reichen Wissen und schönen Geiste steht in seinen politischen Anschauungen mir eigentlich fern, teils zu hoch, teils zu niedrig; Geffcken ist der reine Techniker, und Normann hat einen persönlichen Parteistandpunkt. Deine Ideen aber associieren sich den meinigen am besten, und ich wünsche dringend, Dich zu verlocken, Deinen Geist gelegentlich wieder in heiterer Klarheit über Welt und Politik gleiten zu lassen.

In Potsdam fand ich neulich wunderschönes Grün, aber die Hofluft wollte mir nicht behagen. Anfang nächsten Monats gehen wir nach Borkum."

*

Geffcken lebte seit 1866 als Hamburger Diplomat in London. Er war auch von dort unermüdlich thätig in Formulierung von Plänen für die weitere Gestaltung der deutschen Dinge und schrieb eine Reihe von Broschüren, wesentlich zur Gewinnung des Kronprinzen. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz an mich ist mir weniges verblieben. Ich gebe hier einen Brief, der zur Erkenntnis des gebildeten und geistreichen Mannes dienen mag. Mir fehlte meist Zeit und Lust, intimer auf die Sachen einzugehen, aber er ließ nicht nach in Belehrung und traf dabei doch auch manches Richtige und Beherzigenswerte.

Hamburg, 27. 6. 70.

„Ihr Brief hat mich gestern nach langen Wanderungen, geöffnet und von der Post wieder verschlossen, erreicht, weil Adressat unauffindbar. Ich danke Ihnen für Ihre offene Kritik meines Buches, will Ihnen aber mit gleicher Offenheit nicht verhehlen, daß sie mir etwas rasch erscheint. Wenn Rezensenten, die mich persönlich nicht kennen, sich darüber wundern, daß ich nicht mehr auf das Verhältnis zum Bunde eingegangen, so muß ich mich darüber trösten, aber daß Sie glauben, mein Buch sei so ausgefallen, weil es vor 1866 begonnen, wo man vom Reichstag keine Ahnung hatte, überrascht mich. Allerdings habe ich meine Studien nicht nur schon 1865, sondern viel früher begonnen, das Buch selbst ist aber ganz im vorigen Winter geschrieben, und die leitenden Ideen desselben sind erst in den letzten Jahren gereift. Hätte ich geglaubt, daß meine Studien nicht praktisch eingreifen könnten, so hätte ich sie in der Mappe liegen lassen, denn niemand kann theoretischer Politik fremder sein als ich; wenn ich sie veröffentlichte, so war es, weil ich glaubte, daß sie praktisch nützen könnten, und ich bin sanguin oder anmaßend genug, zu glauben, daß sie es thun werden, daß man z. B. in den bevorstehenden erneuten Debatten über die Kreisordnung den Einfluß meiner Ausführungen über Selbstverwaltung merken wird.

Was nun das Verhältnis zum Bunde betrifft, so habe ich es einmal nicht ignoriert, sondern im einzelnen vielfach berücksichtigt; bezüglich der Hauptfrage der deutschen Zukunft aber, ob der Bund die preußische Monarchie, oder umgekehrt letztere den Bund absorbieren werde, so habe ich in der Vorrede gesagt, daß ich an die erstere Alternative nicht glaube; da es aber für den denkenden Politiker nur ein aut — aut geben kann, so hätten Sie meiner Ansicht nach daraus den Schluß ziehen müssen, daß ich für die Absorbierung des Bundes durch die Monarchie bin, und daß ich dieses offen zu sagen nur nicht Veranlassung fand. Ein Professor wie Treitschke hat es leicht, Zukunftprogramme aufzustellen, ein praktischer Politiker, wie groß oder gering seine Stellung sein mag, hat Rücksichten auf sie zu nehmen. Auch Bismarck sprach vor 1866 stets von Reform des Bundes, obwohl er selbst längst überzeugt war, daß eine solche nicht möglich, und auf die Sprengung des Bundes arbeitete, und wenn es heute seine Ueberzeugung wäre, daß der Norddeutsche Bund nur Durchgangspunkt zum Einheitsstaat sein könne, so dürfte er das doch nicht laut sagen. Wollte ich heut auf den Dächern predigen, daß der Einheitsstaat das Ziel sein müsse, so würde ich nichts erreichen, als mich augenblicklich hier und zukünftig in Preußen für die praktische Politik unmöglich zu machen. Darum habe ich mich über diesen Punkt ausgeschwiegen statt ausgesprochen.

Fand ich es dagegen nützlich, mich über die Reform der preußischen Verfassung auszulassen, so liegt der Grund eben darin, daß ich nicht an das Aufgehen Preußens in den Bund glaube, sondern umgekehrt Preußen so reformieren will, daß das übrige Deutschland an dasselbe ‚angegliedert‘ werden kann.

Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich eine so massive Thatsache wie den Nordbund bei meinen Ausführungen ignoriert habe, aber er ist für mich ein Provisorium, ein Werkzeug, das gute Dienste gegen den Partikularismus und für die Unifikation thut, aber aus dem schwerlich ein deutscher Staat erwachsen kann. Für mich ist ein monarchischer Bundesstaat schon an sich ziemlich unmöglich, in Deutschland aber ist seit den Annexionen von 1866 eine ernsthaft föderale Verfassung außer Frage; selbst wenn die Südstaaten hinzutreten, wäre kein Gleichgewicht herzustellen, der Nordbund vollends aber ist kein Staat, sondern einfach das Bündnis eines Großstaates mit seinen Vasallen. Dies Provisorium thut für die Unifikation gute Dienste, besonders auf materiellem Gebiete. Die Einigung für Strafrecht, Prozeß, Maße, Münzen, Banken u. s. w. ist bestens zu acceptieren, aber der Reichstag wird ja doch nie die Gemeindeverwaltung in die Hand nehmen. Ich aber will das Provisorium auch andrerseits für den inneren verfassungsmäßigen Ausbau in Preußen benutzen, um so mehr, als ich sehe, daß es gerade sein Mangel ist, was die Verschmelzung der neuen Provinzen mit den alten hemmt. Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie in Hannover und Holstein die militärischen Institutionen Preußens überraschend schnell Wurzel geschlagen haben, eben weil sie in der Hauptsache tüchtig sind, dagegen ist die Erbitterung über die Bureaukratie und Unfähigkeit der Verwaltung allgemein. Es ist also eine der wichtigsten Aufgaben preußischer Staats-

männer, diese inneren Institutionen so zu reformieren, daß der Staat wirklich assimilationsfähig wird. Das Hauptgewicht lege ich deshalb auf das Kapitel über die Selbstverwaltung, weil diese zuerst angegriffen werden muß, wie es dann später mit dem weiteren Ausbau wird, wird wesentlich von den Ereignissen abhängen, die schließlich auch über die Zukunft der Frage der Absorption entscheiden müssen. Es kann sein, daß diese Ereignisse sich zunächst so wenden, daß der Bund sich zu einem deutschen erweitert, ich glaube nicht daran, nachdem 1866 einmal die Scheidelinie gezogen. Bismarck aber arbeitet jetzt in dieser Richtung und hat, wenn ich gut unterrichtet bin, die Kaiseridee nicht aufgegeben, sondern in Ems Kaiser Alexander dafür zu gewinnen gesucht, damit dieser in Stuttgart in diesem Sinne wirke. Ich halte diese Politik für falsch, wenngleich ich anerkenne, daß es für Bismarck die einzige ist, in der er hoffen kann, nach außen den alternden König vorwärts zu bringen. Wie aber die Alternative auch ausfällt, für den deutschen Staat der Zukunft werden alle die inneren Fragen, die ich behandle, früher oder später praktisch werden, und inzwischen sollen meine Ausführungen sichtend und klärend auf die politischen Ansichten wirken.

Das mag Ihnen weitaussehend erscheinen, ist aber gewiß nicht theoretisch, im Gegenteil darf ich sagen, daß ich die verschiedenen Eventualitäten so scharf durchdacht habe, daß, falls ich dazu berufen würde, praktisch einzugreifen, ich schwerlich etwas Erhebliches von dem, was ich in meinem Buch gesagt, zurückzunehmen haben würde.

Ob ein solches praktisches Eingreifen mir beschieden sein wird, steht dahin und muß ich abwarten. Auf unserm letzten Spaziergang am Kanal sprachen Sie von dem Ehrgeiz, den Sie bei mir vorauszusetzen glauben dürften. Daß ich den Ehrgeiz habe, für meine einzige große Leidenschaft, — die Einigung Deutschlands und die Erreichung einer weisen, männlichen Freiheit — für dieses zu wirken, bekenne ich ohne Rückhalt. Aber mein Ehrgeiz geht nicht darauf, eine äußerlich glänzende Stellung einzunehmen, vielmehr hat mich die Erfahrung und die Geschichte gelehrt, daß alles hastige Jagen und unruhige Streben nach einer solchen Stellung nur dazu führt, die Charaktere zu verbrauchen und herabzudrücken. Will Gott mich in einer solchen Stellung brauchen, so wird er mich zu finden wissen, ich suche nur an dem Platze, wo ich stehe, meine Pflicht im vollsten Umfange zu thun, und so wenig mich meine jetzige Thätigkeit ausfüllt, so sage ich mir doch mit Wilhelm v. Humboldt, daß kein Ding an sich groß oder klein ist, sondern je nachdem man es behandelt; und daß es schließlich nützlicher ist, für Hamburg eine Reform des Armenwesens zu stande zu bringen, als die Zahl der Deklamatoren im Parlament zu vermehren. Darum würde ich natürlich doch gern ein Mandat für den Reichstag annehmen, wenn es sich mir böte, aber ich bin so wenig gesonnen, darauf Jagd zu machen, als auf ein Portefeuille, und tauge ebensowenig dazu, dem souveränen Volke zu schmeicheln, als Ministern und Fürsten.

Vom Kronprinzen habe ich noch keine Silbe über mein Buch, das er sich nach Karlsbad nachschicken lassen wollte, doch Sie wissen ja, daß ich bei politischen

Materien eine Hilfe habe, die Ihnen bei militärischen fehlt, nämlich die Kronprinzessin. Sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstraktionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken.

Können Sie nicht Ihren Weg nach Borkum mit einem militärischen Revisionsabstecher nach Hamburg verbinden? — Inzwischen wünsche ich Ihnen gutes Wetter für Ihren Seeaufenthalt. Geffcken."

(Fortsetzung folgt.)



Runzeln.

Von

Marwid Mann.

I.

Rose-Marie stand am Fenster ihres Schlafzimmers und sah zu, wie die Regentropfen, langsam den Scheiben entlang laufend, sich auf dem Gesimse draußen zu einem kleinen See ansammelten. Naß und grau sah sich die Welt an, so weit das Auge schweifte; die richtige Novemberstimmung, wie sie in der Lombardei häufig zu finden ist. Mit eintönigem Rieseln fällt der Regen auf die welken roten und gelben Weinreben, die, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum geschlungen, im Sommer fröhlichem Festtagsschmuck gleichen, nun aber viel eher die Erinnerung an welk gewordene Totenkränze wachrufen. Die Maisfelder sind ihrer goldenen Spende beraubt; die leeren Schafte stehen dürr und geknickt umher, ein Bild der Vergänglichkeit. Endlos spannt sich der graue, eintönige Himmel über der freudlosen Erde, nichts von seiner sonstigen liebenswürdigen Bläue verratend.

Die Fabrikglocke der Seidenspinnerei hatte geläutet, und die Mädchen des nahen Dorfes San Pietro waren zur Arbeit eingerückt; eilig war's heute gegangen, nicht mit Lachen und Singen, sich unterfassend wie an sonnigen Tagen; vereinzelt waren sie dahergehuscht, mit groben Säcken über Schultern und Köpfen, die hochabsätzigen Holzpantinen vorsichtig setzend, die großen Wasserlachen zu vermeiden. Nun war auch die letzte im Fabrikraum drüben verschwunden, und das eintönige Surren der Webstühle vermischte sich mit dem leisen Glucksen der übervollen Dachrinnen.

Das Herrenhaus, il palazzo, wie es die Dorfbewohner nannten, an dessen Fenster Rose-Marie, die Gattin des Seidenfabrikanten Steiner, träumend stand, lag etwas erhöht mit freiem Ausblick nach Süden. An sonnigen Herbst- oder Frühlingstagen mochte es ein wonniges Erdenfleckchen sein, so mitten in der

fruchtbaren, grünenden Ebene, heute wirkte es trostlos. Selbst die buntfarbigen großen Chrysanthemen, sonst Rose-Mariens Stolz, die links und rechts vom Hause palissadengleich lange Beete umsäumten, neigten die schweren, wassertrunkenen Häupter zur Erde und boten einen unerfreulichen Anblick.

Rose-Marie hatte denn auch genug vom Schauen. Langsam ließ sie den weißen durchbrochenen Vorhang über das Fenster zurückgleiten und wandte sich dem Innern des Zimmers zu. Vorbei an den schön gearbeiteten niederen Mahagonibettstellen, die, mit dunkelrotseidenen Steppdecken bedeckt, einen mehr feierlichen als freundlichen Anblick boten, ging sie zu ihrem Toilettentisch und blieb dort unschlüssig stehen; was thu ich? was soll ich? sagten ihre Mienen. Da fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild; trotz dem grauen Lichte hob es sich scharf und klar, vom Fensterlicht voll getroffen, aus dem dunkeln Rahmen. Lange schaute Rose-Marie auf die hohe schlanke Gestalt im einfachen blauen Hauskleide, das die Hand der Dorfschneiderin verriet. Blaß und freudlos schaute das ovale weichgerundete Gesicht unter dem welligen braunen Haar sie an; fest geschlossen der kleine Mund, als könnte kein Lächeln ihn teilen; kurz und gerade geraten das Näschen; darüber zwei schwarzbewimperte braune Augen, groß und hübsch im Schnitt, aber glanzlos und müde wie die Augen eines Verbannten.

Plötzlich zuckt Rose-Marie leise zusammen, tritt einen Schritt vor und hält ihr Antlitz dicht ans Glas. Nein, sie hat sich nicht getäuscht; rechts und links vom äußeren Augenwinkel zu den Schläfen laufen ein paar leichtgezeichnete Linien; deutlich und scharf heben sie sich von der weißen Haut; es ist kein Haar, das sich dorthin verirrte', wie sie anfangs glaubte, es sind feine Fältchen, wie sie die Zeit dem Menschen ins Antlitz zu schreiben pflegt; Runzeln sind es, Rose-Mariens erste Runzeln.

Vorgebeugt steht sie und schaut bis der eigne starre Blick, den das Glas wiedergiebt, sie aufschrecken läßt.

„Runzeln," sagt sie, und fährt glättend mit den Händen über die Schläfen, „meine ersten Runzeln."

Ob es aber auch wirklich die ersten und einzigen sind?

Rose-Marie ergreift einen Handspiegel und tritt damit ans Fenster, dessen weiße Vorhänge sie diesmal ganz zurückschlägt; dann setzt sie sich knapp an die Scheibe in einen kleinen roten Polstersessel, der in der Nische steht, und studiert ihr Gesicht.

Nein, keine andern Runzeln sind sichtbar; blütenweiß leuchtet die Stirne, nicht die leiseste Andeutung einer Furche ist sichtbar; nur eben da an den Schläfen unwiderruflich laufen die feinen Fältchen; jetzt wo sie den Mund verzieht, als wollte sie lächeln, vertiefen sie sich sogar bedeutend.

„Vom Lachen wollt ihr kommen, vom Lachen? Wann hätte denn ich gelacht?" fragt Rose-Marie bitter. Ihre Augen gehen ab vom Spiegelbild und schweifen wieder hinaus über die nasse mißfarbene Ebene, so weit der graue Himmel sich spannt.

Sie sieht sich als Kind im Elternhause, in dem kleinen ostschweizerischen Fabrikorte. Sie und die Schwester, die um ein Jahr jüngere blonde Hanne, sind die einzigen Kinder. Der Vater ist ein gerader schlichter Mann, Besitzer einer ganz kleinen Florettspinnerei, er lebt im Geschäft und fürs Geschäft und ist für die Kinder in seiner Schweigsamkeit und seinem ruhigen Ernste eine hohe Respektsperson. Kein Band gegenseitiger warmer Zuneigung bindet Eltern und Kinder. Die Mutter ist eine lebhafte, kräftige Frau mit weiß und rotem Gesicht und schwarzem Haar. Von morgens bis abends ist sie rastlos thätig im Hause. Sie spricht mit lauter unangenehmer Stimme den unschönen Dialekt jener Schweizergegend, und Rose-Mariens musikliebendes Ohr leidet darunter.

Rose-Marie gleicht weder dem Vater noch der Mutter, nicht äußerlich und nicht innerlich. Sie ist ein bewegliches braunes Dingelchen, feinknochig und lebhaft, aber nicht laut wie die Mutter. Ihre Augen sind hellbraun und glänzen erwartungsvoll, und ihr Herzchen schlägt froh und aufgeregt, immer auf etwas hoffend, auf etwas Großes, Freudiges.

Sie geht mit Hanne in die Schule, alle Tage, viele Jahre lang. Hanne ist größer als Rose-Marie und ruhiger. Sie hat die starkknochige, feste Figur der Mutter, ist dabei aber blond und blauäugig und geht ruhig und würdevoll durchs Leben. Obschon sie ein Jahr jünger ist als Rose-Marie, überragt sie diese um einen halben Kopf, und Rose-Marie, die ihre Schuhe und Kleider immer viel schneller zerrissen hat als Hanne, muß deren Gewand auftragen, während Hanne neues Zeug bekommt. Rose-Marie macht sich nichts daraus, sie trägt nicht gern schöne Kleider, weil sie in diesen nicht so frei spielen und sich austoben kann. Nur Hannes Schuhe trägt sie nicht gerne auf, ihre Füßchen rutschen drinnen hin und her, und das hindert sie am Springen.

Und springen muß sie können, sonst will Armand sie nicht mehr zur Freundin; seine Auserkorene muß die Flinkste der Schulgenossinnen sein. In Rose-Mariens Heimatsorte gehen Knaben und Mädchen zusammen zur Schule: gemeinsamer Unterricht, gemeinsame Freistunden.

Armand ist der Anführer der kleinen Schar; er ist anders als die übrigen Knaben, viel rascher und gelenkiger, nicht groß aber ungemein kräftig. Er hat ganz blauschwarzes, glänzendes Haar und unternehmungslustige schwarze Augen. Diese und den fremdartigen Namen hat er von der Mutter, die eine Welsche war.

Alle Schulmädchen mögen Armand gern und möchten seine Bevorzugte sein, auch Hanne. Er aber will Rose-Marie, die so schnell läuft wie keine andre und bis zu oberst in den alten Lindenbaum hinterm Schulhaus geklettert ist. Rose-Marie weiß, daß Armand sie zum Schatz haben will, und ihr Herzchen klopft hoch auf vor Freude und Stolz. Aber sie läßt sich nichts merken, sie weicht ihm aus, wo sie kann; desto mehr begehrt er ihre Freundschaft und wirbt um sie, nicht mit Worten und Schmeicheleien, — mit Blicken und verschwiegenem Trotz.

An einem schulfreien Nachmittage trifft er das braune, flederwischige Ding

allein im Walde; Rose-Marie sucht Himbeeren und hat einen roten Mund vom Beerennaschen. Trotzig und ohne zu sprechen sehen sich die beiden an. Nur die Herzen der Kinder schlagen fast hörbar; plötzlich umschlingt Armand mit starken Armen die Kleine, trägt sie an eine schlanke Buche und bindet sie daran. Sie sagt kein Wort, willig läßt sie sich Hände, Füße und Hals festbinden. Dann geht Armand fort ohne sich umzusehen und ohne gesprochen zu haben; Rose-Marie ist im Walde allein, lange, lange Zeit. Sie sieht die Sonne zwischen den Bäumen verschwinden, das goldgrüne Licht weicht, und es wird dämmerig; einmal hört sie in geringer Entfernung andre Kinder nach Hause gehen; aber Rose-Marie ruft sie nicht zu Hilfe, sie ist zu stolz dazu. Wohl sind ihr die Thränen nahe, sie ist müde vom Stehen, und die Bande fangen an einzuschneiden, aber Rose-Marie weint nicht, der kleine Mund ist fest geschlossen, und die Augen blicken zuversichtlich. Armand wird sicher kommen, sie zu holen.

Plötzlich steht er vor ihr; mit einem Messerschnitt trennt er ihre Fesseln.

„Willst du jetzt mein Schatz sein?" fragt er mit verhaltener Stimme und schaut ihr tief in die trotzigen Kinderaugen.

Da schlingt sie beide Arme um seinen Hals, und mit einem wilden kleinen Schrei drückt sie ihr Näschen an seine Wange.

Er preßt sie einen Augenblick an sich mit beiden Armen, als wollte er sie erdrücken, dann gehen sie heim durch den Wald, eng umschlungen.

Zu Hause wird sie gescholten ob des langen Ausbleibens, aber sie verschweigt den Grund, selbst Hanne erfährt nichts davon.

Aber seit dem Tage sind Armand und Rose-Marie unzertrennliche Freunde; Leiden und Freuden des Schullebens teilen sie miteinander; jeder tolle Streich findet die beiden vereint. Die andern Mädchen neiden Rose-Marie ihre Sonderstellung als kleine Königin, — sie macht sich nichts daraus, keine Freundinnen zu haben. Armand füllt ihre ganze Zeit aus.

Aber die Jahre vergehen; Rose-Marie und Hanne sind große Mädchen geworden. Sie spielen nicht mehr mit Knaben nach der Schule.

Armand ist fortgezogen an eine Industrieschule in einer großen Stadt; der Abschied war hart, und Rose-Marie ging einige Tage herum wie eine kleine Witwe. Nun sieht sie ihn nur noch in den Ferien, wenn er heim kommt, und auch dann nur von weitem; ihre Familien verkehren nicht unter sich, da paßt es sich auch nicht, daß sie mit ihm gehe. Mit den Augen grüßen sie sich von weitem, aber eines Tages kehrt Armand nicht wieder, es heißt, er sei weit fortgezogen ins Ausland.

Das Leben ist gleichförmig und langweilig; die Hausgeschäfte, die die Mutter mit Pedanterie und Strenge den beiden Mädchen beibringt, haben für Rose-Marie keinen Reiz. Sie liebt die Musik und fremde Sprachen und möchte hinaus in Leben und Sonne. Die Vaterstadt bietet so wenig; kaum je ein Konzert vom gemischten Chor oder eine kleine Theateraufführung. Das Leben im Elternhaus ist öde; der Vater ist stets derselbe in sich verschlossene Mann; er sieht nicht, welch hübsche Mädchenblumen an seinem Tische erblüht sind.

Hanne scheint zufrieden; sie vermißt nicht, daß nie ein liebkosendes Wort von den Lippen der Eltern fällt; sie hat ein paar Freundinnen von der Schule her; mit denen verbringt sie die wenige freie Zeit, die die Mutter ihr läßt. Rose-Marie hat keine Freundinnen; die Mädchen haben ihr Armands Bevorzugung nie ganz vergeben. Sie bedauert es nicht; die Mädchen kommen ihr albern vor. Sie liest lieber in ihren Freistunden Romane von Marlitt und Werner und andres unnötiges Zeug, und tief innen regt sich wieder die hoffnungsvolle Erwartung eines großen Glückes.

Aber es kommt nichts; Rose-Marie wird zwanzig Jahre alt und langweilt sich beim Nähen, Bügeln, Wäscheanfertigen und all den kleinen täglichen Hausarbeiten.

Da kommt eines Tages einer gegangen und besucht Rose-Mariens Eltern; er ist der Sohn eines Seidenfabrikanten, eines Geschäftsfreundes des Vaters. Karl Steiner heißt er und ist groß und blond und dick; aus einem stark gefärbten Gesicht blicken zwei helle, gutmütige Augen und eine unverwüstliche Gesundheit. Er bringt Grüße vom Vater und erzählt, daß er eine kleine Fabrik übernommen habe, eine Seidenspinnerei in der Lombardei. Die Eltern sind freundlich mit ihm und laden ihn Sonntags zu Tisch. Rose-Marie schaut ihn an und denkt an Italien, die weiche Sprache, den blauen Himmel,

„. . . das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,“

und an all die Herrlichkeiten, nach denen Mignon im Liede sich sehnt.

Karl Steiner kommt oft und öfter. Eines Abends ruft der Vater Rose-Marie in den kleinen Salon und sagt ihr, daß der Seidenfabrikant um ihre Hand angehalten habe; er werde sich am folgenden Mittag das Jawort holen. Niemand zweifelt daran, daß es ein Jawort sein wird. Rose-Marie preßt beide Hände aufs klopfende Herz. Sollte das vielleicht jenes Glück sein, von dem sie geträumt, das sie erwartet, seit sie ein kleines Mädchen war? Liegt jetzt nicht die Welt vor ihr offen, groß und sonnig? Zu Ende das Vorsichhinleben, das verzweifelte Warten, das leere Hoffen. Ein großer Jubel will ihr Herz erfüllen, aber etwas läßt ihn nicht aufkommen.

Am folgenden Tage kommt Karl Steiner; in Gegenwart der Eltern wird sie ihm anverlobt; er legt seinen schweren Arm um ihren Hals und küßt sie auf den Mund. Scheu wendet sie sich ab, und einen kurzen Moment lang sieht sie sich wieder als kleines Kind im Walde, wie sie die Arme um Armands Hals schlingt und ihr Gesicht an ihn preßt; sie fühlt das wild-selige Herzklopfen jener Stunde, einen Augenblick nur, dann ist sie wieder ruhig.

Es folgen arbeitschwere Wochen; Karl Steiner will seine Frau gleich mitnehmen im Herbst, da muß man sich sputen mit der Aussteuer: Rose-Marie bekommt alles reichlich, nicht umsonst haben die Eltern gespart all die langen Jahre. Hanne muß tüchtig mit Hand anlegen; sie ist neidisch auf der Schwester „himmelhohes“ Glück. Alle sprechen davon. Rose-Marie ist eine wichtige Persönlichkeit geworden; in der freien Zeit, die ihr das Anfertigen der Aussteuer läßt, treibt sie italienisch.

Karl Steiner kommt selten; endlose Geschäfte halten ihn in Zürich fest, und wenn er kommt, spricht er meist mit dem Vater vom Geschäft oder mit der Mutter von der Aussteuer; er und Rose-Marie haben sich wenig zu sagen.

Zu Anfang November ist die kleine Hochzeit; nur wenige Verwandte sind gebeten. Rose-Marie steigt im weißen Brautkleide die Stufen der hochgelegenen Kirche hinan; die ersten Schneeflocken fallen leise und leicht und bleiben in ihrem duftigen Brautschleier hängen.

Abends geht es fort mit dem Gotthard-Schnellzug, hinaus in die Nacht. Rose-Mariens erste wirkliche Reise. Es ist aber nichts zu sehen; im überheizten Eisenbahncoupé II. Klasse sitzt sie ihrem Mann gegenüber und schaut ihm zu, wie er schläft. Rose-Marie kann nicht schlafen, ihr ist bang und eng zu Mute.

Endlich dämmert der Morgen; in Chiasso ist Zollrevision. Dann geht es weiter nach Mailand; Karl Steiner hat dort noch verschiedene Geschäfte abzuwickeln und will sich bis zum Abend in der Stadt aufhalten. San Pietro ist nur etwas mehr als zwei Eisenbahnstunden davon entfernt.

Den ganzen Tag gehen sie herum in der großen fremden Stadt, und Karl Steiner bemüht sich, seiner Frau Führer zu sein.

„Schau, Kind, das ist der Dom, jenes die Galleria. Dort steht die Scala; du wirst alles kennen lernen, denn deine größeren Einkäufe wirst du stets in Mailand besorgen müssen."

Rose-Marie ist müde und wirr von der Nachtreise. Sie ist keine sehr aufmerksame Zuhörerin. Karl Steiner bemerkt es und erspart sich die Mühe weiteren Erklärens; er ist so wie so mit Arbeit und Geschäften überbürdet, und die ungewohnte Gesellschaft der jungen Frau ist ihm hinderlich. Er bringt Rose-Marie in ein Hotel zum Ausruhen und geht seiner Wege. Gegen Abend holt er sie ab und fährt mit ihr auf der kleinen Provinzialbahn der neuen Heimat entgegen.

Als ob es gestern gewesen wäre, sieht sie sich ankommen, sieht das hübsche Haus, den kleinen Vorgarten, wo Winterastern und Spätrosen blühen, sieht die hübsch möblierten Räume, die italienische Magd. Nur Karl kann mit ihr sprechen, er erteilt ihr alle Befehle; Rose-Mariens Italienisch reicht nicht aus.

Im Wohnzimmer umfaßt sie Karl, küßt sie auf den Mund und sagt: „Willkommen mein Frauchen, mach dir's bequem, ich gehe nur noch einen Moment mit dem Inspektor sprechen."

Und so ist es geblieben all die zehn Jahre lang, die Rose-Marie nun hier zugebracht hat. „Mach dir's bequem, mein Frauchen, aber sorge du für dich, für deine Freuden, für deine Unterhaltungen, für deine Wünsche. Ich gehe meine Wege, ich kann mich nicht zu einem Frauengemüt herabbeugen und die Neigungen und Regungen eines Frauenherzens verstehen. Ich bin der Ernährer der Familie, der Geschäftsmann, der den Stürmen von draußen stand hält. Du sitzest drinnen warm, — was willst du mehr?"

Ja, was wollte sie mehr, die glückliche junge Frau? Seit zehn langen Jahren saß sie nun Tag für Tag in dem hübschen Landhause; sie sah die

Jahreszeiten kommen und gehen, den holden lombardischen Frühling mit seinen rosig blühenden Mandelbäumen, den heißen Sommer, den fröhlichen Herbst und den schneelosen Winter. Die Sprache hatte sie bald gelernt, doch hatte sie wenig Gelegenheit, sie zu gebrauchen. In San Pietro waren keine Frauen, mit denen sie in gesellige Verbindung hätte treten können, und mit ihrem Manne sprach sie nur deutsch, und deutsch sprachen die wenigen Gäste, die sie zuweilen besuchten, meistens Geschäftsfreunde ihres Mannes, die mit oder ohne ihre Frauen auf einer italienischen Lustfahrt begriffen waren. Einmal kam Hanne für einige Wochen; sie fand aber bald, daß zu Hause mehr Leben und Abwechslung herrsche als in dem kleinen italienischen Dorfe; sie kehrte gern wieder heim und verheiratete sich bald darauf mit einem Arzt in einer süddeutschen Stadt; seither war sie nie wieder gekommen, aber ihre Briefe brachten der einsamen Schwester Kunde von frohen Festen, Ausflügen und abwechslungsvollem Leben, wie es die wegen ihres Frohsinns und ihrer Gemütlichkeit weltberühmte Stadt bot.

Still und ruhig lebte Rose-Marie ihre Tage, einen wie den andern. Des Morgens versuchte sie ihre Hausgeschäfte möglichst lang auszudehnen, um ihre Zeit damit auszufüllen, bis mittags Karl zum eiligen Speisen kam. An schönen Nachmittagen ging sie spazieren, allein durch die grüne Ebene, wo alles sich gleich sieht. Oder sie saß im Garten und stickte oder las. Ihr Mann hielt ihr verschiedene Zeitschriften; das sei besser als Bücher kaufen, meinte er; seien diese einmal gelesen, taugen sie doch nichts mehr. Aber gerade diese Lektüre war dazu angethan ihr zu zeigen, wie ausgeschlossen sie von aller modernen Kultur; wie sie gleich einer lebendig Begrabenen dasitze und langsam ihr Leben verrauschen lasse.

Außer seiner täglichen „Neuen Zürcher Zeitung" las Karl nichts, und für Musik hatte er nichts übrig. Des Abends setzte er sich mit seinen Bekannten, dem Gemeindevorsteher, dem Bezirksarzt und seinem Inspektor zu gemütlichem Kartenspiel drüben im Wirtshaus. Das war seine wohlverdiente Erholung nach angestrengter Tagesarbeit. Sehr oft mußte er reisen; zwei-, dreimal bat Rose-Marie, mitkommen zu dürfen; willig nahm er sie mit, aber sie fühlte bald, wie lästig und hinderlich sie ihm sei in seinen Geschäften; da unterließ sie es.

Zu Hause war sie bloß zweimal gewesen in all den Jahren. Sie war sich verloren vorgekommen; die Lücke, die ihr Weggehen gerissen, war längst geschlossen. Ihr Mädchenstübchen war von Mietsleuten bewohnt, und sie mußte im Gastzimmer schlafen. Die Eltern waren wohl freundlich zu ihr, doch wunderten sie sich, daß Rose-Marie ihren Mann ohne ersichtlichen Grund allein lasse; sie fanden das nicht in Ordnung. Da reiste sie wieder ab.

Einmal im dritten Jahr ihrer Ehe war es gewesen, da wallte es heiß auf in Rose-Marie; ihr früheres freudiges Hoffen war neu erstanden. Mit glänzenden Augen und verhaltenem Lächeln lauschte sie in sich hinein, wo sich das Wunder vollzog. Die Mutter kam und half ihr die kleine Aussteuer beschaffen. Hin

und her reisten die beiden Frauen zwischen San Pietro und Mailand; Rose-Marie war wie ausgewechselt. Ihre frohe, sonnige Natur kam wieder zum Durchbruch trotz der kühlen Art der Mutter und der nüchternen Freude, mit der ihr Mann dem Ereignis entgegensah. Was brauchten sie mehr, die beiden? Bald waren sie ja zwei sich zu lieben, zu herzen und selig zu sein.

War Rose-Mariens freudige Ruhelosigkeit schuld oder das viele Hin- und Herfahren zu den Besorgungen in Mailand? Das kleine Wesen kam zu früh und lebte nur wenige Tage. Die Mutter pflegte Rose-Marie gesund, dann reiste sie heim.

Alles war wieder wie früher, still und einsam, aber schlimmer als vorher, denn wer ist ärmer als ein um seinen Schatz betrogenes Mutterherz?

Rose-Marie verlernte das Lachen wieder und ward still und stiller. Was sie träumte und wünschte, nie kam es über ihre Lippen. Die Jahre vergingen, und heute nach zehnjähriger freudloser Ehe hatte sie sie entdeckt, die ersten Vorboten des Alters.

Noch immer saß Rose-Marie in dem kleinen Polstersessel am Fenster, den Handspiegel auf den Knieen. Wie ein Traum war ihr ganzes bisheriges Leben an ihr vorbeigezogen. Jetzt schaute sie in die Zukunft; was mochte die ihr noch bieten? Ein langsames Ausklingen, ein Müdewerden des unruhigen, sehnsüchtigen Herzens. Und dann war es vorbei, das Leben, das sie einst so schön und sonnig angelacht, in das sie gestaunt hatte mit glänzenden, erwartungsvollen Kinderaugen.

Schon vorbei? Und was hat es gebracht? Nichts, nichts. Mußte das so sein? Ist sie nicht ein wenig selbst schuld, daß es so kam? Ließ sie sich nicht allzusehr gehen und gab der alles einspinnenden Dornröschenöde gar zu sehr nach? War nicht noch etwas zu retten, ein Glückstrahl zu erhaschen, jetzt, an der Schwelle, wo die Jugend Abschied nimmt?

Ein ungeheurer Durst nach Glück, nach Lust, nach Lebensfreudigkeit ergreift Rose-Marie angesichts ihrer ersten Runzeln.

„Noch bin ich nicht alt, kaum dreißig Jahre, bin schön und gesund. Warum spinne ich mich ein wie eine Nonne? Warum kaufte ich seit Jahren kein hübsches Kleid, keinen neuen Hut? An Mitteln fehlt es mir nicht'; warum, warum nur betrüg' ich mich um mein Leben?"

Rose-Marie steht auf und geht eilig zum Kleiderschrank; das verträumte Wesen hat sie abgeschüttelt. In toller Eile wirft sie die Kleider heraus aufs Bett, lauter einfache dunkle Kleider, Mäntelchen, Hüte, alles unmodern.

„Morgen fahre ich nach Mailand und kaufe mir Staatsgewänder, daß sich die Bäume im Park wundern sollen, und dann erkläre ich den Runzeln den Krieg. Ich will noch nicht alt sein, denn noch habe ich nicht gelebt, und einmal muß das Glück auch zu mir kommen."

Nachts liegt Rose-Marie im Bett und träumt. Vor ihr steht eine, hoch, fein und durchsichtig zart. Sie gleicht Rose-Marie, nur ist sie heller und leuchtend; ihr Antlitz aber ist rein und zartweiß wie ein Blumenblatt und ganz frei von jeglicher Runzel.

„Ich bin deine reine weiße Seele," sagt sie mit singender Stimme, „mich verunziert keine Runzel, da du mich schuldlos erhalten."

Rose-Marie greift nach dem Gebilde, es an sich zu ziehen, da zerfließt es, und sie erwacht. Sie lächelt ein wenig und kehrt sich zur Seite: morgen fährt sie nach Mailand.

II.

Am Nachmittage des folgenden Tages sitzt Rose-Marie im Bahnzuge der kleinen ferrovia del Nord, die über Saronno nach Mailand fährt. Sie trägt ihr unmodernes braunes Winterjackett, das noch die thörichten weiten Aermel von 1895 zeigt; der kleine runde Filzhut, das schwarze Schleierchen und der anspruchslose dunkelblaue Rock lassen in Rose-Marie viel eher eine kleine Gouvernante, die in eine Stelle geht, als die vermögliche Fabrikantengattin vermuten. Niemand achtet denn auch ihrer. In der Wagenabteilung sitzen außer ihr noch drei Personen, ein alter Priester in fleckiger Soutane, der in seinem Brevier liest und dazu mit alten gelben Zähnen Pfefferminzzucker knabbert. Er achtet der Mitreisenden nicht; seine alten verwaschenen Augen gehen vom Buch zum Fenster und wieder zurück.

Ihnen schräg gegenüber sitzt eine junge Person in hellgrauem Federhut nnd rotblondem Haar. Ihr Kleid ist hypermodern, mauve-farben; die Füße mit den hellgelben Stiefelchen hat sie aufs gegenüberstehende Polster gelegt. Sie seufzt alle Augenblick ohne Grund, dreht sich hin und her und schaut nach dem dritten Passagier. Dieser ist ein junger Mann, blaß und lang aufgeschossen, mit schmaler Nase, langem Haar und schlanken, weißen Künstlerhänden. Neben ihm steht ein Violinkasten.

Wie die im Federnhut ihre Handschuhe hinfallen läßt, hebt er sie auf und reicht sie ihr. Ein Gespräch entspinnt sich zwischen den beiden. Die Dame ist Sängerin und soll im Eden, Mailands Variététheater, auftreten. Der junge Mann spielt Geige im Orchester der Scala, Mailands erstem Opernhaus. Er bietet der Diva seine Begleitung an, da sie zu verstehen giebt, daß sie in Mailand fremd ist.

Rose-Marie hört alle dem zu und ärgert sich über die aufdringlich elegante Toilette der Dame. Auch sie selbst wird in wenigen Stunden modern gekleidet sein; aber nicht so, o nein, ganz anders. Rose-Marie traut sich besseren Geschmack zu. Leise fühlt sie nach der wohlgefüllten Börse; Karl Steiner hat nicht gegeizt, er gab ihr mehr, als sie brauchen wird. Nicht einmal gewundert hat er sich über ihren Wunsch, über ihre plötzlich erwachte Eitelkeit. Was kümmert es ihn auch, was in ihr vorgeht, gar jetzt, wo er Neuerungen an seinen Webstühlen vornehmen lassen will.

Heut abend halb acht Uhr werde sie zurück sein, hat sie gesagt; jetzt ist es zwei Uhr. Eben fährt der Zug in Mailand ein, vorbei an den Vorstadthäusern, dem Campo Santo Monumentale; hoch und fein und wie ein weißes Spitzengewebe hebt sich der Dom vom grauen Himmel ab. Es regnet nicht mehr, aber noch ist alles farblos, wie ein leichter Nebeldunst liegt es in der Luft.

Rose-Marie steigt aus und eilt, einen Tram zu erreichen, der sie in das Herz der Stadt, auf den Domplatz, bringen soll. Der Tramwagen ist überfüllt, Rose-Marie muß stehen, keiner achtet ihrer sonderlich; doch, einer guckt einen Moment unter ihren Hutrand, dann wirft er seine Zigarre fort.

Da ist der Domplatz, fast alles steigt aus. Rose-Marie geht munter zur Galleria Vittorio Emanuele hinüber, wo sich unter hochbogigem, glasbedecktem Durchgange endlos Laden an Laden reiht, einer immer schöner und kostbarer in seiner Auslage als der andre. Langsam schlendert sie von einem Schaufenster zum andern und genießt den Anblick mit echt frauenhaftem Behagen. Goldschmuck, Parfümeriewaren, Handschuhe und Fächer, Bücher, Photographien und Kunstgegenstände, alles gleitet in reicher Abwechslung an ihren schaulustigen Augen vorbei. Bei Bocconi, dem großen Welthaus, wo alles zu haben ist, macht sie Halt. Bis hoch hinauf in die oberen Etagen sieht man die Auslagen. Unten sind es köstliche Roben, Hüte, Seidenstoffe und Putz, oben mehr Schuhe, Spielwaaren, leichte Möbel, Matten und Läufer. Aus und ein strömen die Käufer; ein mächtiger Schweizer steht am Eingang und öffnet und schließt die Thüre.

Energisch geht Rose-Marie hinein in die Pracht, wo trotz der frühen Stunde das elektrische Licht strahlt. Jetzt ist sie so recht in der Mitte der Herrlichkeit. Da aber muß sie warten; die unscheinbar Gekleidete muß zurückstehen vor all den feinen Damen, die da kaufen; es geht lange, bis jemand Zeit für ihre Wünsche findet. Sie lächelt und denkt an das Gold in ihrer Börse; sie weiß, wie dessen Anblick auf die Italiener wirkt.

Endlich fragt sie eine Ladenmamsell nach ihren Wünschen. Ein Kleid will Rose-Marie haben, ein ganz feines, helltaubengraues Tuchkleid, etwas ganz Modernes; erstaunt blickt das Fräulein sie an und übergiebt sie einer Genossin, die sie über teppichbelegte Wendeltreppen ein Stockwerk höher führt. Dort hausen die Probiermamsellen mit ihren fertigen Kostümen, denen wird Rose-Marie ausgeliefert. Sie wiederholt ihren Wunsch, und nun wird Kleid auf Kleid gebracht, auseinander gefaltet, gelobt und gepriesen; zu dreien sprechen sie auf sie ein; Rose-Marie läßt sich nicht beirren. Mit sicherem Blick hat sie ein Kleid in der gewünschten Farbe erspäht; das greift sie heraus und wünscht es selbst anzuprobieren. Hinter einem grünen Vorhang, der eine Ecke abschließt, wechselt sie unter Beihilfe einer der Damen die Kleidung.

Das Graue sitzt gut; glatt und schön fallend schmiegt es sich um die Hüften und hebt vorteilhaft Rose-Mariens schlanken Wuchs. Die Taille mit den engen Aermeln und dem hohen Kragen umschließt knapp die feste, schöne Büste der jungen Frau. Eine leichte Posamenterie aus silbergrauen Stahlperlen hebt in feiner Weise die anspruchslose Eleganz des Gewandes; nur unten an der Taille bildet sich eine kleine Falte.

„Zwei Stiche müssen geändert werden, vielleicht wartet die Signora darauf?"

Ja, Rose-Marie will warten; sie kann sich unterdessen drüben an der andern Seite des Saales einen Hut kaufen.

Sie geht hinüber; einen nach dem andern probiert sie die Hüte auf; sie sitzen ihr nicht, keiner will passen. Die Signora seien eben nicht modern gekämmt, sagt die Verkäuferin; ob die Signora nicht so gut wären und nebenan eintreten wollten, da sei die Coiffeuse des Geschäftes, deren Aufgabe es sei, den Damen je nach der Wahl ihrer Hüte die Frisur zu ändern.

Rose-Marie geht hin und setzt sich vor den Spiegel. Flinke Hände entrollen ihr Haar; es wird gebürstet, geschüttelt, mit einer Brennschere leicht gewellt; hoch bauscht es sich jetzt um die Stirn, sie frei lassend; nur links und rechts fallen leichte krause Löckchen gegen die Schläfen. Rose-Marie kennt sich kaum wieder; ihr Antlitz scheint kleiner, zierlicher unter der welligen Haarmasse, die Augen größer. Aber noch etwas sieht sie, jenes, das sie wach rief aus ihrem lethargischen Schlaf der Verzweiflung; die Krähenfüßchen vom Auge zur Schläfe; selbst die Löckchen verdecken sie nicht. Eilig wendet sie sich vom Spiegel und tritt wieder hinaus zu den Hüten.

Ja, nun sieht es besser aus; jetzt passen sie alle; einer steht ihr besonders gut, ein großer schwarzer Sammethut, vorne hoch aufgekrempt; stattliche Straußenfedern nicken über den Rand; blitzende Schnallen aus Straß raffen sie hoch. Der Hut steht Rose-Marie vorzüglich; daß er ein bißchen gar zu auffallend sein könnte, fällt ihr nicht ein. Wenn sie den trägt, sieht niemand mehr ihre Runzeln, denn wer Rose-Marie anguckt, muß nach dem Hut sehen, der das hübsche Gesichtchen wie ein dunkler üppiger Rahmen umgiebt. Sie behält ihn gleich auf und läßt den alten Filzhut zurück; den wird sie nie wieder tragen.

Drüben sind sie inzwischen mit dem Aendern der Taille fertig geworden. Rose-Marie zieht sie an, nun sitzt sie tadellos. Sie giebt die Adresse an, wohin ihr altes Kleid zu senden sei.

Wie sie am hohen Stehspiegel vorbeischreitet, das Kleid hoch hebend, sieht sie die alten festen Lederstiefelchen an ihren Füßen; wie die abstechen! Nein, so kann sie unmöglich gehen.

Hier hat man ja auch Schuhe feil, feine italienische Ware, und in Italien sind die Schuhe feiner und leichter wie irgendwo, denn der Italiener hält sehr viel auf wohlgepflegtes, elegantes Schuhwerk.

Ehe sie sich versieht, hat Rose-Marie ein Paar wunderfeine, schmiegsame Knopfstiefeletten an den Füßen: die alten Schuhe wandern hinauf zum alten Kleide, gemeinsamer Heimreise gewärtig. Jetzt noch ein Paar Handschuhe, dann geht Rose-Marie an die Kasse zum Zahlen.

Drei fünfzig Lire Banknoten und ein Goldstück muß sie hinlegen; aber noch ist die Börse nicht erschöpft; eine gefaltete Note und mehrere Goldstücke stecken noch drin.

Wie Rose-Marie gehen will und eine der nun sehr dienstfertigen Ladenmamsells ihr ihre Jacke reicht, ergiebt sich etwas Komisches. Die Jacke paßt nicht mehr zu der eleganten Dame; sie sieht aus wie von einem Dienstmädchen geliehen. Da nun aber Rose-Marie beabsichtigt, in einem andern Geschäft eine Pelzjacke zu kaufen, beschließt sie, das veraltete Kleidungsstück nicht

mehr anzuziehen. Sie läßt sich einen Wagen holen, ein hübsches kleines Coupé, wie sie in Mailand im Gebrauch sind, und das verwandelte Aschenbrödel, dessen Eintritt niemand beachtet hatte, fährt wie eine Prinzessin, von allen Seiten bedienert, davon.

Rose-Marie amüsiert sich köstlich; Alla città di Mosca läßt sie halten. Es ist das erste Geschäft Mailands für ganz feine Pelzwaren und bezieht alles direkt aus Rußland. Kragen, Mäntel, Muffe, Kopfbedeckungen, ja ganze Straßenkleider, ganz aus Pelz verfertigt, sieht man in den Schaufenstern. Rose-Marie wählt ein kurzes, dunkles Bolerojäckchen aus Sealskin. Es steht entzückend zu dem hellen Kleid und dem dunkeln Hut. Ihr Antlitz lacht doppelt rosig und frisch über dem sammetartigen Pelz.

Um den etwas scharfen Wildgeruch zu heben, gießt der Verkäufer eine Flut von Violettis de Parme in das Seidenfutter des Pelzwerks. Ein betäubender feiner Geruch umgiebt Rose-Marie und benimmt ihr fast den Atem. Wie sie bezahlt, bleiben ihr nur noch fünf Lire und ihr Retourbillet in der Börse.

Aber ihre Besorgungen sind zu Ende; sie hat lange gebraucht, bis alles zusammen war; noch bleibt ihr bloß eine Stunde bis zur Abfahrt ihres Zuges. Sie ist nun frei und kann unabhängig bummeln; noch ist es nicht dämmerig, nur in den großen Verkaufsmagazinen brennen die Lichter.

Rose-Marie beschließt, den Korso entlang zu gehen und sich noch mehr Schaufenster anzusehen.

Am Korso herrscht um diese Stunde ein reges Leben; Mailand speist um fünf Uhr zu Mittag, und alles, was vornehme Welt heißt, macht vorher noch einen Gang, sich Appetit zu holen. Die anmutige Stadt entfaltet ihr reichstes Leben um diese Stunde. Rose-Marie geht mitten in dem frohen Treiben zwischen schönen Herren und Damen, geputzten Kindern und Ammen und fühlt in sich eine prickelnde Freude, als sei sie Teilnehmerin an einem fröhlichen Feste. Mit kindlicher Freude bemerkt sie, wie manch ein Blick sie streift und mit Wohlgefallen an ihr haften bleibt; nicht bloß Herren, das zählt nicht, auch Damen sehen sich nach ihr um, des freut sich ihre junge Eitelkeit. Hin und wieder wirft ein Seitenspiegel, der das Publikum reflektiert, ihr Bild zurück; sie sieht sich daherkommen, hoch und schlank, in anmutiger Haltung, den kleinen Kopf hochtragend; welch hübsche, fremdartige Rose-Marie!

Vor einem Blumenladen hält sie den Schritt an; mit Mühe drängt sie einen Ruf des Entzückens zurück. Rosen und Veilchen in silbernen Körben, dahinter ganze Gehänge exotischer Schlingpflanzen mit farbenprächtigen Blüten, einem reichen Teppich gleich herniederhängend, dazwischen schlanke Lilien und blasse Kamelien; ein Märchengarten bietet sich den Augen des Publikums dar. Rose-Marie vermeint den feinen Blumenduft durch das Fenster zu riechen. Ganz vorn stehen in seltsam geformten venetianischen Vasen merkwürdige Orchideen in nie geschauten Farben und Formen. Fiori del Diavolo, Teufelsblumen, nennt sie der Volksmund. Zwei der Vasen sind besonders originell; kleine, hochauf-

gebäumte Delphine stellen sie dar, aus schimmerndem Glase gearbeitet; zwischen den Zähnen des Rachens stecken die fremdartigen Blüten.

Mit stummem Entzücken schaut Rose-Marie darauf hin; sie bemerkt nicht, wie zu ihrer Rechten ein stattlicher junger Mann in tadellosem Straßenanzug sie unverwandt anschaut; diese zwei Vasen noch muß sie haben, dann sei es des Einkaufens genug. Entschlossen wendet sie sich zum Eingang des Ladens, hinter ihr tritt der Fremde herein, sie nicht aus den Augen lassend.

Rose-Marie läßt sich die Vasen vorsetzen; sie schimmern rosig und grün und schillern, als wäre ein Regenbogen in ihnen gefangen. Aber der Preis macht sie stutzen, soviel besitzt sie nicht mehr in ihrer Börse. Da aber die Vasen doch verpackt und nach Hause gesandt werden müssen, läßt sie diese mit Postnachnahme belegen. Rasch giebt sie ihre Adresse an: Rose-Marie Steiner, San Pietro.

Wie sie sich wendet, steht einer vor ihr mit ausgestreckten Händen.

„Rose-Marie,“ sagt er mit unterdrücktem Jubel in der Stimme, und seine Augen tauchen tief in die ihren.

„Rose-Marie,“ wiederholt er, „kennst du mich nicht mehr, Rose-Marie?“

Da fühlt sie ihr Herz aufklopfen in wilder Freude; sie sieht ihren Heimatsort, — sieht sich als wildes kleines Schulmädchen, aufschauend in Stolz und Bewunderung zu dem erwählten Gefährten.

„Du hier, Armand, du hier!“ ist alles, was sie hervorbringt, während seine Hände die ihren umschließen.

Inzwischen kommen und gehen die Leute, die beiden sind im Wege; Armand zieht Rose-Marie zur Seite und bittet:

„Komm mit hinaus auf den Korso, dort können wir plaudern.“

Rose-Marie folgt ihm wie im Traum; eben noch so allein in der großen fremden Stadt, geht sie nun unter dem sicheren Schutze des Jugendfreundes, des einzigen Menschen, dem sie je im Leben ihr Kinderherz geöffnet, mit ihm, der ihr Vertrauter, ihr Beschützer gewesen in der Sturm- und Drangperiode der Schulzeit. Was that's, daß er seither für sie verschollen gewesen? Nun war er ja da, ging sprechend an ihrer Seite, und seine lieben braunen Knabenaugen waren dieselben geblieben.

Er sagt, wie er sie nicht gleich wiedererkannt, aber wie sie ihm aufgefallen inmitten der andern Damen; wie es ihn zu ihr hinzog und ihm durch den Sinn strich wie leises Erinnern bei ihrem Anblick; wie er ihr gefolgt in den Laden und wie er ihre Adresse hörend gleich wußte, sie sei Rose-Marie, seine Rose-Marie von zu Hause, obschon ihm der Name Steiner fremd.

Vieles will er von ihr wissen; wo sie nun wohne, wie lange schon, ob gerne? Ob sie auch Kinder besitze? Bald hat er alles herausgebracht: das langsame öde Vertrauern der Jahre, das Fehlen der Kinder, das Sich-fremdsein der Gatten.

Auch seine Berichte klingen nicht froh. Früh schon in den Welthandel ein-

getreten, reiste er von einem Weltteil zum andern; sah fremde Länder und Menschen, aber ruhelos ist sein Leben wie das des ewigen Juden.

„Unglücklich bin ich nicht, wohl aber auch nicht glücklich; aber zu stillem Eheleben in kleiner Familie hätt' ich doch nimmer getaugt," schließt er seinen Bericht.

Plötzlich schrickt Rose-Marie zusammen und greift nach der Uhr; überall brennen die elektrischen Bogenlampen; es muß wohl spät sein. Richtig, es fehlen keine zehn Minuten zum Abgang ihres Zuges; wie hat sie so vergeßlich sein können!

Armand ruft rasch einen Wagen herbei, hebt sie hinein und setzt sich neben sie. „Stazione della ferrovia del Nord", ruft er dem Kutscher zu, und fort geht es wie auf Flügeln.

„Und wenn ich den Zug nicht erreiche?" fragt Rose-Marie angstvoll.

„Dann nimmst du eben einen späteren," erwidert Armand lachend.

„Es ist ja der letzte mit Anschluß nach San Pietro," flüstert Rose-Marie angstvoll. Da wird auch Armand nachdenklich.

Inzwischen fliehen die Minuten; klipp klapp tönen die harten Pferdehufen auf dem Makadam der Straße. Nun ist der Bahnhof in Sicht; wie im Nu sind sie ausgestiegen; wie die beiden auf den Perron treten, fährt eben der Zug aus der Halle. Rose-Marie kann an diesem Abend nicht mehr heimkehren.

„Was thue ich nun?" fragt sie angstvoll, und ihr kleines Gesicht ist ganz blaß vor Schrecken.

„Vor allem sollst du dich beruhigen und eine kleine Stärkung zu dir nehmen," sagt Armand und geht mit ihr in die Bahnhofrestauration. Dort läßt er ihr ein Glas Portwein reichen; Rose-Marie, die an allen Gliedern zittert, nimmt ein paar Schlucke, es ist das erste, das sie seit Stunden genießt; wohlig durchrieselt sie der feurige Wein, ihre Farbe kehrt wieder und mit ihr der Lebensmut. Wie hat sie sich nur so erschrecken können; sie ist ja nicht allein in der fremden Stadt; hat sie nicht den besten Beschützer?

Armand studiert unterdessen das Eisenbahnkursbuch, eine Linie nach der andern, keine Verbindung will klappen; es ist nichts zu machen, Rose-Marie muß diese Nacht in Mailand bleiben.

„Vor allem telegraphieren wir deinem Mann, und dann gehen wir speisen, meinst du nicht auch, das wäre das klügste?" fragt Armand aufstehend. Rose-Marie stimmt ihm bei; sie fühlt plötzlich, daß sie hungrig ist, sehr hungrig. Mittags bei Tisch hat sie ja kaum die Speisen berührt; das ungewohnte Verreisen hatte sie aufgeregt wie ein Kind. Seither hat sie nichts genossen; nun steigt ihr der Portwein ein klein wenig zu Kopf. Die Festtagsstimmung von heut nachmittag überkommt sie wieder.

An Karl Steiner telegraphieren sie, daß Rose-Marie den Zug verfehlt habe und am folgenden Vormittage heimkehren werde. Dann gehen sie speisen.

Armand kennt die feinen Restaurants Mailands; er wählt eines der ersten. In einer lauschigen Ecke, durch goldgestickte Paravents und große Palmen ab-

getrennt, hat er ein Tischchen gewählt. Ein kleines, exquisites Diner wird aufgetragen, dreimal wechselt der Wein.

Rose-Marie glaubt zu träumen; ihr gegenüber hängt ein großer Wandspiegel mit schwerem Goldrahmen. Drin sieht sie sich jung, schön und glücklich, mit rosigem Antlitz und lachenden Augen, ach so verschieden von der jungen ernsten Nonne im dunkeln Kleide, die sich gestern nachmittag mit starren Augen im Spiegel beschaute.

Armand sitzt neben ihr, jung, froh und hübsch; die Anziehungskraft, die er von jeher auf sie ausgeübt, wirkt mit erneuter Kraft. Sie fühlt ihr Herz ihm entgegenschlagen.

Sie sprechen von ihrer Jugendzeit, von all den tollen Streichen, die sie gemeinsam verübt; wo eines nicht mehr genau Bescheid weiß, ergänzt es das andre. Sie reden und lachen uud sind glücklich wie Kinder. Nur von einem sprechen sie nicht, als wären sie im stillen übereingekommen, das nicht zu berühren: vom Anfang ihrer Freundschaft, wie er sie an den Baum band im Walde und wie er dann kam, sie zu befreien. Von dem sprechen sie nicht, und doch hat es keines vergessen.

Inzwischen vergeht die Zeit; das Abendleben wird reger. Kleine schmächtige Büblein kommen und bieten Streichholzschachteln zum Kaufe an. Armand weist keinen zurück, von jedem kauft er ein Schächtelchen; vor ihm liegt bald ein kleiner Berg; er baut daraus eine Burg. Auch die kleinen blassen Blumenmädchen mit den übernächtigen Augen und den müden Kindergesichtern bitten nicht umsonst: „Un fiore per la Sua Signora.“ Das erste Mal ist Rose-Marie heiß errötet, wie sie sich seine Signora nennen hört, und Armands Augen haben einen Moment lang in die ihren getaucht, tief und forschend, — dann hat sie gelacht, und jetzt häufen sich vor ihr die Blumensträußchen wie vor ihm die Streichholzschachteln.

Mit inniger Freude sieht sie, wie gut er ist mit den Kleinen, wie er die müden Köpfchen liebkost und wie er die blauroten kalten Kinderhändchen mit den Ueberbleibseln vom Dessert füllt. Welch leuchtende Blicke ihm dafür werden aus dankbaren Kinderaugen.

„Rose-Marie, nun wollen wir ins Theater gehen,“ sagt er nun plötzlich. „Im Dal Verme wird heute ‚La Traviata‘ mit der Prevosti gegeben, das mußt du hören.“

Rose-Marie ist einverstanden; sie liebt die Musik so sehr, und wann käme sie sobald wieder zu einem solchen Genusse? Warum soll sie nicht überhaupt alles genießen, was heut sich ihr beut? einmal so recht mit vollen Zügen das schäumende Leben trinken, das ihr heute Entschädigung bieten will für lange Jahre öden Entsagens.

Armand bezahlt, sie erheben sich; er legt ihr das veilchenduftende Pelzjäckchen um; Rose-Marie befestigt ein Sträußchen dunkelroter Nelken daran; sie ist in sehr gehobener Stimmung.

Dann sitzen sie in der Oper auf bequemen Plätzen; rings herum Licht und

Leben, in den Logen Damen in strahlenden Toiletten; nackte Schultern leuchten, Diamanten blitzen; dazwischen sieht man die kleidsamen Uniformen italienischer Offiziere.

Und nun die Musik, die sinnbethörende, weiche, einschmeichelnde Musik des großen italienischen Meisters; die berückenden Arien, vorgetragen von der Prevosti, Verdis gelehriger Lieblingsschülerin, der er jeden Ton, jede Geste selbst beigebracht; die exaltierte schwärmerische Handlung mit dem tragischen Finale, die Verherrlichung der Courtisane nach Dumas fils allbekanntem Lieblingsroman: „La Dame aux Camélias".

Es sind der Eindrücke zu viel auf Rose-Mariens an Stille und Einsamkeit gewohnten Organismus. Sie fiebert, sie weiß kaum mehr, wo sie weilt, wer sie ist; sie trinkt die Musik in sich hinein, hält Armands Hand in der ihren und ist wunschlos und glücklich.

Mit heißen Augen und brennenden Wangen folgt sie nach elf Uhr Armand die Treppen hinunter. Wieder hebt er sie in einen Wagen, ruft dem Kutscher eine Adresse und steigt zu ihr ein. Sie fragt nicht, wohin sie fahren.

Vor einem eleganten kleinen Hotel hält der Wagen. Ein geschäftiger Portier öffnet den Schlag.

„Zwei Zimmer mit kleinem Salon," befiehlt Armand, dann steigen sie teppichbelegte Treppen hinan. Ein Kellner führt sie in einen kleinen Salon mit niederen Möbeln, wo ein Kaminfeuer brennt. Je links und rechts öffnen sich Thüren, die in kleine Alkoven führen, — die beiden Schlafzimmer.

„Felicissima notte," sagt der Kellner, dann sind die beiden allein.

Schweigend nimmt er ihr Hut und Pelzjacke ab, leise gleiten dabei seine Hände über ihre runden Schultern. Tief, tief schauen seine dunkeln Augen wieder in die ihren, fest und doch bittend zugleich.

Rose-Marie durchbebt es von Kopf zu Fuß; plötzlich versinkt die Gegenwart und die Zukunft vor ihr, — sie steht auf einmal wieder im stillen Walde, ein kleines, an den Baum gefesseltes Mädchen; Armand ist gekommen, sie loszulösen, und ihr Herzchen schlägt ihm entgegen in Trotz und Liebe und Leidenschaft. „Willst du jetzt mein Schatz sein?"

Hat er wirklich eben diese Worte gesagt? Mit einem kleinen aufjubelnden Schrei schlingt sie plötzlich wie damals beide Arme um seinen Hals und schmiegt sich an seine Wange; und wie damals preßt er sie an sich, so heftig und wild, und nun küßt er sie auf den kleinen roten Mund, so leidenschaftlich und süß, wie sie noch nie jemand geküßt.

„Laß uns glücklich sein, Rose-Marie, einmal so recht von Herzen glücklich."

Sie nickt und schweigt und schmiegt sich innig an ihn. Sie weiß, nun ist es gekommen, das Glück, auf das sie gewartet, seit sie denken kann.

III.

Um neun Uhr morgens sitzt Rose-Marie im Eisenbahnzug und rollt ihrem Heim entgegen. Ihr süßes Gesichtchen ist blaß, und tiefe blaue Schatten lagern

um ihre großen Augen. Ihr Haar ist nicht mehr so fein wellig geordnet wie gestern abend, und die rote Nelke auf der Pelzjacke hängt welk das Köpfchen. Leichter weißer Nebel liegt über der Ebene, aber man sieht, die Sonne wird Siegerin werden, schon dringt ihr glitzerndes Licht an einigen Stellen durch.

Rose-Marie ist zu Mute, als käme sie von einem Begräbnis; in ihr ist es still und tot.

Aehnlich wie vorher, wie all diese Jahre her und doch wieder so anders. Sie hat nun eines, an das sie denken kann, das bei ihr ist für den Rest ihres Lebens. Andre genießen ihr Glück homöopathisch in ganz kleinen Dosen, sorgsam übers ganze Leben verteilt. Sie hat das ihre genossen wie ein Verschwender, all auf ein einziges Mal in großem, durstigem Zuge. Nun bleibt ihr nichts mehr als die Erinnerung.

Rose-Marie schämt sich nicht, sie macht sich keine Vorwürfe; ihr scheint, das habe so kommen müssen und sei ihr zugemessen gewesen vom Schicksal.

Armand ist gegangen für immer; sie sind einig, daß ihre Pfade sich nicht weiter kreuzen sollen. Nur die unauslöschliche Erinnerung märchenhaften Glückes soll fortbestehen und soll das einzige Band sein, das sie verbindet.

Der Abschied am Morgen war kurz gewesen, kurz und schmerzhaft wie der trennende Schnitt einer zweischneidigen Klinge. Vorbei, vorbei. —

Der Zug hält in San Pietro; Rose-Marie steigt aus, kein Mensch wartet ihrer. Gelassenen Schrittes geht sie den Weg durchs Dorf hinüber zum Herrenhaus. Bei der Fabrik steht Karl Steiner.

„Du hast dich aber fein gemacht, Rose, fast hätt' ich dich nicht gekannt; wem willst du denn imponieren? Hast du ein rechtes Hotel gehabt für die Nacht?“ ruft er hinüber.

Doch ehe sie antworten kann, kommt der Inspektor, und mit diesem geht Steiner eilig zu den Webstühlen. „Die neuen Walzen sind angekommen,“ ruft er, sich gleichsam entschuldigend.

Rose-Marie lächelt bitter; sie ist sich dieser Mensch gewordenen Seidenfabrik gegenüber keines Unrechtes bewußt.

Im Schlafzimmer angekommen, geht sie zum Toilettentisch, ergreift den Handspiegel und blickt hinein; deutlicher als vorgestern sieht sie die Fältchen vom Auge zur Schläfe; lächelnd nickt sie ihnen zu wie alten Bekannten.

„Die ersten Runzeln und die erste und letzte Jugendthorheit,“ sagt sie leise. Dann zieht sie sich aus, legt sich zu Bett und schläft am hellichten Tag einen tiefen, traumlosen Schlaf.



Das Grabmal Innocenz' XI.

Von

Fürst Balthasar Odescalchi (Rom).

Wer die Peterskirche betritt, erblickt links hinter der dritten Kapelle in einer großen Nische gegenüber dem Denkmal Leos XI. Medici, das die schöne Statue von Algardi trägt und als Wahrzeichen eine Rose mit der Inschrift: Sic floruit, das Sinnbild seines nur siebenundzwanzig Tage dauernden Pontifikates, besitzt, das Grabmal des Papstes aus unsrer Familie.

Das Denkmal Innocenz' XI. trägt das Gepräge des Kunstgeschmackes jener Zeit und ist im wesentlichen barock gehalten; wenn auch die Einfachheit und Naturwahrheit der klassischen Zeit fehlt, so entbehrt es doch nicht der Größe und eines wirkungsvoll-dramatischen Aufbaus — Eigenschaften, die sich häufig in den Werken der Verfallzeit finden.

Wie sich aus der Inschrift ergiebt, wurde dieses Denkmal zur Erinnerung an den Oheim von seinem Neffen Don Livio Odescalchi errichtet.

Es ist merkwürdig, daß dieser zur Ausführung des Werkes einen französischen Künstler wählte, da doch unser Papst während seiner Regierung sich wahrlich nicht als Freund Frankreichs erwiesen hatte. Der Name des Künstlers steht auf dem Schilde, den die Statue der „Gerechtigkeit" trägt: Stefanus Petrus Bisantinus f.

Ueber der großen Nische, die den Hintergrund des Denkmals bildet, tragen zwei dicke, fleischige, barock gebildete Marmorengel ein großes Wappen unsrer Familie aus vergoldeter Bronze.

Darunter steht das Bild des Papstes; er ist sitzend dargestellt, bekleidet mit einem langen Chorhemd in reichem Faltenwurf, von den Schultern fällt ihm der große Mantel, der ihm in breiten, malerischen Falten bis zu den Füßen reicht, mit der Rechten hält er die Tiara und die heiligen Schlüssel, und mit dem Ellbogen ruht er auf einem großen Adler, den ihm die Laune des Künstlers als Stütze gegeben hat. Er streckt die Hand zum Segen aus, aber mit so hoheitsvoller und stolzer Gebärde, daß es eher scheint, als wolle er die Feinde zurückweisen.

Seine Züge sind sehr ausgeprägt und charakteristisch; das Gesicht ist scharfgeschnitten, mit langer Adlernase und hervorspringendem Kinn; er trägt Kinn- und Knebelbart nach der Sitte seiner Zeit, wo auch die Geistlichen gewöhnlich Bärte trugen.

Der Ausdruck des Gesichtes ist von vorn gesehen der heiterer Würde, im Profil treten die Züge noch schärfer hervor und erscheinen streng.

Dieses Standbild gehört einem Manne, der von hohem und kräftigem Wuchse war, und in der That teilt einer seiner Biographen, Matteo Giuseppe Lippi, mit,

„daß seine Gestalt die der andern um eine Elle überragte"; sicher überragte Innocenz XI. seine Umgebung um eine Elle, und das beweisen auch die von ihm erhaltenen Bilder.

Zu dieser Statue steht ein kleines Basrelief nicht im rechten Verhältnis, das die Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung darstellt, das wichtigste Ereignis, das sich unter seinem Pontifikat zutrug, und das ruhmreichste Ergebnis seiner Politik. Unten findet sich dann ein Sarkophag aus dunkelm Marmor mit großen Eckspiralen aus Kupfer und Verzierungen aus vergoldeter Bronze, in der Mitte mit einem Eichenkranz aus demselben Metall, der den Namen des Dargestellten in Uncialschrift enthält, und zwei Löwen, die dem Sarkophag als Stütze und Grundlage dienen.

Zu beiden Seiten stehen zwei allegorische Gestalten aus weißem Marmor. Die eine stellt die Religion dar; in der Hand ein Kreuz haltend, blickt sie den Papst voll an und drückt in ihren Zügen großes Vertrauen zu ihm aus. Die andre stellt die Gerechtigkeit dar, und obgleich in weiblicher Kleidung, trägt sie wie eine Amazone einen federgeschmückten Helm, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Schild, auf dem, wie erwähnt, der Schöpfer des Denkmals seinen Namen eingehauen hat.

Wie ich schon bemerkte, ist das Ganze in den ausgeprägtesten Barockformen gehalten und wirkt daher außerordentlich malerisch; ebenso hinterläßt es einen bleibenden Eindruck von den Hauptzügen im Wesen des Papstes.

Lang, lang ist's her; aus meiner frühesten Jugend entsinne ich mich, daß ich oft, als ich noch ganz klein war und mich kaum auf den Beinen halten konnte, vor das Grab Innocenz' XI. geführt wurde, und daß ich in kindlicher Einfalt Brotkrümchen mitnahm, um sie zwischen die spitzen Zähne im Rachen der Löwen, die den Sarkophag stützen, zu werfen.

Später begab ich mich viele Jahre hintereinander oft nach der Peterskirche und verweilte dort unter den hohen Gewölben, um lange die männliche und charaktervolle Gestalt des Papstes aus unsrer Familie zu betrachten; ich kehrte stets hierher zurück, wenn ich mich durch irgend etwas Schweres bedrückt fühlte, schwankend oder mutlos war oder wenn ich im Leben einen entscheidenden Entschluß zu fassen hatte.

Dieser Anblick hat mein Gemüt stets beruhigt, meinen Geist gestärkt und mich zu fester Entschließung gedrängt, da er nicht das Bild eines Mannes bot, dessen Gemüt hin und her schwankte, sondern der hohen Verstand und festen Willen bekundete und Thaten vollbracht hat, deren die Geschichte ehrenvoll gedenkt.

In der That hat Innocenz XI., als er den heiligen Stuhl bestieg, in strenger Verwaltung und peinlicher Sparsamkeit, die so weit ging, daß er sich die Kleider seines Vorgängers umändern ließ, es verstanden, die öffentlichen Finanzen wiederherzustellen und den erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen, so daß er später das Gold mit vollen Händen ausgeben konnte, um den Krieg gegen die Türken zu unterstützen.

Er verstand es, mit unbezwinglicher Willenskraft den Ansprüchen Ludwigs XIV. von Frankreich entgegenzutreten, der von den Zeitgenossen der Sonnenkönig genannt wurde, vor dessen Strahlen sich jeder beugte, und in ihrem berühmten Kampfe war es nicht jener König, der das letzte Wort behielt.

Im Jahre 1888 veröffentlichte ein französischer Professor in Bern, Michaud, ein Buch unter dem Titel: „Ludwig XIV. und Innocenz XI., nach bis dahin ungedruckten diplomatischen Berichten.“

Dieser Schriftsteller, der dem Andenken unsers Papstes durchaus nicht wohl will, schildert am Schlusse seines Werkes die beiden Persönlichkeiten und gelangt bei der Beurteilung ihres Kampfes zu folgenden Ergebnissen:

„Ludwig XIV. und Innocenz XI. kämpften mit gleichen Waffen, mit denselben Vorzügen, mit denselben Schwächen.

Aber kaum gerieten sie feindlich aneinander, so zeigte sich alsbald die Ueberlegenheit Innocenz' XI., und es ist leicht zu verstehen, warum Ludwig von ihm besiegt wurde.“

Ludwig XIV. lebte zu viel in weiblicher Umgebung und gab zu viel auf den äußeren Eindruck. Seine übertriebene Wertschätzung des Scheines ließ ihn oft das eigentliche Ziel aus den Augen verlieren, und so strebte er mehr nach einem scheinbaren, als thatsächlichen Erfolge. Oft ließ er die Beute um den Schatten fahren, den Ruhm um den Lorbeer, und endlich entschloß er sich zu einem Vergleiche mit seinem Gegner, ohne eine andre Genugthuung zu fordern, als die seine Eitelkeit und seine Eigenliebe betraf.

Innocenz XI. behielt dagegen sein Ziel fest im Auge und suchte es per fas et nefas zu erreichen.

Das, was auf Ludwig XIV. nie seine Wirkung verfehlte, berührte ihn kaum. Höflichkeiten, Schmeicheleien, Ehrenbezeugungen, nichts konnte ihn von dem Entschluß abbringen, den er einmal gefaßt hatte. Er kümmerte sich wenig um den äußeren Schein und den eitlen Glanz, der die Augen doch nur ganz kurze Zeit zu blenden vermag.

Er kannte nur eine Politik, die der durchschlagenden und dauerhaften Erfolge.

Darin war er Schüler Richelieus und Mazarins, der Lehrmeister, denen Ludwig XIV. infolge seines Temperaments undankbar den Rücken gekehrt hatte.

Andrerseits verstand es Innocenz XI. mit großer Klugheit, eifersüchtige Regungen zu beschwichtigen, die Rivalitäten der deutschen Fürsten zu besänftigen und alle gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Er verstand es, die Kräfte des deutschen Reichs, des Königreichs Polen und der Republik Venedig zusammenzufassen und gegen den türkischen Einfall zu verwenden.

Und ruhmreich war der Tag und vollständig die Niederlage der Türken; die Geschichte hat des Papstes Stirn mit demselben Lorbeer umwunden wie die des Herzogs Karl von Lothringen, des Königs Johann Sobieski, Francesco Morosinis und der andern berühmten Feldherren, die seinen großen Plan zur Ausführung brachten.

Am Ende, als seine letzte Stunde schlug, sank er infolge eines Steinleidens

ins Grab; die beiden großen Nierensteine werden, in Silber gefaßt, von mir in der Kapelle unsers Palastes aufbewahrt.

Wie oft ist mir in der Peterskirche vor diesem Grabmal der Gedanke gekommen, einen wie entscheidenden Einfluß auf den Weltlauf manche Männer gehabt haben, und mit wie viel Recht der Papst unsrer Familie, dessen Bild hier steht, zu diesen gerechnet wird.

Wenn er nicht die Ereignisse vorbereitet hätte, wenn unter den Mauern Wiens der reißende Strom des türkischen Angriffs nicht zum Stehen gebracht worden wäre, der zum letzten Male den ganzen Westen zu überfluten und zu ertränken drohte, würde unsre alte Kultur für immer ausgelöscht worden sein, würde der Weltlauf ganz andre Bahnen eingeschlagen haben, und wir Enkel würden unter ganz andern Verhältnissen, als wir sie jetzt haben, geboren sein.

Aber deutlicher und klarer noch als in St. Peter ist mir dieser Gedanke in der reinen Luft und unter dem wolkenlosen Himmel Griechenlands zum Bewußtsein gekommen, als ich eines Tages einen Ausflug nach Marathon machte.

Diese berühmte Ebene ist auf der einen Seite von einer Bergkette begrenzt, auf der andern vom Meere, das in wunderbaren Farben schimmert und auf dem sich in blassem Blau die Umrisse der Insel Euböa erheben. Ein Marmorblock in der Mitte vor der Basis eines zerstörten Denkmals wird gewöhnlich als das Grab des Miltiades bezeichnet; in einiger Entfernung davon auf einem kleinen künstlichen Hügel befindet sich die Stätte, wo sich, jedoch nur nach der Volksüberlieferung, das Grab der in der berühmten Schlacht gefallenen athenischen Helden befindet.

In der That wurden, kurz nachdem ich Griechenland verlassen hatte, dort Nachgrabungen angestellt und dabei menschliche Gebeine und kleine Thongefäße gefunden, die als heilige Erinnerungszeichen in das Museum von Athen übergeführt wurden.

Hier saß ich im Schatten dieses Hügels und heftete meinen Blick bald auf die Berge, bald auf das Meer, bald auf die wellige Ebene, das Schlachtfeld jenes berühmten Tages, und suchte mir in meiner Phantasie das großartige Drama zu vergegenwärtigen und die Stätte mit den Kämpfern des Altertums zu bevölkern; auf diesen Hügeln stellte ich mir die zehntausend Athener und die tausend verbündeten Platäer vor, bekleidet mit der kurzen dorischen Tunika, mit Helm, Panzer, eisernen Beinschienen, die lange Lanze in der Rechten, das kurze Schwert an der Seite, die Linke bewehrt mit dem kleinen runden Schilde, von denen wir ein Bild davon auf der Grabstele des Kriegers Aristion besitzen, die im Museum zu Athen aufbewahrt wird. Auf beiden Flügeln des kleinen Heeres waren in Eile mächtige Holzverhaue angelegt worden, um die feindliche Reiterei an einer Umgehung zu verhindern. Zum alleinigen Oberbefehlshaber dieses kleinen Häufleins Krieger war von den zehn Strategen, die nach der thörichten demokratischen Gewohnheit gleichzeitig den Befehl führten, einstimmig Miltiades erwählt worden, und unter ihm standen Männer wie Aristides und Themistokles.

Dann betrachtete ich die Ebene und stellte mir sie erfüllt von den hundert-

tausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern des Großkönigs vor, die unendliche Menge von Wagen, Bogenschützen, Kriegern aller Art, in der verschiedensten Ausrüstung, Tracht, Bewaffnung, von denen wir uns jetzt eine genaue Vorstellung nach den in Ninive, Chorsabad und Persepolis entdeckten Basreliefs machen können.

Dann richtete ich meinen Blick auf das Meer, und es erschien mir bedeckt von den hohen Schiffen mit buntbemalten Vorderteilen, auf denen das Heer der Barbaren herangesegelt war.

Auf diesen Bergen herrschte Ordnung und Mannszucht; Vaterlandsliebe ließ das Herz der Tapferen höher schlagen, und in ihrem Herzen lohte die helle Flamme der Gesittung.

Unten dagegen wogte eine ungeordnete Menge durcheinander, in der Prunk und Reichtum Weniger, Sklaverei und Elend der Masse herrschten, und mit deren Hilfe der orientalische Despotismus die Welt erobern wollte.

Dann rief ich die Erinnerungen an die klassischen Studien wach und suchte mir die einzelnen Momente des Kampfes, der mit dem unerwarteten Siege endete, zu vergegenwärtigen.

Dann gedachte ich an die Folgen dieses großen geschichtlichen Ereignisses und sagte mir, daß, wenn Miltiades und die Seinigen unterlegen wären, Athen, dieses strahlende Gestirn unter den Städten der Vergangenheit, gleich im Aufgange erloschen wäre, der Glanz der Hellenen, von denen die klassische Kultur ausging, verdunkelt worden wäre; die antike Welt hätte eine ganz andre Gestalt angenommen, und vielleicht wäre auch die hehre Roma vernichtet worden.

Dann kam es mir in den Sinn, wie in der Folge mehrmals und im langen Abstande von Jahrhunderten der Osten von neuem versucht hatte, den Westen zu überfluten, und wie einige geschichtliche Ereignisse und berühmte Siege dem verhängnisvollen orientalischen Strome Halt geboten, der ganz Europa zu verwüsten drohte; und dann erinnerte ich mich des Busens von Lepanto mit seinem tiefen, schwarzen Wasser, den ich kurz zuvor bei der Landung in Griechenland gesehen hatte, und vor meiner Phantasie erhob sich das Bild jenes denkwürdigen Sieges, der diesen Namen trägt.

Viele Jahrhunderte waren verflossen. Der Orient hatte sein Aussehen verändert, seitdem unter den Nomadenstämmen Arabiens ein neuer Prophet erstanden war, der mit dem Schwert in der Hand eine neue Zeitrechnung eröffnet hatte. Die Kalifen, seine ruhmreichen Nachfolger, die sein Werk fortsetzten und an seiner Lehre festhielten, waren in Verfolgung des eingeschlagenen Weges von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung in Asien, in Afrika, in Europa weitergeschritten.

Eine kurze Unterbrechung des Siegeslaufes waren die Kreuzzüge gewesen, aber sie waren ein flüchtiger Traum gewesen, dem keine Erfüllung beschieden war.

Bald darauf war Byzanz, die zweite Hauptstadt der römischen Welt, gefallen, die gläubigen Muselmanen hatten dauernden Besitz von ihm ergriffen und es zu ihrer Hauptstadt gemacht.

Während auf den Trümmern von Campidoglio sich das Kreuz, das Sinnbild des neuen Glaubens erhob, saß auf dem Throne der Cäsaren ein Greis mit der Tiara auf dem Haupt, von den Schultern wallte ihm ein langer, goldgestickter Mantel, in der Hand hielt er anstatt des Zepters zwei gewaltige Schlüssel und setzte, wenn er sie schwang, die Welt in neuer und unerhörter Weise in Bewegung.

Pius V. und Selim II. waren die beiden großen Gegner. In dem fernen Spanien, das jahrhundertelang die blutige Walstatt des Kampfes zwischen zwei verschiedenen Rassen und zwei verschiedenen Kulturen gewesen war, thaten die Mauren, die ehemaligen Herren des Landes, ihren letzten Atemzug, zerdrückt von der eisernen Hand jenes finsteren Herrschers, wie es Philipp II. war, und vertrieben, verließen sie für immer die Iberische Halbinsel. Aber inzwischen wehte die Fahne des Propheten auf Cypern, auf Kreta, auf der Festung Ofen in Ungarn, und das Meer gehörte den Muselmanen.

Am 7. Oktober 1571 stießen die feindlichen Flotten, jede ungefähr zweihundert Galeeren stark, die von zahlreichen Lastschiffen begleitet waren, beim Tagesgrauen unfern des Meerbusens von Lepanto aufeinander.

Durch seine zähe Beharrlichkeit war es dem Papste Pius V. gelungen, das christliche Bündnis zusammenzubringen. Es bestand aus den Seestreitkräften von Venedig, von Spanien, den päpstlichen Galeeren, denen von Malta, Savoyen, Toskana und andern italienischen Staaten.

Auf diese Galeeren war die Blüte des spanischen und italienischen Adels gestiegen, die Mendoza, die Bazan, die Bequezem, die Medina, Colonna, Orsini, Caetani, Venier, Doria, della Rovere, Farnese, Mocenigo, Contarini und hundert und aber hundert andre, deren Aufzählung zu lang sein würde. Erwähnen will ich nur, daß der päpstliche Nuntius, der das Admiralschiff bestiegen hatte, aus unserm Geschlechte stammte, Monsignore Paolo Odescalchi, Bischof von Penne. Auf diesen Schiffen befanden sich auch andre tapfere Kämpfer, deren Namen unbekannter geblieben sind, das heißt zahlreiche Söhne von Hellas, dem berühmten und unglücklichen Lande, das schon lange von der ottomanischen Tyrannei bedrückt wurde. Auch ein unbekannter Soldat kämpfte hier und wurde verwundet, Cervantes, der später der spanischen Litteratur unsterblichen Ruhm erwerben sollte.

Die venezianischen Schiffe befehligte Venier, die spanischen Andrea Doria, die päpstlichen Marcantonio Colonna. Zum Oberbefehlshaber des heiligen Bundes war ein blühender, schöner und feuriger Jüngling gewählt worden, der natürliche Sohn Kaiser Karls V. und der Barbara Blomberg mit der schönen Stimme; er hieß Don Juan d'Austria.

Die christliche Flotte näherte sich, in drei Geschwader geteilt, und ebenfalls in drei Geschwader geteilt ging sie zum Angriff auf die ottomanische Flotte über.

Die Venezianer bildeten den linken Flügel und hatten Agostino Barbarino zum Führer; ihnen stellte sich ein türkisches Geschwader unter dem Kommando des Vizekönigs von Aegypten mit dem Beinamen Scirocco und Chinlug Beys entgegen.

Don Juan d'Austria befehligte das Zentrum; er hatte das Admiralschiff bestiegen, zu seiner Linken befand sich die Galeere Sebastiano Veniers, zur Rechten die Marcantonio Colonnas; ihm stand ein Geschwader der Türken unter dem Befehl eines ihrer hervorragendsten Feldherrn, Ali Paschas, gegenüber.

Der rechte christliche Flügel war von Andrea Doria befehligt und hatte ein feindliches Geschwader gegenüber, das von dem berühmten kalabresischen Renegaten, der später Vizekönig von Algier wurde und sich unter dem Namen Lucciali zu Lande und zur See großen Ruhm erwarb, geführt wurde.

Als in der Morgendämmerung bei Sonnenaufgang sich die beiden Flotten erblickten, ließ Don Juan auf seiner Galeere die Flagge des heiligen Bundes hissen, die ihm übersandt worden war; es war ein großes, viereckiges Banner, auf dem das Bildnis des gekreuzigten Christus gemalt war.

Als unmittelbare Antwort darauf ging auf dem Heck des türkischen Admiralschiffes die grüne Fahne des Propheten in die Höhe; sie entfaltete sich langsam und flatterte dann majestätisch in der klaren, reinen Luft.

Die Schlacht begann zwischen den Ottomanen und den Venezianern, die zwischen der Küste und der Curzolarischen Insel einhersegelten.

Der erste Flintenschuß fiel von dem Schiffe Francesco Duodos und ging durch die Flagge des Admiralschiffes Ali Paschas. Auf dieses unglückliche Vorzeichen folgte ein Augenblick des Schwankens bei den Türken, aber Ali Pascha machte ihm sofort durch sein Beispiel ein Ende, indem er entschlossen vorging.

Inzwischen war zwischen dem linken Flügel, der von den Venezianern gebildet wurde, und dem feindlichen, ihm gegenüberstehenden Geschwader ein wütender Kampf entbrannt; die Galeeren lagen Bord an Bord, die Enterbrücken wurden zum Schauplatz erbarmungs- und schonungsloser Kämpfe, die Wogen färbten sich mit Blut, die Oberfläche des Meeres bedeckte sich mit umherschwimmenden Schiffstrümmern und Leichen, und Galeren versanken in tiefen Strudeln.

Nun ging Don Juan d'Austria unmittelbar zum Angriff auf das feindliche Admiralsschiff über. Es erfolgte ein gewaltiger Stoß; die beiden Schiffe blieben wie zu verhängnisvoller Umarmung aneinander gekettet, und ein gräßlicher Kampf entspann sich.

Da der Bug der Galeere Alis höher war, hatten die Türken den Vorteil, von oben herab fechten zu können, und für einen Augenblick schien es, als sollten sie die Christen übermannen und hier das Schicksal des Tages wenden, der für die Liga günstig begonnen hatte. Unterdes stand Don Juan mit dem Degen in der Hand hochaufgerichtet vor dem Banner der Liga und feuerte die Seinigen an; da rannte plötzlich Marcantonio Colonna mit dem Buge seines Schiffes das Heck des feindlichen an: die Türken wurden von diesem zweiten Angriff überwältigt und konnten keinen Widerstand mehr leisten; ihre Leichen fielen in großer Anzahl in das Meer, der Oberbefehlshaber Ali fiel, sein Kopf wurde vom Rumpfe gehauen und in die Tiefen der Wogen geschleudert, und auf dem gekaperten Schiffe wurden die Farben der heiligen Liga gehißt.

Dann wurde im Zentrum der Kampf allgemein, wie er es schon auf dem

linken, von den Venezianern gebildeten Flügel war, wo man sich wütend schlug, wo man sich anstrengte, die Niederlage der Türken zu vollenden, wo Schiffe genommen und versenkt wurden.

Auf dem rechten Flügel manövrierten inzwischen Lucciali und Andrea Doria, ohne sich noch anzugreifen, und wetteiferten in taktischer Geschicklichkeit, als mit einem Male der kalabresische Renegat sich gewandter erwies, sich plötzlich in den Zwischenraum zwischen dem rechten Flügel und dem Zentrum stürzte, unerwartet über die Christen herfiel und ihnen durch Wegnahme und Versenken vieler Schiffe großen Schaden zufügte; besonders übel spielte er den maltesischen Galeeren mit, und bevor Andrea Doria ihn erreichen konnte, gelang es ihm, sich zu retten, indem er geschickt an der Küste von Santa Maura, dem antiken Ithaka, entlang segelte. Er gewann das offene Meer und gelangte am Ende glücklich an die afrikanische Küste, nachdem er allein bei der großen Niederlage die Ehre der türkischen Waffen gerettet hatte.

Zwei Stunden nach dem Beginn des Kampfes war das Schicksal des Tages entschieden; am Abend war der Sieg vollendet.

Die Türken hatten einen Verlust von 130 genommenen Galeeren, andre waren am Ufer gescheitert oder in Brand gesteckt; 30000 der Ihrigen waren gefangen genommen, und 50000 Christen, die sich auf den Galeeren befanden und zum Ruderdienst verurteilt worden waren, wurden aus der Sklaverei errettet und erhielten die Freiheit zurück.

In der ganzen Christenheit läuteten die Glocken zum Fest, Jubellieder ertönten durch den ganzen Westen, und unzählige Stimmen wiederholten den Vers des Evangelisten: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Johannes, eine Anspielung auf den jungen Helden, den Sieger in der Schlacht bei Lepanto, dem aber die Parze bald, in Flandern, den Lebensfaden abschneiden sollte, den sie unter so ruhmvollen Anzeichen zu spinnen angefangen hatte.

Am 7. Oktober 1571 wurde die Herrschaft über das Mittelländische Meer auf immer den Türken entrissen.

Nachdem ihr so das Meer verschlossen war, nahm die orientalische Flutwelle ihren Weg zu Lande und versuchte kaum hundert Jahre später von neuem den ganzen Westen zu überschwemmen.

Die Türken hatten schon die verschiedenen Völker der Balkanhalbinsel unterjocht, hatten sich zu Schutzherren fast ganz Ungarns aufgeworfen, dann setzten sie ihren Siegeslauf fort, gingen über die Donau und belagerten die kaiserliche Hauptstadt Wien.

Wo sich jetzt die belebte Straße der Umwallung, der Ring genannt, entlang zieht, erhoben sich hohe und feste Bastionen; aber deren Anblick war traurig, weil sie von den Schüssen der feindlichen Artillerie zerstört, von in die Luft fliegenden Minen gesprengt und dem Einsturz nahe waren. Das gegenwärtige Zentrum Wiens, das damals die ganze Stadt bildete, umschloß an Stelle der eleganten und lebensfrohen Bevölkerung, die sich heute hier drängt, nur abgemagerte und abgezehrte Menschen, deren Zahl vom Hunger täglich vermindert

wurde, und eine immer schwächer werdende Besatzung, die die äußersten Anstrengungen machte, den Widerstand noch kurze Zeit fortzusetzen.

In geringer Entfernung, am Fuße des Kahlenbergs, lagerten unter dem Oberbefehle des Großveziers Kara Mustapha 120000 Mann zwischen festen Laufgräben und geschickt und vorteilhaft angelegten Verteidigungswerken dicht bei einander.

Wenn die Kaiserstadt Wien noch nicht gefallen war, so hatte daran die Habgier des Veziers schuld, der gefürchtet hatte, bei einem Sturm und der darauffolgenden Plünderung einen großen Teil der Schätze einzubüßen, die darin vorhanden waren; auch hatte er den klugen Rat des Paschas von Ofen verschmäht, der unablässig zum Sturme drängte.

Doch war im türkischen Lager die Siegeszuversicht so groß, daß in den Zelten des Oberbefehlshabers schon alles zum Siegeseinzuge in die eroberte Stadt Erforderliche bereit lag; noch war sie nicht gefallen, und die Türken verstiegen sich schon zu der Behauptung, sie würden dann in diesem Jahre die Winterquartiere in Rom beziehen, und wie schon in der zur Moschee umgewandelten Sophienkirche in Konstantinopel, so würde sich auch unter der weiten Wölbung von St. Peter das Gebet der wahren Gläubigen zu Gott erheben.

Unter den Mauern Wiens sollte sich der letzte Kampf zwischen Asien und Europa um die Weltherrschaft entscheiden.

Mohammed IV. war Sultan, und auf dem Stuhle von St. Peter saß der würdige Nachfolger Pius' V., Benedetto Odescalchi, der beim Antritt des Pontifikats den Namen Innocenz XI. angenommen hatte, und er bewies in dem Widerstande gegen die Türken dieselbe Thatkraft wie sein ruhmreicher Vorgänger.

Während der Vezier Kara Mustapha seine Zeit verlor und, eingeschlossen in seinem befestigten Lager, mit gierigem Auge die schlecht befestigte Stadt betrachtete, die jeden Augenblick in seine Gewalt fallen mußte, rückte zu ihrem Entsatz von der einen Seite ein mächtiges kaiserliches Heer heran, in dem zahlreiche Fürsten unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen, jenes bewährten Feldherrn, standen. Als Adjutant diente unter ihm ein junger Mann, der damals seine ersten Kriegsdienste that und der später mit eignen Siegen seine so ruhmvoll begonnene Laufbahn fortsetzen sollte. Es war der Prinz Eugen von Savoyen.

Wenn unter diesen Führern jede Eifersuchtsregung unterdrückt wurde, wenn in diesem Lager völliges Einvernehmen herrschte, so verdankte man dies dem überragenden Einflusse Innocenz' XI.

Wenn von einer andern Seite zum Entsatz der belagerten Stadt der tapfere König Johann Sobieski an der Spitze seiner wackeren Polen von Norden her nahte, so verdankte man dies ebenfalls ihm. Denn Innocenz XI. hatte einen Waffenstillstand zwischen Rußland und Polen vermittelt, und durch drei Breven, von denen er das eine an den König, das zweite an die Senatoren, das dritte

an den Adel der polnischen Nation sandte, hatte er bei ihnen jedes Schwanken beseitigt und es erreicht, daß sie dem heiligen Bunde gegen die Ungläubigen beitraten und die Waffen ergriffen.

Außerdem hatte er es verstanden, die Kroaten gegen den gemeinsamen Feind zu ermutigen und aufzureizen. Er hatte mit seinem Privatvermögen die Kosaken angeworben, die unter seinen Fahnen kämpften. Dank seinem klug angesammelten Schatze und seiner sparsamen Verwaltung hatte er für den Unterhalt der christlichen Heere reiche Beisteuern gegeben, und endlich hatte er sogar die Perser zu Feindseligkeiten gegen die Türken zu bewegen gesucht.

Am 12. September 1683 wurde die berühmte Schlacht geliefert und gewonnen, durch die der Westen noch einmal gerettet wurde.

Das Lager der Türken wurde gleichzeitig von dem Herzog von Lothringen und dem König von Polen angegriffen. Dem Herzog von Lothringen gelang es zuerst, mit einem Flügel seines Heeres die türkischen Befestigungen zu erstürmen und mit dem andern unter dem Markgrafen von Baden auf der Donau in die belagerte Stadt zu dringen und ihr Hilfe zu leisten.

Dem König von Polen war es nach erbittertem Kampfe gelungen, gleichfalls den Feind zu schlagen; die Zelte des Veziers, die unzählige Kostbarkeiten enthielten, fielen ihm in die Hände und wurden seine Kriegsbeute. Wir besitzen eine Erinnerung daran in einem Briefe, den der König selbst auf dem Schlachtfelde an seine geliebte Gattin Maria Kasimira richtete und der ein Verzeichnis der Schätze enthält. In seine Gewalt fiel auch die Fahne des Propheten, die er als Siegeszeichen an den Papst sandte, begleitet von einem Schreiben, das in Nachahmung jenes berühmten Briefes Cäsars verfaßt ist, aber eine mehr dem christlichen Geiste zusagende Lesart enthält: Venimus, vidimus, vicit Deus. Dann hielt er unter dem Jubel der vor Freude trunkenen Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in die befreite Stadt und begab sich nach der Stephanskirche, um das Tedeum zu hören, das man hier in Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, die oberste Austeilerin der Siege, anstimmte.

An diesem Tage war die Niederlage der Türken vollständig, der Rückzug ging in Unordnung vor sich, zahlreich waren die Gefangenen, noch zahlreicher die Toten, die man auf der Straße liegen ließ.

Kara Mustapha, ihr Oberbefehlshaber, büßte die Niederlage, indem er mit der seidenen Schnur, die ihm der Sultan schickte, seinem Leben ein Ende machte.

Mit diesem ruhmreichen Siege hörte jeder weitere Versuch des Ostens, den Westen zu erobern, auf. Er bildete den Schluß eines großartigen Dramas, dessen Hauptakte sich in langen Zwischenräumen von Jahrhunderten abspielten. Wenn man die Aufzählung der wichtigeren Siege außer den drei, die ich angeführt habe, ergänzen will, so muß man dem bei Marathon den Seesieg von Salamis anreihen und auch die berühmte Niederlage, die Karl Martell den Sarazenen bei Poitiers im Jahre 732 beibrachte, verzeichnen.

Betrachtet man schließlich Lepanto und die Befreiung von Wien, so kann man nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Folgen dieser beiden großen

Ereignisse ganz verschieden waren. Während nach Lepanto sich der christliche Bund auflöste, ohne den Sieg auszunutzen, trat etwas Aehnliches nach der Befreiung Wiens nicht ein, dank der unermüdlichen Thätigkeit Innocenz' XI.

Bis zum Ende seines Pontifikats war sein ganzes Streben auf die Erfolge der christlichen Waffen gerichtet; in Ungarn, in Rumänien, in Slawonien, in Serbien, in Dalmatien und in Griechenland dreht sich die ganze Geschichte nur um genommene Städte, eroberte Festungen, unter denen die wichtigsten Ofen und Belgrad sind. Noch muß der Beitritt Venedigs und Rußlands zu dem Bunde erwähnt werden. Den Siegen des Königs Sobieski und des Herzogs von Lothringen muß man noch den Morosinis im Peloponnes und die Corneros, des Anführers der venezianischen Landtruppen, in Dalmatien hinzufügen. Und Innocenz XI. hörte nicht auf, die Feldzüge aus seinem Schatze zu unterstützen, er ließ seine Galeeren zu den venezianischen stoßen, und besoldet von ihm kämpften unter seinem Banner die Kosaken, die Kroaten und die Dalmatiner stets erfolgreich.

Die Türken erkannten, welch gewaltigen Gegner sie an ihm hatten, und zur Bestätigung hiervon ist eine Anekdote bezeichnend, die in folgender Weise von einem seiner zeitgenössischen Biographen erzählt wird: „Bei der Belagerung von Korone in Morea rief ein Türke oder vielleicht ein christlicher Renegat mehrmals auf italienisch in unser Lager hinein: ‚Ah, dieser Schuft von Papst wird nicht immer im Lager bleiben!'" — Worte, die ein gutes Verständnis für die Feldzüge während Innocenz' Lebenszeit bekunden. Nach seinem Tode traten unheilvolle Ereignisse ein, die als Vorbedeutungen für die Zukunft angesehen wurden.

Aber was noch mehr in der Geschichte seines Pontifikates in Staunen setzt, das sind die wunderbaren Ergebnisse seiner weisen Verwaltung. Trotzdem er in so bewegten Zeiten regierte, trotzdem er aus seinem Schatze so viele schwere Kriege zu unterstützen hatte, so konnte er doch auf seinem Sterbebett ausrufen: „Wir lassen die Staatskasse in solchem Stande zurück, daß unser Nachfolger die Lasten der Unterthanen erleichtern kann, wenn er will!"

Als ich auf der Ebene von Marathon im Schatten jenes Hügels saß, der sich schützend über der Asche der hier gefallenen Helden erhebt, und jenes berühmte Schlachtfeld betrachtete, zog mir die Erinnerung an diese großen geschichtlichen Thaten durch den Sinn, und wie ein Panorama, das sich vor den Augen eines aufmerksamen Beobachters aufthut, entrollten sich vor meiner Phantasie die einzelnen Scenen dieser denkwürdigen Ereignisse, die örtlich und zeitlich verschieden sind, in denen die handelnden Personen verschiedene Eigenschaften besitzen und die Sitten der Zeiten verschieden sind. Und nach jeder einzelnen Scene kamen mir neue Gedanken und Betrachtungen.

Wenn ich nun am Schluß alles zusammenfasse, so steht mir das Grabmal unsers Papstes vor dem Geiste, und ich sehe ihn klar und deutlich, als ob ich ihn in St. Peter betrachtete; aber auf der Ebene von Marathon erschien mir die Gestalt unsers Papstes in diesem seinem Marmorbilde noch hoheitsvoller und

noch stolzer die Bewegung der Rechten, mit der er zu segnen, aber auch zugleich dem Ansturm von Osten her Halt zu gebieten scheint.

Meine Betrachtungen waren zu Ende, und still rief ich in meinem Geiste aus: „Ruhe in Frieden, alter Priester in St. Peter, unter deinem Barockgrabmale aus farbigem Marmor, der du im irdischen Leben deine Zeit gut angewandt hast.“ Dann erhob ich mich und kehrte nach Athen zurück.



Wunder und Gebetserhörung.

Vom Standpunkte des Naturforschers.

Von

L. Pfaundler in Graz.

I.

Vor einigen Jahren waren wir in Gesellschaft einiger Touristen aus Norddeutschland Zeuge einer Bittprozession, die die frommen Bewohner eines Alpendorfes veranstaltet hatten, um nach anhaltender Trockenheit Regen vom Himmel zu erflehen. Einer der Touristen, dem wir die Bedeutung des Vorganges erklärt hatten, machte dazu die Bemerkung: „So was wäre bei uns in Berlin unmöglich.“ Schon damals waren wir der Ueberzeugung, daß auch die Hauptstadt der Intelligenz noch genug Menschen beherberge, die es für möglich halten, den Gang der Naturereignisse durch Anrufung übernatürlicher Einwirkung abzuändern und zu beeinflussen.

Seitdem haben wir gehört, daß eine amerikanische Schwindlerin in Berlin mit „Gesundbeten“ gute Geschäfte mache, und daß diese Unternehmung sogar in den Kreisen der vornehmen Welt vielen Anklang gefunden habe. Es bedurfte sogar des Eingreifens von höchster Stelle, um dem Unfuge zu steuern. Neben solchen Vorkommnissen erscheinen die biederen Alpenbewohner, die nicht einer auf Erwerb ausgehenden Schwindlerin, sondern einem wohlmeinenden und selbstlosen Seelenhirten folgend um Regen bitten gingen, durchaus nicht in unvorteilhaftem Lichte.

Fassen wir dieses Thema einmal ohne alle Voreingenommenheit an. Wer auf dem Standpunkte steht, daß die Welt von einem absolut mächtigen, allwissenden und wohlwollenden Schöpfer aus Nichts erschaffen worden und von ihm fort verwaltet werde, der denkt nur logisch und konsequent, wenn er die Möglichkeit annimmt, daß dieser Verwalter die berechtigte Bitte bedrängter Menschen hören und durch einen Eingriff in den Gang der Natur erfüllen werde.

Von diesem Standpunkt aus erscheint zwar nicht die amerikanische Gesundbeterei wohl aber die Bittprozession der Alpenbewohner subjektiv begründet und berechtigt, und kein wohlwollend und tolerant denkender Mensch wird die armen Leute darüber verspotten, er wird vielmehr nur wünschen, daß ihnen bald die Erfüllung ihrer Bitte zu teil werde.

Anders stellt sich die Sache, wenn, wie es leider oft der Fall ist, der fromme Glaube sich als Hindernis einer thatkräftigen Selbsthilfe erweist, oder wenn er Formen annimmt, die mit dem Begriffe der eigentlichen Frömmigkeit geradezu unvereinbar sind.

Eine arme Alpengemeinde, deren Ortschaft und Felder häufig durch einen Muhrbruch bedroht und beschädigt wurden, erhielt unverhofft für den Verkauf eines für sie wertlosen Grundstückes eine Summe Geldes zur freien Verfügung. Die intelligenteren Gemeindemitglieder schlugen vor, diese Geldsumme zu Schutzbauten gegen den Muhrbruch zu verwenden. Die Mehrheit setzte aber statt dessen durch, daß quer über die Halde, über die der Muhrbruch auf die Felder niederzugehen pflegte, eine Reihe von Kapellen erbaut werde. Die zu Grunde liegende Absicht war dabei offenbar die, den guten Herrgott ein wenig zu überlisten. Denn wenn er den Muhrbruch nicht zurückhielt, so waren es die seinem Dienste geweihten Kapellen zuerst, die zerstört wurden. Der allmächtige Herr wurde also auf diese Weise selbst dafür interessiert, daß die Muhr nicht losbreche. Diese frommpfiffige Absicht wurde wohl nicht offen ausgesprochen oder zugestanden. Daß sie aber trotzdem vorhanden war, daran ist kein Zweifel. Denn wenn die betreffenden Bauern nur die Ueberzeugung hatten, daß die bestehende Ortskirche nicht hinreiche, um darin die Hilfe Gottes anzuflehen, und daß zu diesem Zwecke noch besondere Kapellen notwendig seien, so hätten sie diese doch lieber auf einer sicheren Stätte erbaut, damit ihre Benutzung stets sichergestellt sei.

Solche Vorkommnisse sind durchaus nicht vereinzelt, sondern finden sich häufig vor. Immer wieder ist es die unausrottbare niedrige Vorstellung, die dem höchsten Wesen menschliche Schwächen zuschreibt und sogar daran denkt, sich diese dienstbar zu machen. Angesichts solcher Vorkommnisse begreifen wir den Unmut und die Empörung der kritischen Intelligenz und den Ruf nach Bekämpfung der Grundlagen solchen Aberglaubens. Da giebt es kein Paktieren und keine Toleranz; da muß Aufklärung abhelfen.

Wie soll nun diese Aufklärung versucht werden?

Sollen wir dem Bauern sagen: „Du mußt doch einsehen, daß es ein Wunder wäre, wenn das lockere Geröll, das da oben ungedeckt von Wald zu Tage liegt, den Regengüssen stand halten würde; es muß unaufhaltbar losbrechen und über die Kapellen auf deine Felder niederbrechen, sobald das nächste stärkere Gewitter darauf niedergeht. Du kannst unserm lieben Herrgott aber nicht zumuten, ja es wäre Vermessenheit, von ihm zu verlangen, daß er den Kapellen zuliebe ein Wunder wirke und den Naturgesetzen Einhalt thue. Da mußt du schon selber helfen, das lockere Geröll durch Flechtwerk und An-

pflanzungen schützen und die niedergehenden Wassermengen durch Sickergräben unschädlich machen. Dazu hat dir der liebe Gott Verstand und gesunde Arme verliehen, daß du sie zu deinem Wohle gebrauchest. Hast du das Deinige gethan, dann erst magst du in die Kirche gehen und bitten, daß Gott dein Werk beschütze."

Oder sollen wir dem Bauern sagen: „Du dummer Bauer, siehst du denn nicht ein, daß dir weder die Kapellen, noch die Bittprozessionen irgendwie helfen können. Die ewigen Naturgesetze allein regieren die Welt. Bringen es die meteorologischen Vorgänge mit sich, daß hier ein Wolkenbruch sich entlade, so hilft dir kein Herrgott gegen dieses Naturereignis. Es geschieht, was geschehen muß, und so gewiß es ist, daß jeder frei bewegliche Stein abwärts fällt, so gewiß werden auch die Steine da oben herunterkollern, sobald sie locker werden. Nur wenn du sie befestigst oder ihr Lockerwerden hinderst, wird dir geholfen sein. Das Kapellenbauen und Beten aber hilft gar nichts."

Was würde wohl die Wirkung dieser beiden Ansprachen sein?

Der radikalste Rationalist wird mir zugeben, daß vielleicht die erste Ansprache eine gute Wirkung haben kann; denn sie läßt in dem naiven Gemüte noch die Hoffnung übrig, daß geholfen werden könne, und der Glaube, daß ihm eine höhere Macht dabei Mithilfe gewähre, wird ihm Zuversicht, Mut und Ausdauer geben können. Bis zu welchem Grade ein Gottvertrauen die Thatkraft eines naiven Volkes steigern kann, das zeigt das Verhalten der Buren.

Was für eine Wirkung würde die zweite Ansprache haben? Wenn sie als eine gottlose zurückgewiesen wird, natürlich gar keine; wenn aber der Bauer darauf eingeht und darüber nachzudenken beginnt, dann erst recht keine. Denn der nachgrübelnde Bauer wird sich denken, wenn der Herr recht hat, daß die Welt nur durch die Naturgesetze regiert wird, wenn kein Wille eingreift, wenn immer nur geschieht, was geschehen muß, dann ist alles Geschehene längst vorher bestimmt; dann ist es auch für mich unmöglich einzugreifen; dann bleibt mir nur übrig, alles gehen zu lassen, wie es eben geht und mich in das Schicksal zu fügen.

Das Resultat hieße also: Fatalismus, Kismet.

Das ist aber nur die opportunistische Seite der Frage.

II.

Kehren wir zum Ausgangspunkte zurück. Wenn wir näher untersuchen, um was gläubige Gemüter beten, so fällt uns die interessante Thatsache auf, daß sie immer nur solche Dinge erbitten, deren Gewährung ihnen **ohne Wunder**, d. i. ohne Störung der Naturgesetze **möglich erscheint**. Ist ein nahestehender Mensch gestorben, so wird nie darum gebetet, daß er wieder lebendig werde, und doch lehrt die Bibel, daß dies möglich sei und mehrmals stattgefunden habe. Dagegen wird während der Krankheit gebetet, daß sie nicht zum Tode führe. Es würde auch nie einem Gläubigen einfallen, zu beten, daß ein ausgestoßenes Auge oder ein amputierter Fuß wieder nachwachse, da bekannt ist, daß solcherlei

bei den höheren Wirbeltieren auf natürlichem Wege nie vorkommt, also nur durch ein Wunder möglich wäre.

Warum betet der bekümmerte Hausvater einer Familie, in der bittere Hungersnot herrscht und für zwölf Mägen nur noch ein Brot in der Lade liegt, nicht, daß sich, wenn auch in bescheidener Weise, die nach der Bibel zweimal stattgehabte Brotvermehrung wiederholen möge, daß aus dem einen Brote, wenn auch nicht fünftausend, so doch zwölf Brotlaibe entstehen, um jedem seiner bleichen Kindchen eines geben zu können? Der Mann wird immer nur beten, daß ihm ein Vermöglicher das Brot schenken möge, nie aber, daß es durch übernatürliche Vermehrung aus einem Stücke entstehe.

Kein Bauer würde je daran denken, darum zu beten, daß eine niedergegangene Lawine sich wiederum zurück in die Höhe bewege, wohl aber, daß sie an ungefährlicher Stelle niedergehe, oder daß die Schneemassen oben verharren, bis sie allmählich abgeschmolzen sind. Es wird als eine frevelhafte Vermessenheit angesehen, den lieben Herrgott um ein Wunder zu bemühen.

Woher diese Bescheidenheit oder Genügsamkeit?

Darf man sie dem Mangel an Glauben zumessen, daß überhaupt noch Wunder geschehen können? Vom kirchlichen Standpunkt muß dies durchaus abgelehnt werden, denn die Lehre, daß Gott Wunder wirken könne, steht ja noch unverrückt aufrecht und ist auch logisch gar nicht anfechtbar, sobald man ein absolut mächtiges, allwissendes und wohlwollendes höchstes Wesen anerkennt.

Oder beruht diese Zurückhaltung auf der Annahme, daß der Verwalter der Welt ungern an den von ihm selbst eingesetzten Naturgesetzen rüttle und daß deshalb nur solche Bitten Aussicht auf Gewährung haben, deren Erfüllung den Naturgesetzen, wie man annimmt, nicht widerspricht? Scheut man sich gewissermaßen, den hohen Herrn mehr als nötig zu inkommodieren? Offenbar sollte auch diese Auffassung als eine unwürdige zurückgewiesen werden.

Wenn ein armer Mensch einen vielfachen Millionär anbettelt, so wird es diesem wohl ganz gleichgültig sein, ob er um 10 oder um 20 Pfennige gebeten wird, er wird die 20 ebenso leicht bewilligen wie die 10 und sich höchstens über die Belästigung überhaupt ärgern. Was ist aber ein vielfacher Millionär gegenüber dem Herrn des Weltalls. Bei diesem verschwinden die Unterschiede in der Größe der erbetenen Gabe vollständig gegenüber der Unendlichkeit seiner Macht. Warum soll also ein armer Bauer, dem die einzige Kuh eingegangen ist, nicht auch darum beten, daß sie wieder lebendig werde, oder daß die Hütte, die von der Lawine zerstört worden, sich aus den Trümmern wieder zusammenfüge? Aber solche Gebete kommen nicht vor. Immer wird nur um „Mögliches“, das heißt solches gebeten, was ohne offenbares Wunder, ohne Uebertretung der Naturgesetze möglich erscheint. Selbst ein Wallfahrer in der Lourdesgrotte wird nicht um das Nachwachsen eines amputierten Körperteiles beten, wohl aber um die Heilung einer sonst als unheilbar erklärten Krankheit, weil diese doch noch im Bereiche der natürlichen Möglichkeit zu liegen scheint.

Es scheint sich also doch allmählich durch vieljährige Erfahrungen selbst

unter den Gläubigen die Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß Wunder nicht mehr geschehen. Selbst die immer noch auftauchenden und geglaubten Meldungen über stattgefundene Wunder ändern an diesem Sachverhalte nichts, denn trotz dieser Wunder wagt kaum jemand, für sich um ein Wunder zu beten.

Die Bitte des Gläubigen geht also nicht mehr dahin, unter Aufhebung der Naturgesetze Hilfe zu erlangen, sondern vielmehr dahin, daß der natürliche Gang der Naturereignisse zu Gunsten des Bittenden gelenkt werde.

Wenn eine hageldrohende Wolke naht, so betet der Landmann nicht, daß die Hagelkörner in nichts verwandelt werden, sondern nur, daß sich die Hagelwolke auf dem unfruchtbaren Gebirgsabhange statt über die fruchttragende Thalebene entlade. Ob die Wolke dahin oder dorthin ziehe — so denkt er —, das verschlägt ja nichts gegen die Naturgesetze, das kann der liebe Herrgott ja leicht lenken, ohne ein eigentliches Wunder zu wirken. Ebenso wird es ja dem Herrn des Himmels ein leichtes sein, die Regenmenge örtlich und zeitlich günstig zu verteilen, die Sonne zur rechten Zeit scheinen zu lassen, indem er die Winde veranlaßt, die Wolken von dieser Gegend wegzutreiben. Ebenso ist sicher der Blitzstrahl zu lenken, daß er auf die nahe Felsspitze, statt in das Haus einschlage; die Lawine kann vor dem Niedergange bewahrt werden einfach dadurch, daß das Tauwetter nicht zu plötzlich eintritt. Endlich ist die Kuh vor Krankheit zu bewahren oder wenn sie krank ist, wieder gesund zu machen, indem dem Blut die „richtige Mischung" erhalten und die „zu große Hitze" abgelenkt wird.

Solche und tausend andre Verfügungen hält der Landmann im Rahmen der Naturgesetze ausführbar, und um solche bittet er. Ebenso verhält es sich bei den übrigen Bittstellern.

Keiner von ihnen ahnt, daß jede kleinste Abänderung der Geschehnisse unmöglich ist ohne Uebertretung der Naturgesetze, d. h. ohne Wunder.

Bewirken, daß eine Lawine auch nur um einen Meter weiter rechts oder links, um eine Stunde früher oder später niedergehe, als sie sonst gegangen wäre, erfordert ein eben solches Wunder wie das Bewirken, daß die niedergegangenen Schneemassen wieder in die Höhe emporsteigen, von der sie gekommen sind. Der Unterschied besteht im wesentlichen nur darin, daß der Landmann, gemäß seiner beschränkten naturwissenschaftlichen Bildung, das Wunderbare des letzteren Prozesses erkennt, während ihm dies bei den ersteren Vorgängen verborgen bleibt.

Wir dürfen dies dem Landmanne um so weniger übel nehmen, als die Einsicht in diesen Sachverhalt nur durch sehr eingehende physikalische Kenntnisse vermittelt werden kann, Kenntnisse, die sozusagen erst von unsrer Generation gewonnen worden sind und noch lange nicht in das volle Bewußtsein aller Gebildeten, geschweige denn der breiteren Volksschichten gelangt sind.

Wir sehen uns daher veranlaßt, der Begründung des Gesagten einen Absatz zu widmen.

III.

Diese Begründung würde einen umfangreichen physikalischen Unterricht erfordern, der insbesondere die Lehre von der Erhaltung der Materie, von der Erhaltung der Energie und von der sogenannten Entartung der Energie umfassen müßte. An einen solchen Unterricht können wir hier nicht denken; wir können nur andeuten, was durch ihn gezeigt werden soll. Beschränken wir uns zunächst auf die meteorologischen Erscheinungen.

Zunächst ist sicher, daß die Gesamtmenge der von der Sonne der Erde zugesendeten Wärmemenge (die Lichtmenge mitgerechnet) eine ganz bestimmt gegebene ist, die vielleicht von einem Jahr zum andern von der Häufigkeit der Sonnenflecken abhängt. Innerhalb des Jahres wechselt diese Wärmemenge mit dem jeweiligen Abstande der Erde von der Sonne. Die Verteilung der Wärme auf die einzelnen Zonen ist dann weiters genau bedingt durch die wechselnden Neigungsverhältnisse der Erdachse gegen den Erdbahndurchmesser. Somit ist die den einzelnen Zonen zukommende Licht- und Wärmemenge aufs genaueste geregelt, und jede Abweichung hiervon wäre ein Eingriff in die Gesetze des Sonnensystems, wäre demnach ein Wunder.

Die Rotation der Erde bringt dann abwechselnde von Ost nach West fortschreitende Erwärmung der Luftschichten, infolge davon Ausdehnung der Erwärmung und in weiterer Folge davon Luftströmungen hervor, die ein Aufsteigen der Luft am Aequator und ein Niederströmen an den Polen bewirken. Dem Gesetze der Trägheit gemäß behalten die Luftmassen die äquatoriale Geschwindigkeit beim Vorrücken in höhere Breiten bei und erlangen dadurch eine relative Verschiebung längs der Parallelkreise. Das alles geht strenge nach mechanischen und thermodynamischen Gesetzen vor sich, die wieder nur durch ein Wunder abgeändert werden könnten.

Die Konfiguration von Land und Meer beeinflußt die so entstandenen Winde in kompliziertester Weise. Daneben werden durch Verdampfung der Wasserflächen die Luftmassen mehr oder weniger mit Wasserdampf gesättigt; so entstehen die Wolken, die von den Winden genau dorthin getragen werden, wohin sie nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte gehen müssen. Die Menge des mitgeführten Wasserdampfes richtet sich genau nach der zur Verdampfung verfügbaren Menge von Wärme und könnte nicht um ein Gramm überschritten werden, ohne daß ein Wunder die vorhandene Energiemenge vermehrt, also solche aus nichts erzeugt. Demgemäß ist also auch die Regenmenge und die Oertlichkeit für den Regen genau bestimmt. Auch die Menge und die Verteilung der Elektrizität in den Wolken und auf der Erde muß genau nach physikalischen Gesetzen reguliert werden, so wenig bekannt sie uns auch sind, denn diese Mengen und ihre Anordnung hängen nur von den physikalischen Vorbedingungen ab. Der Blitzschlag erfolgt unbedingt dort, wo das Potentialgefälle am größten ist, und dieses wieder hängt ausschließlich von der Gestalt und Leitungsfähigkeit der Erdoberfläche und der Wolken ab. Soll die Blitzbahn hiervon abweichen, so ist dies nur durch ein Wunder möglich. Irgend eine andre Rücksicht nimmt der

Blitz nicht. Er erschlägt ungeniert den frommen Küster, der zum Gebet läutet, und die in der Kirche versammelten Gläubigen und läßt dagegen die von der Kirche Wegbleibenden unberührt. Für ihn ist einzig das Potentialgefälle maßgebend.

Aber nicht allein die Ereignisse in der unorganischen Natur, sondern auch die der organischen gehen nach unabänderlichen Gesetzen vor sich. Die Kuh erkrankt, wenn gewisse Krankheitserreger in ihren Körper gelangen, sie gesundet wieder, wenn die Bedingungen für die Vernichtung dieser Erreger durch die physiologischen Prozesse günstig genug liegen; sie erliegt der Ansteckung, wenn dies nicht der Fall ist. Der Unterschied ist nur der, daß wir die chemischen und physikalischen Vorgänge in der unorganischen Natur viel genauer kennen als die viel komplizierteren der organischen.

So erblicken wir in den Geschehnissen eine ununterbrochene durch Kausalität verknüpfte Reihe von Ursachen und Wirkungen, die überall mit zwingender Notwendigkeit aufeinander folgen und für ein Eingreifen übernatürlicher Kräfte keinen Raum lassen.

Wir sind auf zahlreiche Einwände gefaßt, können aber unmöglich auf alle denkbaren antworten. So könnte z. B. eingeworfen werden, daß die meteorologischen Gesetze durchaus nicht genau bekannt seien, denn sonst könnten wir die Witterung mit derselben Genauigkeit vorausberechnen wie etwa eine Sonnenfinsternis. Man könne daher auch nicht strenge nachweisen, daß die meteorologischen Ereignisse ausschließlich nach unabänderlichen Naturgesetzen vor sich gehen. Dasselbe gelte für die Vorgänge im Organismus, denn wären die physiologischen Verhältnisse genau bekannt, so müßten die Aerzte den Verlauf der Krankheiten mit Sicherheit voraussagen können. Es sind also noch große Lücken da, innerhalb derer ein übernatürliches Einwirken Platz greifen könnte, ohne daß wir den Nachweis dafür oder dagegen führen können.

Das muß zugegeben werden. Unser ganzer Beweis ist lediglich nur Induktionsschluß. Weil wir bemerken, daß überall dort, wo, wie in der Astronomie und in gewissen Teilen der Physik und der Chemie unsre Erkenntnis so weit vorgeschritten ist, daß wir alle einschlägigen Gesetze kennen, nie etwas geschieht, was diesen Gesetzen widerspricht und wir deshalb die Ereignisse mit astronomischer Sicherheit vorauszubestimmen vermögen, weil wir ferner bemerken, daß Jahr für Jahr in dem Maße, als unsre Kenntnisse sich vervollständigen, auch die Fähigkeit, die Ereignisse vorauszuberechnen sich erweitert, weil wir endlich wissen, daß sowohl in der unorganischen als in der organischen Natur ein und dieselbe Materie der Träger der Erscheinungen ist, so schließen wir, daß sie auch denselben Gesetzen unterworfen sei und daß nur die Lückenhaftigkeit unsrer Kenntnisse, nicht aber das Eingreifen außernatürlicher Kräfte uns gegenwärtig noch hindert, die materiellen Geschehnisse vorauszubestimmen. Unser Beweis hat also, wie wir offen zugestehen, wie jeder Induktionsbeweis, den Charakter eines Wahrscheinlichkeitsbeweises. Dazu kommt, daß die angeblichen Beweise für das Eintreten von übernatürlichen Vorgängen überall dort im Stiche lassen, wo diese

Vorgänge einer exakten Untersuchung unterzogen werden können. Die ekstatischen Jungfrauen erweisen sich als hysterische Kranke, und das Rezept: „Steh auf, nimm dein Bett und gehe,“ wird von Nervenärzten, die sich auf Suggestionsheilung verstehen, vielfach mit Erfolg angewendet.

Wir wollen noch einem solchen Gegner das Wort erteilen, der mit Kenntnissen aus der Lehre der Energetik gewaffnet uns entgegentritt.

Zugestanden, meint dieser, daß die Gesetze der Erhaltung der Materie und der Erhaltung der Energie unabänderlich gültig seien, und von dem Lenker der Welt selbst aufrecht erhalten werden, zugestanden ferner, daß die Weltereignisse auf Umwandlung von Energieformen beruhen, wobei nach dem zweiten Hauptsatze der Energetik diese Umwandlungen in der einen Richtung unbeschränkt, in der entgegengesetzten Richtung nur kompensiert vor sich gehen können, so sei ja hierdurch nur festgelegt, daß diese Umwandlungen, *wenn* sie vor sich gehen, nach den Gesetzen der Energetik vor sich gehen, *ob* sie aber in einem gegebenen Falle vor sich gehen oder nicht, sei der Willkür eines eingreifenden Willens unterwerfbar.

Dadurch sei, ohne Verletzung der Naturgesetze, eine Lenkung der Naturereignisse indirekt möglich.

Wir wollen, um diesen Einwurf allgemein verständlich zu machen, ihn auf ein konkretes Beispiel anwenden.

Auf abschüssiger Halde liegt eine große Schneemasse, sie strebt infolge der Schwere nach der Tiefe, wird aber durch Adhäsion, Reibung u. s. w. noch festgehalten. Es tritt Tauwetter ein, die aufhaltenden Hindernisse verschwinden immer mehr und mehr, und endlich kommt der Moment, wo die letzte Stütze schwindet, die Lawine kommt ins Rollen und stürzt, alles zermalmend, in die Tiefe. Nun denken wir uns die Schneemasse in dem Zustande, der einige Minuten vor der Katastrophe herrscht. Sie befindet sich in nahe labilem Gleichgewichte, eine geringfügige *Auslösung*, ein einziges fallendes Schneeklümpchen, ja sogar nur die Erschütterung eines Peitschenknalles kann bewirken, daß die Umwandlung der potentiellen Energie in kinetische eingeleitet wird. Findet im Laufe des Tages keine solche Auslösung statt, so unterbleibt der Absturz, und es kann geschehen, daß der über Nacht eintretende Frost die Schneemassen wieder befestigt und daß sie in der Folge ganz allmählich abschmelzen, ohne niederzustürzen. Ein kleines Kind, das während der kritischen Zeit oberhalb der Schneemassen auf einem Felsen sitzt, kann je nach seinem Willen bewirken, daß die Lawine losgeht oder unterbleibt. Wie nun, sollte wirklich, was der Wille dieses Kindes vermag, dem Willen des allmächtigen Weltenlenkers unmöglich sein? Ohne die Naturgesetze zu verletzen, kann er der Lawine ihren Lauf lassen, um einen Frevler zu vernichten, oder die Lawine zurückhalten, um das Gebet eines Gerechten um Abwendung der Gefahr zu erfüllen. Es handelt sich nicht um Störung der Naturgesetze, nur um eine weise und gütige Lenkung dieser Gesetze.

Darauf haben wir folgendes zu erwidern:

Wir haben bereits im Eingange offen erklärt, daß für den, der das Walten eines allmächtigen, allwissenden und allgütigen Weltenlenkers annimmt, gar kein Zweifel bestehen kann, daß dieser Weltenlenker durch Wunder die Ereignisse abändern könne. So ist denn auch gar kein Zweifel, daß dieser Weltenlenker in unserm Falle die Lawine durch ein Wunder aufhalten kann, wenn sie sonst niedergestürzt wäre, und daß er sie ebenso durch ein Wunder zum Niederstürzen bringen kann, wenn sie sonst ruhig liegen geblieben wäre. Aber ohne Wunder ist es nicht möglich.

Denn worin besteht die Auslösung? Es ist der Hinzutritt eines, wenn auch sehr kleinen Energiequantums, zum Beispiel einer kleinen Wärmemenge oder einer kleinen Menge lebendiger Kraft. Ist diese kleine Energiemenge vorhanden, so bewirkt sie die Auslösung; ist sie nicht vorhanden, dann erfolgt die Auslösung nicht. Soll also die Auslösung im ersteren Falle verhindert werden, so muß das kleine Energiequantum vernichtet werden, soll sie im zweiten Falle stattfinden, so muß das kleine Energiequantum aus nichts erschaffen werden.

Nun ist aber Vergehen oder Entstehen von Energie in nichts oder aus nichts unvereinbar mit dem wichtigsten aller Naturgesetze, dem Gesetze der Erhaltung der Energie. Es ist nur durch ein Wunder möglich. Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob dieses zu erschaffende oder zu vernichtende Energiequantum größer oder kleiner ist, denn es handelt sich nur um die prinzipielle Entscheidung, ob ein Wunder nötig ist oder nicht. Bei dem unendlich mächtigen Weltenlenker giebt es keinen Unterschied zwischen größeren oder kleineren Wundern.

Wie kommt es aber dann, daß der Wille des Kindes das Wunder zu stande bringt? hören wir fragen.

Diese Frage rollt ein Welträtsel auf, über das die Weisesten der Menschen von den ältesten Zeiten bis in die jüngste Antwort zu geben versucht haben, ohne zu einem allgemein befriedigenden und anerkannten Resultat gekommen zu sein. Um so weniger werden wir hier die Frage über die Möglichkeit der Einwirkung von Geist auf Körper und über die Existenz eines freien Willens zu lösen versuchen.

Wir machen nur folgende Bemerkung: das Kind ist ein veränderlicher Organismus, der wie alle Organismen von seinen Energievorräten nach außen abgeben kann, wenn die physiologischen Vorgänge eine solche Abgabe bedingen. Auf unerklärte Weise kommt diese Abgabe, diese Bewegung zum Bewußtsein und erweckt die Vorstellung des Wollens. So ist es möglich, daß das Kind ohne Schaffung von Energie, also ohne Wunder, die Lawine in Bewegung setzen kann. Ein göttlicher Geist ist kein veränderlicher, kausal bedingter Organismus, er ist immateriell, hat also keine Energie fertig in sich, die er auf natürliche Weise abgeben könnte, er muß sie also erschaffen, d. h. er kann nur durch ein Wunder einwirken.

Was ist also das Resultat unsrer ganzen Untersuchung?

Daß, wenn es Gebetserhörungen giebt, es solche nur giebt durch ein Wunder, durch ein Abweichen von den Naturgesetzen. Die bedauernswerte Mutter, die um Gesundung ihres kranken Kindes betet, verlangt etwas, was entweder ohnedies geschehen wäre, oder etwas nicht weniger Wunderbares, als diejenige verlangt, die betet, daß das gestorbene Kind wieder lebendig werde.

Wir bilden uns nicht ein, für diesen Ausspruch allgemeine Zustimmung zu finden. Dazu müßten physikalische und überhaupt naturwissenschaftliche Kenntnisse verbreiteter sein, als sie sind. Wir sind nicht einmal der Meinung, daß es opportun wäre, unsre Ansicht in weitere Volkskreise zu tragen. Aufklärung kann nur dann Gutes stiften, wenn sie aus eigner begründeter Einsicht hervorgeht. Um aber diese zu ermöglichen, müßten alle Volksgenossen intensive naturwissenschaftliche Studien machen, müßten Mittelschule und Universität besuchen. Wer besorgt inzwischen das Pflügen und Ernten?

Somit wird unsre Lehre wohl immer eine esoterische bleiben.



Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828–1834.

Briefe des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Georg v. Below.**

In der großen Rede, die Bismarck im Januar 1886 im preußischen Abgeordnetenhaus über die polnische Frage hielt, wies er auf die Denkschrift des Generals v. Grolmann von 1832 als auf ein Dokument hin, das Grundsätze ausspreche, die noch heute von maßgebender Bedeutung seien.

In der That wendet sich in der Gegenwart, in der die Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit der polnischen Frage wieder lebendig geworden ist, der Blick auf jene Jahre zurück, in der ein erster energischer Versuch der Germanisierung der polnischen Landesteile Preußens unternommen wurde.

In der Zeit nach dem Wiener Kongreß zeigte die preußische Regierung den Polen gegenüber eine allzu große Vertrauensseligkeit. Sie glaubte, die polnisch-preußischen Provinzen „besonders liberal, national und sanft" behandeln zu müssen. Um die besiegte Nation zu ehren, wurde dem Großherzogtum Posen neben dem Oberpräsidenten noch ein eigner Statthalter aus jagellonischem Blut, der Fürst Anton Radziwill, bewilligt. Die öffentliche Meinung ahnte nicht, wohin diese Nachgiebigkeit führen mußte. Kaum jemand hatte damals eine Vorstellung von den wahren Aufgaben, die der preußische Staat in diesen Landschaften zu

erfüllen hatte. Da wurden die Gemüter plötzlich aufgerüttelt, durch den polnischen Aufstand des Jahres 1830. Die Erkenntnis der Gefahr, die von den Polen her dem preußischen Staate drohte, und der traurigen Zustände der polnischen Bevölkerung ließ jetzt den Gedanken reifen, daß hier ein kräftiges Eingreifen des Staates geboten sei. Vor allem der kommandierende General v. Grolmann und der Oberpräsident v. Flottwell, die seit dem Aufstand in Posen ihres Amtes walteten, waren die Träger der Idee, daß das alte System der Nachsicht sich nicht bewährt habe und daß die Regierung durch die Förderung der deutschen Kultur die menschliche Gesittung der Provinz hebe. Ein Bild von ihren Anschauungen gewinnen wir bequem aus eingehenden Denkschriften, die sie aufgesetzt haben. Die vorhin erwähnte Denkschrift Grolmanns ist in den letzten Monaten des Jahres 1831 niedergeschrieben und am 25. März 1832 dem Ministerium eingereicht worden (gedruckt in Grolmanns Biographie von E. v. Conrady, Band 3, S. 274 ff.). Flottwell hat eine Denkschrift „über die Verwaltung des Großherzogtums Posen vom Dezember 1830 bis zum Beginne des Jahres 1841" (gedruckt bei E. Knorr, Die polnischen Aufstände seit 1830, S. 267 ff.) hinterlassen. Beide liefern ein glänzendes Zeugnis von bewundernswerter Schärfe der Beobachtung, edelm Kultureifer und hoher nationaler Gesinnung. Immer wieder wird man mit tiefstem Schmerz bedauern, daß die von ihnen inaugurierte Politik unter Friedrich Wilhelm IV. eine so jähe Unterbrechung erfahren hat.

Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß Grolmann und Flottwell in dem späteren Feldmarschall v. Wrangel einen eifrigen Bundesgenossen gehabt haben.

Das Bild, das heute von Wrangel im großen Publikum lebt, ist das seiner letzten Jahre. Unzählige Anekdoten, charakteristische, aber auch nicht charakteristische, kursieren über ihn und verdunkeln die Eigenart seiner Persönlichkeit und das, was er dem preußischen Staate gewesen ist. Will man ein zuverlässiges Bild von ihm aus seinen besten Jahren erhalten, so lese man die Charakteristik, die General v. Fransecky, sein langjähriger Adjutant, in seinen kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen [1]) von ihm entwirft. Er zeigt sich uns hier als kluger, schnell das Wesen der Sache ergreifender Offizier, pflichttreu bis zum Extrem, von spartanischer Strenge gegen sich ebenso wie gegen andre, bei rauher Außenseite von oft rührender Herzensgüte. Daß diesem strengen preußischen Offizier die unordentliche polnische Art zuwider war, verstand sich von selbst.

Wrangel war seit 1821 Kommandeur einer Kavalleriebrigade (der zehnten) in Posen und hat sie bis zum Jahre 1834 geführt, in dem er eine Division in Münster erhielt. Die auf den folgenden Blättern mitgeteilten Briefe sind an seinen Schwager Gustav v. Below (mit dessen Schwester er vermählt war) gerichtet. Major v. Below stand in nahen Beziehungen zum Kronprinzen. Im Sommer 1816 hatte er schon dessen erkrankten Adjutanten, v. Schack, vertreten. Als der Kronprinz 1820 das zweite Armeecorps erhielt, wurde er als General-

[1]) Denkwürdigkeiten des Generals Ed. v. Fransecky, herausgegeben von W. v. Bremen (1901), Seite 151 ff. und Seite 253.

stabsoffizier des Corps angestellt. 1830 wurde er in den großen Generalstab versetzt, 1833 zum Kommandeur der schwarzen Husaren in Danzig ernannt. Wie aus den folgenden Briefen ersichtlich ist, war die Stellung des Kronprinzen gegenüber den Polen nicht so fest, wie Wrangel es sich wünschte. Da sein Schwager bei dem Kronprinzen großes Vertrauen genoß,[1]) so hoffte er auf diesen, wie auch an andern Stellen, durch ihn einwirken zu können.

Wrangels Briefe zeigen uns, mit welchem Eifer er für die Treue gegen den Staat und für die Germanisierung der Provinz Posen eintrat. Seine oft originellen Aeußerungen sind immer der Ausdruck eines beharrlichen Willens. Eine besondere Bedeutung darf den hier mitgeteilten Briefen wohl insofern zugesprochen werden, als sie den Beweis liefern, daß Wrangel schon vor dem Aufstand die Gefahr, die von den Polen her drohte, und das zu erstrebende Ziel erkannt hat. Im übrigen geben sie Bilder von den Stimmungen in deutschen wie polnischen Kreisen.

Seit dem polnischen Aufstand treten in den Briefen die Personen Flottwells, der ein Freund von Wrangels Schwager Below war,[2]) und Grolmanns hervor. Wir erfahren einiges von der Vorgeschichte der durch sie nachher vertretenen Politik, ebenso auch von den Schwierigkeiten, die sie fanden, und von ihren Gegnern. Die im übrigen recht ausführliche Biographie Grolmanns, die wir dem General v. Conrady verdanken, kann aus dem Inhalt der Wrangelschen Briefe mehrfach vervollständigt werden.

In jener Zeit galt die Polenfreundlichkeit als Kennzeichen liberaler Gesinnung. Aber unter den aus dem Grenzlande Ostpreußen stammenden Männern liberaler Richtung fanden sich doch manche, die die Verkehrtheit der Polenschwärmerei erkannten. Zu diesen gehörte auch Flottwell (geboren zu Insterburg),

---

[1]) Am 17. Dezember 1829 schreibt Wrangel aus Posen: „Ueber die Ernennung von Müffling zum kommandierenden General (wozu ich Dir persönlich Glück wünsche; denn, wie es mir schien, warst Du nicht bei ihm in Gunsten und zwar daher, weil Du beim Kronprinzen gut angeschrieben bist und unterlassen hast, ihm über alle Kleinigkeiten zu rapportieren) sind hier ganz verschiedenartige Gerüchte im Umlauf. Einige meinen, daß seine Feinde, die seinen großen Einfluß mißgünstig angesehen, ihm während seiner Abwesenheit dieses Beinchen gesetzt hätten, um ihn aus Berlin und den Staatsratsversammlungen zu entfernen. Andre meinen, Graf Bernstorff wäre an seiner Versetzung schuld, weil er einen Nachfolger in M. zu fürchten glaubte.“ Ueber Müfflings Ernennung zum kommandierenden General in Münster, s. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, Seite 195, über seine vorausgegangene Sendung nach Rußland, ebenda, Band 3, Seite 743. Bernstorff ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[2]) Eine Stelle aus einem Briefe der Frau v. Wrangel an ihren Bruder (Posen, den 27. Dezember 1831) charakterisiert die nahen Beziehungen zwischen Flottwell und Below und illustriert zugleich in amüsanter Weise die Einfachheit der damaligen Verhältnisse: „Der Kartoffeltopf soll hier wirklich angekommen sein, wie mir der gute Oberpräsident sagt (ich bewundere Deine Kühnheit, ihn mit solch einer Sache zu bepacken). Er besuchte uns gestern und sagte, wenn ich ihn noch nicht erhalten, so läg's daran, daß seine Frau davon Modell nehmen solle. Da das in den Feiertagen noch nicht gut möglich, so hab' ich ihn darum noch nicht holen lassen.“

ebenso Below (geboren zu Trakehnen).[1]) Es ist eine der interessanten Erscheinungen jener Jahre, daß sich im Gegensatz gegen die Polen Liberale und Konservative — wenn diese Parteibezeichnungen für die damaligen Verhältnisse zutreffen — vereinigten. Ein Liberaler, der die Polenfreundlichkeit festhielt, war der Hauptmann v. Willisen, der später, im Jahre 1848, in den Verwicklungen der polnischen Frage eine nicht erfreuliche Rolle gespielt hat. Wrangel versagt ihm durchaus seine Sympathie.

Sehr deutlich zeigen die Berichte Wrangels, daß die polnische Statthalterschaft trotz des persönlichen Wohlwollens des Fürsten Radziwill eine unzweckmäßige Einrichtung war.[2]) Als sie mit dem polnischen Aufstand ihr Ende erreicht hatte, lebte Wrangel doch noch immer in der Besorgnis, sie könnte wiederkehren.

Vieles, was in Wrangels Briefen erörtert wird, mutet uns an, als ob es sich um Erlebnisse aus unsern Tagen handelte. Es sei nur verwiesen auf die Mitteilungen über Streitigkeiten wegen ergangener Einladungen, das Verhalten des Klerus, besonders des Erzbischofs, des polnischen Adels, andrerseits die Frage der Verlegung der Garnisonen, die Haltung der preußischen Beamten und Offiziere. Wieviel bei den Vertretern des Staates auf den Charakter ankommt, das wird aus den Erfahrungen der alten Zeit ebenso wie aus den heutigen Beobachtungen klar.

Um noch einige erläuternde Bemerkungen den folgenden Briefen vorauszuschicken, so beziehen sie sich auf die Verhältnisse vor und nach dem Aufstand. Dagegen bieten sie über die Zeit des Kriegs selbst nichts; vielleicht, weil Wrangel, der mit bei den preußischen Observationstruppen an der Grenze verwandt wurde, in diesen Monaten weniger Zeit zum Korrespondieren fand. Was die Spitzen der Behörden der Provinz betrifft, so war vor der Berufung von Flottwell (1830) und Grolmann (1832) Baumann Oberpräsident, Röder kommandierender General. Flottwell hat bis zu seiner Ernennung die Präsidentenstelle in Marienwerder verwaltet, Grolmann die Division in Glogau kommandiert. Nach dem Ausbruch

---

[1]) Es mag hier eine kleine Korrektur zu Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, Seite 207, gebracht werden. Er berichtet daselbst, daß die Polenfreunde in Berlin sich in der Konditorei von Steheli zu versammeln pflegten. Offenbar stützt er sich hier auf die Memoiren des Generals v. Brandt, Band 2, Seite 37, der verschiedene Personen aus der durch die Versammlung bei Steheli repräsentierten Gruppe nennt. Er erwähnt z. B. den Polenfreund Willisen, aber auch Below. Dies beweist doch, daß die Polenfreundschaft nicht das Maßgebende für jene Versammlung war. Das Band war vielmehr die Ueberzeugung von der Notwendigkeit konstitutioneller Formen.

[2]) Wrangels Abneigung gegen die Radziwills tritt schon in einem Briefe d. d. Posen, den 26. Mai 1826 hervor: „Dein Prinz wird den 8. k. M. hier erwartet und will einen Tag hier bleiben. Der Prinz Ferdinand Radziwill hat sich noch als Begleiter des Prinzen Karl aufgedrängt. Ersterer soll in Moskau eine reiche Prinzeß Radziwill heiraten, so ist es wenigstens der Wunsch der Eltern." Es handelt sich wohl um die Reise zu der russischen Krönungsfeier. Uebrigens blieb Wrangel, wie seine Briefe zeigen, äußerlich mit dem Hause Radziwill im Verkehr.

des Aufstandes war er mit seiner Division in das Großherzogtum Posen beordert worden und hatte so schon vor seiner Beförderung zum kommandierenden General unmittelbare Beziehungen zu dieser Provinz angeknüpft. Der „Hof“ in Posen, von dem Wrangel oft spricht, ist der des Fürsten Radziwill.

Ich gebe im folgenden nicht vollständige Briefe, sondern nur Briefauszüge. Daher habe ich auch Anrede und Unterschrift regelmäßig weggelassen. Das für Wrangel charakteristische „mir“ habe ich beibehalten. Es findet sich in jener Zeit noch bei vielen Personen der höheren Stände. Wrangel hat es in späteren Jahren wohl aus einer gewissen Koketterie nicht aufgeben wollen. Die Orthographie der Briefe ist nicht so altmodisch wie bei manchem seiner Zeitgenossen. Kleine Inkorrektheiten habe ich, zumal sie großenteils nur Flüchtigkeitsfehler zu sein scheinen, ohne weiteres beseitigt. Es mag übrigens bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß Wrangel keineswegs — wie man etwa nach dem von ihm verbreiteten populären Bilde glauben könnte — der Beschäftigung mit der Litteratur abgeneigt war. Seine Lektüre setzte sich nicht bloß aus militärwissenschaftlichen Werken und Schriften über politische Fragen zusammen, sondern ging auch auf das theologische Gebiet hinüber. So empfiehlt er einmal seinem Schwager eine Schrift des bekannten Rationalisten Bretschneider über den hallischen Streit.

Die Antworten Belows auf Wrangels Briefe sind leider nicht mehr vorhanden.

Posen, den 10. Mai 1828.

In der politischen Welt sind meine heißesten Wünsche in Erfüllung gegangen, erstens der Krieg zwischen Rußland und der Türkei, bei welchem sich mehr oder weniger der Fürst Metternich unangenehm verwickeln wird, und zweitens, daß Posen zu einer Festung umgeschaffen werden soll, worüber mit Recht alle Preußen auf das herzlichste erfreut sind, hingegen die hiesigen Polen, und an deren Spitze der Prinz Wilhelm Radziwill, auf das empfindlichste in ihrer Hoffnung, das Großherzogtum Posen dereinst wieder mit dem Königreich Polen verbunden zu sehen, getäuscht und niedergedrückt sind. — Der Himmel gebe, daß wir jetzt auch ernstlich daran denken, die hiesigen Einwohner zu germanisieren; was über diesen Gegenstand der Generalleutnant v. Röder geschrieben hat, ist so wahr als höchst wünschenswert, daß es befolgt werden möchte. Der General Röder hat es schon vor einiger Zeit dem Oberst Graf Gröben mit der Bitte, es dem Kronprinzen vorzulegen, gegeben. Suche es doch zu bekommen und wirke auch dahin, daß wir hier deutsch werden. Gewiß ist es, daß der Bau der Festung hierzu viel beiträgt, mehr würde es aber helfen, wenn wir einen Erzbischof erhielten, der dem preußischen Hause treu zugethan wäre! Der Himmel bewahre uns vor dem Jesuiten v. Wolitzki, der in hiesiger Provinz einen mächtigen Einfluß und einen geschworenen Haß gegen die Deutschen hat. Ich fürchte, daß der Statthalter und Fürst Sulkowski zu Gunsten seiner viel beitragen werden. Auch soll das hiesige Gymnasium, ohne Mitwirkung des Baumann,[1]) umgeformt werden,

[1]) Oberpräsident von Posen.

worüber er sich mit Recht beschwert; doch bei dem schwachen Altenstein[1]) und dem verschmitzten Schmeding[2]) ist alles durchzusetzen.

*

Posen, den 29. Juni 1828.

Die Anwesenheit des Kronprinzen war uns recht betrübt, denn überall fehltest Du uns; der Prinz hat durch seine natürliche Freundlichkeit hier sehr gefallen. Gröben war wie immer sehr herzlich und gut, hingegen hat das Betragen des Major v. Brandenstein, was sehr kalt und abgemessen war, nicht gefallen.

Von der Verlobung des Prinzen Wilhelm[3]) wagt hier bei Hofe niemand zu sprechen, und seitdem, daß die projektierte Verbindung mit der Elisa[4]) aufgegeben ist, interessiert man sich hier bei Hofe nicht mehr so angelegentlich um den königlichen Hof und unsern Monarchen. Dagegen müssen wir Preußen es dem Herrn aus der Fülle des Herzens danken, daß die Verbindung mit der Elisa aufgehoben ist.

*

Posen, den 10. Dezember 1828.

Der veredelte Baumann, den ich mit wahrer Ungeduld erwartet habe, ist zwar seit einigen Tagen hier eingetroffen; doch thut er wegen dem Landtagsabschied so sehr geheimnisvoll, daß meine Geduld hierdurch recht auf die Probe gestellt wird, und dahin hat sich Baumann gegen Röder und mir ausgelassen, daß sowohl die Preußen als wie auch die Polen mit der zu erwartenden Allerhöchsten Entscheidung zufrieden sein würden. In dieser Antwort liegt leider die Gewißheit, daß die deutsche Sache nicht befördert ist, denn der Zweck der Preußen und Polen ist gerade ganz entgegengesetzt, auch sagte Baumann, daß man das Wort des Königs (die berüchtigte Konvention von Wien)[5]) nicht entkräften könnte, die den Polen ihre Sprache und Nationalität zugesichert hätte. Ich bin aber der Meinung, daß man dieses Versprechen, welches 200 adelige Familien aufrecht zu erhalten wünschen, der hiesigen Nation aber zum wahren Unglück gereicht, abändern müßte, wie man so viele Gesetze abgeschafft hat, die einzelne Vorrechte eingeräumt hatten. Erfreulich bleibt es unter diesen Umständen, daß man mit dem Bau der hiesigen Festung, auch troß der schlechten Jahreszeit, eifrig fortfährt. Es sind täglich 800 Menschen und 180 Pferde dabei beschäftigt, und wenn die Jahreszeit besser wird, soll die Zahl der Arbeiter verdoppelt werden.

---

[1]) Kultusminister.

[2]) Schmedding, katholischer Rat im Kultusministerium. Vergl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte 3, Seite 201.

[3]) Die förmliche Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar erfolgte erst im Herbst.

[4]) 1826 hatte der Prinz die Absicht der Vermählung mit Elisabeth Radziwill aufgegeben. Treitschke 3, Seite 393.

[5]) Ueber die Proklamation, die der König zur Zeit des Wiener Kongresses an die Einwohner der Provinz Posen erließ, s. Treitschke 2, Seite 245.

Wenn es in der Welt möglich wäre, so müßte man den Herzog Karl [1]) mit der wahren Sinnesart der hiesigen Einwohner bekannt machen. Es könnte vielleicht am mehrsten beitragen, daß die Provinz germanisiert würde. Unter diesen jetzigen Verhältnissen ist es aber eine Strafe, in diesem Lande zu sein.

*

Posen, den 13. Januar 1829.

Hier ist, seitdem der Hof hier ist, wieder viel mehr Leben eingekehrt. Der silbernen Hochzeit des Prinzen Wilhelm zu Ehren war gestern große Gesellschaft und Tanz bei Hofe. Der Posener Landtagsabschied ist schon seit acht Tagen hier, doch ist es für uns alle ein Geheimnis, was er enthält, denn er wird erst übersetzt, und wird, wie man fürchtet, noch drei Wochen dauern, bevor er bekannt gemacht wird. Der Prinz Sulkowsky [2]) war auch zum Empfang der Prinzeß hier eingetroffen. Er ist, seitdem er Mitglied des Staatsrats und seinen Prozeß wegen der Herrschaft Adelnau gewonnen hat, ein sehr guter Preuße geworden, hat daher aber auch allen Kredit bei den Polen verloren.

*

Posen, den 4. August 1829.

Gestern, zum Geburtstag des Königs, gab der Erzbischof ein großes Diner, wozu auch sämtliche Stabsoffiziere geladen waren, das die mehrsten derselben wie auch der General Both absagen ließen, um unter sich in der Offiziersspeiseanstalt zu essen, welches Betragen der Erzbischof sehr übel genommen hat, und zwar mit Recht. Glücklicherweise war es mir gelungen, in einer so starken Opposition gegen Both zu siegen, daß außer mir die sämtlichen Stabsoffiziere der Kavallerie, der General Gröben, Diest und Albedyhl zum Erzbischof zu Mittag kamen. General v. Röder ist in Salzbrunn seit sechs Wochen und kommt erst nach der Mitte dieses Monats zurück.

*

Posen, den 8. Januar 1830.

Bei Gelegenheit der Begräbnisfeier des Erzbischofs hielt der Graf v. Dzialinski [3]) *in der Kirche* eine Rede in polnischer Sprache, worin er viel Republikanismus und Haß gegen die bestehende Regierung ausgesprochen haben soll. Bis jetzt ist diese Rede noch nicht in Abschrift zu bekommen gewesen, auch Baumann hat sie nicht. Es wäre ein Unglück, wenn wieder ein Pole und namentlich der Weihbischof Dunin zum Bischof gewählt würde. Doch ich hoffe zu Gott, daß die Regierung einen andern dem Könige und Vaterlande treu er-

---

[1]) Herzog Karl von Mecklenburg, der einflußreiche Schwager des Königs.

[2]) Fürst Anton Paul Sulkowski, auf Schloß Reissen, lebte von 1785 bis 1836. Er war 1824 zum Marschall des ersten Posener Landtags, bald darauf auch zum Mitglied des Staatsrats ernannt worden.

[3]) Graf Titus Dzialynski war beim Ausbruch des Aufstandes das Oberhaupt der Posener Verschwörer. Vergl. auch Treitschke, Band 3, Seite 387.

gebenen Mann bestimmen wird. Der Sedlinitzki[1]) würde sich hier nicht passen, denn er soll nicht geläufig polnisch sprechen, doch nach meinem Dafürhalten, wenn er lateinisch spricht, so ist es hinreichend ... Der Landtag wird übermorgen eröffnet. Im Verfolg dessen werden hier gewiß mehrere revolutionäre Ausbrüche stattfinden, auf die ich sehr gespannt bin.

*

Posen, den 27. Januar 1830.

Der Landtag, oder eigentlich der junge Adel,[2]) der hier gegenwärtig aus der Provinz versammelt ist, fängt an unruhig zu werden und einen großen Einfluß auf die Deputierten zu gewinnen. Die wenigen deutschen Deputierten sind schon ganz für die Nationalität gewonnen und rechnen sich es zur Schande, deutsch zu sprechen, wie dieses mit dem Baron v. Kottwitz der Fall ist. In allen Gesellschaften wird polnisch gesprochen, der General v. d. Groeben ist hierüber so verwundert, daß er sich ganz zurückziehen will, und ich denke es auch so zu machen, was meinst Du hierzu? Habt Ihr in Berlin von der Rede sprechen gehört, die der Graf v. Dzialinski bei dem Begräbnis des Erzbischofs öffentlich in der Kirche gehalten hat? Sie enthielt heftige Ausfälle auf das preußische Gouvernement und entflammte den Nationalhaß gegen die Deutschen auf das höchste.

Seit neun Jahren in dieser Provinz habe ich Gelegenheit gehabt, deren Bewohner hinlänglich kennen zu lernen, und muß mit betrübtem Herzen bekennen, daß die hiesigen Polen, statt in der Germanisation vorgeschritten zu sein (die einzige und alleinige Art, um die kommende Generation zu treuen und ruhigen Unterthanen umzuschaffen), sich vielmehr ihr Haß gegen die Regierung und die deutsche Sprache unglaublich gesteigert hat, welches auch namentlich durch die hiesigen Schulen herbeigeführt wird, in welchen seit Jahr und Tag viel mehr Zeit und Sorge auf die polnische Nationalgeschichte und Sprache verwandt wird, als es früher der Fall gewesen ist.

Wenn Du doch auf den Obersten Graf v. d. Groeben einwirken und ihn überzeugen könntest, daß, wenn die hiesigen Einwohner ihre Sinnesart auch auf die Kinder und Kindeskinder vererben, alle diese Generationen unglückliche, ohne Vaterland und Namen seiende Menschen bleiben werden, die fortwährend einen Haß gegen alle Deutschen hegen, der sie zu höchst unzufriedenen Unterthanen stempeln wird.

*

Posen, den 17. Februar 1830.

Wahrscheinlich wird dieses der letzte Landtag sein, den die hiesigen Stände halten. Denn in ihrer ersten Dankadresse an den König haben sie geäußert, wie sie in den diesjährigen Petitionen wieder verschiedene Gesuche um Aufrecht-

---

[1]) Ist hiermit der Fürstbischof von Breslau Leop. v. Seldnitzky, der später zum Protestantismus übertrat, gemeint?

[2]) Ueber den Einfluß des jungen polnischen Adels vergl. die Denkschrift Flottwells bei Knorr a. a. O., Seite 271.

erhaltung ihrer Sprache und Nationalität in Unterthänigkeit beibringen würden, worauf der Monarch erwidert hat, wie er in Rücksicht ihrer Sprache und Nationalität ihnen im ersten Landtagsabschied alles bewilligt hätte, was man ihnen nur zugestehen könnte, ein Mehreres könne und würde er nicht bewilligen, und hoffe er, über diesen Gegenstand weiter keine Petitionen zu erhalten. Hierüber sind die Polen entrüstet, aber nicht überzeugt, und haben sich desto fester zum Kampf gegen den König verbunden und wollen ihre Rechte, wenn es nicht anders ist, bei dem Deutschen Bundestage anbringen. Mehrere Petitionen, unter denen eine ist, worin sie darauf antragen, daß der Culmische und Michelausche Kreis wieder mit dem Großherzogtum Posen zu einer Provinz verbunden werden möchten, werden den Monarchen überzeugen, daß sie nur dahin streben, sich eine ganz polnische Konstitution zu geben. Auch ist in Anregung gebracht worden, daß die Regimentskommandeurs in polnischer Sprache das Kommando geben sollen. Letzterer Antrag ist jedoch von der Mehrheit als vor der Hand noch unzeitig verworfen. Auf den Oberpräsidenten, mit dem die Polen nicht zufrieden sind, ziehen sie alle gewaltig los, ihre Absicht geht dahin, diesen Mann von seinem Posten zu verdrängen, und hat sich der Fürst Sulkowsky auch bereit erklärt, auf drei Jahre als Oberpräsident die Regierungsgeschäfte zu leiten! Wie gefällt Dir diese tolle Idee? Der Statthalter findet es aber sehr lobenswert. — Die Scheidung zwischen den Polen und Deutschen nimmt gewaltig zu, und zu meiner wahren Freude haben sie sich den kommandierenden General zu ihrem entschiedensten Gegner gemacht, denn bei Gelegenheit, wo er die Polen durch deutsche Einladungskarten zum Ball gebeten hatte, sind nur drei Herren gekommen, und diese haben öffentlich gesagt, daß ihre Landsleute darum nicht in die Gesellschaft gekommen wären, weil man die Einladungen in deutscher und nicht in polnischer oder französischer Sprache abgefaßt hätte. Röder ist hierüber wütend, und da er es erfuhr, daß ich auch eine große Gesellschaft zu geben beabsichtige, bat er mich, die Einladungskarten auch nur in Deutsch herumzusenden, was ich natürlich auch gethan habe, obgleich mir selber der Fürst Sulkowsky einige Tage vorher bemerklich machen wollte, daß der Röder sehr gefehlt hätte, und bin ich sehr neugierig, ob viele Polen kommen werden, denn sämtliche Herren Landstände, die mir die Visite gemacht haben, sind geladen worden!

*

Posen, den 24. Februar 1830.

Auf meinem Ball, der am 20. d. M. stattfand, waren über 150 Personen in meinem Hause versammelt ... Die alte Prinzeß und auch Elisa [1]) waren leider nicht hier, denn die Wanda hat das Scharlachfieber, doch ein sehr gutartiges. Von Polen waren im ganzen 40 Personen mit Frauen und Töchtern zugegen, doch die Hauptredensführer hatten absagen lassen, auch Sulkowsky und Clapowski hatten sich wegen Krankheit entschuldigen lassen.

---

[1]) Radziwill.

Der alte Statthalter möchte so gerne, daß wenigstens außerhalb Posen und in Berlin bekannt würde, daß zwischen Preußen und Polen eine Einigkeit stattfände, und dieserhalb hat er den Polen den Vorschlag gemacht, daß sie einen Ball veranstalten und hierzu auch Preußen einladen möchten. Doch hierzu sind sie, trotz aller Mittel, die er angewandt hat, nicht zu bewegen gewesen. Vielmehr spricht sich der Haß, den die Polen gegen den König und die Regierung hegen, immer mehr öffentlich aus. So war dieser Tage bei der Auktion der Sachen des Erzbischofs Wolicki, den sie als echten Patrioten vergöttern, ein Vorfall, der das Gesagte auf das beste bewahrheitet, nämlich ganz unbedeutende Sachen, die der Wolicki im Gebrauch gehabt hat, als ein Zahnstocheretui, eine Papierschere u. s. w. sind auf 18 Thaler in die Höhe getrieben worden. Gleich darauf werden zwei große, ganz vergoldete Porzellanvasen, worauf die Porträts des Königs und des Kronprinzen sind, ausgeboten, und man fängt mit einigen Thalern an, doch niemand bietet, und endlich sagt ein Pole, er wolle zwei Silbergroschen, polnisch, für eine geben, und der zweite Pole bietet noch vier polnische Groschen. Wie der Auktionskommissarius sich hierüber mißbilligend äußert, schelten sie diesen Mann aus, indem sie sagen, hier könnte man bieten, wie man wolle. Die Vasen werden als unverkaufbar beiseite gesetzt, leider war nur ein Offizier von der Artillerie und ein Stallmeister von Preußen zugegen. Die Prinzeß hat die Vasen für die Taxe unter der Hand kaufen lassen . . .

Morgen wird der Landtag geschlossen, bei welcher Gelegenheit ein großes Diner auf dem Schloß ist, wo, wie gewöhnlich, die Gesundheiten stets polnisch ausgebracht werden, was vor drei und mehr Jahren nie der Fall gewesen war.

*

Posen, den 14. März 1830.

General v. Both teilte es mir auch mit, daß er befragt wäre, wie und was für Mittel er anwende, um die polnischen Rekruten deutsch zu lehren, und hierbei machte ich ihm bemerklich, wie dieses eine schöne Gelegenheit wäre, den Herrn über die Stimmung der hiesigen Provinz und das Schulwesen reinen Wein einzuschenken, was er mir auch mit Hand und Mund versprach. Doch unglücklicherweise ging ich einen Tag nicht auf Parade, und Both teilte dem Röder seine Absicht mit, und dieser verwarf den ganzen Plan, so daß jetzt Both entschlossen ist, seinen Brief zuvörderst dem Röder zur Korrektur vorzulegen. Es ist schrecklich, wenn man dieses mitansehen muß, wie sich ein jeder fürchtet, die Wahrheit zu sagen, und bloß darum, weil man besorgt, unser hiesiger Hof könnte es wieder erfahren, und darum einmal weniger zur Tafel geladen werden! Glücklicherweise sind aber die Petitionen des Landtags so übertrieben, daß der Monarch sich endlich gedrängt sehen wird, es öffentlich auszusprechen, die Provinz zu germanisieren. Auch dem alten Baumann ist die Geduld gerissen, und wird er bei Beantwortung der Petitionen, die er mit vieler Umsicht und Sachkenntnis entworfen hat, gleichzeitig um seinen Abschied einkommen. Dieses ist aber gerade, was die Polen wollen. An seiner Stelle will der Fürst Sulkowski und ein Oberst, jetziger Provinziallandschaftsdirektor v. Grabowski, als Oberpräsident auf-

treten. Geschieht dieses, wofür sich der Statthalter auch verwenden will, so bitte ich um meine Versetzung, weil ich es nicht mit ansehen will, wie die preußischen Staatsdiener hinter die Polen gesetzt werden. Nach dem, was ich aber von Baumann erfahren habe, so sind die sämtlichen Minister jetzt endlich auch der Meinung, daß man die Anforderungen um Nationalität gänzlich zurückweisen muß.

Morgen findet in Gnesen die Wahl eines neuen Erzbischofs statt, wobei der Statthalter als königlicher Kommissarius präsidieren wird. Im voraus kann ich Dir schon sagen, daß man den Weihbischof v. Dunin zum Erzbischof wählen wird; unter den hiesigen Kandidaten ist er der beste. Er ist ein feiner, gewandter Mann, von vielen gesellschaftlichen Formen, der durchaus nicht falsch und böse, aber so schwach und ganz ohne eignen Willen ist, daß er sich von jedem am Bande führen läßt...

Noch muß ich Dir eine Geschichte erzählen, die auf dem großen Diner auf dem Schloß bei Gelegenheit der Abfütterung der Stände vorgefallen sein soll. Mehrere Deputierte sprachen untereinander von dem Druck und der Ungerechtigkeit, denen sie von der preußischen Regierung ausgesetzt wären, und einer von diesen, ein Herr Kalckstein, sagt ganz laut, wie es nicht ausbleiben könne, daß hier mit nächstem eine Revolution ausbrechen müßte. Die letzten Worte hört die in der Nähe stehende Prinzeß Elisa, welche sich darauf zum Kalckstein wendet und sagt, wie jede Revolution Trauer und Unglück über die lebende Generation verbreite und sie solche nicht zu erleben wünsche, worauf K. erwidert: „Sie, sowie Ihr erhabenes Haus haben hierbei nichts zu fürchten, denn wir werden Sie schützen und verteidigen," worauf die Prinzeß Elisa den Kalckstein an der Hand gefaßt hat, indem sie sagt: „Gedenken Sie in der Gefahr, was Sie mir und meinen Eltern versprochen haben." Die Frau v. S. hat die Prinzeß Elisa gefragt, ob dieses Stadtgespräch wahr wäre, welches sie aber geleugnet hat. Doch die Polen selbst sagen, daß an der Geschichte etwas Wahres ist.

*

Posen, den 28. Mai 1830.

Der Kronprinz war hier im allgemeinen gnädiger gegen die Preußen, als das vorletzte Mal, denn er hat mit allen Generälen, den Präsidenten, ja sogar mit den Geheimräten freundlich gesprochen, auch mit mir sprach er ein paarmal sehr gnädig, doch schien es mir, als sei er hierbei etwas verlegen gewesen. Deiner hat er auch nicht mit einem Wort gedacht, und dieses mag ihn verlegen gemacht haben, daß Du, sein längster und treuester Gefährte, eine andre Bestimmung erhalten hast, von der er gewiß gewußt hat.[1]) Gott gebe, daß ich mich irre, ich fürchte aber, der Herr wird Deine Entfernung zu seinem Nachteil empfinden!...

---

[1]) Wie oben bemerkt, war Below im Jahre 1830 aus der Nähe des Kronprinzen in den großen Generalstab versetzt worden.

Der v. Witzleben[1]) wird Dich in Berlin behalten, und wenn er es durchsetzen kann, so wirst Du bald Deinen alten Posten wieder einnehmen, und das müssen wir alle wünschen, daß es bald geschehen möchte!...

Der Prinz hat am 23. früh um neun Uhr die Festung besehen, jedoch nur sehr oberflächlich und leider ohne wahres Interesse. Dann wurde von ihm der Grundstein zum Turme des Kronenwerkes der Festung im Beisein der Generäle u. s. w. gelegt, und dann mußte der Kronprinz auf unablässige Vorstellung und Bitte des Gröben nach der evangelischen Zivilkirche fahren, und von da nahm er die Truppen der Garnison in Augenschein...

Sei überzeugt, mein guter Bruder, daß alles, was Du mir unterm Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt hast, ich auch treulich als Geheimnis bewahre! Hier weiß es noch keine Seele, daß eine hohe Person[2]) evangelisch geworden ist. Vorgestern, wo ich beim Erzbischof in einer kleinen Gesellschaft zu Tisch war, wurde von dieser Person als guter Katholikin gesprochen. Wenn wir es hier öffentlich erfahren, so fürchte ich sehr, daß es eine höchst unangenehme Sensation geben wird.

*

Cudowa, den 4. August 1830.

Hier in Schlesien sagt man, daß der Oberpräsident v. Schön der Nachfolger von v. Motz[3]) werden würde, ich gebe ihm gerne meine Stimme, wenn ich darum gefragt würde, und gewiß könnte man dem Staat gratulieren, wenn ein so kräftiger und einsichtsvoller Mann diesen so höchst wichtigen Posten erhielte.[4]) Ich fürchte nur, daß der Schön zu viele persönliche Feinde unter den Ministern hat, die seine Wahl zu hintertreiben suchen werden, und dann wird man Rother[5]) vorschieben, an den sich der Monarch überdem gewöhnt hat. Wenn über diese Angelegenheit etwas entschieden ist, so teile es mir ja mit. Die Polen betrauern den v. Motz nicht, denn sie wissen, daß er ihren Anforderungen wegen Sprache und Nationalität kräftig entgegenwirkte, und bin ich überzeugt, daß der Schön ebenso handeln würde.

*

Posen, den 8. Oktober 1830.

Da die hiesigen Polen auch fortwährend einen sehr unruhigen Geist öffentlich gezeigt haben, so ist hierdurch der General Röder veranlaßt worden, die Truppen der 10. Division, die bei Fraustadt zur Abhaltung der Herbstübungen versammelt waren, eiligst nach ihren Garnisons und namentlich nach

---

[1]) General v. Witzleben, Leiter des Militärkabinetts, der vertraute Ratgeber des Königs, der eine über die militärischen Angelegenheiten hinausgehende Wirksamkeit übte.

[2]) Offenbar Kronprinzessin Elisabeth.

[3]) Finanzminister v. Motz war 1830 gestorben.

[4]) Diese Aeußerung über den ostpreußischen Oberpräsidenten Theodor v. Schön ist um so interessanter, als Wrangel später als kommandierender General in Königsberg mit ihm in den schärfsten Gegensatz geriet. Schön war übrigens Belows Freund.

[5]) Vorerst wurde Maaßen Finanzminister, 1836 aber Rother.

Posen rücken zu lassen. Auch hat es die Notwendigkeit erfordert, daß scharfe Patronen für Infanterie und Artillerie ausgegeben sind.

Der Tod von dem Minister v. Motz und der des alten und biedern Oberpräsidenten v. Baumann hat unter den Polen eine große Freude verbreitet, weil sie sie für Männer hielten, die der polnischen Nationalität entgegenwirkten, was auch wirklich der Fall war. Die wichtigste von allen Oberpräsidien im Staate bleibt unbedingt die des hiesigen Großherzogtums. Der Himmel möge geben, daß die Wahl auf einen Mann fiele, der Kraft und Lebensklugheit mit den andern erforderlichen Talenten verbindet, besonders gehört ein energischer Mann hier nach Posen. Gebt uns den Schön.

*

Posen, den 22. Oktober 1830.

Die hiesigen Polen streuen viele Aufruhrzettel aus,[1]) um so die Stimmung immer mehr aufzureizen. Auch halten sie auf verschiedenen Landsitzen ihre Zusammenkünfte und scheinen sich in größter Stille zum Aufstand zu organisieren. Ein Herr v. Kalckstein ist mit die Haupttriebfeder. Das traurigste ist, daß wir in der ganzen Provinz nur vier Landräte haben, auf deren Treue die Regierung rechnen kann. Unter diesen Umständen wäre es höchst gewagt, wenn der Fürst Sulkowsky zum Oberpräsidenten ernannt würde, und habe ich vollgültige Ursache zu glauben, daß dieses nicht stattfinden wird, indem der König von der Stimmung der hiesigen Einwohner durch den Gr. v. R. ganz genau unterrichtet ist.

*

Posen, den 8. November 1831.

Alle meine Wünsche sind durch die endliche Besiegung[2]) von Polen in Erfüllung gegangen; jetzt ist es unsre Pflicht, von diesem Ereignis den größtmöglichsten Nutzen für die hiesige Provinz zu ziehen. Flottwell ist nach Berlin berufen worden, um daselbst sein Gutachten über die notwendig zu erachtenden Veränderungen in den Regierungsmaßregeln betreffs der hiesigen Provinz abzugeben und den Landtagsabschied zu bearbeiten. Und wenn es gleich anzuerkennen ist, daß der Flottwell in der kurzen Zeit seines Hierseins sich gediegene Kenntnisse der Provinz erworben und hierdurch zu der feststehenden Ueberzeugung gelangt ist, daß es zum Wohl des preußischen Staats notwendig erforderlich ist, daß die hiesige Provinz germanisiert werde, so ist doch andrerseits nicht zu leugnen, daß die Ausführung dieses wahrlich rein patriotischen Vorhabens viele Gegner in Berlin finden wird, die, aus kleinlichen, irrigen Ansichten geleitet, auf das Fortbestehen der unglücklichen Wiener Konvention[3]) beharrlich hinwirken werden. Wenn ich ferner bedenke, daß selbst hochstehende Männer von dem Vorteil der

[1]) Am 29. November brach der Aufstand in Warschau aus.

[2]) Im Oktober konnte der Aufstand als überwunden gelten. Es begannen freilich nun noch manche Schwierigkeiten für Preußen durch die über die Grenze getretenen polnischen Truppen.

[3]) S. vorhin S. 323, Anm. 5.

Regierungsveränderung in der hiesigen Provinz überzeugt sind, dennoch aus nicht zu erklärendem Gleichmut ihre heilige Pflicht, S. M. den König hierauf aufmerksam zu machen, versäumen, es vorziehen zu schweigen und alles dem lieben Zufall anheimgeben, so erachte ich es für die größte Schuldigkeit, alles aufzubieten, daß die Ansichten von Flottwell unterstützt werden, und ersuche Dir so dringend als ganz ergebenst, alles aufzubieten, daß dieses Ziel erreicht wird.

Die Geschichte früherer Zeiten, die Erfahrungen der letzten 16 Jahre haben wiederholt bestätigt, daß der hiesige Edelmann, der auf Kosten der Deutschen hervorgezogen und mit Wohlthaten überhäuft worden ist, diese Gnadenbezeugung mit Undank und Verrat belohnt hat. Da nun der Staat die heilige Verpflichtung hat, allen seinen Unterthanen das größtmöglichste Glück angedeihen zu lassen, die hiesigen Edelleute mit polnischer Nationalgesinnung nie und nimmermehr zufriedengestellt werden können, so muß meines Erachtens die Regierung als natürlicher Vormund der unmündigen und unglücklichen polnischen Edelleute auftreten und diese auch gegen ihren Willen zu zufriedenen und glücklichen Menschen umzuschaffen suchen, und dieses Ziel ist nur allein zu erreichen, wenn man den Edelmann germanisiert.

Deutsche Schulen muß man befördern. Kein polnischer Edelmann sollte in dieser, wohl aber in den alten Provinzen, Anstellung finden. Der Bauer wird zwar durch die Auseinandersetzung[1]) (die aber leider sehr langsam vorschreitet) für Preußens Interesse gewonnen, aber noch schneller wird man zum Zweck kommen, wenn man auch die hiesigen Rekruten bei den Regimentern in alten Provinzen verteilte. Die hohe Geistlichkeit müßte man durch Domherren aus alten Provinzen zu veredeln suchen. Geschieht von allem diesem nichts oder nur teilweise, so ist über kurz oder lang, daß wir mit dem Westen in einen Krieg verwickelt werden, diese Provinz wieder in vollem Aufruhr, und wir sind gezwungen, unsre Kräfte zu teilen, um diese Polen, die Franzosen des Nordens, wie sie der Professor Krug nennt, im Zaum zu halten. Suche Gelegenheit mit dem Herzog Karl, dem Fürsten Wittgenstein, Lottum, Kamptz,[2]) Witzleben zu sprechen und stehe Flottwell als Freund und Landsmann treulich bei. Es wäre eine große Wohlthat für die gute Sache, wenn man unter dem gegenwärtigen wichtigen Augenblick, der sich nie wieder so günstig gestalten wird, den v. Grolmann nach Berlin beriefe. Sage, ist dieses nicht möglich einzuleiten? Ich stehe seit längerer Zeit in betreff der polnischen Angelegenheit mit dem Generalleutnant v. Grolmann in Briefwechsel, er weiß auch, was uns frommt, und hat Kraft, seine Ansicht geltend zu machen.

*

Posen, den 25. November 1831.

Was Du mir von Flottwell mitteilst, freut mich innig. Doch kann ich,

---

[1]) Ueber die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Posen s. Knapp, Die Bauernbefreiung in den ältern Teilen Preußens, 1, Seite 207 ff.

[2]) Ueber die preußischen Minister dieser Zeit s. Treitschke 4, Seite 195.

ehrlich gesagt, an die Sinnesänderung des einen hohen Herrn[1]) nicht recht glauben. Gott möge den redlichen Bemühungen des Flottwell Gedeihen schenken. Generalleutnant v. Grolmann war hier, und habe ich die Freude gehabt, recht ausführlich über das Treiben der Polen in hiesiger Provinz mit ihm zu sprechen. Er pflicht nicht allein meinen Ansichten vollkommen bei, sondern hält es für durchaus notwendig, daß der Stab der 4. Division nach Bromberg verlegt, ferner daß zwei hiesige Landwehrbataillons zum II. und III. Armeecorps und dagegen zwei andre Bataillons zum V. Armeecorps vertauscht werden... Grolmann geht weiter. Er will die hiesige Provinz nach Westpreußen, Schlesien und Frankfurt verteilen. Als gewiß sieht er es an, daß Radziwill nie mehr hier als Statthalter residieren wird. Die deutsche Sprache soll Landessprache werden. Wenn alles dieses in Erfüllung geht, so würde es sich hier ganz leidlich leben lassen. Und wenn auch vieles nicht durchgeht, so muß doch in der Hauptsache etwas für diese Provinz geschehen, um sie zu germanisieren. Alles dieses hat er ganz vor kurzem an Witzleben geschrieben. Doch will Grolmann gegen den 10. künftigen Monats selber nach Berlin, um auch diese Angelegenheit nach Möglichkeit zu betreiben.

*

Posen, den 1. Dezember 1831.

Hast Du den Major Brandt gesprochen? Er ist auch von der polnischen Partei und ist die einzige Veranlassung, daß sich der Generalleutnant v. Zepelin[2]) bei Gelegenheit, wo die polnischen Truppen das Gewehr gestreckt haben, so höchst dumm benommen hat, indem General Zepelin den Hut abgenommen hat, wie das 9. Polnische Infanterie-Regiment vorbeimarschiert ist, und er mit Thränen in den Augen bedauert hat, daß ein so braves Regiment ein solches Ende erhalten müßte. Mit dem Benehmen des Major Brandt ist niemand zufrieden als er selber.

Merkwürdig ist der Erlaß des Fürsten Paskiewicz,[3]) worin es den Polen verboten ist, die polnische Kokarde zu tragen. Diesem nach dürften die Posener Landstände als Sulkowsky, Niemojewsky u. s. w. die einzigen sein, die noch fernerhin die polnische Kokarde tragen werden. Doch hoffe ich, daß auch wir hierin eine Aenderung treffen werden.

*

Posen, den 27. Dezember 1831.

Gesund und heiter, auch voll der besten Hoffnungen ist Flottwell zurückgekehrt, der mit seiner Aufnahme in Berlin und besonders mit dem Herrn und dem Kronprinzen die allergrößte Ursache hat, zufrieden zu sein. Und durch

---

[1]) Des Kronprinzen?

[2]) Vergl. Aus dem Leben des Generals Dr. H. v. Brandt, herausgegeben von H. v. Brandt, 2. Band, S. 154.

[3]) Paskiewitsch war zu Diebitsch' Nachfolger im Oberkommando über das russische Heer ernannt und nach der Besiegung der Polen zum Fürsten von Warschau erhoben worden.

Flottwell ist endlich die Ansicht festgestellt und im Staatsrat angenommen, daß die hiesige Provinz germanisiert werde, eine Maßregel, die wahrlich zum wahren Heil des preußischen Staates und insbesondere auch für die hiesige Provinz ist.

Ich hoffe, daß man Flottwell ganz freie Hand lassen wird, und dann stehe ich für einen guten Erfolg. Doch ist es auch notwendig, daß unsre hiesigen Landwehreinrichtungen in diesem Geiste umgeformt werden, und da denke ich mir, daß der Herzog Karl, Grolmann und Witzleben das ihrige dazu beitragen werden, denn unserm alten General v. Röder ist alles ganz gleichgültig und egal. Ich stelle es mir vor, daß der König ihn zum Feldmarschall machen und ihn in Ruhestand setzen wird ... General Röder hat die Meinung, daß man in Berlin glaubt, er habe keine liberalen Gesinnungen, und dieses würde sein Unglück machen, daher thut er jetzt alles, um sich die Gunst der Polen zu erbetteln. Er geht darin so weit, daß er den Leutnant v. Bresa vom 37. L. R. und Leutnant v. Zakrzewski vom 6. Ulanen-Regiment, die beide nach Polen gegangen und jetzt als Deserteurs hier eingebracht worden sind, die Erlaubnis erteilt hat, die Feiertage in ihren Familien auf dem Lande zu verleben! Es ist über beide kriegsrechtlich erkannt, die (d. h. die Urteile) dem Könige zur Bestätigung vorliegen. Es wäre wirklich prächtig, wenn sie beide von ihrem Urlaub nicht wiederkehrten. Ob Röder durch diese Handlungsweise die Gnade des Monarchen erreichen wird, steht dahin.

*

Posen, den 28. Januar 1832.

Unsre Amnestie vom 26. vorigen Monats hat hier in der Provinz sehr wohlthätigen Einfluß auf die Gemüter hervorgebracht, denn die in ihren politischen Ansichten schwankenden Menschen sind jetzt auf einmal auf Seiten des preußischen Gouvernements getreten, und alle Polen sehen in der Kraft desselben ihr Heil.[1]) Flottwell erhebt man in den Himmel, und schon oft habe ich die Polen sagen gehört, der Mensch denkt und Flottwell lenkt — und, so Gott will, zu unserm Besten!

*

Posen, den 23. Februar 1832.

Der Erzbischof ist mit Flottwell in lebhafter Unterhandlung wegen dem Gebrauch der deutschen Sprache. Letzterer verfügt alles in deutscher Sprache und wünscht, daß von seiten des Domkapitels auch so geantwortet werde, was der Dunin nicht will und nur polnisch antwortet. Sollte die Sache bis zum König kommen, so hoffe ich, daß der Monarch den Ansichten der Regierung beitreten wird.

Röder und Flottwell geben brillante Assemblées. Auf der ersten, welche Röder gab, erschien Dunin und Ponisky mit seiner Frau, die übrigen Polen als Gr. Grudzewsky, Misciełsky u. s. w. haben aber gleich ein für allemal absagen lassen, und die jungen Polen haben es dem Ponisky sehr übel gedeutet,

---

[1]) Vergl. Ueber die Amnestie, Treitschke 4, S. 209.

daß er in Gesellschaft der Deutschen gegangen ist, und hat er, um Händel zu vermeiden, die Stadt verlassen. Auch der Erzbischof ist zu Sułkowsky gefahren, die Töchter des letzteren gehen über den Unfall der Polen stets in Trauerkleidern. Von Hayer habe ich unter der Hand erfahren, daß die hiesigen Polen eine freiwillige, gezwungene Abgabe von 24 pro Cent von ihrer Einnahme zur Unterstützung der aus dem Königreich vertriebenen Polen eintreiben.

(Schluß folgt.)



Die Entwicklung und der heutige Stand der Kathoden- und Röntgenstrahlen und die Beziehungen zu andern physikalischen Erscheinungen.

Von

Dr. Aug. Hagenbach.

Die naturwissenschaftlichen Theorien gründen sich meistens auf Beobachtungen und Experimente; sie dienen dazu, eine größere Anzahl von Erscheinungen unter einem bestimmten Gesichtspunkte zusammenzufassen und, was noch wertvoller ist, sie gestatten, weitere Eigenschaften und Beziehungen vorauszusagen und fordern dadurch zu Experimentaluntersuchungen auf.

Das Experiment dient dazu, die Natur in Bezug auf irgend einen Punkt zu befragen, und es muß infolgedessen so angeordnet sein, daß die Antwort, die die Natur giebt, eindeutig verstanden werden kann, und das ist nur möglich, wenn auch die Frage eindeutig gestellt ist, das heißt das Experiment muß so angestellt sein, daß es von Nebenumständen und Komplikationen frei ist. An den Resultaten der Beobachtung werden die Naturgesetze erkannt und zu einer Theorie kombiniert. Unsre Theorien sind aber nicht die Wirklichkeit, sie decken sich nicht mit den wahren Vorgängen in der Natur, sie sind vielmehr mit einem Bilde zu vergleichen, das dem Original mehr oder weniger ähnlich ist. Eine Theorie ist um so besser, je mehr sie gestattet, durch einfache Vorstellungen oder mathematische Deduktionen andre Beziehungen abzuleiten, sie muß aber fallen gelassen werden, sobald die vorausgesagten Erscheinungen durch den Versuch nicht mehr bestätigt, sondern widerlegt werden. Manchmal allerdings gelingt es, durch Einführung neuer Hypothesen eine modifizierte Theorie beizubehalten, oft aber auch wird sie vernichtet und muß einer neuen weichen.

Es bietet nun manches Interessante, das Entstehen und die Entwicklung einer solchen Theorie bis zum heutigen Stande zu verfolgen. Aus der großen

Lehre der Elektrizität wollen wir etwas herausgreifen. Die Erscheinungen der Elektrizität sind komplizierter Natur, und das Gebiet ist unendlich groß, so daß es schwierig ist, alle Phänomene von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu betrachten. Wir haben auch bis jetzt noch keine einheitliche Theorie, sondern wir müssen uns für die einzelnen Zweige der Elektrizität mit besonderen Hypothesen begnügen, die zum teil nur einen recht losen Zusammenhang besitzen. Wir wollen versuchen, einen solchen Zweig herauszugreifen und die rasche Entwicklung des Gebietes in großen Zügen besprechen; dabei muß aber des geringen Raumes wegen manches weggelassen werden, das, um allen gerecht zu werden, mit herangezogen zu werden verdiente.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen hat wohl mit Berechtigung nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch beim großen Publikum Aufsehen erregt, ganz besonders, weil dadurch ein diagnostisches Hilfsmittel in der Medizin geboten wurde. Deshalb hat es vielleicht auch allgemeines Interesse, daran anzuknüpfen und einige Betrachtungen anzustellen, inwiefern die reine Wissenschaft dadurch und durch die dadurch veranlaßten Experimentaluntersuchungen gefördert worden ist.

Läßt man durch eine Glasröhre, in die zwei Elektroden eingeführt sind, elektrische Entladungen durchgehen, während die Röhre evakuiert wird, so beobachtet man, daß der Inhalt der Röhre ein relativ intensives Licht aussendet, das aber bei stark verdünntem Raum immer schwächer wird und schließlich fast ganz verschwindet; es bleibt also ein ganz schwaches Lichtbündel übrig, senkrecht von der negativen Elektrode, der Kathode, ausgehend, das unbekümmert um die Form der Röhre oder um die Lage der positiven Elektrode, der Anode, eine geradlinige Bahn beschreibt und sich hauptsächlich dadurch zu erkennen giebt, daß es beim Auffallen an die Glaswand eine intensive Phosphorescenz erzeugt, das heißt das Glas grünlichgelb leuchtend macht. Diese Strahlen sind die von Goldstein benannten Kathodenstrahlen. Sie sind schon mehrere Jahrzehnte bekannt. Der englische Gelehrte Crookes war der erste, der eine Theorie darüber aufstellte, indem er annahm, daß die Phosphorescenz des Glases davon herrühre, daß von der Kathode aus kleine Partikelchen abgeschleudert würden, die beim Aufprallen ihre Bewegungsenergie an das Glas abgeben und dadurch die Leuchterscheinung bewirkten. In einem Vortrage in der „British Association" ist diese Theorie von Crookes zum ersten Male ausgesprochen worden, und abgesehen von einigen phantastischen Konsequenzen ist sie von den meisten Physikern auf längere Zeit angenommen worden.

Die Beweise für diese Theorie waren aber nicht zwingend, und man verließ sie als unhaltbar, besonders veranlaßt durch größere Experimentaluntersuchungen von Hertz und von Lenard.

Die wichtigsten Resultate dieser Arbeiten waren kurz folgende. Hertz bewies vor allem, daß die Kathodenstrahlen nichts zu thun haben mit der Richtung der Strombahn im Innern der Röhre. Er bezeichnete sie als vollkommen lichtlos, sichtbar werden sie nur durch die Phosphorescenz, die sie erzeugen, sowohl in

dem verdünnten Gas, wie auf der Glaswand; da Gase nur wenig von den Strahlen absorbieren, so ist die Bahn der Kathodenstrahlen nur durch einen ganz schwachen Lichtschein bemerkbar, während Glas sehr stark absorbiert und dadurch zu intensiverem Phosphorescieren gelangt. Anschließend an diese wertvollen Untersuchungen sind dann eine Reihe von interessanten Arbeiten zu verzeichnen von Lenard, dem damaligen Assistenten von Hertz. Um über das eigentliche Wesen der Strahlen genauere Kenntnis zu erhalten, schien es in erster Linie erforderlich, ihre Absorption in den verschiedenen Stoffen genauer festzustellen. Die Hauptschwierigkeit der Untersuchung lag darin, daß die Kathodenstrahlen nur im Innern der Vakuumröhre existierten, und daß sie beim Auftreffen auf die Glaswand vollständig absorbiert wurden. Hertz fand schon bei der Untersuchung über Absorption, daß auch feste Körper in sehr dünner Schicht die Strahlen nicht vollständig auffangen, sondern noch teilweise durchlassen können. Dies benutzte Lenard und verschloß eine Glasröhre auf der einen Seite mit einer dünnen Folie von Aluminium, die so stark war, daß sie den Luftdruck aushielt, aber trotzdem einen Teil der Kathodenstrahlen durchließ, und damit war es möglich, ihre Eigenschaften in einem von der die Strahlen erzeugenden Vakuumröhre getrennten Raum experimentell zu verfolgen. Bei den eingehenden Untersuchungen über Absorption ergab sich das merkwürdige Resultat, daß nur die Dichte einer Substanz, nicht aber die chemische Beschaffenheit in Betracht kommt. Die Kathodenstrahlen besitzen aber nicht nur die Eigenschaft, Phosphorescenz zu erzeugen, sondern sie sind auch photographisch wirksam, wie schon Goldstein fand, und Lenard benutzte diese Eigenschaft auch, um nachzuweisen, daß die Strahlen ein doppeltes Aluminiumblatt zu durchdringen vermögen.

Im Anschluß an diese und andre experimentellen Resultate wurden von verschiedenen Seiten neue Theorien ausgearbeitet. Die Crookessche Hypothese schien schwer mit dem Gefundenen in Einklang gebracht werden zu können. Neben den Theorien von Goldstein und Neumann ist hauptsächlich die von E. Wiedemann zu nennen, der die Kathodenstrahlen als Licht von sehr kurzer Wellenlänge, das heißt als eine periodische Aetherbewegung auffaßte. Denken wir uns alle transversalen Aetherwellen nach der Wellenlänge zerlegt, das heißt in ein Spektrum entworfen, dann würde es auf der einen Seite die langen Hertzschen elektrischen Wellen enthalten, dann kämen die Wärmewellen, diesen folgten die Lichtwellen von rot bis violett und ultraviolett, und das Ende, also die kürzesten Wellen, wären die Kathodenstrahlen. Somit sollten die Kathodenstrahlen nichts mit Materie zu thun haben, und das schien dadurch bestätigt zu sein, daß sie durch ein absolutes Vakuum, in dem sie nicht mehr entstehen können, doch noch zu passieren vermögen. Die Energie sollte somit in einer Wellenbewegung liegen, die bei Absorption Phosphorescenz oder photographische Wirkung oder Wärme erzeugte.

Diese von der Crookesschen Auffassung so grundverschiedene Hypothese fand bei den Physikern ziemlich allgemeine Anerkennung, wenn auch weitere Beweise für die Richtigkeit nicht erbracht wurden. Die genannten Forscher sind

aber nicht etwa die einzigen, die auf diesem Gebiet zur Aufklärung beigetragen haben, es wären noch manche Arbeiten zu nennen; es genüge, einige Namen aufzuzählen, wie Hittorf, Plücker, Schmidt, Kaufmann, J. J. Thomson, Precht, Becquerel, Abegg und Lehmann.

An die Untersuchung von Lenard schließt sich auch die Entdeckung von Röntgen an. Röntgen beobachtete nämlich, daß die Strahlen, die von der Kathode ausgingen, nicht nur, wie Lenard gezeigt hat, durch das kleine dünne Aluminiumfenster austreten konnten, sondern daß auch durch die Glaswandung eine Wirkung zu beobachten war sowohl auf phosphorescenzfähige Körper, wie auf die photographische Platte. Auch diese Strahlen, die unstreitig von der Kathode ausgehen, sind in betreff ihrer Absorption in festen Körpern ähnlichen Gesetzen unterworfen und besitzen vor allem die Eigenschaft, für das Licht undurchsichtige Körper zu durchdringen, was ja bekanntlich die vielfachen praktischen Anwendungen bedingte.

Es lag nun auf der Hand, daß man diese beiden Erscheinungen, die Kathodenstrahlen und die Röntgenstrahlen miteinander verglich, und es tauchten darüber die Fragen auf: sind die beiden Erscheinungen überhaupt dasselbe oder ist die eine durch die andre hervorgebracht, oder sind es Erscheinungen, die, obwohl beide von der Kathode ausgehen, doch ganz unabhängig voneinander existieren? Unzählige Arbeiten sind auf diesem Gebiete experimentell ausgeführt worden, und jede dieser Fragen ist ebenso oft bewiesen wie widerlegt worden. Die vorgebrachten Gründe waren alle nicht zwingend, die Erscheinungen waren doch komplizierter und nicht im Handumdrehen erklärt. Die Motive, von denen sich die meisten Physiker beim Experimentieren leiten ließen, gingen von der vorher besprochenen Theorie der Kathodenstrahlen aus. Man war zu der Ansicht gekommen, daß Kathodenstrahlen nichts andres wie Licht von kurzer Wellenlänge seien, und es schien ja sehr wahrscheinlich, daß die von Röntgen entdeckten X-Strahlen im engen Zusammenhang damit ständen. Der Weg, die Theorie zu stützen, schien gegeben, man brauchte bloß die Gesetze des Lichts, die Reflexion, die Brechung, die Polarisation, die Interferenz und so weiter nachzuweisen, um die Hypothese zur vollkommenen Theorie zu erheben und weiter daraus Schlüsse ziehen zu können. Die Schwierigkeiten stellten sich aber ein; man experimentierte fast ausschließlich mit Röntgenstrahlen. Wenn der eine die Brechung bewies, so widerlegte sie der andre, mit dem Nachweis der andern Lichtgesetze ging es ähnlich, kurzum der Beweis, daß Röntgenstrahlen Lichtwellen sind, konnte nicht erbracht werden.

Im Laufe der Zeit hatte sich das große Publikum und auch die physikalische Welt einigermaßen beruhigt über die große Entdeckung, und neben den zahlreichen unreifen Publikationen wurden einzelne gut durchgearbeitete Experimentaluntersuchungen produziert, die den Weg der Forschung etwas änderten. War denn überhaupt die Annahme berechtigt, daß die X-Strahlen Lichtwellen seien? Es fehlte ja noch der Beweis, daß die Aethertheorie der Kathodenstrahlen ihre Richtigkeit hatte. Diese Theorie war lediglich eine Hypothese, die die bekannten

Eigenschaften leidlich zu erklären gestatteten, ohne Widersprüche zu liefern, allein in ihren Konsequenzen war sie nicht geprüft.

Die alte Crookessche Auffassung hatte doch nie alle Anhänger verloren, und die Vorstellung, daß die Kathodenstrahlen Materie enthalten könnten, war noch nicht ganz verschwunden. Perrin und Mc. Clelland zeigten durch Versuche, daß beim Auftreffen der Kathodenstrahlen auf einen festen Körper immer negative Elektrizität auftritt. Wird also ein Metall in den Lauf von Kathodenstrahlen gehalten, so wird dasselbe negativ geladen. Damit war bewiesen, daß freie Elektrizität von der Kathode transportiert wird, und diese Thatsache ist unvereinbar mit der Wellentheorie. Untersuchungen von J. J. Thomson, Kaufmann und Lenard bestätigten die Thatsache und lieferten noch weit mehr.

Wenn freie Elektrizität transportiert wird, so muß sie an Materie gebunden sein, es müssen demnach von der Kathode aus kleine materielle Partikelchen mit negativer Elektrizität geladen wegfliegen. Die Thatsache nun, daß sowohl magnetische wie elektrische Kräfte ablenkend auf Kathodenstrahlen einwirken, giebt ein Mittel an die Hand, einerseits die Geschwindigkeit dieser geladenen Partikel und andrerseits die Elektrizitätsmenge, die an der Masseneinheit haftet, zu berechnen. Die von den genannten Physikern nach verschiedenen Methoden bestimmten Werte liefern das Resultat, daß die Geschwindigkeit der Teilchen eine äußerst große ist, sie erreicht Werte bis zu einem Drittel der Lichtgeschwindigkeit, das heißt bis zu 100000 Kilometer pro Sekunde. Was die zweite Größe anbelangt, so ergab sich das unerwartete Resultat, daß unter den verschiedensten Versuchsbedingungen bei verschiedenen Spannungen, bei allen Gasen, bei allen verschiedenen Metallen als Kathode, die mit der Einheit der Masse transportierte Elektrizitätsmenge immer gleich groß ist. Diese Zahl war nun vor allem auffällig durch ihre Größe. Sie fordert auch direkt auf zu der entsprechenden Zahl in der Elektrolyse. Bei der Elektrizitätsleitung in Lösungen wissen wir, daß mit einem chemischen Atom eine ganz bestimmte Menge Elektrizität wandert; wir sehen aber im Vergleich, daß die mit der Masseneinheit transportierte Elektrizitätsmenge rund tausendmal kleiner ist als bei den Kathodenstrahlen, und wir müssen daraus schließen, daß entweder die Ladung eines Partikels sehr groß ist, oder aber die Masse eines solchen sehr klein. Bis jetzt hatte man nur das Verhältnis der Elektrizitätsmenge e zur Masse m also $\frac{e}{m}$ bestimmt, nicht aber eine der beiden Größen selbst. Auf ziemlichem Umwege ist es aber J. J. Thomson gelungen, die Ladung eines Partikelchens selbst zu messen und somit die Masse der Teilchen zu berechnen, und er fand, daß sie etwa tausendmal kleiner ist als die Masse eines Wasserstoffatomes. Solche Korpuskel, nach Thomsons Bezeichnung, mit dem Elementarquantum der Elektrizität, das heißt einer bestimmten Elektrizitätsmenge, behaftet, bilden, wenn sie von der Kathode mit großer Geschwindigkeit abgeschleudert werden, die Kathodenstrahlen. Man kann sehr leicht verstehen, daß Körper, die für die chemischen Moleküle vollkommen undurchlässig sind, noch Poren enthalten, die die tausendmal kleineren Teilchen durchlassen können.

Wir sehen auch ein, daß es erfolglos sein wird, die Masse mit der Wage nachzuweisen, denn um wägbare Mengen zu erhalten, wäre mehrjähriger Betrieb von Kathodenstrahlenröhren nötig.

Kehren wir nun zur Theorie der Röntgenstrahlen zurück, so sehen wir, daß wir nicht mehr ohne weiteres annehmen werden, daß wir es mit ultravioletten Lichtstrahlen zu thun haben. Da X-Strahlen überall da auftreten, wo Kathodenstrahlen auffallen, so hat man auch versucht, erstere auf die nämliche Ursache zurückzuführen. Röntgenstrahlen besitzen aber nicht die Eigenschaft, Körper zu laden beim Auffallen, und daraus schloß man, daß sie Kathodenstrahlen sind, die ihre Ladung abgegeben haben. Es würden also solche geladene Partikel beim Auftreffen auf einen Körper die elektrische Ladung abgeben, dabei aber nicht ihre Geschwindigkeit vollständig verlieren, sondern den Körper durchdringen und beim Auffallen auf eine photographische Platte oder einen Phosphorescenzschirm durch ihre kinetische Energie die bekannte Wirkung hervorbringen.

Für diese Annahme steht nichts im Wege, aber man darf nicht zu weit gehen in theoretischen Spekulationen, denn wir haben bis jetzt auch keine Anhaltspunkte für die Richtigkeit dieser Theorie. Die bewegte Masse ist wie gesagt zu klein, um nachgewiesen zu werden. Mit gleicher Berechtigung können wir annehmen, daß beim Auftreffen der Kathodenstrahlen Aetherwellen oder Stöße erzielt werden. Vorläufig sind wir nicht in der Lage, das eine oder andre zu beweisen, man muß abwarten, bis das Experiment für die eine der Hypothesen entscheidet. Was also die Theorie der Röntgenstrahlen betrifft, so liegt sie noch sehr im argen. Wir kennen manche ihrer Eigenschaften, aber heutzutage ein klares, zusammenhängendes Bild über die Entstehungsweise und den sonderbaren Energietransport geben zu wollen, wäre verfrüht.

Die Theorie der Kathodenstrahlen hat eine volle Umwandlung durchgemacht; man ist wieder auf die alte Theorie zurückgekommen, nur in verfeinertem Maßstabe. Die Partikel sind Teilatome, viel kleiner als die kleinsten chemischen Individuen, und es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob man es hier mit der Urmaterie, aus der alle Körper, alle chemischen Elemente zusammengesetzt gedacht werden können, zu thun hat. Auf diese mehr philosophische Spekulation einzugehen, hat hier keinen Zweck, zumal vom mathematischen Standpunkt aus diese bewegten Ladungen, auch ohne an eine Masse gebunden, behandelt werden können.

In andrer Hinsicht aber ist diese neue Theorie von großer Bedeutung geworden, indem sich Beziehungen zu andern physikalischen Theorien gefunden haben.

Wir haben nämlich vorher gesehen, daß es nach verschiedenen Methoden möglich ist, die Zahl $\frac{e}{m}$, das heißt die mit der Einheit der Masse transportierte Elektrizitätsmenge, sowie auch unter gewissen Voraussetzungen die elektrostatische Ladung e selbst zu bestimmen. Es giebt nun auch andre Gebiete, wo dieses möglich ist.

Das Licht, die Wärme und die elektrische Strahlung pflanzen sich als Wellen

fort, und zwar ist der Träger der Welle der sogenannte Aether. Ein Licht hat also die Fähigkeit, in den Aether eine periodische Bewegung zu senden, muß demnach selbst etwas enthalten, das diese periodische Bewegung ausführt. Anzunehmen, daß die chemischen Moleküle selbst diese Schwingungen ausführen, hat viel Unwahrscheinliches, und man nimmt an, daß der verdichtete Aether auf den Molekülen oder mit einem Teil der Moleküle, das heißt eine elektrische Ladung oder, wie man es auch sonst nennt, das Elementarquantum der Elektrizität diese Schwingungen ausführt. Die verschiedenen Schwingungen, die eine Lichtquelle aussendet, kann man spektral zerlegen, das heißt voneinander trennen und somit einzeln untersuchen. Beruhen die Schwingungen in der Lichtquelle auf der Schwingung einer elektrischen Ladung, so muß ein Magnet geradeso, wie er die Kathodenstrahlen ablenkt, auch auf die Bewegung, die dieses Elementarquantum in der Flamme ausführt, einen Einfluß haben und die Schwingungsdauer ändern können. Dieser Effekt, schon von Faraday gesucht, ist von Zeemann entdeckt worden und hat eine Fülle interessanter Beobachtungen geliefert: was für uns wichtig ist, er hat gestattet, auch die Größe $\frac{e}{m}$ zu berechnen, und der Dimension nach ist der Wert mit dem aus den Kathodenstrahlen bestimmten identisch.

Ferner hat Lenard gezeigt, daß auch in der Luft, die von ultraviolettem Lichte bestrahlt ist, Ladungen auftreten, die genau den vorher genannten entsprechen.

Auch ist noch beizufügen, daß es neuerdings Planck gelungen ist, ein Strahlungsgesetz aufzustellen, aus dem ebenfalls das Elementarquantum der Elektrizität berechnet werden kann. Auch dieser Wert ist ebenso in Uebereinstimmung.

Ueberall finden wir dieses Elementarquantum der Elektrizität gleich groß. Von der Kathode einer Vakuumröhre weggeschleudert, liefert es die Erscheinung der Kathodenstrahlen, in einer schwingenden Bewegung auf dem Molekül liefert es uns Licht und Wärme, in der Luft, die durch ultraviolettes Licht bestrahlt ist, liefert es große Ladungen, die wohl zum größten Teil die Ursache der Gewitter sind.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Kathoden- und Röntgenstrahlen, so sehen wir, daß die experimentellen Untersuchungen uns nicht nur eine neue Anschauung der Kathodenstrahlen selbst geliefert haben, sondern sie haben Beziehungen zu andern Erscheinungen, zu andern Größen aus dem Gebiete der Optik und der Strahlung geliefert, sie haben eine Brücke gebildet über manche bis jetzt unergründete Tiefe.

Was wir von einer Theorie verlangen können, das hat sie gethan: aufgefordert zu neuen Untersuchungen, einen weiteren Blick hat sie verschafft für die Beurteilung von Naturerscheinungen. Mit Recht wird der Laie fragen; bleibt diese Anschauung nun für immer als richtig bestehen?

Auch diese Theorie hat ihre Lücken und ihre schwachen Seiten, sie bildet auch nur ein zusammenfassendes Element, sie ist nur ein ähnliches Bild für die

Wirklichkeit. Ja, heute schon sind manche Bedenken erhoben gegen verschiedene Punkte. Faßt man nämlich die Theorie mathematisch, so stößt man in der Interpretation der Gleichungen auf Schwierigkeiten, und andrerseits ist ein Hauptpunkt der Faraday-Maxwellschen Theorie der Elektrizität, nämlich die Bewegung geladener Körper in ihrer Wirkung auf den Magneten betreffend, durch Versuche beanstandet worden, und gerade dieser Punkt spielt bei diesem ganzen Gebiet eine große Rolle.

So geht es immer weiter in der Wissenschaft, es bleibt noch manches zu untersuchen übrig, unsre Anschauungen der Erscheinungen und unsre Erkenntnis der Naturgesetze werden immer vollkommener — vollkommen werden sie nie.



Cecil Rhodes.

Von

M. v. Brandt.

Mit dem am 26. März d. J. zu Buizenburg bei Kapstadt im Alter von noch nicht 50 Jahren verstorbenen Cecil John Rhodes hat Südafrika seinen größten Staatsmann und England einen der Männer verloren, denen es die Erhaltung und Erweiterung seiner Weltherrschaft verdankt. Dem Entwicklungsgang eines solchen Mannes zu folgen, ist immer lehrreich, besonders da die Tagespresse mit ihren vielfach auf Unwissenheit und blindem Vorurteil beruhenden Schilderungen selten das Richtige zu treffen weiß und damit die Lehren verdunkelt, die aus dem Maß des Erstrebten und Erreichten gezogen werden könnten und sollten.

Cecil Rhodes, der im Juli 1853 als der Sohn eines Landgeistlichen in England geboren wurde, ging bereits 1870 wegen eines Herzleidens nach Südafrika, wo einer seiner älteren Brüder schon weilte. Als die Diamantgruben in Kimberley entdeckt wurden, begaben sich die beiden dorthin, aber schon 1873 kehrte Cecil wieder nach England zurück und bezog die Universität Oxford. Ein Rückfall seines alten Leidens zwang ihn jedoch nach wenigen Monaten aufs neue, Heilung in Südafrika zu suchen, die er dort auch fand. Mit der ihm schon damals eignen Energie warf er sich nun auf den Erwerb eines Vermögens, nicht als ob er das Geld als solches geschätzt hätte, sondern weil er in ihm das unentbehrliche Mittel zur Erreichung jedes größeren Ziels sah, das für ihn die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Südafrika war. „Aus der Geschichte andrer Völker,“ sagte er, „habe ich gelernt, daß Ausbreitung alles ist, und bei der Beschränkung der Oberfläche der Welt sollte es die Aufgabe der augenblick-

lichen Menschheit sein, so viel von ihr zu nehmen, wie nur möglich ist." Diese Auffassung und die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der britischen Rasse und ihrer Einrichtungen haben ihn zu dem überzeugten Imperialisten gemacht, der er immer geblieben ist. Seine Methode als Finanzmann wie als Politiker ist immer die der Schaffung größerer Interessenkreise gewesen; so wußte er viele der kleinen Diamantgrubenbesitzer in der De Beers-Gesellschaft zu vereinigen und schließlich 1888 die Fusion der letzteren mit ihrer einzigen Rivalin, der Kimberley Central, herbeizuführen. Bei dem Abschluß dieser Geschäfte gelang es ihm, durchzusetzen, daß ihm ein Betrag von £ 500000 zur Förderung seiner Pläne in betreff der Vergrößerung der englischen Herrschaft im Norden zur Verfügung gestellt wurde. 1876 kehrte Rhodes wieder nach England zurück und beendete 1878 seine Studien in Oxford; sein Hauptquartier aber blieb trotzdem Kimberley, wo er auch während seiner Studienzeit die Sommerferien zubrachte. Dort machte er die Bekanntschaft des seit 1875 in Südafrika befindlichen Hamburgers Alfred Beit, des später so berühmt gewordenen südafrikanischen Finanzmannes, der ihm während seines ganzen Lebens als zuverlässiger Berater und Freund zur Seite gestanden hat. Eine andre Bekanntschaft, die Rhodes 1878 ebenfalls dort machte, die des jungen schottischen Arzts Dr. Jameson, der sich als ausgezeichneter Verwalter und vortreffliches Werkzeug erwies, sollte später die Veranlassung zu seinem politischen Sturz werden. 1881 wurde er Mitglied des Kapparlaments. Die politische Lage war damals eine solche, daß er weder auf die Unterstützung der englischen Regierung oder der der Kapkolonie, noch auf die einer der Parteien zur Durchführung seiner Pläne rechnen konnte. Erst die deutsche Besetzung von Angra Pequena 1883 und die sich daran knüpfenden Verhandlungen brachten die englische Regierung zur Erkenntnis der Sachlage, und am Tage der Unterzeichnung des Abkommens mit Deutschland, 27. Februar 1884, erging der Befehl nach dem Kap, das Protektorat über Betschuanaland zu erklären. An zwei Punkten dieses Landes hatten sich bereits Buren festgesetzt, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Transvaalregierung diese Freibeuter zu unterstützen suchen werde, obgleich ihre Agenten in London dem englischen Vorgehen zugestimmt hatten.

Nach manchen Mißgriffen wurde Rhodes dorthin entsandt, der mit den Ansiedlern in Stellaland zu einer Verständigung kam, durch die der Besitz ihrer Farmen und eigne Verwaltung ihnen zugesichert wurde, während sie die englische Oberhoheit anerkannten, in Rooi Grond dagegen, obgleich oder vielleicht weil Piet Joubert zur Stelle war, wurden Rhodes' Vorstellungen einfach verlacht, und die Buren griffen sogar während seiner Anwesenheit den Häuptling Montosia an. Rhodes reiste ab, und drei Wochen später annektierte Präsident Krüger Montosias Gebiet. Dies war selbst der englischen Regierung zuviel, und am 8. Oktober 1884 erging an den Präsidenten die Aufforderung, die Annexion rückgängig zu machen, während zugleich ein englisches Corps unter Sir Charles Warren nach Betschuanaland in Bewegung gesetzt wurde. Rhodes begleitete diese Expedition; er hatte dabei Gelegenheit, persönlich mit Präsident Krüger zu ver-

handeln und die Bekanntschaft eines jugendlichen Beraters des Präsidenten, Mr. Leijds (des später so oft genannten Dr. Leyds), zu machen. Die Beziehungen zwischen General Warren und Rhodes gestalteten sich, als der erstere die von dem letzteren in Stellaland gemachten Zugeständnisse nicht anerkennen wollte, so unbefriedigend, daß Rhodes seine Stellung niederlegte. Die englische Regierung trat auf seine Seite, aber im Kapparlament erfuhr er heftige Angriffe, die er in charakteristischer Weise in der Sitzung vom 30. Juni 1885 zurückwies. „Ich erinnere mich," sagte er, „in meiner Jugend von der Vorherrschaft meines Landes und seinen Annexionen gelesen zu haben; dabei wurden stets zwei Grundsätze besonders betont, der eine, daß das Wort der Nation, einmal gegeben, nie gebrochen werden dürfe; der andre, daß, wenn ein Mann das Bürgerrecht angenommen, kein Unterschied zwischen Rassen gemacht werde. Es ist mein Unglück gewesen, in einem Jahre einem Bruch des einen dieser Grundsätze und einem vorgeschlagenen Bruch des andern zu begegnen. Das Ergebnis davon wird sein, daß, sobald die Truppen zurückgezogen sind, wir mit Verdrießlichkeit, Unzufriedenheit und Feindseligkeit zu thun haben werden. Die vorgeschlagene Besiedlung von Betschuanaland beruht auf der Ausschließung von Ansiedlern holländischer Abkunft. Ich erhebe meine Stimme zum feierlichsten Protest gegen ein solches Verfahren und halte es für die Pflicht jedes Engländers in diesem Hause, dasselbe zu thun. Zum Schluß will ich noch sagen, daß der Bruch feierlicher Verpflichtungen und die Einführung von Rassenunterschieden Unglück über dieses Land bringen werden, und eine solche Politik, wenn sie fortgesetzt wird, unsre ganzen Beziehungen zu den Kolonisten holländischer Abkunft ebenso wie die Oberhoheit Ihrer Majestät in diesem Lande gefährden muß."

Das sind nicht Worte eines Mannes, der eine andre Nationalität als die seine zu vergewaltigen bestrebt ist. Rhodes hat auch in der That stets versucht, den Wünschen der Holländer in der Kapkolonie gerecht zu werden. So, unzweifelhaft, bei der schutzzöllnerischen Zollgesetzgebung, zu der er die Hand bot und, vielleicht, bei der Behandlung der Eingebornenfrage. Die Eingeborenen besaßen das Wahlrecht, das unter Rhodes' Premierschaft 1894 auf diejenigen beschränkt wurde, die gewisse Vermögens- und Bildungsbedingungen erfüllen konnten. Damit war jeder Möglichkeit eines Einflusses der Farbigen auf die Entscheidung politischer Fragen vorgebeugt. Auf der andern Seite war er persönlich und amtlich stets bemüht, ihre Lage zu heben; die Mittel dazu sah er in dem Verbot des Branntweinverkaufs an sie, in dem Schutz gegen gewissenlose Ausbeutung und in der Uebertragung des Besitzrechts an Land vom Stamm auf das Individuum. Der Gefahr, die den Weißen aus der Ueberzahl der Farbigen erwachsen kann, war er sich trotzdem wohl bewußt, und schon 1891 bezeichnete er in einer Rede die schwarze und weiße Frage und nicht die der Holländer und Engländer als die wichtigste für Südafrika. 1890 war Rhodes Premierminister der Kapkolonie geworden, seine Bemühungen gingen, wie er offen erklärte, dahin, die englischen und holländischen Interessen zu vereinigen, und er hatte damit auch unzweifelhaften Erfolg, selbst bei dem Afrikanderbund. Der Einfall

Jamesons in Transvaal, 1895, machte dieser Verständigung und Rhodes' politischer Laufbahn ein Ende; er legte die Premierschaft nieder. Nach seinen eignen Erklärungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er von den Plänen der „Ausländer“ und Jamesons Kenntnis gehabt und sie anfänglich gebilligt hatte, aber ebenso sicher ist, daß der Einfall schließlich nicht allein ohne sein Vorwissen, sondern gegen seinen Willen stattfand. Er selbst hat nie versucht, die Verantwortung abzulehnen, und sich dahin ausgesprochen, daß er nicht zu verteidigen sei. Er habe Jameson nicht über die Grenze geschickt; jedermann, der die afrikanischen Verhältnisse kenne, müsse wissen, daß er etwas so Selbstmörderisches für die Politik, die er immer verfolgt, nicht habe thun können; aber er halte sich für moralisch schuldig, weil er, trotzdem er soviel von der Sachlage gewußt, es nicht für seine Pflicht gehalten habe, mehr zu wissen und Jameson zu verhindern, über die Grenze zu gehen. Darum sei er nicht zu verteidigen. Den Glauben an sich selbst und den Erfolg seiner Politik hat er trotz dieses Rückschlags nie verloren. „Wir sind im Wellenthal, denkt an morgen,“ sagte er seinen Freunden, und es muß ihm eine letzte, wenn auch bittere Genugthuung gewesen sein, daß viele seiner früheren holländischen Anhänger im Januar 1902 an ihn die Bitte kabelten, nach Südafrika zurückzukehren und die Bildung einer Partei zu übernehmen, die die besten Leute beider Nationalitäten vereinigen solle. Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm nicht, dieser Aufforderung zu entsprechen.

Das politische Fiasko des Jahres 1895 gestattete Rhodes, sich ganz der Ausdehnung des britischen Gebiets nach Norden zu widmen. „Afrika britisch vom Kap bis nach Kairo“ war vielleicht nur ein schöner Traum, aber er hat sein möglichstes gethan, ihn der Verwirklichung nahezubringen. Für ihn war die Durchführung dieser Idee seine Lebensaufgabe, und schon 1884 erwiderte er Gordon, der ihn aufforderte, ihn nach Khartum zu begleiten, daß andre Pläne ihn daran verhinderten, daß er jedoch hoffe, dort mit ihm zusammenzutreffen, aber von Süden her. Sein erster Gedanke war gewesen, mit dem Transvaal, d. h. mit Krüger zusammenzugehn, denn für ihn war der Mann der Staat, und 1886 und später unterstützte er den Versuch der Herstellung eines Zoll- und Eisenbahnvereins mit dem Transvaal, die politischen Umtriebe der Buren in Zulu- und Swaziland zwangen ihn aber zu einer Aenderung seiner Politik. Als Portugal und Transvaal 1887 mit Lobengula, dem Herrscher des nördlich von Betschuanaland gelegenen Matabelelands, zu intriguieren begannen, wußte Rhodes es durchzusetzen, daß die englische Regierung mit jenem einen Vertrag abschloß, durch den sie sich das erste Anerbieten eines eventuellen Protektorats sicherte. Damit war aber ihr Interesse erschöpft, und um die praktischen Früchte dieses Erfolgs zu sichern, schloß Rhodes mit Lobengula im Oktober 1888 ein Abkommen ab, durch das dieser ihm gewisse Minenrechte übertrug. Dies war der Anfang der Chartered Company, die im Oktober 1889 von der Regierung anerkannt und deren Aktienkapital von £ 1 000 000 vom Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurde. Für Rhodes' große Auffassung des begonnenen Werks spricht, daß in der Charte keiner nördlichen Begrenzung des Gebiets Erwähnung

geschah und ihm damit freie Bahn gelassen wurde. Warum sollte, was in Indien einer Gesellschaft gelungen war, nicht einer andern in Afrika möglich sein.

Die Entwicklung der Chartered Company in ihren Einzelheiten zu verfolgen, ist, so interessant und lehrreich dies auch sein würde, wegen des beschränkten Raums hier leider nicht möglich; ihre einzelnen Phasen erscheinen wie die Gesänge eines alten Heldenlieds. Die Eroberung von Mashonaland durch 200 Engländer und Kapkolonisten, die Gründung von Salisbury, in dem wenige Jahre später zwölf Hotels waren und vier englische Zeitungen erschienen, das Vorgehen in Manica und Gazaland, das mit portugiesischen Ansprüchen in diesen Ländern kollidierte und den Thron Seiner Allertreusten Majestät ins Wanken brachte, die Reduktion der Verwaltungskosten von Mashonaland von £ 250000 auf 30000 jährlich, durch Jameson, und die Eroberung von Matabeleland durch 900 Weiße unter demselben, 1893, gehören zu diesen Episoden. Der Krieg gegen Lobengula wurde dadurch veranlaßt, daß er seinen Kriegern befohlen hatte, zwar die Weißen zu schonen, aber die Mashona-Arbeiter und ihre Diener zu töten. Der durch die Maßregeln gegen die Rinderpest hervorgerufene Aufstand der Matabele, 1896, brachte eine ernste Gefahr, er wurde schließlich nach einigen Gefechten durch Rhodes' persönliches Eingreifen beendigt. Nachdem er sich von den Truppen entfernt und sein Lager unbeschützt am Fuße der unzugänglichen Matoppoberge aufgeschlagen hatte, in die die Häuptlinge der Matabele sich zurückgezogen, folgte er einer nach längerer Zeit an ihn gerichteten Aufforderung zu einer Besprechung, selbst unbewaffnet und nur mit drei Begleitern. Nach stundenlangen Verhandlungen gelang es ihm, die Häuptlinge zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und er blieb dann noch wochenlang in seinem offenen Lager, um jedem Mißtrauen vorzubeugen. Auf dem Rückwege von der Zusammenkunft nach dem Lager äußerte er nur, daß das eben Erlebte einer der Vorgänge im Leben sei, die es wert machten zu leben; daß er seine letzte Ruhestätte in den Matoppobergen wählte, zeigt aber wohl, wie wert ihm die Erinnerung war.

Rhodes glaubte an die kulturelle Wirkung von Telegraph und Eisenbahn und nutzte sie nach Kräften aus; zuerst ging er, der leichteren und billigeren Anlage wegen, mit dem Telegraphen vor, dem dann die Eisenbahn sobald als möglich folgte. So hat er die Verbindung von Kimberley über Vryburg und Mafeking nach Bulawayo fertiggestellt und darüber hinaus in der Richtung auf den Tanganyikasee projektiert, so die von Beira nach Salisbury gebaut. Wo ihn das Publikum im Stich ließ, was nicht oft der Fall war, baute er mit den eignen Mitteln und denen seiner persönlichen Freunde; fast immer aber wurde ihm das Geld, das er für seine Pläne verlangte, mit Begeisterung entgegengebracht. Die Rolle, die er während der Belagerung von Kimberley durch die Buren, 1899 bis 1900, spielte, darf nicht unerwähnt bleiben. Er gelangte im letzten Augenblick in die Stadt und wurde dort mit den Beamten und Arbeitern der De Beers Co., die während der ganzen Zeit ihren vollen Lohn erhielten, die Seele der viermonatlichen Verteidigung. Auch für die Verpflegung der in

der Stadt eingeschlossenen 14000 Weißen und 19000 Schwarzen wußte Rhodes auf das beste zu sorgen; die Frauen und Kinder wurden während der Beschießung in den Minen der De Beers Co. untergebracht. Wenn es auch natürlich erscheint, daß er sich nach dem Punkt begab, in dem seine finanziellen Interessen zusammenliefen, so darf man doch nicht vergessen, daß er als der von den Buren bestgehaßte Mann sich besonderen Gefahren aussetzte. Furcht hat er freilich nie gekannt. Die Aufregungen und Anstrengungen der Belagerung brachten aber einen Rückfall seines alten Leidens hervor, dem er, nachdem er vergeblich in Aegypten Heilung gesucht hatte, unterlag.

Rhodes war, wie gesagt, überzeugter Imperialist und ebensosehr, vielleicht noch mehr, Panangelsachse. Als ersterer war sein Ziel, die Vereinigten Staaten von Südafrika als ein Teil des englischen Reichs, als letzterer ein enges Zusammengehn Englands mit den Vereinigten Staaten von Amerika. In einem durch W. T. Stead teilweise veröffentlichten Briefe aus dem Jahre 1890 schreibt Rhodes: „Was für ein erhabener Gedanke ist es, daß, wenn wir Amerika nicht verloren hätten oder wir jetzt zu einer Verständigung zwischen dem Kongreß und dem Unterhause gelangen könnten, der Frieden der Welt für alle Ewigkeit gesichert sein würde. Das Bundesparlament könnte fünf Jahre in Washington und fünf Jahre in London tagen. Die einzige Möglichkeit, diese Idee auszuführen, ist eine geheime Gesellschaft, die allmählich den Reichtum der Welt absorbiert, um ihn für diesen Zweck zu verwenden!" An einer andern Stelle erwähnt er als das Mittel, mit Amerika zu einer solchen Verständigung zu kommen, einen Zollkrieg gegen dieses Land. Später, nach seinem Besuch in Berlin 1895, wo die Individualität Kaiser Wilhelms einen starken Eindruck auf ihn gemacht, mag der Gedanke an Deutschland als drittes im Bunde auch bei ihm, wie früher bei Chamberlain, aufgestiegen sein. Die Stiftung von Stipendien in Oxford für deutsche Studierende in seinem Testament spricht dafür. Dieses Testament ist überhaupt ein nach jeder Richtung hin für den Charakter des Verfassers bezeichnendes Schriftstück. Der Mann, der mit den Worten starb: „So wenig gethan, so viel zu thun", hat sein Vermögen dem Interesse der Arbeit, in erster Linie der geistigen, geweiht, wie er selbst in der Universitätsbildung die sicherste Unterlage für sein eignes, ganz der Realpolitik gewidmetes Leben sah. Den kleinsten Teil wendet er seinen Verwandten zu; er will damit aber keine Bummler erziehen und trifft alle Vorkehrungen, um seine Erben zur Thätigkeit (der Dienst in der stehenden Armee erscheint ihm nicht als solche) anzuhalten. Da er sich davon überzeugt hat, daß in England die Lage der Gutsbesitzer, die er dort zu den Stützen des Reichs rechnet, durch die Eintragung von Hypotheken auf ihre Güter zur Ausstattung jüngerer Söhne oder Deckung von Schulden sehr mißlich geworden sei, ergreift er auch dagegen Vorsichtsmaßregeln. Den größten Teil des Geldes wendet er öffentlichen Zwecken, besonders denen der Erziehung, zu. So in Rhodesia und für die Universität Oxford; der Reichsgedanke und ebenso der panangelsächsische hat aber seinen schärfsten Ausdruck in der Aussetzung von Stipendien für Studierende in Oxford gefunden. 60 von ihnen (20 jährlich)

sind für solche aus den Kolonien bestimmt und je zwei (eins jährlich) für solche aus jedem Staat oder Territorium der Vereinigten Staaten. Für deutsche Studierende hat er 15 (fünf jährliche) Stipendien zu 4000 Mark jährlich durch ein nach 1895 datiertes Kodizill geschaffen.

Rhodes war gewiß vielen nicht sympathisch, aber er war, was der Engländer „a master of men“ nennt. In der kernigen, äußerlich wenig abgeschliffenen Form steckte eine Masse von Willens- und Arbeitskraft, die Erstaunen und Bewunderung hervorrufen muß. Auch wo er fehlgriff und seine Landsleute zeitweilig an ihm irre wurden, waren seine Gedanken stets groß und originell. So, als er 1888 Parnell eine Unterstützung von £ 10000 für die irische Homerule-Partei zuwies; er dachte dabei nicht an eine Schädigung des Reichs, sondern an eine Entlastung des Parlaments, dessen Zeit durch Lokalfragen so in Anspruch genommen sei, daß es zur Erörterung solcher von imperialistischer Bedeutung überhaupt nicht komme. Rhodes als Spekulant und Kapitalist zu bezeichnen, ist falsch; er hat im Geld nie etwas andres gesehen, als ein Mittel zum Zweck, und seine Zwecke waren immer die des Reichs. Auch von Eitelkeit dürfte der Mann frei gewesen sein, der seinen Freunden sagte, ihn, wenn er gestorben sei, ins Grab zu legen, die Erde drüber festzutreten und weiterzugehen.

Und was haben wir in Deutschland von ihm zu lernen, von ihm, der mit nichts begann und seinem Vaterlande ein Reich schenkte, fünfmal größer als Großbritannien und Irland? Daß nicht das Wort Großes schafft, sondern die That, und nicht die That eines Augenblicks, sondern die täglich und stündlich wiederholte, nie unterbrochene, die in dem Ergebnis der Arbeit ihren Lohn und die Ermunterung zu neuer That findet. Wenn doch unsern Kolonien ein Rhodes erstände!



Ein Stammbuch aus dem Frankfurter Parlament.

Geschildert von

Max Georg Schmidt.

Ein hochinteressantes Stammbuch ist uns in liebenswürdiger Weise zur Veröffentlichung anvertraut worden.

K. Bernhardi, der in den vierziger Jahren in Kassel das Amt eines Oberbibliothekars (als Nachfolger Jakob Grimms) verwaltete und als Vertreter der kurhessischen Residenzstadt an den Sitzungen der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche teilnahm, hat es in Frankfurt angelegt und darin die Handschriften von Mitgliedern des Parlaments, insbesondere die seiner Partei-

genossen gesammelt. So enthält das Album (in Großoktavformat, in hellgraue Leinwand gebunden und in der Mitte der Vorderseite mit dem Namen des Besitzers in Golddruck geschmückt) eine große Zahl von Eintragungen: hübsche Gedichte und bemerkenswerte Gedenksprüche von der Hand der Männer der Paulskirche, unter denen sich die bekanntesten Führer der verschiedenen Parteigruppen vorfinden.

Es ist klar, daß diese Stammbuchblätter, ganz abgesehen von ihrem handschriftlichen Wert, ein hohes geschichtliches Interesse besitzen. Denn sie gewähren uns einen verständnisvollen Einblick in das Gedankenleben jener Männer und spiegeln uns ihre Anschauungen und Stimmungen in einer Frische und Unmittelbarkeit wieder, daß sie kein Historiker in einem Geschichtswerk in ähnlich getreuer Weise zu schildern vermöchte. Der Wert dieser Aufzeichnungen wird dann noch durch den Umstand erhöht, daß sie nicht aus den hoffnungsfrohen Anfangstagen des Parlaments stammen, sondern zumeist aus den März- und Aprilwochen des Jahres 1849, also aus der verhängnisvollen Zeit, wo die bekannte Note des Ministeriums Schwarzenberg, die den Widerstand Oesterreichs gegen die Verwirklichung der nationalen Hoffnungen des deutschen Volkes in Aussicht stellte, über das Schicksal der Nationalversammlung und ihres Werks entschied.

Eine ganz andre Stimmung herrschte damals in Frankfurt und im Parlament als einst in den Maitagen des „tollen Jahres“. Unter dem Glockengeläut aller Kirchen, unter dem Donner der Geschütze und unter dem Jubelruf einer begeisterten Volksmenge hatten die Vertreter des Volks, geschmückt mit den deutschen Farben schwarz-rot-gold, in die alte Kaiserstadt am Ufer des Mainstroms ihren Einzug gehalten. Nach der trüben Zeit der Metternichschen Reaktion, wo ein dumpfer, schwerer Druck auf den Gemütern gelastet hatte, fegte jetzt ein Frühjahrssturm fröhlicher Begeisterung durch die deutschen Gaue hin und fachte das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu lohender Flamme empor. Kein Wunder, wenn im Maienglanz dieser Tage die Erinnerung an den Völkerfrühling der Freiheitskriege und des Wartburgfestes wieder auflebte. Auch in unserm Album finden wir Spuren davon. Lette aus Berlin, jener Mann, der durch die Gründung des bekannten Lette-Vereins in der Geschichte der auf die Hebung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts gerichteten Wohlfahrsbestrebungen einen Ehrenplatz einnimmt, schreibt nämlich:

„Zur Erinnerung an den ersten deutschen Burschentag Ostern 1818 in Jena und das erste deutsche Parlament im Jahre 1848. So langsam wachsen die Bäume auf dem Boden der Weltgeschichte.“

Die geräumigste Kirche Frankfurts, die Paulskirche, wurde zum Sitzungssaal eingerichtet. Die Orgel wurde mit einem Bilde der Germania überdeckt, die Kanzel wurde in die Rednerbühne verwandelt, und den Sitz des Präsidenten verlegte man dorthin, wo der Geistliche sonst den Segen sprach. In dem runden Schiff der Kirche nahmen die Abgeordneten, über 500 an der Zahl, ihre Plätze. Hier haben sie fast ein Jahr lang getagt, und manchmal mögen auch von hier aus grüßend die Gedanken zu den Lieben in der fernen Heimat geflogen sein,

wie z. B. am Weihnachtsabend 1848, wo der Abgeordnete Heimbrod aus Sorau in Schlesien in unser Stammbuch schrieb:

„Die beste Erholung von den Anstrengungen der Politik gewährt: Familienglück.“

Ein geschäftiges Leben und Treiben entwickelte sich nun in der Paulskirche. Mit heiligem Ernst ging man an die Arbeit; jeder widmete seine beste Kraft, von der Hoffnung beseelt, die der Abgeordnete für Stolp in Pommern, Kratz aus Wintershagen, im Album zum Ausdruck bringt:

„Was wir vereint erstreben,
Bald tret' es fest ins Leben.“

Vormittags- und Nachmittagssitzungen, Ausschußberatungen und Parteibesprechungen folgten sich in unaufhörlicher Abwechslung, so daß man zu großen Festlichkeiten weder Zeit noch Neigung behielt. Ein andrer Geist herrschte eben im Frankfurter Parlament als einst auf dem Kongreß in Wien, wo man auch über eine Neugestaltung Deutschlands beraten wollte, wo aber prunkvolle Bälle, Maskenfeste, Feuerwerk, Prachtopern, Jagd- und Schlittenfahrten die kostbare Zeit der Diplomaten leider nur in allzugroßem Umfange in Anspruch nahmen. In Frankfurt dagegen galt als Losungswort, was der „Reichsjustizminister“, der Schwabe Robert v. Mohl als Abgeordneter von Mergentheim in das Stammbuch schrieb:

„Deutschland vor allem und über alles.“

Schnell vollzog sich nun auch die Bildung der Parteien. Die äußerste Rechte war der Sammelpunkt der entschieden Konservativen, denen sich noch die Ultramontanen beigesellten. Als Versammlungslokal hatten sie ursprünglich das „Steinerne Haus“ gewählt, siedelten aber bald in das „Café Milani“ über, das dem Klange der vielen vornehmen Namen auch besser entsprach. Es war „eine neue und eine der elegantesten Anstalten der Stadt, wo auf Sammetstühlen und vor leuchtenden Pfeilerspiegeln allerlei feine Delikatessen von Süden her und aus dem Meere verspeist wurden.“ Nach ihrem Versammlungsort trug die äußerste Rechte ihren Namen: die Partei Milani. Sie bestritt dem Parlamente, da es sich lediglich auf Verfassungsarbeiten beschränken sollte, die Befugnis zum Erlaß von Gesetzen und zur Einmischung in Vollziehungsangelegenheiten und verlangte vor allem die Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den einzelnen Regierungen. Unbestrittener Führer der etwa dreißig Mitglieder zählenden Partei war (neben dem Freiherrn v. Vincke) der General v. Radowitz, der vertraute Freund Friedrich Wilhelms IV., der „geschickte Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“, wie ihn Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ I. Bd. S. 64 nennt. Er war es, der später auf der Grundlage des Dreikönigsbündnisses und der Erfurter Union das mißlungene Werk der Paulskirche zu verwirklichen trachtete, aber durch die Einmischung Rußlands die beklagenswerte Niederlage von Olmütz erlitt. Er wird uns geschildert als ein „stattlicher Mann, in dem sich die Form des Kriegers und Diplomaten auch äußerlich verbindet, in sich vollendet und abgeschlossen, sich selbst beherrschend wie sonst keiner.“

Fast wie ein Lebensgrundsatz klingt deshalb das Distichon, das Radowitz in unser Stammbuch eingetragen hat:

„Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in allem und Schranke,
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu den Menschen es spricht."

Mit dem Führer haben sich noch eine ganze Reihe der bekannteren und hervorragenderen Mitglieder der Partei Milani, z. B. Gombart aus München und Anton v. Wegnern aus Dyk in Ostpreußen hier im Album verewigt.

Sehr hübsch ist auch der kleine Vers, den der streng katholische Professor Deiters aus Bonn, Abgeordneter des 16. rheinpreußischen Wahlbezirks, eingetragen hat:

„Wir bauen hier das alte Feld
Und streuen frischen Samen:
Gedeihen schafft der Herr der Welt
Durch sein allmächtig Amen.

Und geht einst hoch die goldene Saat
Der neu durchfurchten Hufen,
So denkt sich gern: Zur großen That
Warst du einst mitberufen."

Weniger poetisch äußert sich der „Zahlenmensch" Ernst Merck, der weltmännisch elegante und stolze Chef des großen Hamburger Handelshauses, der sich im „volkswirtschaftlichen Ausschuß" durch seine Fähigkeiten erprobtester Art auszeichnete, wenn er auch mit seinen Bestrebungen bei seinen Klubgenossen wenig Anklang fand. Er schrieb „am 22. Februar 1849 in der Paulskirche":

„Es wird mir immer ein erhebendes Gefühl bleiben, unter so vielen ausgezeichneten Männern gelebt und mit ihnen vereint gewirkt zu haben. Ich weiß es daher auch dankbar zu schätzen, daß Sie, hochgeehrter Herr und Freund, mir gestatten, mich mit ihnen in Ihr Erinnerungsbuch einzuzeichnen. Schenken Sie in späteren Jahren auch demjenigen ein freundliches Andenken, dessen Bestrebungen, das materielle Wohl des deutschen Volkes zu verbessern, dereinst wohl eine gerechtere Beurteilung finden werden — als jetzt."

Auch in den Zeilen des Abgeordneten des dritten schlesischen Bezirks, des Geheimen Justizrats Graevell, klingen die trüben Erfahrungen wieder, die ihm, dem „unermüdlichen Antragsteller" in Frankfurt beschieden waren:

„Schön ist's fürs Vaterland sterben, schöner fürs Vaterland leben. Aber darum ist das Leben fürs Vaterland nicht in seinem ganzen Verlaufe schön; es hat der Ruf in die Paulskirche auch bedauerliche Erfahrungen machen lassen. Zu den erfreulicheren gehört die persönliche Bekanntschaft der wackeren Männer, mit denen Uebereinstimmung der Ansichten und Bestrebungen auf derselben Bahn zusammenführte."

Auch von den zum Café Milani gehörenden Militärs ist der bekannteste im Stammbuch vertreten: der Rittmeister v. Boddien, „ein langer, steinharter Ulanenoffizier", der an jenem gräßlichen Septembertage, an dem Fürst Lichnowsky und General v. Auerswald der meuchelmörderischen Wut des Pöbels zum Opfer fielen, die entschiedensten Maßregeln gegen die Barrikadenhelden veranlaßte und dann selbst helfend und anordnend an den Gefahren des Straßenkampfes teil-

nahm. Vermutlich hat er sich dadurch nicht die besondere Gunst der republikanischen Linken erworben, und wenn er seine Eintragung in das vorliegende Stammbuch mit den ironischen Worten schließt: „Zum volkssouveränen Andenken an einen verthierten Sölbling", so haben wir in dieser wenig geschmackvollen Bezeichnung gewiß einen Kosenamen der grollenden Linken zu erblicken. Auch in andrer Beziehung ist seine Eintragung — vom 6. Februar 1849 — von Interesse. Unter einer Federzeichnung, die das Brustbild einer etwas verwilderten Gestalt mit struppigem Vollbart darstellt, finden sich folgende Worte:

„Stimme aus dem Grabe:
Wo ich eins, zwei, drei, vier empfinde,
Da drei, vier ich nicht eins, zwei."

Vergeblich haben wir uns bemüht, die Lösung des Silbenrätsels zu finden.

War also im „Café Milani" der strengkirchliche Adel und „alles, was aus den hohen Kreisen der Gesellschaft mittelalterlich dachte und strebte", um die markante Persönlichkeit des Generals v. Radowitz vereinigt, so überwogen bei der rechten Seite des Hauses, die sich selbst zwar lieber als rechtes Zentrum bezeichnete, die „studiendurchwachten Gelehrtenphysiognomien". Hier hatten sich nämlich die durch Kenntnisse und Bildung hervorragendsten Männer — unter ihnen 68 Universitätsprofessoren — zusammengefunden, so daß das rechte Zentrum, oder wie es nach seinem Versammlungslokal am Hirschgraben vielfach bezeichnet wurde, „die Kasinopartei", durch das Gewicht der ihr zugehörenden Persönlichkeiten den mächtigsten und oft geradezu entscheidenden Einfluß besaß. Die politischen Bestrebungen dieser übrigens auch der Zahl nach stärksten Gruppe krystallisierten sich in den Grundsätzen, daß weniger die Reaktion als vielmehr die Anarchie zu bekämpfen sei und daß bei dem zu begründenden allgemeinen Verfassungswerke die berechtigten Sondereigentümlichkeiten der einzelnen Staaten und Stämme nicht verletzt werden dürften.

Zur Kasinopartei gehörte auch der Oberbibliothekar Bernhardi aus Kassel, der Besitzer des Stammbuchs, und daher rühren die meisten Aufzeichnungen darin von Kasinomitgliedern her. An ihrer Spitze stoßen wir hier auf den bekanntesten und volkstümlichsten Mann des ganzen Parlaments: den Sänger der Freiheitskriege, Ernst Moritz Arndt. Damals schon ein Greis von 79 Jahren hat er sich doch, wie es in einer Schilderung aus jener Zeit heißt, die ganze Frische und das Feuer seiner Jugend bewahrt. „Welch ein blühender Greis, der Vater Arndt! Lichte weiße Haare umkränzen ihm den Scheitel und streben noch immer lustig empor, die Wangen lachen von Gesundheit und das Auge von sonnigen Gedanken. Mit derselben unverwüstlichen Frische ist sein Gedächtnis begabt, und so sitzt denn alle Gelehrsamkeit und Erfahrung, die die letzten dreiviertel Jahrhunderte einem genialen Menschen verleihen konnten, lebendig und hochgeehrt auf der rechten Seite des Hauses, auf dem Platze des Abgeordneten für den 15. rheinpreußischen Wahlbezirk."

Welche allgemeine Verehrung der Dichter des deutschen Vaterlandslieds genoß, bewies die Huldigung, die man ihm am 19. Mai 1848 in der zweiten

Sitzung des Parlaments, darbrachte. Arndt hatte am Morgen die Rednertribüne bestiegen, war aber infolge der Unruhe der noch im Chaos durcheinander wogenden Versammlung nicht zu Worte gekommen. Darauf gab Venedey aus Köln, ein Vertreter der Linken, am Nachmittag die Erklärung ab, daß die Versammlung sich wohl anders benommen haben würde, wenn man gewußt hätte, daß der deutsche Arndt sich um das Wort bemühte. Als Arndt darauf unter ungeheurem Jubel die Bühne bestieg und erklärte, er, ein Greis jenseits der Grenze, wo man noch wirken könne, fühle sich in diesem Hause wie ein gutes altes deutsches Gewissen, ließ ihn unermeßlicher Beifallsruf nicht weiter reden, und auf Antrag von Soiron wurde ihm für seine patriotische Wirksamkeit der Dank der Nation in einem dreimal donnernden Hoch dargebracht.

Daß der Tyrtäus des heiligen Kriegs auch im Greisenalter den Idealen seiner Jugend treugeblieben ist, beweist seine Eintragung in unser Stammbuch. Er macht sich die patriotischen Worte des trojanischen Helden zu eigen:

„εἷς οἰωνός ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης“

und bringt mit seiner schönen, kräftigen Handschrift die eigenartige Uebersetzung:

„Ein Vogel singet am schönsten: fürs liebe Vaterland streiten.“

Vielfach tragen die Aufzeichnungen der Kasinomitglieder einen etwas lehrhaften akademischen Ton, ganz entsprechend dem Geist gewissenhafter Gründlichkeit, wie er unter den Gelehrten des rechten Zentrums herrschte. So schreibt Heinrich Schirmeister aus Litauen:

„Versitatem sequi et colere, recta tueri, nil extimescere!“

Kosman aus Stettin:

„Staatsformen sind Nußschalen; es kommt auf den Kern an, der darinnen steckt und auf die Tüchtigkeit des Volks, welches darunter lebt.“

J. v. Saucken aus Tarputschen in Litauen „empfiehlt sich dem Andenken der Parteigenossen“:

„Nicht lieb' ich den Mann, der stets mit der Wucht der Leidenschaften aufs Volk wirkt,
Noch lieb' ich den Mann, der mit hellem Verstand allein die Massen bewältigt.
Den achte ich hoch, der mit Geist und Gemüt die Lose der Menschheit erwäget,
Der tief in der Brust den Freiheitsstrom, den welterlösenden mitfühlt,
Doch stetigen Sinnes nie verletzt das Ufer des Rechts und der Sitte.“

Weniger abstrakt und mehr in das politische Leben der Zeit hineingreifend schreibt am 28. Januar 1849 Max Heinrich Rüder aus Oldenburg:

„Es ist schon dafür gesorgt, daß der Baum unsrer deutschen Verfassung nicht in den Himmel wachse. Sorgen wir, daß er zähe Wurzeln schlage in den Gemütern des Volks. Darum Wiederbelebung der großen Erinnerungen unserer Geschichte auch in den Namen, darum heiße es fortan wieder:

Kaiser und Reich.“

In ähnlicher Weise spricht sich für eine Vertiefung der in Frankfurt gewonnenen Anschauungen und Eindrücke der Graf Keller aus Erfurt aus, der längste Mann im Parlament, „gewachsen wie eine Tanne und von lebendigem Blick und entschiedenem Wesen“, der als Reichskommissär in Baden gegen die

Aufständischen durch rechtzeitige Mäßigung und Strenge gute Dienste geleistet hat. Am 6. Februar 1849 trug er in der Paulskirche in unser Album ein:

„Ich betrachte es als eine sichere Märzerrungenschaft, daß Männer von echt deutscher Gesinnung sich hier Freunde wurden. Auch wenn sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sind, werden sie einen starken und einigen Bund bilden und überall in dem großen Vaterlande für die deutsche Einheit Wache halten."

Das linke Zentrum zählte nächst dem Kasino die meisten Mitglieder und pflegte im „Württemberger Hof" seine Sitzungen abzuhalten. „Treffliche Männer saßen da," erzählt Heinrich Laube, selbst ein Mitglied dieses Klubs, nur beging diese „bedeutende und talentreiche Partei", zu der unter andern die bekannten Historiker Biedermann, Stenzel und Arneth gehörten, den Fehler, daß sie fort und fort ihre Prinzipien mäßigte. Hatten sie sich im Anfang ausnahmelos für das konstitutionelle Königtum erklärt, so neigten sie späterhin in ihrer Mehrheit der idealen Republik zu und wollten die Monarchie nur als Notwendigkeit gelten lassen.

Von den Mitgliedern des linken Zentrums haben sich nur zwei Männer in unser Album eingetragen: neben dem anfangs genannten Robert v. Mohl der zweifellos bedeutendste Führer der Partei, Gabriel Riesser. Riesser war ein Hamburger Advokat und stand unter seinen Mitbürgern in höchstem Ansehen. In Frankfurt galt er als einer der besten Redner des Parlaments. „Bei keinem trat Bravheit und Milde der Gesinnung unzweifelhafter hervor; keinem stand er dabei nach an scharfem Verstand und hoher Bildung. Da zu diesem auch die äußeren Mittel des Redners traten, so war er weitaus der beste Sprecher. Die Fülle der Gedanken und der geordnete Gang zeigte von Talent, die Innigkeit der Nahelegung und der Schmerz über die Möglichkeit einer andern Ansicht von der Wärme des Gefühls. Seine Rede über den Welckerschen Antrag am 21. März war wohl das Großartigste, was in der Reichsversammlung überhaupt gesprochen worden ist." Demgemäß urteilt auch Sybel (in der „Begründung des Deutschen Reiches" I, S. 301): „Noch einmal erhob sich der Schwung der Versammlung zu der Höhe der früheren schönen Tage; noch heute ist es unmöglich, die Reden Gagerns und Riessers ohne Bewunderung der geistigen Kraft, der idealen Begeisterung und der patriotischen Leidenschaft zu lesen." Bewundernd ruft auch Laube in seinen „Erinnerungen" S. 132 aus: „Ein echter Gabriel! Er gehörte in Lessings ‚Nathan', dieser himmlische Jude!" In unser Stammbuch hat er am 5. Februar 1849 die Worte geschrieben:

„Hat die Kritik unsrer Zeit von den alten Symbolen der Menschheit das eine, den Glauben, geschwächt, so wollen wir um so inniger an den beiden andern, der Liebe und der Hoffnung festhalten."

Von der eigentlichen Linken, die in der „Westendhalle" oder im „Donnersberg" tagte und den Wahlspruch der ersten Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" als die Grundlage ihres Programms hinstellte, ist niemand im Album vertreten, wie denn überhaupt die Mitglieder der eigentlichen Linken, unter denen sich manche struppige, ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt

befand, außerhalb der Paulskirche mit den übrigen Deputierten kaum in Berührung gekommen sind.

„Was die Linke thut, laß die Rechte nicht wissen!"

schreibt daher auch humoristisch der Graf v. Giech in unser Stammbuch.

Im übrigen herrschte unter den Mitgliedern des Parlaments im Umgang, ohne Rücksicht auf die Parteistellung, ein liebenswürdig-kameradschaftlicher Ton, weil man auch beim Gegner die Redlichkeit der politischen Ueberzeugung voraussetzte und ehrte, und weil Erziehung, Bildung und Lebensart unter dem gefälligen Kleide der guten Sitte die Gegensätze verbarg. Der katholische Geistliche aus dem Münsterland, der mittags seinen Fastentisch mit andern Vertretern der strengsten Rechtsseite aufgesucht hatte, traf sich zum Spaziergang am Nachmittag mit dem Königsberger Professor aus dem Kasino, gegen den er sich noch am Vormittag ereiferte, und am Theetisch der Dame vom Hause tauschte am Abend seine Meinung ein Vertreter der Parlamentssouveränität mit dem Führer der entschieden preußischen Partei, die das Verfassungswerk nur auf Vereinbarung mit den Einzelregierungen begründen will. Im Einklang mit diesem kameradschaftlichen Umgangston stand der bald eingeführte Brauch, im Verkehr jegliche Titulatur zu beseitigen. Charakteristisch kommt das auch in unserm Stammbuch zum Ausdruck. Nirgends finden wir in den Unterschriften Titel, Rang oder Stand verzeichnet, sondern nur der einfache Name, höchstens noch der Heimatsort oder der Wahlkreis, den der Schreiber vertritt, ist angegeben.

So kollegial und freundschaftlich nun aber auch der Verkehr außerhalb des Hauses war, so scharf und heftig platzten die Gegensätze während der Verhandlungen in der Paulskirche aufeinander. Heiß waren die Tage, und hitzig tobte die Redeschlacht, denn jeder verfocht fehdelustig seine Ansichten über die Grundrechte der deutschen Nation. Das war die Stimmung, in der Bassermann, der leidenschaftlich-beredte und streitbare Vorsitzende des Verfassungsausschusses, in das Album schrieb:

„Kämpfen ist auch Genuß, und Wirken ist Leben. Seit meiner Hochzeitsreise habe ich nicht so glückliche Stunden und Tage gehabt, als im Jahre unsers Zusammenseins."

Einem ähnlichen Gefühle giebt W. Lewerkus aus Oldenburg, auch ein Kasinomitglied, mit den Worten Ausdruck:

„Sed tuta et praesentia quam vetera et periculosa malumus, sagt Tacitus von seiner Zeit. Gott sei Dank, daß wir den Spruch umkehren dürfen, um ihn anzuwenden auf die unsrige."

Die weiten Galerien der Paulskirche, die auf der mächtigen Pfeilerkette des Schiffes ruhen, waren in diesen Tagen von einer zahlreichen Zuhörerschar erfüllt, die mit höchster Spannung dem Verlauf der Sitzungen folgte. Und sicherlich war es ein Genuß, den Verhandlungen einer Versammlung zu lauschen, in der sich eine solche Fülle von staatsmännischen und rednerischen Größen ersten Ranges zusammenfand und in der ein solcher Reichtum an glühendem Patriotismus, feurigem Schwung, Reinheit und Adel der Gesinnung vereinigt war. Allerdings fand sich unter der großen Zahl auch manch herzlich ungewandter

Redner, und insbesondere wird in einem Bericht aus jener Zeit der linken Partei der Vorwurf gemacht, daß sie „das Gefühl der Verpflichtung, dem behandelten Gegenstand wirklich eine geistige Erweiterung verleihen oder schweigen zu müssen“, nicht anerkannte und ihre „kümmerliche Blumenlese von abgedroschenen Journalstichwörtern vor dieser Versammlung der bedeutendsten Geister des Vaterlandes mit großer Ungeniertheit zum besten gäbe“. An solche Leute dachte wohl M. Veit, der „schweigsame Abgeordnete von Berlin“, als er „zur Erinnerung an Reden und Redner der Paulskirche“ folgendes Verschen ins Album eintrug:

„Wenn gutes Holz dir im Kamine flammt,
So wärmt es dich, verrichtet still sein Amt.
Doch hast du Dorn hineingethan,
Wärmt er dich schlecht und hebt zu knistern an.
Er giebt dir zu verstehn und spricht:
‚Auch ich bin Holz‘, sonst glaubst du's nicht.“

Einer der gefürchtetsten Redner war Wiesner, ein politisch ganz unreifer Jude aus Wien, der der im Donnersberg tagenden äußersten Linken angehörte. Sowie er auf der Tribüne erschien, drängte sich eine ganze Völkerwanderung deutscher Stämme in die Gänge und nach den Thüren. Nach den Einträgen in unser Stammbuch zu urteilen, scheint Wiesner durch seine rednerische Unfähigkeit sogar eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt zu haben. Wenigstens schreibt Karl Fuchs aus Breslau, Abgeordneter des 20. schlesischen Wahlbezirks, der unermüdliche Ausschußarbeiter:

„Jede Würde hat ihre Bürde.

„Wenn ich dies zum Andenken an die Tage, die wir in der Paulskirche miteinander verlebt, während einer Wiesnerschen Rede niederschreibe, so werden Sie leicht begreifen, was ich zu den Bürden eines Reichstagsabgeordneten rechne. Mögen die Hoffnungen, die sich an die Uebernahme unsrer Würde knüpften, nicht zu Schanden werden; mögen wir noch in unsern spätesten Tagen mit Freude und Befriedigung an unser Zusammenwirken zurückdenken, mögen Sie bei dieser Rückerinnerung auch dem Unterzeichneten ein wohlwollendes freundliches Andenken schenken.“

Auch der große Dahlmann knüpfte seine Stammbuchaufzeichnung in humoristischer Weise an eine Wiesnersche Rede an. Dahlmann war ja einer der bekannten „Göttinger Sieben“, die wegen ihres treuen Festhaltens an der Verfassung 1837 ihres Amtes entsetzt und aus Hannover verwiesen wurden. Er fand dann 1842 eine Anstellung als Professor in Bonn und wurde in Frankfurt der anerkannte Führer der Kasinopartei.

„In der sittlichen Kraft und Reinheit seiner edeln Natur, in der sicheren und begeisterten Zuversicht zu der vaterländischen Sache, in der Unerschütterlichkeit seiner politischen Grundsätze und in der Klarheit, womit er sie zu großen geschichtlichen Anschauungen zu verbinden weiß, liegt der Grund des hohen und verdienten Ansehens, in dem Dahlmann bei der Versammlung und bei seiner Partei stand, obschon er bei der Behandlung der nächsten praktischen Verhältnisse nicht immer zureichenden politischen Blick verriet. Dahlmanns Stimme, so

oft sie erklang, wurde geachtet wie die Stimme eines Sehers, der lange voraus andeutet, was kommen muß, wenn er auch die Wege nicht anzugeben weiß, die zu diesem Ziele führen," urteilt Biedermann in seinen „Erinnerungen aus der Paulskirche" über ihn. Am 6. Februar 1849 schrieb Dahlmann in das Album:

„Unter dem Anhören einer Wiesnerschen Rede kommt mir der Vers in den Sinn:
'Claudite jam rivos, pueri, sat prata bibere'.
(Verstopft nun, Kinder, die Bächlein, genug haben die Wiesen getrunken.
Virgil, Eilog. III. III.)
Mögen aber auch höherstehende Redner bald schweigen dürfen und der Wunsch der Vaterlandsfreunde sich erfüllen."

Leider stellte sich nun aber schon bei der Beratung der „unveräußerlichen Rechte" des deutschen Volkes heraus, daß die Meinungsverschiedenheiten zu weitgehende waren, als daß an eine baldige Lösung der schwebenden Fragen hätte gedacht werden können. Die altgermanische Untugend der Uneinigkeit, die itio in partes, wie sie Bismarck in Kissingen nannte, zeigte sich auch hier wieder einmal in schönster Blüte.

Treffend bemerkte Adolf Richter aus Danzig am 18. Februar 1849 in unserm Album:

„Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen schwer. Sie sind leider nur einig, wo es etwas zu leiden giebt, wo zu thun, niemals."

Immerhin — solange man nur in hohen Idealen schwelgte und die mehr theoretischen Fragen der unveräußerlichen Grundrechte behandelte, wurde noch eine leidliche Verständigung erzielt. Sobald man aber den eigentlich praktischen Fragen nach Reichsgebiet, Reichsgewalt und Reichsoberhaupt näher trat, brach der alte Hader aufs neue los. Vor allem spaltete sich ja die Masse der Versammlung in zwei der Zahl nach fast gleiche Hälften, deren Gegensatz in der Frage: „Preußen oder Oesterreich, Klein- oder Großdeutschland?" begründet lag. Kein geringerer als Sylvester Jordan, der gefeierte und doch so schwer geprüfte Schöpfer der kurhessischen Verfassungsurkunde, hat „seinem langjährigen Freunde zur Erinnerung" ein niedliches Gedichtchen über diese Hauptstreitfrage des Parlaments in unser Album geschrieben:

„Warum kommt denn im deutschen Vaterlande
Die heißersehnte Einheit nicht zu stande?
Die Antwort giebt uns kurz und klar
Des Deutschen Reiches Doppelaar,
Des einen Leib zwei Köpfe drücken,
Die sich einander nie anblicken;
Von denen jeder will allein
Des Leibes Haupt und Zierde sein;
Doch wenigstens, da dies mißlingt,
Auf gleiches Recht der Herrschaft dringt.
Solang zwei Köpfe wollen oberherrlich walten,
Kann sich die Einheit Deutschlands nicht gestalten;
Es müßte denn den Diplomaten —
Worüber sie schon lang beraten —

Das immer noch mißlungene Werk gelingen,
Zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen.
Denn schwerlich wird uns Gott so gnädig sein,
Und unsern Aar von einem Kopf befreien."

Während Sylvester Jordan so nur die Ursache der Uneinigkeit kennzeichnet, ohne sich für eine der beiden Parteien zu entscheiden, giebt sich D. Stricker als entschiedener Anhänger der großdeutschen Bewegung zu erkennen:

„Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

„Wenngleich die obigen Worte des edlen Arndt, daß das deutsche Vaterland so weit reichen müsse, noch nicht erfüllt sind, so haben sie doch zuerst gezeigt, wie weit die deutsche Zunge klingt, und die nationale Idee, der belebende Gedanke unsrer Zeit und unsers Weltteils wird das Weitere finden. Wenn wir erst wieder frei und stark dastehen, werden an Ill, Aar, Limmat, Enns und Düna alte Sympathien erwachen und neue entstehen."

Während der Verhandlungen erhitzten sich nun die Gemüter immer mehr, und im Streit über das Reichsoberhaupt und seine Wahl gingen die Wogen des Parteikampfs immer höher.

Wehmütig bemerkt dazu der bekannte Abgeordnete der beiden Mansfelder Kreise und Geschichtsschreiber des rechten Zentrums, Rudolf Haym, der dann bis zum neuen Jahrhundert an der Universität Halle-Wittenberg als Professor der Philosophie und neueren Litteraturgeschichte zum Segen seiner zahllosen Schüler wirkte:

„τῆς ὑπαρχούσης ἀκολασίας ἐπειρώμεθα μετριώτεροι ἐς τὰ πολιτικὰ εἶναι."

(Thucyd. VI, 89. 5, Rede des Alcibiades in Lacedämon: „In Bezug auf die Politik versuchten wir maßvoller zu sein als die gegenwärtige Unordnung.")

Inzwischen hatte die großdeutsche Partei — Mitte Februar des Jahres 1849 war jetzt herangekommen — ihren Verfassungsentwurf beendet. Nach diesem sollte die Reichsregierung aus einem Direktorium von sieben Gliedern bestehen mit einem Reichsstatthalter an der Spitze. Diese höchste Würde sollte von drei zu drei Jahren zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen wechseln.

Die linke Seite des Hauses war im Interesse ihrer republikanischen Ideen nicht abgeneigt, auf einen solchen Plan einzugehen; die Rechte dagegen, die in ihrer überwiegenden Mehrheit auf die Einsetzung einer starken Zentralgewalt hinarbeitete, wollte von einer derartigen Reichsregierung nichts wissen.

Auch im Bernhardischen Stammbuch findet der österreichische Verfassungsentwurf entschiedene Ablehnung. Der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer Zachariae, der nach Annexion des Königreiches als Vertreter der Partikularisten im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und als Mitglied des preußischen Herrenhauses für seine Universität politisch hervorgetreten ist, schreibt in seiner sicheren festen Handschrift:

„Die Einheit Deutschlands im Bundesstaate kann durch eine Vielheit an der Spitze des Verfassungsgebäudes nicht verbürgt werden. Das Direktorium, mit welchem man uns

beglücken möchte, ist weiter nichts als der Deckel zu einem Topfe, in welchem die Sonderinteressen auf Kosten des deutschen Volkes gekocht werden."

Auch Max Duncker, der bekannte Geschichtsschreiber, der ja in betreff der Oberhauptsfrage eine viel gelesene Denkschrift verfaßt hat, spielt wohl auf das „siebenköpfige Ungeheuer des Direktoriums" an, wenn er sich „Vinckes Wort aus den Debatten über § 7 der Gewähr der Verfassung" zu eigen macht:

„Eine schwache Regierungsgewalt ist zum Tode oder zur Usurpation und zum Despotismus verurteilt."

Mitten in die Verhandlungen über das Reichsoberhaupt zuckte nun auf einmal wie ein Blitzstrahl die Note Schwarzenbergs vom 9. März. Der Kaiserstaat, eben noch durch die Revolutionen in Wien und Prag, in Ungarn und Oberitalien in seinen Grundfesten erschüttert, war durch die Siege seiner Feldherrn von neuem erstarkt. Mit der Thronbesteigung des jungen Kaisers Franz Joseph war Fürst Schwarzenberg an die Spitze der Regierung getreten. Fest entschlossen, sich der neugewonnenen Machtmittel rücksichtslos zu bedienen, erfolgte am 7. März mit der Auflösung des Reichstags von Kremsier die Promulgation der neuen Verfassung Oesterreichs als unteilbaren und unauflöslichen Einheitsstaats, und zwei Tage später gelangte das Reskript Schwarzenbergs an das Reichsministerium in Frankfurt, das den Eintritt des also konstituierten Gesamtösterreichs, d. h. mit 30 Millionen Nichtdeutschen, in den Deutschen Bund forderte. Nun konnten auch die Hartnäckigsten nicht länger zweifeln, daß Oesterreich alles verwerfen werde, was sich nicht als innigste Annäherung an die alte Bundesverfassung darstellte. Diese Gewißheit ergriff vor allen den Mann, der bisher „mit dem polternden Eifer eines ebenso redlichen wie rasch beweglichen Charakters" der Vorkämpfer der großdeutschen Partei gewesen war, den berühmten ehemaligen Rechtslehrer Karl Theodor Welcker. Durch die Logik der Thatsachen wurde er jetzt der entschlossene Verfechter kleindeutscher Anschauungen, und am 12. März brachte er ohne Vorberatung mit seinen Parteigenossen, allen überraschend und unerwartet den Dringlichkeitsantrag ein, die augenblicklich zur Beratung stehende Reichsverfassung durch einen einzigen Gesamtbeschluß anzunehmen und den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu wählen.

Wenn der ehemalige Freiburger Professor und Herausgeber des bekannten Staatslexikons in das Stammbuch seiner Parteigenossen nur die lakonischen Worte eintrug:

„Zur Erinnerung an den 12. März von Ihrem treuergebenen C. Welcker,"

so hat er damit das Andenken an den folgeschwersten und bedeutungsvollsten Sitzungstag der Nationalversammlung lebendig erhalten. Am Nachmittag des 27. März erfolgte unter lautloser Stille die entscheidende Abstimmung über die Erblichkeit des hohenzollernschen Kaisertums: mit 267 gegen 263 Stimmen wurde sie zum Beschluß erhoben.

Nicht ohne Rührung und mit Bewunderung für den opferfreudigen, idealen

Patriotismus jener Tage lesen wir die Worte, die damals **Friedrich Löw** aus Magdeburg in das Album schrieb:

„Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, sich abermals herabwälzt und mit ‚Donnergepolter' zu unsern Füßen niederfällt, ihn immer von neuem heben und emporzuwälzen suchen und in duldender Arbeit beharren, bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Fessel bricht und von der Qual vergeblicher Arbeit erlöst. — Diese Worte eines heiligen gebieterischen Vorsatzes, in dem ich mich mit dir verbunden weiß, schreibe ich dir zum Andenken unmittelbar vor einer großen Entscheidung, am 27. März 1849, nachmittags 4 Uhr.

Friedrich Löw aus Magdeburg."

Präsident Simson, der die Abstimmung geleitet hatte, schloß nach Verkündigung des Resultats den ereignisreichen Tag mit dem jubelnd aufgenommenen Wunsche: „Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!"

Am nächsten Tage ordnete die Nationalversammlung 33 Mitglieder unter Führung ihres Präsidenten Simson ab, um dem König Friedrich Wilhelm IV. die Einladung zur Uebernahme der Kaiserwürde zu bringen. Nach einer Reise, die der Jubel der Bevölkerung zu einem förmlichen Triumphzuge machte, langte die Reichsgesandtschaft am 2. April in der Hauptstadt Preußens an. Am nächsten Tage wurde sie im Rittersaal des königlichen Schlosses in feierlicher Audienz empfangen — aber die Erklärung des Königs enthielt kein Ja und kein Nein. Befangen in den Ideen des historischen deutschen Kaisertums hegte Friedrich Wilhelm in innerster Seele Abscheu vor einer Krone, an der nach seiner Anschauung der Flecken ihres revolutionären Ursprunges haftete. So verschob er einstweilen die Antwort bis nach näherer Prüfung der Verfassung und Anhörung der deutschen Fürsten.

Eine Reihe von Aufzeichnungen in unserm Stammbuch spiegeln uns recht deutlich die Stimmungen wieder, die während dieser qualvollen Zeit des Wartens in Frankfurt herrschten: man schwankte zwischen Furcht und Hoffen.

„Post nubila Phoebus"

frohlockt siegesgewiß der Abgeordnete **Flehn** aus Marienburg in Westpreußen, und **Karl Overweg**, der Abgeordnete für den Kreis Iserlohn, trägt sich noch am 13. April mit der Hoffnung:

„Wenn der romantische König von Preußen sich mit dem König der Könige wahrhaft benimmt, dann wird es in ihm hell, dann wird die jetzt gefährdete deutsche Einheit bald erreicht werden."

Naumann aus Frankfurt a. O. schreibt mit der frommen Zuversicht der Männer des „Café Milani" „zur Erinnerung an die zweifelvollen Tage des April in der Paulskirche":

„Der Wille gehört den Menschen, der Erfolg Gott, und wer mit Gott gewollt hat, der wird mit Gott siegen."

Ziemlich hoffnungslos sieht dagegen ein andrer in die Zukunft — **Karl Mathy**, der als Redakteur des „Zeitgeist" für die Freiheit seiner politischen Meinungsäußerung viel erduldete und später nach einem mühsamen und wechsel-

vollen Lebensweg als badischer Ministerpräsident für die Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens Großes geleistet hat. In seiner kleinen, zierlichen Handschrift hat er „am 13. April 1849 während der Wahl des ersten — und letzten Präsidenten in der Paulskirche“ geschrieben:

„Eben wird eine Nachricht herumgeboten, die ich so verstehe: der Kaiser liegt auf dem Sande. Armes Deutschland, das ist der Berliner Sand, der Kaiser wird nicht mehr flott werden. Halt, sagt mein Nachbar, nicht der Kaiser — der Geyser, das Dänenschiff liegt auf dem Sande in der Bucht von Eckernförde. Den werden die deutschen Krieger schon holen — aber den Kaiser? Als guter Deutscher suche ich Trost bei der Philosophie und citiere aus Boëthius:

Gaudia pelle,
pelle timorem,
spemque fugato,
nec dolor adsit.
Nubila mens est
vinctaque frenis,
haec ubi regnant.“

Resigniert und hoffnungslos klingen auch die Worte von Karl Jürgens, dem braunschweigischen Geistlichen, der später mehrfach in seinen „Flugblättern“ als Welfe und Kleinstaatler hervorgetreten ist:

„Siehst du den Erlkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Freund, es ist ein Nebelstreif!“

Immerhin überwiegt doch aber die Zahl derer, die mit Vertrauen der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen. Unmittelbar unter Jürgens Worte hat z. B. Ferdinand Haubenschmied aus Passau „am 17. April 1849, der kaiserlosen Kaiserzeit“, den Vers geschrieben:

„Schon bekommt er Körper, der Nebelstreif,
Schon hebt der erblichenen Krone Reif
In der Lenzessonne zu leuchten an —
Mit dem Schweif aber will's nicht recht voran.“

Zuversichtlicher noch klingt es, wenn Georg Beseler aus Greifswald, nächst Dahlmann das wichtigste Mitglied des Kasinos, der, später als Professor der Rechte nach Berlin berufen, sein Heimatland noch im Deutschen Reichstag vertreten konnte, in die kräftigen Worte ausbricht:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
Es soll uns doch gelingen.“

Hoffnungsfreudig äußert sich auch der Krefelder Banquier v. Beckenrath, der Reichsfinanzminister, wie Gabriel Riesser, ein „gefühlsanregender Redner“, weil er durch seine milde Wärme und seine begeisterte, fast fromme Beredsamkeit Herz und Gemüt seiner Zuhörer mächtig zu packen verstand. Voll dichterischen Schwungs sind auch die Worte, die er am 13. April in das Album seiner Parteigenossen eintrug:

„Fürchten wir nicht den Untergang unsrer mühsam errichteten Reichsverfassung; sie ist nicht eine müßige Erfindung, sie ist das Produkt der Notwendigkeit, der Volksgeist hat sie geboren, der Volksgeist wird sie läutern, befestigen, er wird sie sich nicht entreißen lassen.“

Aehnlich zuverlässig äußert sich A. Langerfeldt von Wolfenbüttel:

„Wer an dem Gelingen unsres Werkes zweifelt, der muß überhaupt den Beruf der Nation zur Einheit, Freiheit und Macht bestreiten. Wir haben nie zu diesen Zweiflern gehört und unsre feste Ueberzeugung, daß wir zum Ziele gelangen, wird zur endlichen Wahrheit werden.

Möglich, daß verschiedene Wege zu diesem Ziele laufen. Daß wir aber stets bei der Wahl des einen oder des andern ohne Leidenschaft geblieben sind und nach reiflicher Prüfung gehandelt haben, das wird die Erinnerung an diese große Zeit für uns rein und befriedigend erhalten."

Etwas sentimental, aber doch zugleich hoffnungsfroh, schrieb auch Hermann Löw aus Posen:

„Was unsre Dichter seit Jahrzehnten sangen, was wir in unsrer Jugend träumten, die Einheit und Freiheit des Vaterlandes, waren wir hier in das Leben zu rufen vereinigt. An diesem Werke, so schwer und mühsam es war, wurde manches alte und matte Herz wieder jung und frisch, und darum werden die, welche sich hier zusammengefunden, untereinander treu verbunden bleiben. Welche Wechselfälle noch zwischen dem jetzigen Augenblick und dem ersehnten Ziele liegen, wer möchte es ermessen? Und doch sind wir der Erreichung desselben gewiß, da die Zahl und der Mut der Streiter im Kampfe selbst wächst."

Vielfach suchte man in dieser Zeit des Harrens, wie ja auch Langerfeldts Worte beweisen, in dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung Trost. Das bekannte Kasinomitglied F. G. Becker aus Gotha schrieb z. B. in das Album:

„Was auch aus dem Werke werde, das zu schaffen unsre gemeinschaftliche Aufgabe war, das Bewußtsein soll uns bleiben, daß treue Liebe zum Vaterlande uns beseelte und daß es am guten Willen uns nimmer, zuweilen nur an der rechten Kraft dazu gebrach."

Am 21. April lehnte dann König Friedrich Wilhelm IV. endgültig die Kaiserkrone und Reichsverfassung ab: das mit so vielen Hoffnungen und schönen Zukunftsträumen begonnene Werk war vernichtet.

„Köln und Aachen sind nicht in einem Tage gebaut!"

ruft, selbst jetzt noch zukunftsfröhlich, „nach einem Vierteljahrhundert treuer Freundschaft" Hedmann in unserm Album aus, und der Geschichtsschreiber der „Hohenstaufen", Friedrich v. Raumer, tröstet seine Parteigenossen mit den Worten:

„Wessen Laufbahn außerhalb aller gewöhnlichen bürgerlichen Ordnung liegt, steigt (wie Cromwell sagte) am höchsten, wenn er nicht weiß, wohin es geht, zum Thron oder zum Galgen; wer aber nach Ordnung und Gesetz vorschreiten will, steigt am sichersten, wenn er besonnen Weg und Ziel kennt. Wenn endlich hierbei Charakter und Sitte die höchste Bedingung bleibt, der steht oft am höchsten in dem Augenblick — wo er nichts erreicht. (Spreu 456.)"

Gar mancher hatte schon im Laufe des verflossenen Winters die alte Kaiserstadt verlassen. So rief bereits am 15. Februar Baumbach, „zum Scheiden gezwungen", seinem Freunde als Abschiedswort zu:

Ohne eine starke deutsche Einheit giebt es keine wahre deutsche Freiheit. Möge es Ihnen im Verein mit gleichgesinnten wahren Freunden des deutschen Vaterlandes, allen heranbrechenden Stürmen zum Trotze, noch gelingen, in der Paulskirche ein kräftiges Deutschland zu schaffen."

Jetzt, wo die Aussicht auf Verwirklichung dieser Wünsche geschwunden schien, erklärten die Volksvertreter in immer größerer Zahl ihren Austritt aus der Nationalversammlung.

Ein Originalantrag Bernhardis für das rechte Zentrum vom 5. Mai 1849, der sich im Stammbuch eingeklebt findet, beschäftigt sich mit der Abreise der Kasinomitglieder:

„Das Wohl unsers Vaterlandes hängt in diesem Augenblick vorzugsweise von der Haltung der Nationalversammlung ab, und es kommt demnach zunächst darauf an, daß diejenige Partei, die in der vollendeten Reichsverfassung den Ausdruck ihrer Gesinnung erkennt und das Ziel ihres Strebens erreicht hat, die unbedingte Majorität behaupte. Zu dem Ende ist es unerläßlich, daß alle Abgeordnete sich zusammenscharen, um ungeeignete Beschlüsse zu verhindern. In Anerkennung dieser Pflicht erklären die Unterzeichneten, daß sie Frankfurt nicht verlassen werden, ohne mit dem Vorstand des Kasino Rücksprache genommen und vor demselben die Gründe ihrer Entfernung entwickelt zu haben.“

Das Schriftstück trägt die Unterschriften des Antragstellers und einer größeren Zahl von Mitgliedern des rechten Zentrums, nämlich von Degenkolb, Schepp, Burgers, Becker aus Gotha, Keller, Rehm, Lette, Steucke, Giesebrecht, Nizze, Waitz, Haym, Karl Overweg, Deichert, Fischer aus Jena, Veit, Kosmann, Brigleb, Joiron, Zachariae, Matthies, Duncker, Gevekosch, Plathner, Schubert, G. Langerfeldt, v. Gielau.

Vermutlich ist aber der Antrag nicht zur Verhandlung gekommen, da sich das Original des Schriftstücks im Album befindet und es auch von Haym, dem Geschichtsschreiber der Kasinopartei, in seinem Werk über die „deutsche Nationalversammlung“ nicht erwähnt wird. So ließ sich das Schicksal des Parlaments nicht aufhalten: Am 20. Mai schieden die gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung aus, und der Rumpf, der nach Stuttgart übersiedelte, wurde hier am 18. Juni durch das Militär auseinandergejagt. —

Fünf Jahre, nachdem alle diese Dinge geschehen, trug in „Berlin am 24. Mai 1854“ Jakob Grimm die interessanten Worte in unser Stammbuch ein:

„Sie traten, wertester Bernhardi, an meine Kasseler Stelle, als ich Ihren Namen noch nicht hatte nennen hören. Später sind wir aber doch näher bekannt geworden, und ich freute mich Ihrer Nachfolge. Mir selbst ist es nicht gelungen, an einer Bibliothek, zu der von jeher mich meine Neigung trug, mich zu behaupten, und wider Willen mußte ich zweimal in Hessen, einmal in Göttingen die Schlüssel zurückgeben und eine neue Laufbahn beginnen. Dieser Abbruch des Fadens störte immer meine stille Thätigkeit und zufriedene Gewohnheit, wie sie sich unter Ihren gepflegten Büchern einfindet. Doch ein weit stärkerer Faden bricht in mir und auch in Ihnen niemals ab, die Liebe zu Deutschland und zu Hessen. Mag auch der Kummer und das Leid, die wir um beide tragen, solange unser Leben währt, schwerlich weichen, glücklichere Nachkommen in besserer Zeit werden uns das Zeugnis nicht versagen, daß wir redlich nach unserm Vermögen zur Erhebung des Vaterlandes mitgestrebt und mitgewirkt haben.“

Wir, „die glücklichen Nachkommen in besserer Zeit“, können die prophetischen Worte des großen Begründers der deutschen Altertumsforschung von Herzen bestätigen. Niemand wird den Männern der Paulskirche die Anerkennung ver-

sagen, daß sie „redlich zur Erhebung des Vaterlandes mitgestrebt und mitgewirkt haben", aber freilich doch nur „nach ihrem Vermögen"; ein größerer Staatsmann, geistesmächtiger und herrschgewaltiger denn sie alle, mußte erst kommen, um den starken Einheitsbau des Deutschen Reiches zusammenzuschmieden. Denn nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse wie in der Paulskirche, sondern durch Blut und Eisen auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs wurden die großen Fragen der Zeit entschieden!



Eine Wanderung

durch die arabischen Monumente Kairos.

Von

Franz-Pascha.

Wenn wir, von Norden kommend, uns Kairo nähern, so legitimiert sich schon von ferne die Kalifenstadt in ihren häufigen Kuppeln und Minareten als echt orientalisch. Arabische Schriftsteller bezeichnen es auch von jeher als die Perle des Orientes, und in der That giebt es keine andre Stadt, die uns lieblichere landschaftliche Bilder in nächster Umgebung und eigenartigere Architekturgebilde im Innern zu bieten vermöchte. Dicht vor der Stadt empfängt uns ein Kranz von Gebäuden zwischen Palmen, Cypressen und Sykomoren, während im Hintergrunde der stolze Zentralbau Mohammed Alis auf einem Vorsprunge des Mokattamgebirges das herrliche Bild abschließt, zu seinen Füßen, zwischen Arabischer Wüste und den Nilufern eingezwängt, das endlose Häusermeer der tausendjährigen Stadt. Als der Fatimidenfeldherr Dschohar im Jahre 969 dieses Masr-el-Kahira gründete, betrug seine umwallte Fläche nur etwa den zehnten Teil des heutigen, durch Vorstädte erweiterten Kairos. Damals bestand noch das von Amr-ibn-el-As, dem Feldherrn Omars, erbaute Fostât, dem die Tuluniden im Norden das Stadtviertel Katâ'i zugefügt hatten. Von ihm blieb aber nichts als die große Moschee Ahmed-ibn-Tulûns erhalten, während sonst nur ungeheure Schutthügel mit Ziegelresten, Fragmenten von Marmor und Granit, Scherben von Glas und Fayencen den Ort bezeichnen, wo einst Fostât gestanden. Schon bald nach der Gründung drängte alles nach der neuen Ansiedlung, wodurch die Bevölkerung so schnell wuchs, daß schon im Jahre 1035 die Festungswälle vorgeschoben werden mußten, obwohl die Stadt sehr dicht bebaut war und man die meisten Straßen so schmal angelegt hatte, daß Reiter sich nur mit Mühe ausweichen konnten. Einzelne dieser Stadtteile sind uns in dieser Bauweise erhalten geblieben, und bis vor wenigen Jahrzehnten war es äußerst schwierig,

sich in ihrem engen, vielfach gebrochenen Straßengewirre zurecht zu finden, bis Ismail, der erste Khedive Aegyptens, mit dem Durchbruche einzelner Straßenzüge uralte Quartiere dem Wagenverkehre öffnete. Wer aber die Mühe nicht scheute und zu Fuß oder auf munterem Reittiere deren bedeckte Straßen durchzog, der wurde reichlich belohnt. Hier begegnete er zwischen eigentümlichen arabischen Wohnhäusern der niederen Volksklassen mit ihren offenen Werkstätten und Butiken einem durch Typen zentralafrikanischer Rassen illustrierten Volksleben. Die mitunter vorkommenden Patrizierwohnungen unterscheiden sich in ihrer äußeren Erscheinung von denen der kleineren Geschäftsleute hauptsächlich nur in ihren Größenverhältnissen und öfter durch monumental angelegte Portale, zeichnen sich aber durch komfortable Ausstattung in den Innenräumen, in Höfen und Gartenanlagen vor jenen aus. Bei beiden aber gruppieren sich zu ebener Erde die Räume für die Männerwelt, das Salamlik, um den Hof, zu dem ein gebrochener Thorweg von der Straße aus führt. Die oberen Stockwerke des Gebäudes, zu denen man durch eine besondere, mit Teppichen verhängte Thüre vom Hofe aus gelangt, sind zu Wohnungen für die Familie, den Harem, bestimmt.

Betrachten wir die Architektur der Wohngebäude, so finden wir, daß sie sich, wie im allgemeinen die der übrigen Profangebäude, den Formen der Kultgebäude anschließt, nur bemerken wir bei ihnen eine ausgiebigere Verwendung von Maschrabijen (Muscharabien), diesem der arabischen Kunst eignen Gitterwerk aus gedrehtem Buchenholze, das den Straßenbildern Kairos ein so eigentümliches malerisches Gepräge verleiht und schon in der ersten Mameluckenperiode auftritt. Dieses Gitterwerk ist so recht den Haremsbedürfnissen angepaßt, indem es den Frauen gestattet, ohne selbst gesehen zu werden, das Straßenleben zu beobachten und den Festen der Männerwelt, die sich teilweise in den Höfen abspielen, von den oberen Stockwerken aus gewissermaßen beizuwohnen.

Die Thüre des Portales, von dem wir bereits oben gesprochen haben, von zwei steinernen Bänken für die Thorhüter flankiert, liegt häufig in einer rechteckigen Nische, wie bei den Moscheen, und ist nicht selten mit schweren, aber doch gefälligen Eisenteilen, zu Entrelacsmustern zusammengestellt, beschlagen. Im übrigen besteht die Dekoration der Fassade am Erdgeschoße in dem Wechsel der Farben der Steinschichten, in den oberen Stockwerken in reichen Maschrabijenerkern, die, wie auch nicht selten das ganze Stockwerk, auf zierlichen Konsolen ruhen.

Zuweilen begegnen wir Gebäuden mit Butiken nach den Straßenseiten, die äußerlich großen Zinshäusern gleichen, aber ausschließlich dem Handel gewidmet und zu diesem Zwecke in besonderen Grundrißformen erbaut sind. Wir meinen die Okellen, Verkaufsstellen der Industrie-Erzeugnisse und Produkte des Bodens. Wir finden sie in großer Anzahl, teilweise, wie das an den Thoren angebrachte Wappen des Bauherrn bezeugt, von Großen des Reiches erbaut, aber leider fast alle im Zustande eines vorgeschrittenen Verfalles, im Gamalijequartier. Hierher brachten vor Eröffnung des Suezkanals Karawanen die Waren

des Seeverkehres auf dem Roten Meere, die in Magazinen und Ställen des weitläufigen, mit Portiken umstellten Hofes untergebracht wurden, während Kaufleute mit Gefolge Unterkunft in den oberen Stockwerken fanden.

Nicht selten unterbrechen lange, schmucklose Gartenmauern für kurze Zeit das interessante Bild mannigfaltiger Hausanlagen, um, so sollte es fast scheinen, neue Ansichten um so reizender erscheinen zu lassen. Das an der nächsten Straßenkreuzung erscheinende kleine, stockhohe Gebäude enthält in seinem Erdgeschoße hinter mächtigem, prachtvollem Bronzegitter einen öffentlichen Brunnen, ein Sebîl, darüber im Loggienbau mit fein geschnittenen, weit vorragenden Marquisen eine Elementarschule, den Kuttâb. Alle Anlagen dieser Art entstammen frommen Stiftungen und wurden so populär, daß seit der ersten Mameluckenperiode keine Moschee ohne Sebîl erbaut wurde. Auch der Tiere vergaß man nicht, zahlreiche Tränken (Hôd), denen wir auf unsern Wanderungen begegnen, zeugen dafür.

Wenn sich eine Straße zum freien Platze, dem Medân, erweitert, fehlt fast nie die Moschee an einem seiner Seiten. Sie ist der Versammlungsort zum Gebete der Gläubigen, jedoch kein Gotteshaus wie die Kirche im christlichen Kult. Aber nicht allein an öffentlichen Plätzen treffen wir solche Kultgebäude, es giebt fast keine bedeutendere Straße der alten Stadt, die nicht eins oder mehrere aufwiese. So groß indessen ihre Zahl, ihre Grundformen lassen sich in wenigen Typen zusammenfassen.

Da ist die älteste, die Hofanlage, die, aus heidnischer Zeit Arabiens stammend, älter als der Islam selbst, sich bis heute als Hauptmoscheenform erhalten hat.

Um einen rechteckigen Hof, den Sahn-el-Gama, gruppieren sich die Liwâne, gleich hohe, auf Freistützen ruhende Portiken, immer vervielfacht an der Mekka zunächst gelegenen Seite. Letztere, das Sanktuarium des Gebethauses, enthält die wenigen Kultgeräte. Vor allem die Kanzel (Mimbar), rechts von der Gebetnische (Kiblah oder Mihrâb) aufgestellt. Die Achse der Nische weist stets genau auf Mekka hin. Vor dem Mimbar gegen den Sahn hin steht ein Podium (Dikke), von dem herab die Mobellain, die Gehilfen des Chatîb, die Worte des Imâm den fernstehenden Andächtigen wiederholen. Ein Sitz mit Koranpult befindet sich in der Nähe des Mimbar.

Ursprünglich ohne jede Kuppel wurde die Hofanlage erst später unter persischem Einfluß mit kleinen Domen vor der Kiblah ausgestattet, während große, den den Gebetsälen angebauten Mausoleen des Erbauers der Moschee vorbehalten blieben.

Was den Kult des Islams selbst in diesen Anlagen anbelangt, so riefen, wie noch heute, die weittragenden, klangreichen Stimmen der Moëzzins von den Galerien der Minarete herab die Gläubigen zum Gebete, während dessen sie ohne Unterschied des Ranges, in Schlachtreihen geordnet, hinter dem vorbetenden Imâm, der anfangs der Kalife selbst, vor Allah, dem einzigen, sich beugen.

Die zweite Grundform der Kultgebäude, die der Medresse, ist wohl dem Gebete, aber in erster Linie dem höheren religiösen Unterrichte gewidmet. Aeußerlich

von der ersten nicht zu unterscheiden, nahm der viereckige Gebetsaal der Hofanlage infolge der zu Zwecken des Unterrichtes in den vier Ecken symmetrisch hergerichteten Bauteilen Kreuzesform an, bei der die vier Flügel nun die vier Liwâne, zugleich aber Lehrsäle für die vier Riten der islamitischen Lehre, die uneingedeckte Durchkreuzung der Flügel aber den Sahn-el-Gama darstellen. Die Decken der Liwâne ruhen nicht mehr auf Freistützen wie bei den Monumenten der Hofanlage, sondern werden in Nachbildung der ersten in Persien entstandenen, durch mächtige, auf geschlossenen Mauern ruhende Gewölbe gebildet.

Die hauptsächlich während der zweiten Mameluckendynastie bevorzugte dritte Form der Kultgebäude wurde nur für kleinere oder mittlere Anlagen verwandt. Zweifellos aus der Form der Medresse hervorgegangen dienen jedoch hier nur zwei Kreuzesflügel als Liwâne, da in die beiden verkürzten, nicht in der Hauptachse der Moschee liegenden Flügel Thüren von Korridoren und Seitengemächer münden. Im Gegensatze zu den offenen Höfen der früheren Anlagen erscheint die Durchkreuzung der Flügel, der Sahn-el-Gama, stets durch eine mit Oberlichtern versehene Balkendecke vor Sonne und Regen geschützt.

Erst als Selim I. Aegypten im Jahre 1516 zu einer türkischen Provinz machte, fanden die in Nachahmung des byzantinischen Zentralbaues entstandenen Bauformen der arabisch-ottomanischen Periode als vierte Form von Kultgebäuden auch in Kairo Eingang, jedoch blieb im allgemeinen die arabisch-ägyptische Dekorationsweise bei ihnen bevorzugt.

Betrachten wir die religiösen Monumente Kairos nach der Zeit ihrer Entstehung, so geht aus dieser Untersuchung die Thatsache hervor, daß keines von ihnen den ersten Zeiten des Islams angehört. Hier, wie auch in den übrigen Teilen des einstigen Kalifenreiches, begnügten sich die Bekenner der neuen Lehre während der ersten mit Eroberungszügen ausgefüllten Jahrhunderte mit eingefriedeten, dachlosen Flächen (Mosallah) für ihre gemeinschaftlichen Gebete. Sie teilten auch, damals noch frei von religiösem Fanatismus, vorgefundene Kultgebäude mit Andersgläubigen, wenn sie nicht vorzogen, sie zu ihrem eignen Gebrauche einfach wegzunehmen.

Es ist geschichtlich festgestellt, daß die große Ruine der sogenannten Amrumoschee in Alt-Kairo, welche früher als der älteste Bau des Islams genannt wurde, nichts mit dem 642 von Amr-ibn-el-As, dem Feldherrn des Kalifen Omars, errichteten Gebethause als den Namen und einen Teil des Baugrundes gemein hat.

Die Zeiten, wo Aegypten von Gouverneuren der Omajjaden und Abbassiden regiert wurde, haben gleichfalls keine Zeugen einer Bauthätigkeit hinterlassen, erst die Tuluniden (870—904) beschenkten uns mit einem Monumente, das in kunstgeschichtlicher Beziehung als das wichtigste der arabischen Zivilisationsperiode angesehen werden muß, denn es vertritt in seinem Grundrisse die älteste erhaltene Hofanlage und enthält in seinen Ornamenten so ziemlich alle Elemente der künftigen, für unsre Kunstindustrie so wichtig gewordenen arabischen Ranke. Wir meinen die schon früher erwähnte Moschee Ahmed-ibn-Tuluns, nach Makrisi

von einem Christen, wahrscheinlich einem ägyptischen Kopten, 876 erbaut. Nur dürfte, nach Material und architektonischen Formen zu schließen, Minaret und Kuppelbau im Sahn-el-Gama einer späteren Epoche angehören. Es ist dieses die größte Hofanlage Kairos, in Backstein, wie ja alle Monumente dieses und der folgenden Jahrhunderte, ausgeführt. Quaderbau finden wir, wenn wir die schon im Jahre 1087 in so vollkommen bearbeiteten Werkstücken ausgeführten drei Festungsthore Bab-el-Futûch, Bab-el-Nasr und Bab-el-Mitualli der unter dem Fatimiden El-Mustanser ausgeführten Erweiterungen Kairos ausnehmen, zuerst in der westlichen Fassade der 1125 erbauten Moschee El-Akmar, aber ganz in Hausteinen, jedoch mit Ausschluß der Kuppeln, erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Nachdem das erste Minaret in Quadern 1284 an dem Moristan Kala'ûn in dem Quartier der Nahassîn errichtet worden war, verzögerte sich noch die Ausführung einer Kuppel in Hausteinen bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, in dem die Kuppeln der Grabanlage des ersten Tscherkessensultans Barkûk in der nordöstlichen Nekropole der Stadt erbaut wurden.

Die in der Tulunmoschee verwandte Bogenform ist eine Art Spitzbogen mit einem leisen Anlaufe zum Kielbogen. Mächtige Pfeiler tragen die aus mit Sykomorenbrettern verschalten Dattelstämmen hergestellte Decke. Ob die Spitzbogenform aus koptischen Monumenten übernommen oder hier zum ersten Male als ästhetisches Monument in der Baukunst erscheint, ist bis heute noch eine offene Frage. In den an Wänden und Arkaden auftretenden Gipsskulpturen sind die Elemente der Ornamente meist noch wie in der Antike nebeneinander gestellt, es kommen aber unter ihnen und an den Gipsgittern der Umfassungsmauern schon die der arabischen Kunst so eigentümlichen Durchkreuzungen und Entrelacsmustern in ganz ausgesprochener Weise vor. Freilich wird die Gleichzeitigkeit dieser Formen mit dem ursprünglichen Bau bestritten und deren Ausführung einer der späteren häufigen Restaurationen der Moschee zugeschrieben.

Aus der folgenden Zeit, der der Fatimiden (972—1171), sind wohl mehrere Bauten auf unsre Zeit gekommen, wenn auch von jenen fabelhaften Palästen des Sultans Möïß, dessen Portale nach arabischen Schriftstellern von Quadern aus massivem Golde hergestellt gewesen sein sollten, wohl keine Spuren mehr vorhanden sind. Dagegen ist uns in der weitläufigen, oft erweiterten, vielfach restaurierten Hofanlage El-Azhar manches aus der Fatimidenepoche erhalten. Nahe an der östlichen Grenze der von Dschohar erbauten Stadt gelegen, enthält sie noch die Lehrsäle der 971 gegründeten Universität, der berühmtesten des Islams, zu der sich gegenwärtig gegen zehntausend Studenten drängen. In den Kielbogen der Arkaden des Bauwerkes, die allen Hofanlagen der Fatimiden, mit Ausnahme der von El-Hâkem, einer Nachbildung der Tulunmoschee, eigen sind, erkennen wir persische Einflüsse. Von letzterer, um das Jahr 1000 von Sultan El-Hâkem, jenem grausamen Tyrannen und religiösen Schwärmer, gegründet, existiert nur mehr der größte Teil des Sanktuariums und der Umfassungsmauern, an die alte Umwallung Mostaners zwischen Bab-el-Futûch und

Bab-el-Nasr anstoßend, während der napoleonischen Expedition als Festung, heute als Magazin der Wakfadministration dienend. Ihre zwei an den unteren Teilen ummantelten Minarete beleben in angenehmer Weise das interessante Bild dieses mit so bedeutenden Resten mittelalterlicher Bauten ausgestatteten Stadtviertels. Einige hundert Meter südlich in der Straße El-Nehassin, hinter elenden Buden versteckt, liegt die bereits erwähnte Fatimidenmoschee El-Akmar, von Amr-bi-Ahkâm-allah im Jahre 1125 erbaut. Sie ist von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung, denn ihre westliche Außenseite enthält, soviel bis jetzt bekannt, die ersten Stalaktitenmotive Aegyptens und bricht in ihrer nach der inneren Disposition des Baues gegliederten Fassade mit der alten Bauweise, in der nur ungegliederte Umfassungsmauern mit Zinnen die Moscheenfassaden bildeten.

Südlich, dicht vor dem alten Stadtthore Bab-el-Mitualli, einst einem Doppelthor, dessen eine Hälfte aber in den Bau der Mu'ayyedmoschee aufging, steht noch die von einem Fatimidenvezier Telayeh-abu-Rezyk im Jahre 1260 erbaute Hofanlage, freilich auch nur in ihrem Sanktuarium, einzelnen Teilen der Umfassungsmauern und dem Minaret erhalten. Die Arkaden zeigen an den gestelzten Kielbogen skulptierte Holzverankerungen, die für die Entstehung der arabischen Ranke von kunstgeschichtlicher Bedeutung sind.

In dasselbe Jahrhundert gehört eine kleine Grabanlage, die Gojüsch-Moschee, auf hohem Bergesrücken, einem weltberühmten Aussichtspunkt auf das zu seinen Füßen liegende Kairo. Sehr bemerkenswert ist die höchst eigentümliche Turmform.

In der Architektur der Dynastie der Ayyubiden von 1172 bis 1249 vollzieht sich eine entschiedene Wandlung.

Die in Syrien während der fast neunzigjährigen Herrschaft der Kreuzfahrer entstandenen Bauten beeinflußten die Formen der arabischen Architektur auch in Aegypten und zwar an manchen Bauten Kairos in sehr auffallender Weise. Auch der Umschwung auf religiösem Gebiete und die Rückkehr zu dem orthodoxen Glauben gingen nicht, ohne Spuren in den Bauten dieser Epoche zu hinterlassen, vorüber und sprachen sich namentlich in der Vorliebe, Medressen zu bauen, aus, in deren Lehrsälen man am wirksamsten die von den Fatimiden zurückgebliebenen schiitischen Lehren zu bekämpfen hoffte. Zunächst zeigte sich aber jene Beeinflussung der Architektur in den Militärbauten, die Saladin auf dem Vorsprunge des Mokattamgebirges und an einzelnen Teilen der Stadtmauern aus den Zeiten Mostansers ausführen ließ, deren Aehnlichkeit, besonders die einzelner gut erhaltenen Türme der Saladinischen Befestigung auf der Citadelle, mit unsern mittelalterlichen Burgen frappant ist. Der von Saladin dort erbaute Palast ging leider in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Grunde. Die in der El-Akmar begonnene Ausbildung des Aeußeren der Kultgebäude findet in der eigenartigen Gestaltung der Fassade des Mausoleums von Saleh-el-Ayyub im Quartier der Nahassin und in der Verwendung von flachen Nischen zur Gliederung mit Stalaktitenmotiven eine bemerkenswerte Erweiterung. Auch im Inneren der Mausoleen bemerken wir eine charakteristische Neuerung, die zuerst an den Pendentifs der 1281 erbauten Kuppel des Imâm Schaffey in der südöstlichen Nekropole

Kairos auftritt. Es wird nämlich die in der Ecke des Mausoleumsraumes zum Uebergange in die Kuppeltrommel seither verwandte römische oder byzantinische Nische verlassen und durch ein System von Zwergnischen, die Stalaktiten, ersetzt.

Die Minarete dieser Epoche, noch mit quadratischem Querschnitte in den oberen Etagen, tragen als Bekrönung kleine Kuppeln, die an Tatarenmützen, das heißt asiatische Formen, erinnern. Die Ornamentik zeigt in den datierten Beispielen von Kenotaphen und Skulpturen an Thüren und Paneelen und an erhaltenen Gipsornamenten wesentliche Fortschritte und Verfeinerungen der Kunstformen.

In der hierauf folgenden Mameluckenperiode tritt der im Beginne von Syrien her ausgeübte Einfluß auf die arabische Baukunst in Aegypten noch mehr hervor. Die Aufstellung eines im Jahre 1291 aus Akka in Syrien nach Aegypten gebrachten spätromanischen Marmorportals an der Medresse des Sultans Mohammed-Nasr-ibn-Kala'ûn kann als ein Zeichen der damals herrschenden Geschmacksrichtung angesehen werden. Nach und nach emanzipiert sich bis zu einem gewissen Grade die einheimische Kunst von den fremden Formen, die in den Bauten Daher-Bibars und in der Fassade des Moristan-Kala'ûn aufgetreten sind, um aber erst spät im fünfzehnten Jahrhundert das eigenartige Gepräge der ägyptisch arabischen Mameluckenperiode zu erreichen. Es entstand die Fassade der Kultgebäude ganz in Quadern, an der das Hauptportal in tiefer bis zum wenig ausladenden Hauptgesimse reichenden und mit einer halben Stalaktitenkuppel bedeckten Nische die schönste Zierde bildet. In ihr liegen die Fensteröffnungen in breiten Feldern, die nur um weniges vor der Hauptfläche zurücktreten, um dicht unter dem zinnenbekrönten Hauptgesimse vermittelst horizontaler Stalaktitengesimse wieder auf diese hervorzutreten. Die oft in mehreren Reihen, bald einfachen, bald gekuppelten, übereinander liegenden Fenster sind zu ebener Erde mit Bronzegitter und dahinter liegenden Läden, oben mit einem eigenartigen, in Gipsplatten geschnittenen Maßwerk verschlossen. Die durchbrochenen Flächen dieses Maßwerkes (Kamarije) sind mit buntem Glase bedeckt. Eigentümlich berührt uns bei der Betrachtung der Fassaden der Bauwerke dieser Epoche der Mangel von Portiken an Monumenten, bei denen Arkaden im Innern eine so große Rolle spielen. Ihre Verwendung auch am Aeußern hätte gewiß leicht über den flachen Ausdruck so mancher monotonen Fassade weghelfen können. Die paar Säulen an den Loggien der Kuttâb sind zu verschwindend, um einen durchgreifenden architektonischen Effekt in der Fassade hervorzubringen, und die einzelnen, bei der Kuppelung von Fenstern vorkommenden oder in die Kanten der Gebäude eingestellten Säulen sind in dem Gesamteindruck kaum zu bemerken. Wir vermissen auch ungern bei der Ausschmückung dieser Monumente figürliche Darstellungen der Bildhauerkunst, in denen wir gewissermaßen mitleben und mitfühlen. Es erscheint uns das als ein Mangel, den die Mannigfaltigkeit von Stalaktitenbildungen und die Pracht verschlungener Arabesken, die ja doch nur das Gefühl des Hinsinnens und des Träumens bei uns erwecken, keineswegs ersetzen kann.

Die Zahl der Bauwerke dieser mehr als zweiundeinhalbhundertjährigen Periode ist sehr groß, wir erwähnen aber aus ihr nur einzelne wegen ihrer Eigenart und besonderen kunstgeschichtlichen Bedeutung und bemerken dabei, daß die meisten Moscheen der zweiten Mameluckenperiode, die der Tscherkessen, in Disposition des Grundrisses und in Ornamentenformen sich sehr ähnlich sind.

Aus den Zeiten der ersten oder der bachritischen Mameluckenperiode zwischen den Jahren 1250 und 1381 führen wir vor allem die einst vor den Mauern der Stadt liegende, nun in eine der nördlichen Vorstädte eingeschlossene, 1266 erbaute Moschee Daher-Bibars, eine großartige Hofanlage an, die uns aber nur in ihren höchst interessanten, mit fremdartigen Ornamenten und ungewöhnlichen Pfeilerbildungen verzierten Umfassungsmauern erhalten blieb. Sie war während der französischen Expedition als Fort Sulkowski bekannt und dient heute der englischen Occupation als Räume der Armeeschlächterei und -bäckerei; dann den nicht ganz zwanzig Jahre später erbauten Moristân (Asyl) des Asiaten Kala'ûn und die anstoßende Medressenruine seines Sohnes Mohammed-Nasr, der unter allen den achtundvierzig Mameluckensultanen am längsten, vierundvierzig Jahre, regierte, freilich nicht ohne zweimal entthront zu werden. Dieser tapfere Kriegsheld, mit dem Adler in seinem Wappen, hatte auch im Jahre 1338 auf der Citadelle eine noch ziemlich gut erhaltene Hofanlage in mächtigen Quadern erbaut. Manche romanische Reminiscenzen in Grundriß und Portalformen und die eigentümlichen Formen der mit Fayencen bekleideten Minarete machen sie architektonisch interessant.

Von besonders monumentaler Wirkung ist die 1358 am Fuße der Citadelle erbaute Medresse des Sultans Hasan. Der Hof ist mit den beiden in Aegypten gebräuchlichen Reinigungsbecken der Medah und der Hanefije ausgestattet. Auf ihn öffnen sich mächtige Tonnengewölbe der vier Liwâne, von denen der östliche wegen seiner Marmorarbeiten und seines Frieses in kufischer Schrift auf Arabeskengrund von hoher Bedeutung ist. An ihm finden wir das schönste Portal und ein Vestibül, das in Kairo nicht seinesgleichen hat. Beide sind in Stalaktitenform eingewölbt. Das eine Minaret, noch aus der Zeit des ursprünglichen Baues herrührend, ist das höchste in Aegypten, aber es ist nicht mehr in der alten Weise bekrönt; ein dem ägyptischen Wasserkrug ähnlicher Aufsatz auf achteckigem Baldachin trägt das weithin sichtbare Zeichen des Islams. Auch das 55 Meter hohe Mausoleum, dessen Kuppel nach Einsturz in Formen der ottomanischen Periode wieder aufgebaut worden war, ist wegen seiner hier vorkommenden byzantinischen Reminiscenzen kunstgeschichtlich von hohem Interesse. Sie bestätigen die Sage, daß das Monument von einem Christen, und zwar nach dem Basrelief, auf einem Dekorationspfeilerchen rechts von dem Ruheplatz der Haupttreppe, das Kirchenfassaden vorstellt, zu schließen, von einem syrischen, erbaut wäre.

Wir übergehen die weniger wichtigen Tekijen, eine Art von Klöstern, und die Asyle für Arme, um Raum zu ein paar Worten über die Nekropolen von Kairo zu gewinnen. Im Osten der Stadt, in der Wüste angelegt, gleichen sie in ihrer Zusammenstellung von Grabmoscheen, einzelnen Mausoleen, Denkmälern in Bal-

dachinform, Sebilen, Wohnhäusern und Ställen schwach bewohnten Stadtvierteln und enthalten die schönsten Denkmalbauten der ägyptisch-arabischen Periode. Bei ihnen ward die Aufgabe des Uebergangs aus dem kubusförmigen Grabraume in die Kuppeltrommel, ebenso im Innern durch Pendentifs mit reizenden Stalaktitenbildungen als im Aeußern durch reichverzierte Abfassungen oder Abtreppungen der Ecken, in einer Weise gelöst, die in keinem Baustil bei ähnlichen Aufgaben übertroffen ist. Während zu gewöhnlichen Zeiten hier Ruhe herrscht, beleben sich an den großen Festtagen der Muslimin diese ausgedehnten Friedhöfe. In Karossen, auf Reittieren und zu Fuß ziehen Scharen von Menschen, vorzugsweise Frauen, dorthin, um an den Gräbern der Vorausgegangenen zu beten, die Kenotaphe der Grüfte mit Blumen zu schmücken, Arme zu speisen und mit Almosen zu beschenken. Daher fehlt bei den Grabanlagen (Hosch) der Wohlhabenden nie eine Wohnung zur Aufnahme der Frauen und Ställe für die Reit- und Zugtiere, selten ein Sebil. Während die Herren und deren Gemahlinnen, nach Geschlecht in besonderen Grüften getrennt, unter Denkmalbauten ruhen, sind die Grüfte der Sklaven in den Höfen oder Gärten der Hosch angelegt; bei beiden bezeichnen Kenotaphe mit Grabstelen, oft in Form von kleinen beturbanten Säulen, die Stelle der Beisetzung.

So sehr auch die Monumente der ersten Mameluckenperiode unser Interesse in Anspruch nehmen, teilweise Bewunderung hervorrufen, so überfällt uns doch bei Betrachtung des Gesamtbildes eines solchen Kunstwerkes das Gefühl, als ob der Schöpfer des Bauwerkes absichtlich manche Teile dekorativ vernachlässigte, um im Kontrast mit ihnen andre reich verzierten, wie Portale, Minarete am Aeußern, Kiblahseite, Fußböden und Saaldecken im Innern, um so mehr hervorzuheben, eine Erscheinung, die dem an Werke der Antike gewöhnten Kunstverständigen auffällt und ihm als Mangel in der vollständigen und harmonischen Durchbildung des Kunstwerkes erscheint. Wer sich aber die Geschichte des Khalifenreiches vergegenwärtigt, wird begreifen, daß bei der Art, wie es entstand und wie es so rasch wieder in einzelne, mehr oder weniger voneinander unabhängige Teile zerfiel, ein einheitliches, nach allen Richtungen hin konsequent durchgeführtes architektonisches Gebilde nicht zu erwarten war. Was aber trotz allen Hindernissen, die in der häufigen Wiederkehr von politischen Katastrophen und Umwälzungen ihren Grund hatten, Großes und Schönes in der Baukunst geleistet worden war, kam spät. Schon Ibn-Khala'ûn, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schrieb, hatte die Beobachtung gemacht, daß erst, nachdem das große Kalifenreich seinen politischen Höhepunkt erreicht hatte, von einer eigentlichen arabischen Kunst die Rede sein konnte. So war auch in Aegypten manches für die arabische Baukunst geschehen, allein der in der ersten Mameluckenperiode begonnene eigentümliche ägyptisch-arabische Baustil kam erst im fünfzehnten Jahrhundert, namentlich aber unter Kait-Bai, der von 1468 bis 1496 regierte, zu einer gewissen Abrundung und Harmonie der Formen. Wer hätte auch bei der Prätorianerwirtschaft dieser Epoche an eine frühere Kunstblüte denken dürfen? Hatten doch unter den achtundvierzig Herrschern nur sieben eine Reihe von

Jahren regiert und Monumente zurückgelassen, während alle übrigen schon nach einzelnen Jahren, mehrere nach Monaten Thron und Leben verloren. Der letzte, Tuman-Bai, aber endete im Jahre 1516 auf Befehl Selims I. durch den Strang am Bab-el-Mitualli und fand sein längst vergessenes Grab in dem Hofe der Grabanlage seines Vorgängers El-Ghûri.

Wenn auch später noch, nachdem Aegypten Vasallenstaat der Pforte geworden, Kultgebäude im ägyptisch-arabischen Stil in Kairo aufgeführt wurden, so war doch der ottomanisch-arabische der offizielle geworden. An Profanbauten erschienen nun Sebile und Tekijen, die in Grundrissen, Gittern, Vordächern in der inneren Fayenceausschmückung sehr an türkische Weise erinnern.

Vergegenwärtigen wir uns das Gesamtbild, das sich während unsrer Wanderung durch die Monumente einer großen Zivilisationsepoche vor unsern staunenden Blicken entfaltete, so mischt sich dem Gefühle des hohen Interesses an den Kunstwerken doch auch das des tiefen Bedauerns über den ruinenhaften Zustand so vieler von ihnen bei, das um so schwerer auf uns lastet, als wir es hier mit Werken zu thun haben, die in der Mannigfaltigkeit der arabischen Formen in keiner Stadt des einstigen Khalifenreiches ihresgleichen finden. Nicht wenige von ihnen werden in nicht allzu langer Zeit nur mehr in Abbildungen trotz der energischen Anstrengungen der heutigen Regierungsorgane, sie zu erhalten, vorhanden sein — sie waren zu lange, während Jahrhunderten, ihrem Schicksal überlassen.



Eisenbahnfahrpreise und Selbstkosten.

Von

v. Mühlenfels,

Eisenbahndirektionspräsident a. D. in Berlin.

Für die Wander- und Reiselust des deutschen Volks, für seine Beweglichkeit und seine Freude an geselligem Verkehr giebt es kein deutlicheres Zeichen als das überaus lebhafte Interesse, das alle Kreise der Bevölkerung an der sogenannten Personentarifreform nehmen, obgleich es jedem, der sich mit den großen wirtschaftlichen Fragen unsers öffentlichen Lebens beschäftigt, längst bekannt ist, daß die Angelegenheiten des Gütertarifs von viel tieferer Bedeutung sind, daß von ihnen das Wohl und Wehe der Bevölkerung, ihre Ernährung, ihre Thätigkeit, ihre Lebenshaltung in weit höherem Maße abhängt. Immerhin sind auch die Personentariffragen wichtig und interessant genug, um einem Fachmann Reiz zu ihrer Behandlung vor einem gebildeten Leserkreise zu bieten. Vor einem solchen möchten wir heute einmal aussprechen und beweisen, daß die in der ganzen Welt auch der Gebildeten weit verbreitete Meinung, die Eisenbahnfahrpreise seien im ganzen noch immer zu hoch, auf einem Irrtum, auf einer Verkennung der für die Preisbildung maßgebenden Gesetze beruht. Sonderbar genug! Daß die übrigen Faktoren der Reisekosten, die Lebensmittel, das Fuhrwerk, persönliche Dienstleistungen, das Wohnen in den Gasthöfen allmählich billiger

werden könnten, das erwartet niemand. Immer wieder sind es die Eisenbahnfahrpreise, gegen die sich der Ansturm der öffentlichen Meinung richtet. Und doch sollte auch bei ihnen das vornehmste Gesetz beachtet werden, wonach regelmäßig der Preis mindestens die Selbstkosten der Leistung decken muß. Denn mit jenen utopischen Anschauungen, die vom Staate die unentgeltliche Bahnbeförderung etwa von demselben ethischen Gesichtspunkte aus verlangen, aus dem man den Volksschulunterricht unentgeltlich erteilt, ist natürlich nicht zu rechten.

Die so vielfach verbreitete Meinung, daß mit der Zunahme des Personenverkehrs, wie sie seit Anbeginn der Eisenbahnen unausgesetzt und aller wirtschaftlichen Krisen spottend zu beobachten ist, nicht nur dessen Roheinnahmen, sondern auch dessen Erträge wachsen, wird leider durch die Meinung der Sachverständigen, die sich auf unumstößliche Zahlen und Rechnungen stützt, nicht bestätigt. Vielmehr stehen den zweifellos an sich erhöhten Verkehrseinnahmen in noch höherem Maße gesteigerte Ausgaben gegenüber. Mit der Zahl der Reisen sind auch die Ansprüche des Publikums riesenhaft gewachsen, und zwar auf diesem Gebiet unendlich viel mehr, als auf dem des Güterverkehrs. Im Personenverkehr wird neben sinkenden Preisen größere Bequemlichkeit, Fürsorge, Schnelligkeit, Sicherheit verlangt, und kein finanzielles Opfer der Eisenbahnverwaltungen ist groß genug, um diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Im Güterverkehr dagegen, der sich mit den toten Massen befaßt, die freilich die wirtschaftlichen Früchte des menschlichen Schaffens darstellen, sind die Ansprüche und damit auch die Fortschritte viel bescheidener. Hier giebt es eigentlich nur die eine Forderung der Herabsetzung der Tarife, neben der die Wünsche nach Beschleunigung, Besserung der Einrichtungen u. s. w. mehr zurücktreten.

Gewiß können wir uns bei den überall sichtbaren Fortschritten unsers Kulturlebens nicht der Ueberzeugung verschließen, daß in der Art und Güte der Personenbeförderung nach allen Richtungen Fortschritte angestrebt werden müssen. Ueberall bietet sich dort ein reiches Feld für mannigfaltige Verbesserungen. Aber vom Standpunkt einer richtigen Verkehrspolitik aus wird alles dies nur geschehen können unter der einen Voraussetzung, daß solche Verbesserungen ohne Schmälerung der Erträge möglich sind. Es ist damit keineswegs gesagt, daß das Reisen teurer werden muß. Es ist bei den andauernden Fortschritten der Technik möglich und bei der großen Rücksicht, die die Eisenbahnverwaltungen auf die öffentliche Meinung zu nehmen gewohnt sind, wahrscheinlich, daß alle Verbesserungen geschehen werden ohne Erhöhung der Fahrpreise. Die Angriffe der öffentlichen Meinung richten sich ja auch nicht gegen alle Fahrpreise; mit denen der I. Klasse, die übrigens am weitesten von den wirtschaftlich richtigen abweichen, beschäftigt man sich kaum, wir lassen sie außer Betracht. Lebhafter schon ist der Kampf für die Herabsetzung der Preise der II. Klasse, und am stärksten angefochten ist der Preis der meistbenutzten III. Klasse, die in Süddeutschland ausschließlich, in Norddeutschland im Verein mit der IV. Klasse den breiten Massen der Bevölkerung als Beförderungsmittel dient. Der Fahrpreis der letzteren, 2 Pfennig das Kilometer, erscheint den Süddeutschen vorläufig als das zunächst zu erstrebende Ziel, wie es kürzlich ein Beschluß der württembergischen Abgeordnetenkammer ausgesprochen hat, während in Norddeutschland schon stellenweise der Einpfennigstarif der Soldaten das Kampfesziel bildet.

Wir müssen uns bei dem zu Gebote stehenden knappen Raum natürlich versagen, auf irgendwelche Einzelheiten der etwa wünschenswerten und erreichbaren Tarifänderungen hier einzugehen; auch wir glauben, daß gewiß einzelne Ansprüche, die in dieser Richtung laut werden, gerecht sind. Es giebt eine große Anzahl von Fällen, in denen gemeinwirtschaftliche Rücksichten es rechtfertigen, den privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt zu verlassen. Die billige Beförderung der Soldaten, der Schüler, der Arbeiter, auch der billige Vorortverkehr, die zahlreichen, aus Wohlfahrtsgründen gewährten Ermäßigungen gehören hierher. Wir halten es für unvermeidlich, daß mit der Zeit der der Rückfahrtkarte zu Grunde liegende Einheitspreis auch für die Einzelreise gewährt werden wird. Aber wir bekämpfen die Anschauung, als ob eine allgemeine, oder sagen wir besser, durchschnittliche Preisherabsetzung im Personenverkehr zurzeit als notwendig und berechtigt angesehen werden könnte.

Das stärkste Gewicht in dieser Bekämpfung bietet die fast unumstößlich zu beweisende Thatsache, daß bei der Mehrzahl jedenfalls der deutschen Bahnen und der Staatsbahnnetze insbesondere, der Personenverkehr seine Selbstkosten nicht deckt. Unter diesem vielumstrittenen Begriff verstehen wir hier allerdings nicht nur die Kosten, die unmittelbar und ausschließlich durch den Personenverkehr entstehen, also etwa nur die Kosten der ihm dienenden Züge, sondern es gehört zu ihnen natürlich auch ein verhältnismäßiger Anteil an den gesamten Kosten des Bahnunternehmens (Bahnunterhaltung, allgemeine Verwaltung) und namentlich auch an der notwendig zu leistenden Verzinsung des Anlagekapitals, nicht aber an der diese etwa übersteigenden höheren Rente.

Freilich ist es eine der schwierigsten Aufgaben, die Selbstkosten in diesem Sinne mit einiger Sicherheit zu bestimmen, weil bekanntlich die Mehrzahl der Ausgabeposten, die für den Eisenbahndienst in Betracht kommen, dem Personen- und Güterverkehr gemeinschaftlich sind, und eine vollkommen gerechte und zuverlässige Verteilung auf beide Zweige nur mit Annäherungswerten möglich ist. Die Lösung dieser Frage hat von jeher die besten Köpfe des Eisenbahnwesens beschäftigt; scharfsinnige Mathematiker, wie Launhardt u. a. haben die verschiedensten Methoden zu dieser Berechnung ersonnen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Es ist auch eine weitverbreitete und von ausgezeichneten Fachmännern vertretene Ansicht, daß es auf die Frage dieser Teilung gar nicht ankomme, wenn nur der Eisenbahnbetrieb, als Einheit betrachtet, seine Selbstkosten decke. Demgegenüber betonen wir, daß wir der Frage ja kein allein entscheidendes Gewicht beilegen. Handelt es sich aber um allgemeine Tarifmaßnahmen, so ist es gewiß richtig, sich auch diese Seite der Sache zu vergegenwärtigen.

Wir sind in der glücklichen Lage, für die Frage der Selbstkosten des Personenverkehrs und für unsre Behauptung der Unzulänglichkeit seiner Einnahmen uns auf eine für ein größeres deutsches Staatsbahngebiet durchgeführte treffliche Arbeit aus neuester Zeit berufen zu können. Wir meinen die höchst verdienstvolle und gründliche Untersuchung, die von der Königlichen Generaldirektion der württembergischen Staatsbahnen über die Selbstkosten des Personenverkehrs aus Anlaß einer aus dem Landtage an das Ministerium gerichteten Anfrage angestellt und der Tarifkommission der Abgeordnetenkammer am 25. Januar d. J. vorgelegt worden ist. Für das Betriebsjahr 1899 der württembergischen Staatsbahnen werden dort unter Berücksichtigung einer Verzinsung des Eisenbahnanlagekapitals in Höhe von 3,54% die Gesamtausgaben des reinen Personenverkehrs der Schnell-, Personen- und gemischten Züge auf 6100000 Mark + 15100000 Mark + 1180000 Mark = 22380000 Mark, dagegen die Gesamteinnahmen des reinen Personenverkehrs der Schnellzüge auf 5578418 Mark, der Personen- und gemischten Züge auf 11584385 Mark, zusammen also auf 17162803 Mark angegeben, so daß sich ein Fehlbetrag von 5217197 Mark ergiebt, von denen 621582 Mark auf den Schnellzugsverkehr und 4595615 Mark auf den Verkehr der Personen- und gemischten Züge entfallen. Dieser Fehlbetrag bedeutet, daß um so viel der Personenverkehr hätte mehr erbringen müssen, um den ihm zufallenden Anteil an den Gesamtausgaben einschließlich der erwähnten Anlagekapitalsverzinsung zu decken. Er stellt etwas mehr als 30% der wirklichen Einnahmen des Personenverkehrs dar. Wenn trotz dieses Fehlbetrags die Verzinsung des Anlagekapitals der württembergischen Bahnen aus den Eisenbahnüberschüssen mit 3,54% möglich gewesen ist, so liegt es auf der Hand, daß es die Erträge des andern Faktors der Eisenbahneinnahmen, des Güterverkehrs waren, die jenen Fehlbetrag deckten.

Man kann hiergegen nicht etwa einwenden, daß die angegebene Rente von 3,54% zu hoch sei, um zu den Selbstkosten gerechnet zu werden. Denn der Staat Württemberg hat zur Verzinsung seiner Eisenbahnschuld einen Betrag gebraucht, der in Wirklichkeit sogar etwas mehr, nämlich 3,6% dieser Schuld beträgt. (15765789 Mark Zinsbedarf auf eine Eisenbahnschuld von 436590075 Mark).

Können nun aus diesem für die württembergischen Staatsbahnen festgestellten un-

günstigen Verhältnis zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Personenverkehrs unbedenklich allgemeine Schlüsse in Bezug auf andre deutsche Bahnnetze, in Bezug auf die deutschen Bahnen überhaupt gezogen werden? Gewiß würde die Rechnung, nach denselben Grundsätzen aufgestellt, für die einzelnen Bahnnetze mehr oder weniger erhebliche Abweichungen aufweisen. Gewiß ist zuzugeben, daß da, wo die Gesamteinnahmen eine erheblich höhere Verzinsung des Anlagekapitals ergeben als in Württemberg, vermutlich auch der Fehlbetrag des Personenverkehrs ein geringerer ist. Aber dennoch lassen jene Ergebnisse den Rückschluß zu, daß auch bei den übrigen Staatsbahnnetzen Deutschlands und selbst bei dem mit dem höchsten Ertrag arbeitenden, dem preußisch-hessischen, das im Jahr 1899 sein Anlagekapital mit 7,37 % verzinste, ein mehr oder minder großer Fehlbetrag vorhanden ist, wenn wir auch seine ziffermäßige Höhe zu berechnen uns nicht vermessen wollen. Man muß sich hierbei folgende Thatsachen gegenwärtig halten. Gerade bei den württembergischen Staatsbahnen bilden die Einnahmen aus dem Personenverkehr einen erheblich größeren Prozentsatz der Gesamteinnahmen, als bei den übrigen größeren Staatsbahnnetzen Deutschlands (36,22 % gegen nur 23,07 % bei den Reichseisenbahnen, 28,79 % bei den preußisch-hessischen Staatsbahnen, 31,64 % bei Bayern, 33,39 % bei Baden, 33,98 % bei Sachsen). Der Personenverkehr ist also bei jenen vergleichsweise — gegenüber dem Güterverkehr — besonders stark entwickelt. Der in Württemberg erhobene durchschnittliche Fahrpreis ist dabei keineswegs geringer als bei den andern Staatsbahnen, er hält sich noch etwas über dem Durchschnitt, und beträgt auf die Verkehrseinheit des Personenkilometers 2,80 Pfg. gegen 2,75 Pfg. im Durchschnitt der deutschen Staatsbahnen, gegen nur 2,65 Pfg. bei Preußen-Hessen, während Sachsen 2,87 Pfg., die Reichsbahnen 3 Pfg., Bayern 3,20 Pfg., Baden 3,13 Pfg. vereinnahmen. Auch die für die Kostenfrage so wichtige Platzausnutzung ist bei Württemberg ungewöhnlich günstig; es waren dort (im Jahr 1897/98 — für 1899 enthält die Reichsstatistik diese Angaben nicht mehr) die vorhandenen Plätze ausgenutzt zu 27,14 % gegen nur 24,54 % im Durchschnitt der deutschen Staatsbahnen, 25,18 % bei Preußen-Hessen, 24,60 % bei Bayern, 21,16 % bei Sachsen, 22,21 % bei Baden und gar nur 18,31 % bei den Reichsbahnen. Auch die Einnahmen für die wirklichen Betriebsleistungen sind in Württemberg verhältnismäßig hoch; es wurden dort auf 1000 gefahrene Personenwagenachskilometer vereinnahmt (1897/98) 130 Mark, genau derselbe Betrag bei Preußen-Hessen, dagegen bei Baden nur 129 Mark, bei Sachsen 121 Mark, bei Bayern 120 Mark, bei den Reichsbahnen gar nur 109 Mark.

Wir begnügen uns mit diesen wichtigsten Zahlen, um dem Leser die Ueberzeugung beizubringen, daß die Einnahmen des Personenverkehrs in Württemberg im Verhältnis zu den Leistungen besonders günstig sind. Es müßte also bei den zum Vergleich herangezogenen andern Bahnnetzen auch das Verhältnis zwischen Einnahmen und Kosten des Personenverkehrs sogar noch ungünstiger sein als in Württemberg, wenn nicht etwa bei jenen die durch den Personenverkehr erwachsenden Ausgaben erheblich niedriger wären als dort. Für diese Erörterung läßt uns die gewöhnliche Statistik freilich im Stich, da sich diese Ausgaben eben, wie schon oben angeführt, nicht ohne weiteres von den Gesamtausgaben trennen lassen. Es ist gerade ein hohes Verdienst der erwähnten württembergischen Arbeit, diese Trennung und Ausscheidung nach einer eignen Methode für das dortige Netz durchgeführt zu haben. Wir können diesem schwierigen Weg für andre Bahnen hier nicht folgen und beschränken uns auf folgende Erwägungen:

Die Höhe des Anlagekapitals wie die Höhe der Betriebsausgaben sind in nicht geringem Maße bedingt durch die Natur des von den Bahnen durchschnittenen Geländes. Die württembergischen Bahnen durchziehen fast durchweg ein hügeliges, unebenes, teilweise gebirgiges Land. Infolgedessen sind ihre kilometrische Anlagekosten hoch, beinahe ebenso hoch als die der Staatsbahnen Sachsens, Badens und der Reichsbahnen, erheblich höher als die der preußisch-hessischen und der bayrischen Staatsbahnen. Im Zusammenhang mit der Beschaffenheit des Geländes steht natürlich auch die Höhe eines großen Teils der Be-

triebskosten, die durch Steigungen und Krümmungen bekanntlich ungünstig beeinflußt werden, und es ist daher gewiß diesen vereinigten Umständen mit zuzuschreiben, daß die durch den Ueberschuß der Staatsbahnen erzielte Rente des Anlagekapitals in Württemberg im Jahr 1899, wie wir sehen, nur 3,54 %, und gleichzeitig in Sachsen 4,06 % betrug, während Bayern 4,13 %, Baden und die Reichsbahnen mit ihren zwar teuern aber hauptsächlich im dichtbevölkerten ebenen Rheinthal liegenden Bahnen 5,10 und 5,23 %, Preußen-Hessen sogar 7,37 % erzielten.

In Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist es wahrscheinlich, daß der für Württemberg berechnete Fehlbetrag des Personenverkehrs von 30 % etwas geringer ist bei den sächsischen und bayrischen Staatsbahnen, und sich bei den übrigen genannten Staatsbahnen noch weiter vermindert. Um wie viel, das könnte eben nur eine nach ähnlichen Grundsätzen aufgestellte Rechnung, wie die Württembergs lehren. Zur Veranschaulichung der in Betracht kommenden hohen Ziffern erwähnen wir nur, daß ein Fehlbetrag des Personenverkehrs der gesamten deutschen Staatsbahnen in der Höhe des für Württemberg berechneten eine Summe von rund 150 Millionen Mark bedeuten würde. Wir halten es für ziemlich wahrscheinlich, daß er in Wirklichkeit etwa die Hälfte dieser Summe erreicht.

Sonach könnte vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus nicht von einer allgemeinen Ermäßigung, sondern nur von einer Erhöhung der Fahrpreise die Rede sein. Wollte man dennoch die erstere fordern, so müßte man nachweisen können, daß das Herabgehen des Preises zu einer solchen Erhöhung des Verkehrs und damit der Einnahmen führt, daß dadurch das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Ausgaben hergestellt würde. Nun lehrt aber, wie wir schon oben angedeutet, eine mehr als fünfzigjährige Erfahrung, daß die durch Fahrpreisermäßigungen infolge der Vermehrung des Verkehrs eintretende Erhöhung der Roheinnahmen zur Deckung des eben dadurch entstehenden Mehraufwands nicht ausreicht. Es hängt dies damit zusammen, daß auf diesem Wege eine bessere Platzausnutzung nicht herbeigeführt werden kann. Diese bleibt je nach der Tages- und Jahreszeit, je nach den einzelnen Strecken und Zuggattungen so überaus ungleichmäßig, daß sie über den schon mitgeteilten durchschnittlichen Prozentsatz nicht hinausgebracht werden kann, wenn sich die Eisenbahn nicht gegen die Klagen der Ueberfüllung oder gar der Nichtbeförderung einfach taub stellen will. Man muß also bei vermehrtem Verkehr die Zahl und die Stärke der Züge vermehren, ein Reihe von Anlagen erweitern und damit die Ausgaben noch stärker steigern als die Einnahmen wachsen. Bei der oben angeführten Untersuchung hat die württembergische Eisenbahnverwaltung unter anderm auch ermittelt, daß eine angenommene Vermehrung der Reisenden ihres Bezirks um 7½ Millionen eine Erhöhung der Betriebsausgaben um 2 Millionen Mark herbeiführen würde. Jene war nach der Berechnung nötig, um nur den Ausfall an Einnahmen zu decken, der durch die beabsichtigte Tarifermäßigung von 3 Pfg. auf 2 Pfg. für das Kilometer III. Klasse sonst eintreten würde.

Will man aber den privatwirtschaftlichen Standpunkt verlassen, so muß man die Herabsetzung der Fahrpreise als eine dringende, große Opfer rechtfertigende Forderung des Gemeinwohls begründen. Wie steht es nun mit dem in allen Tonarten so verlockend geschilderten allgemeinen Volksbedürfnis nach der Verbilligung und damit Vermehrung der Reisen, der Ortsveränderung? Sind nicht die geäußerten Wünsche zum Teil geradezu uferlos? Ist es hier überhaupt möglich, ein bestimmtes Ziel aufzustellen? Unsre Soldaten reisen für 1 Pfg. das Kilometer, unsre Arbeiter für 1⅓ bis 1½ Pfg., die eigentlich unbemittelten Klassen in Preußen-Hessen und Sachsen (IV. Klasse) zu 2 Pfg., das große Massenpublikum der III. Klasse für rund 3 Pfg., die Bemittelten in der II. Klasse für rund 4½ Pfg., die Reichen in der I. Klasse für 6—9 Pfg. das Kilometer. Bei Gesellschafts- und Sonderfahrten, im Abonnements- und Vorortverkehr werden die Preise noch weiter verbilligt. Erwünscht ist es ja, daß die jetzt bestehende große Ungleichheit zwischen Nord- und Süddeutschland beseitigt und entweder die IV. Klasse auch in Süddeutschland eingeführt, oder aber dort ein sich ihr nähernder Preis für die III. Klasse festgesetzt wird, ein Ziel,

wie es ja Baden durch die Einführung der Kilometerhefte auf einem Wege erreicht hat, dessen weitere Beschreitung wir nicht für wünschenswert halten, weil er mit der notwendigen Vereinfachung der Personenverkehrseinrichtungen nicht in Einklang zu bringen ist. Aber für dringend können wir es nicht halten, daß die Beseitigung jener Ungleichheit durch schwere Opfer erreicht wird, die gerade Württemberg am stärksten treffen würden, das ohnehin an dem dargestellten Mißverhältnis mehr krankt als alle andern deutschen Staatsbahnen. Ist es denn wirklich so nötig, daß immer noch billiger gereist wird? Bleiben jetzt ernstlich begründete Reisebedürfnisse wegen der Höhe der Fahrpreise unbefriedigt? Ist nicht auch zu bedenken, daß in einer noch weiter gehenden Verbilligung der Fahrpreise, wie sie namentlich für den Fernverkehr gewünscht wird, ein nicht immer nützlicher Anreiz zu Ausgaben des Vergnügens und des Luxus liegt, die über das Zweckmäßige hinausgehen? Wir glauben, daß in der That durch die modernen Verkehrseinrichtungen der deutschen Reiselust in weitestgehender Weise Rechnung getragen ist. Darin darf selbstverständlich eine rückläufige Bewegung nicht eintreten; erstes Ziel der staatlichen Personenverkehrspolitik muß die Vervollkommnung dieser Einrichtungen sein. Läßt sich daneben infolge weiterer technischer Fortschritte auch eine Verbilligung der Fahrpreise erreichen, desto besser! Wie die Dinge aber liegen, ist vorher das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Personenverkehrs herzustellen.

Daher erscheint der Weg zu erheblichen Personentarifermäßigungen um so länger, als die Forderung nach einer Verbilligung des Güterverkehrs mit viel größerem Recht aufgestellt werden kann. Unsre obigen Darlegungen zeigen, daß die vielen Millionen Mark Selbstkosten, die bei den deutschen Staatsbahnen alljährlich durch die Einnahmen des Personenverkehrs vermutlich ungedeckt bleiben, vom Güterverkehr über seine Selbstkosten hinaus aufgebracht werden. Herabsetzung der Güterfrachten ist aber, wie wir schon anführten, eine Wohlfahrtsfrage von der höchsten Bedeutung. Man kann unsern Satz auch so ausdrücken: zurzeit ist der Güterverkehr zur Deckung der Ausfälle des Personenverkehrs besteuert. Eine Forderung wirtschaftlicher Gerechtigkeit ist es daher, jedenfalls diese Steuer nicht zu erhöhen, eher sie zu vermindern. Wir empfehlen nicht, diese Verminderung durch eine Erhöhung der Personenfahrpreise herbeizuführen, meinen aber, daß, wenn infolge steigender Erträge etwa im allgemeinen eine Minderung der Eisenbahntarife angängig werden sollte, eine solche jedenfalls bei den Gütertarifen einzusetzen hätte, nicht bei den Personentarifen. Diesen Weg einzuschlagen, wird auch wahrscheinlich die allgemeine Wirtschaftspolitik Deutschlands zwingen, denn das lebhafte Verlangen nach Ausbau der Wasserstraßen hat doch seinen tiefsten Grund in dem Bedürfnis nach weiterer Verbilligung des Güterverkehrs; die Eisenbahngüterfrachten werden sich aber der Rückwirkung der billigen Wasserfrachten nicht entziehen können.

Während wir diese Ausführungen niederschrieben, hat sich in der Leitung des Eisenbahnministeriums im führenden deutschen Staat ein Wechsel vollzogen. Es liegt nahe, hier daran zu erinnern, daß der neue preußische Eisenbahnminister in seiner früheren Stellung als Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs eine sehr wichtige und wohlthätige Maßregel des Personenverkehrs durchgesetzt hat, die Ermäßigung des Militärtarifs von $1^1/_3$ auf 1 Pfg. für den Kilometer. Für diese Maßregel wurde von ihm seinerzeit mit Recht angeführt, daß bei den geschlossenen Militärtransporten, um die es sich zunächst handelte, die Platzausnutzung wenigstens in der Richtung der Transporte eine durchaus vollkommene ist und daher infolge der Verringerung der toten Last die Selbstkosten durch einen sehr viel geringeren Einheitspreis gedeckt werden. Man darf daher wohl hoffen, daß in der von dem neuen Minister einzuschlagenden Verkehrspolitik der hier von uns dargelegte Gesichtspunkt des notwendigen Gleichgewichts zwischen Leistung und Entgelt volle Berücksichtigung finden wird.

Litterarische Berichte.

Kleines Tonkünstlerlexikon. Enthaltend kurze Biographien der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Für Musiker und Freunde der Tonkunst herausgegeben von Paul Frank. Zehnte, revidierte und vermehrte Auflage. Geheftet M. 1.60. Leipzig, Carl Merseburger.

Der ungewöhnliche Erfolg dieses Büchleins spricht für seine Brauchbarkeit. Es ist dem Verfasser gelungen, auf einem verhältnismäßig kleinen Raum eine so ungeheure Fülle von Namen und Daten zusammenzudrängen, daß selbst der Fachmann kaum eine Lücke finden wird, um so weniger, als jetzt auch das Ausland sehr ausgiebig berücksichtigt worden ist. Das hat eine Vermehrung des Umfangs um 100 Seiten bedingt, wodurch aber die Handlichkeit des Werkchens nicht beeinträchtigt worden ist. R.

Partituren des Nibelungenrings. Von Wagner. Mainz, Schotts Söhne.

Zu erstaunlich billigem Preise hat der Mainzer Wagnerverlag nunmehr den ganzen Ring in Payne-Format erscheinen lassen; der Stich ist ungemein klar und übersichtlich. Wir nehmen von dieser Thatsache Notiz, weil sie ohne Zweifel in der gerechten Beurteilung Wagners einen Markstein setzen wird. Die Partituren waren bisher nur auf Umwegen zugänglich; der Anschaffungspreis überstieg das Können, der allermeisten Sterblichen. Mit der Verbreitung billiger Partiturausgaben wird das Verständnis für die wirkliche Größe Wagners bedeutend erleichtert, und allen Auslassungen, die ohne Anhalt ins Blaue hinein fabulieren, ist die Spitze abgebrochen. Bald sollen Meistersinger und Parsifal in gleichen Ausgaben folgen, und hoffentlich lassen sich auch die andern Wagnerverleger dazu bestimmen, vor 1913 ihre Rechte durch billige Partituren auszunutzen. Dr. K. Gr.

Gedichte. Von Elimar v. Monsterberg-Müncenau. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig. 1902. M. 2.—

Vorstehende Gedichte, die Ihrer Majestät der Königin von Württemberg gewidmet sind, haben eine junge Dame zur Verfasserin. Seit dem Jahr 1897 hat sie in der „Romanzeitung", „Romanbibliothek", in „Ueber Land und Meer", in den „Fliegenden Blättern" u. a. O. lyrische Produkte veröffentlicht. Hier legt sie uns ihre erste Sammlung vor. Der Gesamteindruck, den Referent bei der Lektüre gewonnen hat, ist ein trefflicher. Fräulein M. ist außerordentlich sprach- und formgewandt. In ihren Gedichten steckt echte Poesie. Deren Grundton ist frohe Lebenslust (vergl. S. 62) gepaart mit tiefem Ernste. Ganz besonders aber charakterisiert sie ein starker männlicher Geist, der gar oft unsre Bewunderung erregt. Diese Eigentümlichkeit ist wohl auch schuld, wenn sie gegen ihr eignes Geschlecht nicht ganz gerecht ist (S. 126 f.); wir möchten ihre Mitschwestern dagegen in Schutz nehmen. Im übrigen wünschen wir der Verfasserin Glück zu ihren Gedichten und hoffen, bald noch mehr von ihr zu hören. E. M.

Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler. Von David Koch. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 3.

Der Frankfurter Meister, der dem deutschen Volke die Kunst eines Ludwig Richter lebendig erhalten und weiter ausgebildet hat, ist in weiteren Kreisen nicht so bekannt geworden, wie es seine echt deutsche, zugleich tiefsinnige und feinfühlige Art wohl verdient hätte. Er hat es meist verschmäht, bei dem lauten Markt der Ausstellungen, auf dem heute die künstlerischen Werte geprägt werden, mitzuthun, und seine in der Oeltechnik immerhin etwas spröde Darstellungsweise hätte auch kaum in einer Zeit, wo koloristische Kniffe als höchste Offenbarungen der Kunst gefeiert werden, auf Beachtung rechnen dürfen. Trotzdem hat er eine andächtige, wenn auch kleine Gemeinde um sich versammelt, und es hat ihm auch nicht an Aufträgen für kirchliche Malereien gefehlt. Ueber den ganzen Umfang, die Tiefe und die Vielseitigkeit seines Könnens sind wir erst jetzt durch die mit großer Liebe geschriebene Biographie Kochs aufgeklärt worden. Neben Richter haben auch M. v. Schwind und Steinle auf Steinhausen eingewirkt. Diese Einflüsse hat er aber in langem ehrlichen Ringen verarbeitet und sich zu einer künstlerischen Persönlichkeit aufgeschwungen, die zwar nicht stark und groß ist, aber doch durch ihren das Milde, Ruhige und Anmutsvolle bevorzugenden Charakter einen sehr erwünschten Ausgleich zwischen Extremen bildet. A. R.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VI. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Aßmann, W., Geschichte des Mittelalters von 375 bis 1517. Dritte, neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. L. Viereck. III. Abteilung, erste Lieferung: Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters (Deutschland, die Schweiz und Italien). Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 1.—

Auerbach, Prof. Dr. Felix, Die Weltherrin und ihr Schatten. Ein Vortrag über Energie und Entropie. Jena, Gustav Fischer. M. 1.20.

Bassenge, Dr. Edmund, Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Dresden, Holze & Pahl, vorm. E. Pierson.

Bernstein, Dr. Julius, Die Kräfte der Bewegung in der lebenden Substanz. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Birt, Theodor, Griechische Erinnerungen eines Reisenden. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 3.60.

Björnson, Björnstjerne, Mutters Hände und andere Erzählungen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Broch. Band 48 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Bleibtreu, Karl, Aspern. Eine Schlachtdichtung. Mit Illustrationen von Ed. Thoeny. München, Albert Langen. M. 5.—

Bodmann, Emanuel v., Neue Lieder. Mit Buchschmuck von Th. Heine. München, Albert Langen. M. 3.—

Boncke, Ewald A., Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin, Emil Felber. M. 5.—

Boy-Ed, Ida, Fanny Förster. Roman. Zweite Auflage. Band 22/23 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Carlyle, Thomas, Socialpolitische Schriften. Aus dem Englischen von Friedrich Bremer und Paul Seliger. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand. M. 10.—

Collin, Chr., Björnsons „Ueber unsre Kraft" und die griechische Tragödie. München, Albert Langen. 75 Pf.

Destinn, Emmy, Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, Carl Duncker's Verlag. M. 4.—

Dorys, Georges, Abdul-Hamids Privatleben. Mit einem Vorwort von Pierre Quillard. Einzige berechtigte Uebersetzung, mit Illustrationen und einem Faksimile der Handschrift des Sultans. München, Albert Langen.

Greif, Martin, Schillers Demetrius. Das Fragment dazu, ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 1.—

Hagen, Edmund v., Neuer Hinweis auf die wissenschaftlich-litterarischen Arbeiten des Philosophen Edm. v. Hagen. Berlin, im Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—

Herre, Dr. Paul, Europäische Politik im Cyprischen Krieg 1570 bis 1573. I. Teil: Vorgeschichte und Vorverhandlungen. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

Holm, Mia, Mutterlieder. Wohlfeile Ausgabe. München, Albert Langen.

Ignotus, Der neue Plan für das juristische Studium in Preussen und seine Bedeutung für die Zukunft der Universitäten. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 80 Pf.

Jensen, Wilhelm, Brandenburg'scher Pavillon hoch! Eine Geschichte aus Kurbrandenburgs Kolonialzeit. Berlin, Emil Felber. M. 2.50.

Jensen, Wilhelm, Die Rosen von Hildesheim. Roman aus der Stauferzeit. Zwei Bände. Berlin, Emil Felber.

Jung, Harry, Hermann Sudermann. Minden i. W., C. Marowsky. 60 Pf.

Kluge, Dr. med., Männliches und weibliches Denken. Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Halle, C. Marhold.

Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg. Band I: Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung. Von Prof. Dr. Th. Achelis. — Band II: Die Bodenreform. Von Adolf Damaschke. — Band III: Wir und die Humanität. Von Alfred Klaar. Berlin, Joh. Räde. Abonnementspreis auf 6 bis 8 Bände pro Jahr M. 2.— pro Band; Einzelpreis M. 2.50.

Landen, Artur, Lodernde Gluten. Lieder der Liebe. Berlin, Meusser & Messer.

Leffler, Anna Charlotte, Sonja Kowalevsky. Aus dem Schwedischen. Band 20 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Lenaus sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von O. F. Gensichen und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.—

Lenau, Nikolaus, Ausgewählte Dichtungen. Halle, Herm. Gesenius.

Maupassant, Guy de, Unnütze Schönheit und andere Novellen. Aus dem Französischen. Band 47 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Mayer, Dr. F. Arnold, Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen. I. Band. Wien, Wilh. Braumüller. Gebunden M. 10.—

Meyers Volksbücher. Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Zwei Bände (Nr. 1311/19 und 1320/28). Mit 78 Abbildungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Pro Band 90 Pf.

Morandi, Luigi, Die Erziehung Victor Emanuels III. Erinnerungen. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Fr. Noack. Mit 10 Abbildungen. Rom, Loescher & Co. M. 3.—

Muellenbach, Ernst. Maria. Roman. Berlin, Emil Felber. M. 4.—

Neurath, Dr. Wilhelm, Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge. Geschichtliche und letzte eigene Forschungen. Herausgegeben von Prof. Dr. E. O. v. Lippmann. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 3.60.

Nitsch, Harry, Dummheiten. Lachende Märchen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Offermann, Alfred Frhr. v., Das Verhältnis Ungarns zu „Oesterreich". Wien, Wilh. Braumüller. M. 4.20.

Paalzow, Dr. Hans, Zur Polenfrage. Der Gebrauch der polnischen Sprache in politischen Versammlungen. Die polnischen Postadressen. Zwei Rechtsgutachten. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.60.

Paul, Adolf, Heroische Komödien. Erste Folge: David und Goliath. Der Fall Voltaire. Der Tiger. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Perfall, Anton v., Die Hexe von Norderoog. Novelle. Band 50 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 13. 15 Juillet 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Ruge, Prof. Dr. S., Columbus. Zweite Auflage. Band 5 von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.40.

Sauer, Dr. Arthur, Der alte und der neue Glaube. Dritter Teil der Triologie: „Götter- oder Menschendienst". Leipzig, Max Sängewald.

Sauer, Emil, Meine Welt. Bilder aus dem Geheimfache meiner Kunst und meines Lebens. Stuttgart, W. Spemann.

Schlossar, Richard, Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Schuster, Dr. Georg, Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. 1. Lieferung. Erscheint in 12 Lieferungen à M. 1.—. Leipzig, Th. Leibing.

Seydl, Dr. Ernst, Also sprach Zarathustra. Eine Nietzsche-Studie. Heft 9 der „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Briefe 2 bis 4. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Spohr, Wilhelm, Multatuli. Auswahl aus seinen Werken. Aus dem Holländischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C Bruns' Verlag.

Spohr, Wilhelm, Multatuli. Liebesbriefe. Aus dem Holländischen. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Sternheim, Carl, „Fanale!" Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Stoß, Hermann, Sehnsucht. Tagebuchverse aus der Jugendzeit. Berlin, Wilh. Möller.

Svoboda's Leben und Werke. Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände. Von Dr. Ed. Lessen. Leipzig, C. G. Naumann.

Szczepanski, Paul v., Eigene Geschichten. Vier Novellen. Zweite Auflage. Band 21 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Szczepanski, Paul v., Moderne Raubritter. Roman. Zweite Auflage. Band 24/25 der Romansammlung „Deva". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Tophoff, H., Die Rechte des deutschen Kaisers. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. Stuttgart und Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 50 Pf.

Tschechoff, Anton, Schatten des Todes! Erzählung. Deutsch von K. Holm. Band 51 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Völker der Erde, Die. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 12. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 5 u. 6. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Weltrich, Richard, Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Wickström, Victor H., Was Jesus in Oestersund erlebte. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Berlin, Ernst Hoffmann & Co. M. 1.80.

Wiesengrund, Dr. B., Die Elektrizität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 54 Abbildungen. Für jedermann verständlich kurz dargestellt. 5. Auflage, teilweise bearbeitet von Prof. Dr. Russner. Frankfurt a. M., M. H. Bechhold. M. 1.—

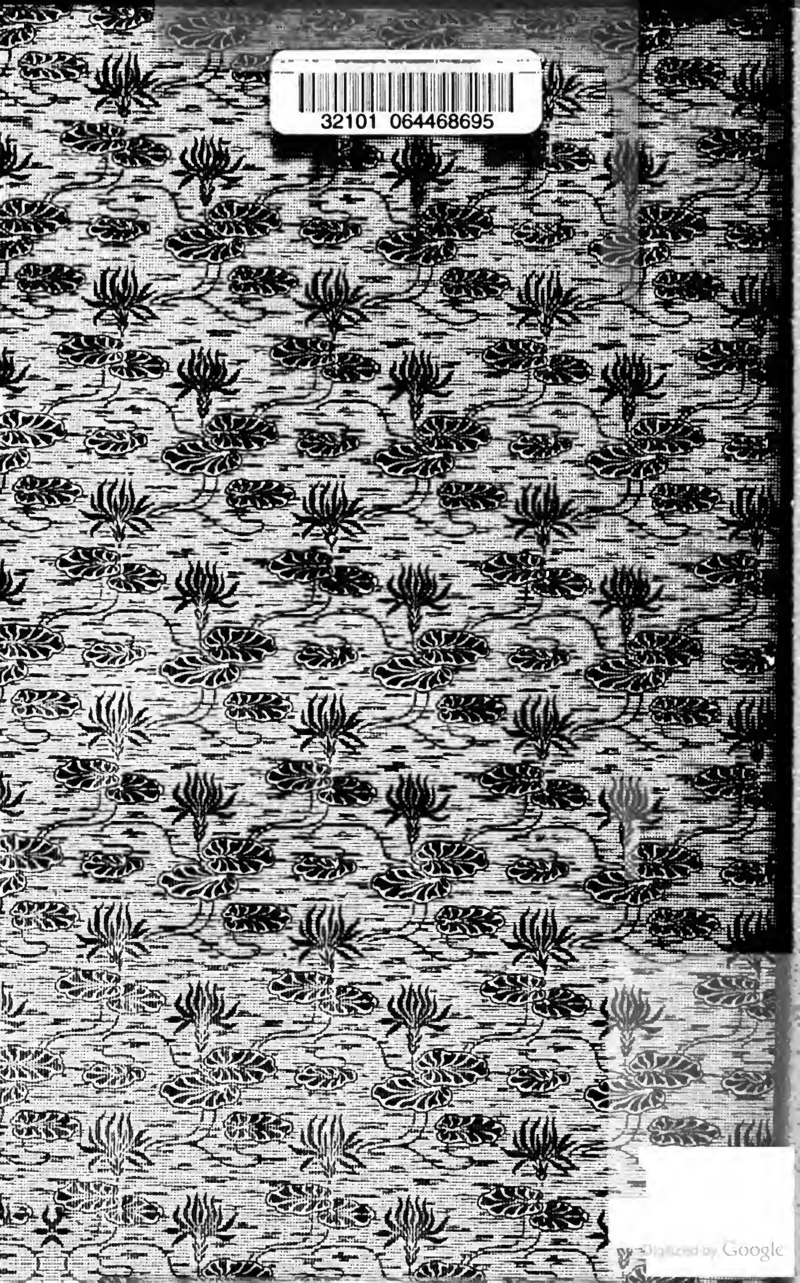
Zola, Emile, Ein Bad und andere Novellen. Aus dem Französischen. Band 49 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.


32101 064468695
Digitized by Google

